GLOBUS

Digitized by Google

Globus. G5 v.46

590036

G1
G5
v.46

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.
This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed. Renewals only:
Tel. No. 642-3405
Renewals may be made 4 days prior to date due.
Renewed books are subject to immediate recall.

JUL 27 1972 44

REC'D LD JUL 13 '72 -3 PM 5 9

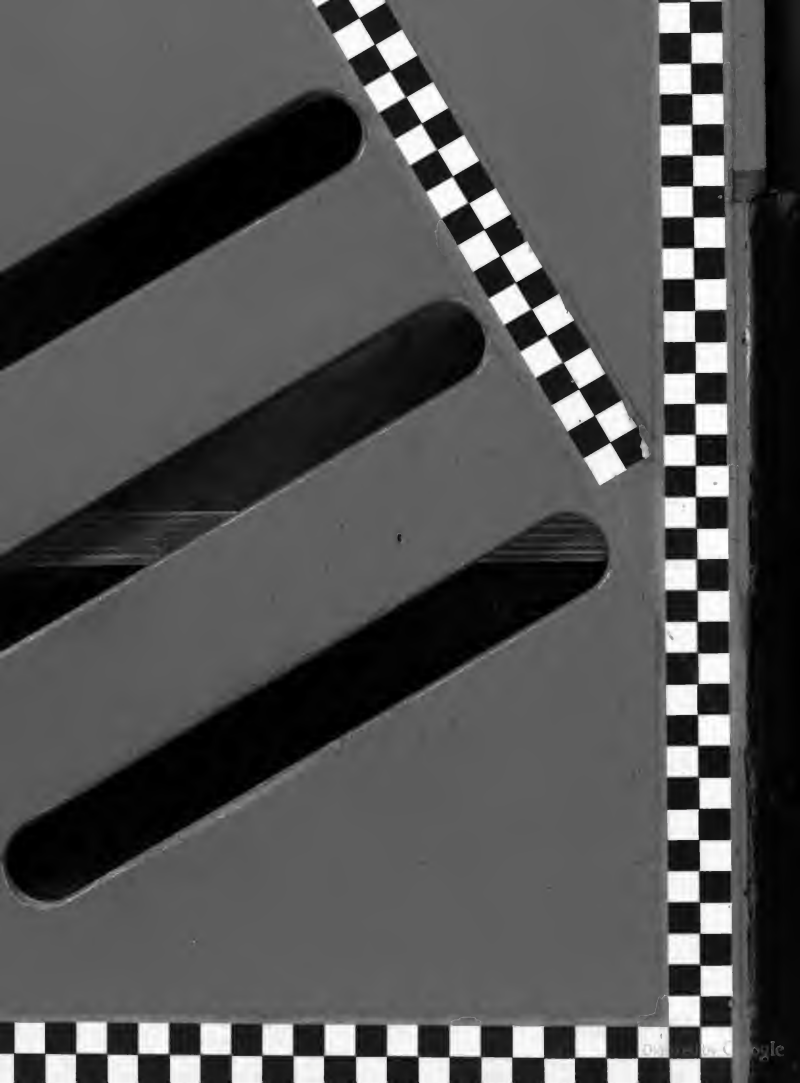
LD21A-60m-8,'70
(N8837s10)476—A-32

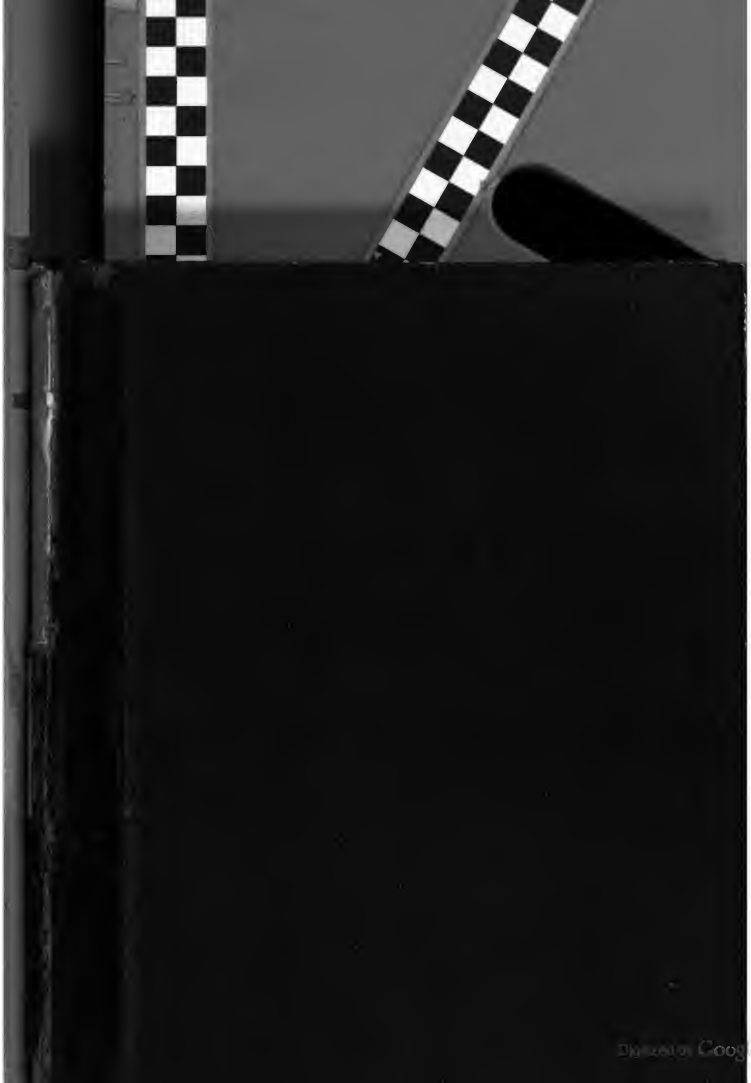
General Library
University of California
Berkeley

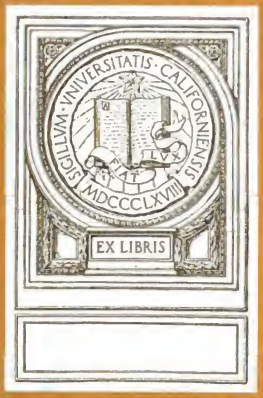
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google




Digitized by Google


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Globus.

XLVI. Band.

Digitized by Google

Globus.

Illustrirte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Sechsundvierzigster Band.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1884.

Digitized by Google

UNIV. OF
CALIFORNIA

G1
G5
V.46

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Deutsches Reich. Melibokus, Berg an der Bergstraße, richtiger Malchen. Von Dr. F. A. Finger 14. Zur Volkskunde von Thüringen 31. Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich 174. Aufhören einer Ortsschaft in der Uckermark 255. Die Kosmographische Gesellschaft in Nürnberg 303.

Oesterreich-Ungarn. Reise von Essegdurch einen Theil Sirmiens. Von Ernst Kramberger 7. 27. 44. 151. 166. 182. 201. Steinfischerei in Kärnten 16. Sanitätsverhältnisse in Ungarn 94. Schiffahrt auf dem Bodensee 109. Der projectirte Donau-Oder-Canal 125. Bergbau in Bosnien 125. Physikalisch-statistischer Atlas von Oesterreich-Ungarn 224. Fortschritte in Bosnien 383.

Schweiz. Arbeiten im Rhonebette zu Genf 15.

Dänemark. Die Kohlenlager auf den Färöern 205. Neue Insel bei Island 383.

Skandinavien. Schwedens Bevölkerung. Von W. Finn 78. Die Küstenbevölkerung Norwegens 125. Fluthmessungen an der schwedischen Küste 158. Gletscherermessungen in Schweden 271. Hebungserscheinungen bei Piträ 271.

Belgien. Der Hafen von Antwerpen 109.

Großbritannien. Hebung des geographischen Unterrichts 15. Schiffskanal zwischen Edinburg und Glasgow 255. Neue geographische Gesellschaften 303.

Frankreich. Petiguelten in Corsica 95. Wasserstraßen 110. Wüste 174. Weinimport in Bordeaux 174. F. v. Hellwald's „Frankreich in Wort und Bild" 208. Wissenschaftliche Missionen 208. Gletscherersscheinungen in den Pyrenäen 271.

Italien. Großgriechenland. Von W. Kobelt 230. 246. 247. 263.

Spanien. Der Albufera-See bei Valencia 63. Pyrenäenbahn 80.

Portugal. Streifzüge in Portugal. Von Spiridion Gopcevic 283. 301.

Griechenland. Eisenbahnen und Kabel 110. Eine Reise in Griechenland. Nach Henri Belle 129. 145. 161. 177. Wahrthum der Stadt Athen 158. Neue Eisenbahnen 256. Der Handel in Thessalien 285.

Montenegro. Straßenbau und Regulirung von Städten 271.

Serbien. Quecksilberlager bei Schuppianena 285.

Rumänien. Statistisches 285. Auswanderung von Deutschen aus der Dobrudscha 285.

Rußland. Dr. Michow über die ältesten Karten von Rußland 48. Anthropologische Gesellschaft in St. Petersburg 112. Die Insel Jeretike 267. Die Anfangsstrecke der sibirischen Eisenbahn 286.

Asien.

Meteorologische Beobachtungen im westlichen Stillen Ocean 93.

Russisches Asien. Sibirien. Der Obabusen 286. Der Postverkehr 286. Von der meteorologischen Station Sagastyr 303. Flüchtlinge aus Sachalin 303. Eine Fahrt auf dem Flusse Amgun 310. Sibiriakow's diesjährige Expeditionen nach Sibirien 334. Naturwissenschaftliche Gesellschaft in Wladiwostok 335. Adrianow's Forschungsreisen im Altai 382.

Transkaspisches und Mittelasiatische Gebiete. Die Russen in Merw 15. Neueintheilung von Turkestan 32. Regel in Merw 32. Der neue Weg zwischen dem Kaspischen Meere und Araxes 95. Städtenamen bei Samarkand und Namangan 125. Verlängerung der transkaspischen Eisenbahn 224.

Kaukasien. Einfluß der Russen auf die Kultur 368.

Türkisches Asien. Ramsay's Untersuchung von Kappadokien 15. Anzahl der Juden in Jerusalem 110. Bevölkerung von Brussa 140. Die Einnahmen Cyperns 141. Die deutsche Ackerbaucolonie Sarona 286.

Arabien. Euting's Reise in Central-Arabien 107. Huber's Reise 141. Huber's Ermordung 239. Doughty's Karte 303. Glaser über das Insurrectionsgebiet in Südarabien 351.

Iran. Die Hamir-Expedition im Jahre 1883 77. Festsetzung der Nordgrenze Afghanistans 95. Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien 193. 209. 225. 241. 257. 273. 289. 305. Die Kommission zur Festsetzung der afghanischen Nordgrenze 208. Nordpersiens Handel mit Rußland 271.

Türkische Chanate. Telegraphenlinie nach Buchara 191. Der neueste centralasiatische Reisende. Von H. Vambéry 331. 345.

Britisch-Indien. Wander- und Zigeunerstämme im nordwestlichen Indien (Banjhchab). Von Emil Schlagintweit 55. 71. Die Volkssprachen 95. Papierfabrikation 110. Die Sabanfrisgabsieder 110. Opium in Atjeh 110. Graham's Bergbesteigungen im Himalaja 126. Eisenbahnbau und Getreidehandel in Englisch-Indien 139. Beitrag zur Beurtheilung der Ostindischen Kulturfrage. Von Hugo Schanz 169. 185. Mädchenerziehung 271. 304.

Hinterindien. Rückkehr des Dr. Néis 32. Das Verhältniß der Malaien zu den Engländern 63. Kambodja französisch 95. Die Reise des Dr. Néis im Lande der Laos 106. Handelsbeziehungen 110. Der obere Perakfluß 126. Holt-Hallett's Reise durch Nord-Siam 126. Telegraph in Siam 126. Aufnahmen am oberen Songkoi 191. Wie man in Siam die Armen begräbt. Nach G. Bock 206. Bnom-Penh, die Hauptstadt von Kambodja 269. Das Bergvolk in Tongking und Annam 271. Der Handel von Französisch-Cochinchina 271. Der Hafen Chantabun 336.

China mit Basalienhaaren. Eröffnung der Bergwerke von Jünnan 15. Eisenbahnbau 126. Prshewalski's neuestes Reisewerk 126. Kelung auf Formosa und seine Kohlenminen 175. Kriegerische Stimmung in Canton 191. Die Kaiping-Kohlengrube und die erste Eisenbahn in China 223. Prshewalski's neue Reise 239. 355. Potanin's Reise 239. Die Ziffer der Bevölkerung Chinas 281. Tagleib in Jarkand 287. Abnahme der Ausfuhr von Thee und Seide 287. Musik und Gesang bei den Chinesen. Von Emil Metzger 376.

Korea. Das Klima von Korea 63. Koreanische Gesetze 108.

Japan. Der Handel Japans mit Korea 93. Junker von Langegg's Japanische Theegeschichten 287.

590036

Digitized by Google

Andere Inseln. Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen 1. 17. 33. 49. 321. 337. 353. 369. Die Vogelnesthöhlen von Gomantan auf Nord-Borneo 31. Marche auf Palawan 32. Eisenbahn auf den Philippinen 110. Korthals über Kralatau 111. Tramway und Malerakademie in Manila 141. Fortschritte der Spanier auf Palawan 141. Verwaltung und Handel in Brunei 154. Sprichwörter der Malaien 175. Die Insel Bastian. Von F. Blumentritt 188. Dr. Hagen's zweite Reise zu den Battas 287. Genußsame Todesfälle in Niederländisch Indien 336. Guttapercha-Bäume in Niederländisch-Indien 336. Neue Veränderungen in der Sundastraße 351.

Afrika.

Buonfanti's Reise durch Nord-Afrika 95. Die Secte der Senussie 265. 279. Das westafrikanische Kabel 320.

Marokko. Dr. Foucault's Reise 111. Nimenez am Mutuja 191. Die Provinz El Reich des Sultanats Marokko. Nach dem Spanischen des Don Trodoro de Cuevas 236. 251. Skizzen aus Algerien. Von W. Kobelt. 1. Nach Bogbar 298. 315.

Algerien. Verwendung von Eingeborenen zu Forschungsreisen 175.

Tunesien. Verbesserungen in Tunis. Wissenschaftliche Gesellschaft in Kef 240.

Sudan. Buonfanti's Reise 95. 141. Flegel's letzte Reise und Rückkehr nach Europa 271.

Aegyptisches Reich. Schweinfurth im Fajum 95. Bündniß mit Abessinien 95. Italiens Interessen 111. Verkehr im Suezkanal 1885 141. Traurige Zustände in Harrar 158. Englische und französische Annexionen 351.

Abessinien. Französische Beziehungen zu Schoa 351.

Ostafrika. Die italienische Kolonie Assab 16. Die Bwocano-Galla 47. Thomson's Reise durch das Masailand 63. Kammel's Expedition nach Harrar 64. Obock 109. Johnston nach dem Kilimandscharo 111. 224. Katholische Mission in Mirambo's Reich 111. Die Totalthür im Aberglauben der Galla 175.

Seengebiet. Vulkanische Produkte vom Russisee 101. Serpa Pintos nach dem Nyassa- und Tanganikasee 288.

Inneres. Dr. Pogge's letzte Jahre in Afrika 123. Vertrag des Kapitän Hanssens mit den Bangala 127. Portugiesische Reise zum Muata Jamwo 141. Ein Tom-Tam der Baiele 189. Die Schulz'sche Expedition nach dem südlichen Kongobecken 224. Weber's Expedition nach dem oberen Kongo 288.

Süden. Deutsche Expeditionen von Angra Pequeno aus 16. 158. Angra Pequena nach der Schilderung des Kapitäns Richenden 95. Belaburg des unteren Limpopo 111. Schulz nach dem Zambesi 112. Englische Annexionen 112. 239. Reise nach der Delagoabai 127. Portugiesisch im Zululande 176. Paiva d'Andrada nach Sofala 191. Annexionen 239.

Westen. Portugiesische Expedition in der Provinz Mossamedes 16. Büttikofer's Bericht über Liberia 40. 57. 75. 87. Leichenbestattung der Bayanji 112. de Brazza's Expedition 141. Brandon Kirby über das Aschantitreich 142. 191. Bimbia am Camerungebirge 157. Menschenfresserei der Jalah 159. Die Tibaroas 159. Zuflüsse des Kongo 175. Liebe der Herero zum Vieh 191. Die Duallaneger am Camerunfluß 207. Englische Annexionen im Nigerdelta 208. 253. Westafrikanisches 253. 268. Das Camerungebiet und die Küste südlich davon 254. Die Association Internationale und ihre Angestellten 256. 284. Europäische Expeditionen im Meerbusen von Guinea 255. Das Gebiet von Groß- und Klein-Popo 268. Deutsche Amerikaner 269. 288. Flegel's Rückkehr vom Niger 271. Betreibung amerikanischer Missionare aus Bibe 351. Flamin's Tod 351. Johnston's Werk über den Kongo 352. Nachrichten aus Cameroun 352. Hanssens' Fahrt nach dem oberen Kongo 384. Koanga-Expedition 384.

Inseln. Fernando Póo und die spanischen Besitzungen im Golf von Guinea 64. Von den Gabverdischen Inseln nach Bolama. Von Richard Oberst 121. 137. Die Pinkadreas von Groß-Canaria 240. Amerikanischer Handel mit Madagaskar 256. Keller nach Madagaskar 288. Handbuch für Madeira 384.

Australien.

Wollexport 128. Export von gefrorenem Fleische 142. Unterstützte Einwanderung und Arbeitsmangel 142. Bevölkerungszahl 384.

Südaustralien. Perlmuscheln bei Port Darwin 64. Spiele der Nordaustralier 127. Staatsschulden 142. Das Land am Mc Arthur-Flusse 142. Bohrversuche beim Lake Eyre 143.

Victoria. Statistisches 159. Kohle 159.

Neu-Süd-Wales. Hafenplage 159. Goldfund 352.

Queensland. Mulligan nach den Mc Kinlay Ranges 143. Zuckerplantagen 336.

Inseln des Stillen Oceans.

Europäische Kolonien. Der Maorikönig nach England 80.

Neu-Guinea. Die Einwohner nicht als Landarbeiter zu gebrauchen 64. Forbes nach Neu-Guinea 143. Neuere Nachrichten 143. Englisches Protektorat 143. Die Mission im niederländischen Theil von Neu-Guinea 256. Englisches Urtheil über die letzten Expeditionen 272. Zweite Expedition des „Merbourne Argus“ 272. Steinmetzel 272. William's Reise 288. Neue Reiseprojekte 288. Englische Annexion der Südküste 304.

Das übrige Melanesien. Einheimisches Geld in Neubritannien 143.

Polynesien. Die Deutschen auf Hawaii 304.

Nordamerika.

Semler, Das Reisen nach und in Nordamerika 16. Kapitän Jacobsen's Reise an der Nordwestküste Amerikas 320. 360. Amerikanische Völkerverwandtschaften 320.

British-Nordamerika. Eskimos und Settlers in Labrador 16. Die Eisenbahnfrage in British-Columbia 256. Meteorologische Stationen in der Hudsonsstraße und Hudsonsbai 353.

Vereinigte Staaten. Die skandinavische Einwanderung 96. Abnahme des großen Büffels 128. Sweet und Knox, Humoristische Reise durch Texas 143. Der neue Vulkan Bogoslow oder Grewingk bei Alaska 244. Die Terpentinindustrie im Süden der Vereinigten Staaten 348.

Mexiko. Die Schienenbahn von Tehuantepec 16. Eine Reliquie aus Montezuma's Zeit 46. Peters Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen 65. 81. 97. 113. Hesse-Wartegg's archäologische Reise 96. Deutsche Einwanderung für Mexiko gelegt 256. Das Eisenbahnnetz 288. Neue Generalkarte 288.

Centralamerikanische Staaten. Völker und Sprachen in Guatemala 270.

Südamerika.

Hugo Zöller's Pampas und Anden 176.

Colombia. Fortschritte am Panamakanale 144.

Venezuela. Die Venezolanische Bergbaugesellschaft El Callao 79. Asphaltminen und Petroleumquellen 159. Dr. Siewers nach der Cordillere von Merida 288.

Digitized by Google

Guiana. Unter den Indianern von Guiana 11. 23.
Brasilien. Brasilianische Kirchenfeste. Von O. Canstatt 60. Baumwoll-Industrie 160. Untersuchung der Sambakis 160. Brasilianischer Salzgewinnung. Von O. Canstatt 173. Die Expedition des Dr. von den Steinen 336. Der jetzige Stand der Eisenbahnfrage. Von W. Breitenbach 380.
Bolivia. Neue Handelsstraße nach Bolivia 176.
Argentina. Die Lasserre'sche Expedition 144. Untersuchung des Pilcomayo 160. Moreno's wissenschaftliche Reise 160. Landspekulationen 192.
Peru. Die Zukunft Perus 192.

Polargebiete.

Meteorologische Beobachtungen auf Nowaja Semlja 48. Das Ende der Greely'schen Nordpolar-Expedition 94. Weiteres über die Greely-Expedition 219. Russisches Projekt zur Erreichung des Nordpols 112. Sibiriakow's Fahrten nach dem Jenisei 144. Trümmer der „Jeannette" 176. 320. H. Abbes, Die Eskimos des Cumberlands-Sundes 198. 213. Neue Projekte 288. Die Resultate der Greely-Expedition 219. Die Ueberwinterung der dänischen Expedition zur Erforschung der Ostküste von Grönland. Von V. Garde. (Deutsch von W. Finn) 233. Reise der „Fylla" an der grönländischen Westküste 240. Die Eisverhältnisse im Polarmeere im Sommer 1884. Von W. Finn 254. Die deutsche Nordpolar-Expedition nach dem Cumberland-Sunde. Von H. Abbes 294. 312. 320. 343. 365. Boas' Rückkehr 352.

Oceane.

Die hydrographischen Vermessungen der Engländer im Jahre 1883. 349.

Vermischte Aufsätze und Mittheilungen.

Ethnologisches. Steinhockerei 16. 144. 320. Eine Einleitung in die Kulturgeschichte 133. Die Metalle bei den Naturvölkern 155. Die Grundlagen des Rechts. Von Richard Andree 203.
Vermischtes. Zur Geschichte des Eisens 119.

Vom Büchertische.

J. Nordmann, Unterwegs 63.
Europäische Wanderbilder 64. 158. 255.
Bastian, Indonesien 80.
Prjshewalski, Reisen in Tibet 126.
Chavanne, Carte de l'Afrique Equatoriale entre le Congo et l'Ogooué 127.
Bastian, Allgemeine Grundzüge der Ethnologie 128.
Tylor, Einleitung in das Studium der Anthropologie und Civilisation 133.
O. Hübner, Geographisch-statistische Tabelle aller Länder der Erde 144.
R. Andree, Die Metalle bei den Naturvölkern 155.
Büttner, Das Hinterland von Walfischbai und Angra Pequena 158.
Rauber, Urgeschichte des Menschen 160.
Hölzel's Geographische Charakterbilder 192.
Richthofen und Supan, Charakterbilder zur Länderkunde 192.
J. Lipp, Angra Pequena und Groß-Namaland 240.
J. Golovadzki, Geographisches Lexikon der west- und südslavischen Länder 285.
Ploß, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde 318.
W. Werner, Das Kaiserreich Ostindien und die angrenzenden Gebirgsländer 335.
Rostschny, Das asiatische Rußland 368.
v. Tröltsch, Fundstatistik der vorrömischen Metallzeit im Rheingebiete 382.

Biographisches, Personalien.

Todesfälle und Nekrologe: Huber 239. Flamini 351.

Becker 288. Boas 352. Brandon Kirby 142. de Bunge 141. Büttikofer 40. 57. 79. 87. Buonhausi 95. 141. Capelle 16. De Carvalho 141. Culbing 126. Dalgleish 287. Doughty 303. Ebellell 288. Ehrenreich 160. Euting 107. Falkberg 160. Farenc 142. Flegel 271. Forbes 143. De Foucault 111. Glaser 351. Goldie 143. Graham 126. Hagen 287. 288. Hanssens 176. 384. Von Hesse-Wartegg 96. Holt-Hallett 120. Hopgaard 208. Huber 141. Johnsten 111. 124. Joens 16. Kammel 64. Keller 288. Kerlhali 111. Lasserre 144. Sir H. Low 126. Lumsden 208. Marche 32. Mañani 384. Melville 208. Michow 48. Moreno 160. Moser 331. J. von Müller 158. Mulligan 143. Reis 32. 106. Paiva D'Andrada 191. Passavant 256. 352. Paulitschke 64. Petitot 320. Pohle 159. Polanin 239. Prshewalski 239. 335. Rackwitz 32. Ramsay 15. Regel 32. Von Rogojinski 256. 352. Aurel Schulz 112. Schweinfurth 95. Serpa Pinto 288. Sibiriakow 144. 286. 334. Siewers 288. Soleillet 351. Stanley 175. Von den Steinen 336. Sperenius 271. Thomson 63. Williams 288. Ximenes 191.

Verfasser

(auch von übersetzten und herübergenommenen Artikeln).

H. Abbes 198. 213. 294. 312. 320. 343. 365.
R. Andree 203. 318.
F. Blumentritt 188.
W. Breitenbach 380.
E. Bock 206.
O. Canstatt 60. 173.
T. de Cuevas 236. 251.
F. A. Finger 14.
W. Finn 78. 239. 255.
V. Garde 233.
Sp. Gopčevic 283. 301.
A. Greeff 121. 137.
E. Kramberger 7. 27. 44. 151. 166. 182. 201.
W. Kobell 220. 230. 247. 263. 298. 315.
E. Metzger 376.
O. Schanz 160. 185.
E. Schlagintweit 55. 71.
H. Wambery 331. 345.

Illustrationen.

Europa.

Slavonien.

Uebergang über die Buka bei hohem Wasserstande 7.
Weg aus der Frusca-gora hinab zur Donau 9.
Glockenstuhl der Katholiken in Opatovac 10.
Bethaus des Popoten Bud Brantović in der Kirche zu Slankamen 167.
Bewohntes Erdloch in Slankamen 168.
Bauermädchen aus Čalma im Festkleide 184.

Griechenland.

(Welle's Reise.)

Das Thal des Alpheios 130.
Die Ruinen von Olympia 131.
Typen und Trachten aus dem Thale von Olympia 132.
Kirchenruine bei Gis 146.
Frau aus Lala 147.
Albanesin aus Morea 147.
Kirche unweit der Ruinen von Psophis 148.
Das Kloster Megaspilion 149.
Thal bei Megaspilion 150.
Aussicht auf den Werdruben von Korinth mit dem Parnaßos im Hintergrunde 162.
Der Stymphalosee 163.
Seeleute von den Kykladen 164.
Tinos 165.
Die Kaimeni bei Santorini 178.
Der innere Steilabfall von Santorini 178.
Seemann von Kos 179.
Ein Sphafiote 180.
Kretische Küste 181.

Digitized by Google

Asien.

Giljaken vom Amur 311.

Persien.

(Dieulafoy's Reise.)

Der Meidan-i-Schah in Ispahan 194.
Musikanten, den Aufgang der Sonne begrüßend 195.
Barbalie der Medschid-i-Schah 196.
Ein Mahlzahn aus der Medschid-i-Schah 197.
Der Mirhab in dem vom Chalifen Almansur erbauten ältesten Theile der Medschid-i-Dschume 210.
Die Medschid-i-Dschume in Ispahan 211.
Porträt eines Sejid von Ispahan 242.
Schirin-Chanum, erste Frau des Sejid Mohammed Hussein 218.
Aeußere Bekleidung einer Mogul-Moschee 226.
Ainal Chaneh (Haus der Spiegel) 226.
Die Brücke Hassan Beg 227.
Untertheil der Brücke Hassan Beg 228.
Straße in der Vorstadt Abbas Abad 229.
Die Scherifian-Brücke 230.
Dieulafoy's Karawane in Ispahanek 242.
Nach Bombay auswandernde Armenierinnen 243.
Ansicht von Jezdechast 244.
Der Mustiani der Karawane 245.
Händler mit Angoraziegen 246.
Sohn des Statthalters von Abâde 258.
Bachtijarifrauen 259.
Der Derwisch mit dem Tigerfell 260.
Denkmal des Kyros 261.
Gabri-Maderi-Suleiman, das Grab des Kyros 262.
Gabri-Maderi-Suleiman nach der Rekonstruktion Dieulafoy's 274.
Façade eines Grabes unterhalb des Tachti-Kadri-Suleiman 275.
Die Felsgräber von Naksch-i-Rustam 276.
Der Triumph Schapur's 277.
Sassanidisches Relief 278.
Die Feueraltäre von Naksch-i-Rustam 280.
Gesammtansicht von Tacht-i-Dschamschid 291.
Geflügelte Stiere vor der Thorhalle des Xerxes 292.
Südlicher Portikus der Säulenhalle Tschihil-Minar 293.
Thür des Darius-Palastes (Tacht-i-Dschamschid) 306.
Palast des Darius (Tacht-i-Dschamschid) 307.
Treppe des Dariuspalastes 307.
Löwe, einen Stier angreifend (Tacht-i-Dschamschid) 308.
Gebenzlamütze 309.

Hinterindien.

Chinesische Pflanzung in Malakka im Beginne 2.
Malabarischer Straßenarbeiter und chinesischer Kleinhändler in Malakka 3.
Veranda eines malaiischen Hauses 4.

Philippinen.

(Montano's Reise.)

Negritos von der Sierra de Mariveles auf Luzon 5.
Hochzeitstanz der Negritos 6.
Abendunterhaltung in einer Tagalenfamilie 18.
Ein Gobernadorcilla 19.
Tagalische Ortsjust auf Luzon (Mahayhap) 20.
Der Bultan Mayon, von der Casa Real in Albay aus gesehen 21.
Markt in Sorsogo 22.
Eine Straße des Libog 34.
Inneres einer Bicol-Hütte 35.
Ein Guadrillero 36.
Anblick der spanischen Stadt Joló oder Sulu 37.
In der Hütte eines reichen Sultanerers 38.
Ein aufgeputzter Sklave auf Sulu 39.
Mohammed, Sultan von Sulu (1888) 50.
Empfang beim Sultan von Sulu 51.
Eine Frau mit Ausliegern 52.
Mädchen von Sulu 53.
Marktplatz in Maibun 54.
Malaie, Bisdjaw und Bugi von der Bai von Sandakan (Borneo) 322.
Eine Straße der Stadt Tawo 323.
Ein Häuptling der Bagobos auf der Reise 324.
Atlas von Bultan Apó 325.
Töchter eines Tagabawahäuptlings im Bultangebirge 326.
Begräbnißstätte der Samals auf dem Eilande Malipano 327.
Sibulan, die Residenz des Bagobohäuptlings Dawi 338.
Bambusbrücke über den Nia Tagulahe 339.
Der Bultan Apó, aufgenommen in der Seehöhe von 2000 m. 340.
Panorama des Golfs von Tawo, aufgenommen vom Apó (in der Höhe von 2400 m) 341.
Der Muchacha Lorenzo, ein Bisaya 342.
Binuangan, maurisches Dorf am Tagum 342.
Mandaya-Niederlassung am Tagum 355.
Töchter eines Mandaya-Datto 356.
Inneres einer Mandaya-Hütte 357.
Mandayas auf Flößen die Stromschnellen des Salug passirend 358.
An der Barre des Rio Giganit 370.
Mandao-Häuptling aus dem Innern von Mindanao 371.
Mandaya-Krieger aus dem Innern von Mindanao 371.
Marsch an der Ostküste Mindanao's 372.
Landschaft in Ost-Mindanao. Im Vordergrunde zwei Banens vor Anker 373.
Guianga-Krieger 374.

Nordamerika.

Mexiko.

(Charnay's Reise.)

Basen aus Yucatan und Teotihuacan 66.
Reste des ersten Palastes in Kabah 67.
Einzelheiten vom ersten Palaste in Kabah 68.
Treppe und Inneres des Palastes von Kabah 69.
Zweiter Palast in Kabah 69.
Basreliefs von Kabah 70.
Die Hacienda Uzmal 71.
Palast des Gouverneurs in Uzmal 82.
Details von der Hauptthür des Palastes des Gouverneurs in Uzmal 83.
„Inschrift" vom Hause des Gouverneurs in Uzmal 84.
Das Haus des Zwerges in Uzmal 84.
Campeche 85.
Hacienda Grijalva in Frontera 86.
Terracotta-Idole aus Tabasco 98.
Das Fällen des Mahagoniholzes 99.
Das Pepe Nora 100.
Lacandonen 101.
Idol aus einem lacandonischen Tempel 102.
Lacandonische Vasen aus Ville Lorillard 114.
Erster Tempel in Ville Lorillard 115.
Modell eines alten Tempels 116.
Skulpirter Thürsturz aus Ville Lorillard 117.
Thürsturz aus Ville Lorillard, ein dem Cuculeau dargebrachtes Opfer darstellend 118.

Nordwestküste.

Das Haidadorf Massel 360.
Tanzmasken 362.
Der alte Oberhäuptling Negetze nebst Tochter 363.

Nordpolargebiete.

Zelt mit Vorhalle aus Schnee und Vorrathshaus der Eskimos am Cumberlandsunde 199.
Messer aus Rentiergeweih zum Schneiden des Schnees 199.
Querschnitt eines iglu oder Schneehauses 199.
Grundriß eines Schneehauses 199.
Utahlarenung, Harpune zum Spießen der Lachse 200.
Umiak 201.
Bogen aus Rentiergeweih und knöcherner Pfeil 201.
Kayak mit Jagdausrüstung und Ruder 214.
Gerippe eines Kayak 214.
Ihimat oder Tukat, großer Wurfspeer für Seehunde und Wallrosse 214.
Harpune Naulak (Spitze des Ihimak) 215.
Lederner Sack mit deinernen Nadeln zum Verdichteten von Harpunenwunden 215.
Wurfspieße für Enten (Nuing) und Handholz zum Schleudern derselben 215.
Barbier- und Aderlaß einer alten Lanzenspitze aus Knochen 216.
Alte Lanze aus Knochen mit eingesetzter eiserner Schneide 216.
Harpune mit langer knöcherner Spitze 216.

Vermischtes.

Aegyptisches Eisen aus der großen Pyramide 120.
Malaiisch-Eisenschmied 120.
Altafrikanische Eisenlappen aus Khartabad 120.
Der Laht von Tschil 120.
Hand und Fuß des Schimpanse und des Menschen 134.
Patagonier und Buschmann 134.
Schriftanalogien von Schädeln 135.
Frauenporträts 135.
Cotylosaurier 135.
Pater noster in mexikanischer Bilderschrift 136.
Hieroglyphische und hieratische Zeichen, mexikanischen mit phönizischen und anderen Buchstaben späterer Alphabete 136.
Entwickelung der Harfe 136.

Karten und Pläne.

Ein Theil der Provinz Alban 22.
Plan des ersten Tempels in Ville Lorillard 116.
Das östliche Mindanao 1 : 2 500 000 354.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen.

I.

Den 19. Juni 1879 langte der französische Gelehrte Dr. J. Montano mit seinem Gefährten Dr. Paul Rey glücklich in Singapur an, nachdem beide Frankreich am 20. Mai verlassen hatten, um im Auftrage des Unterrichtsministeriums eine Forschungsreise nach dem östlichen Theile der malaischen Inselwelt anzutreten. Ihr nächstes Ziel bildete Manila; da aber der Postdampfer, welcher die Verbindung zwischen den Philippinen und Singapur aufrecht hält, noch nicht eingetroffen war, so wollte Montano die Frist nicht unbenutzt verstreichen lassen, ohne sich bis zur Ankunft des Dampfers mit jenen interessanten Völkerschaften zu beschäftigen, welche unter dem Namen der Mantiras (Mantirás), Ubais, Knabouis, Jakuns, Sakkays, Orang-Biduanda-Kallang, Orang-Binuas (von Johore) und Semangs das Binnenland der Halbinsel Malakka bewohnen und mehr oder minder den Negritos der Philippinen gleichen. Die beiden Franzosen schifften sich auf einem chinesischen Fahrzeuge ein, das sie nach dem stillen Malakka brachte. Das einstige Handelsemporium des Ostens ist heute auf den Besuch Fremder nicht eingerichtet; so mußten Montano und Rey die Gastfreundschaft des französischen Missionars P. Pouget in Anspruch nehmen. Durch ihren liebenswürdigen Wirth erfuhren die Reisenden die Anwesenheit eines andern Landsmannes Namens Rolland, der 40 km nördlich von der Stadt bei Kessang ein Landgut besaß. Montano war über diese günstige Gelegenheit, zu den Wohnsitzen der Mantiras zu gelangen, um so mehr erfreut, als Rolland ihm von Paris her schon bekannt war und sich sofort bereit erklärte, die beiden Gelehrten nach seinem Besitzthum mitzunehmen.

Ehe man die Stadt verließ, machte man dem Gouverneur die Aufwartung, welchem die schwierige Aufgabe obliegt, Malaien, Chinesen und die Eingeborenen des Innern dem englischen Interesse dienstbar zu machen. Die Söhne des himmlischen Reiches leben hier in nicht geringer Anzahl, man kann sie in zwei Klassen eintheilen: Reutiers und Squatters. Die ersteren sind ehemalige Kaufleute von Singapur und Penang, die sich nach Erwerbung eines Vermögens hier dauernd niedergelassen haben, so daß Malakka eine Art Buen-Retiro dieser sonst stets sich nach der Heimath zurücksehnenden Rasse geworden ist. Ihre eleganten oder zum mindesten solid gebauten Häuser unterscheiden sich schon von weitem von den Bambushütten der Malaien, wie auch auf den Straßen die hübschen Kutschen der Chinesen stark gegen die primitiven Karren abstechen, in denen die Frauen der malaischen Bornehmen auszufahren pflegen. Dieser Klasse von Rentiers stehen die ärmeren Chinesen gegenüber, welche theils zu Malakka selbst den Kleinhandel und verschiedene Handwerke betreiben, theils der Bebauung des Bodens und zwar der Kultur des Manikkttrauches (Jatropha manihot) sich widmen. Sie sind es, welche die dichten Wälder ausroden und mit jener Nahrpflanze bestellen. Die Regierung giebt ihnen Landconcessionen giltig für zehn Jahre; diese Einschränkung der Nutznießung erfolgt aus dem Grunde, weil die Kultur dieser Pflanze den Boden in einem solchen Grade erschöpft, daß er dann ein Vierteljahrhundert brach liegen muß. Als echte Squatter überschreiten die wenig skrupulösen Chinesen sehr gerne die Grenzen ihrer Concession, so daß es der regsten Aufmerksamkeit der Behörden bedarf, um

Digitized by Google

UNIV. OF CALIFORNIA

Gesetzesübertretungen auch anderer Art zu verhindern. Das malaiische Element wird in der Stadt Malakka immer mehr und mehr von dem chinesischen verdrängt, so daß erst die umliegenden Dörfer sich als malaiische Ansiedelungen präsentiren können; sie sind durch gute fahrbare Straßen mit einander verbunden. Alle diese malaiischen Ortschaften weisen dasselbe Aeußere auf: in der Mitte ein oder zwei chinesische Kaufläden, ein Polizeiposten und rings verstreut unter Bunga-Kadjahs (Hibiscus Rosa Sinensis, eine Malvacee) und Kokospalmen die Hütten der Malaien, in deren Umgebung Büffel oder doppelhöckerige Rinder schweifen. Tiefe Stille herrscht allhier, nur des Abends tönen monotone Gesänge herüber. Wenn nicht der Fanatismus oder ein besonderes Ereigniß die Wuth des Malaien entfacht, so bringt er seine Zeit damit zu, unter der Veranda kauernd seine Kinder zu schaukeln und zu rauchen, während die Frau Holz und Wasser herbeischleppt und die Last des Hauswesens ganz auf ihre Schultern nimmt. Auffallend ist das schweigsame Betragen der Kinder. Auf dem Wege nach Kessang, den die Reisenden auf der Hinreise zur Nachtzeit, auf der Rückfahrt aber bei Tage zurücklegten, fesseln die Aufmerksamkeit des Fremden die Polizeiposten, die von je zwei bis sechs eingeborenen Soldaten (Mata-mata) bezogen werden, die mit der übrigen Welt durch die chinesischen Hausirer und die Straßenaufseher und Arbeiter in Verbindung stehen; dies sind Leute von der Malabarküste,

Chinesische Pflanzung in Malakka im Beginne. (Nach einer Skizze Montano's.)

welche durch ihren schlanken Körperbau und die Adlernase sich auffallend von den Malaien unterscheiden.

Am 29. Juni erreichte Montano mit seinen Gefährten das Reiseziel, Kessang, dessen Hütten meist vom Centrum des Ortes entfernt in den Reisfeldern liegen, die von bewaldeten Bergen umsäumt werden. Durch die Vermittelung des Herrn Rolland war es geglückt, einen jungen Manthra als Führer anzuwerben, welchen einst der Hunger aus den Wäldern nach Kessang getrieben, wo er sich auch die malaische Sprache so ziemlich angeeignet hatte. Unter seiner Leitung brach man nach Bukit Kumunin auf, einer Niederlassung seiner Stammesbrüder, etwa 20 km nördlich von Kessang gelegen. Der Weg führte durch einen prächtigen Wald bis Bukit Kumunin selbst, das aus einer einzigen kleinen Hütte besteht, welche unter dem Eindrucke, den die sie beschattenden Riesenbäume hervorrufen, wie eine Zwergbehausung den Reisenden erschien. Der Führer Pang-Lima war mit Geschenken beladen vorausgeeilt, um seine Stammesgenossen von der Ankunft der Europäer zu benachrichtigen, sonst wären diese scheuen Leute auf und davon gelaufen. Trotz dieser Vorsicht blieben sie bei dem Erscheinen der ungewohnten Weißen wie versteinert stehen und erst den freundlichen Worten Pang-Lima's wich die Bildsäulenheit der schier versteinerten Waldmenschen, so daß man sie aussagen und an ihnen anthropologische Messungen vornehmen konnte.

Die Tribus von Bukit Kumunin bestand nur aus neun Erwachsenen und vier Kindern. Die armen Leute waren halbnackt, entsetzlich schmutzig und abgehungert und mit Hautkrankheiten behaftet, wie sie denn auch an anderen

Digitized by Google

chronischen Leiden litten. Die Behausung erschien so gebrechlich, wie deren Insassen; die Hütte birgt in ihrem Innern einen stets in Gluth gehaltenen Brand, um das mühsame Feueranmachen durch Aneinanderreiben zweier Bambussplitter sich zu ersparen. Die Einrichtung der Hütte beschränkte sich auf einige grobe Gefäße und Körbe und ein Mosquitonetz, daß die Manthras offenbar von einem chinesischen Händler eingetauscht hatten, um sich vor der unerträglichen Plage zu retten, welche die zahllosen Stechmücken dem Bewohner der Wälder Malakkas bereiten.

Der Ackerbau wird in sehr primitiver Weise betrieben; man rodet ein Stück Wald aus, brennt die noch zum Theil grünen Stämme ab, so daß nur das Laub, die kleinen Aeste und die Lianen zu Asche verbrennen; zwischen die verkohlten Stämme, welche der Sonne das Licht verwehren, pflanzen sie nun etwas Reis, Ubi-Manis (Dioscorea Species) und Maniok. Außerdem leben sie von dem Ertrage der Jagd, in welcher sie sich sehr geschickt erweisen, obwohl sie als Waffen nur den Parang, ein breites Waldmesser, und das Blasrohr kennen, mit welch letzterem sie vergiftete Pfeile abschießen, die aber nicht weit tragen. Den Parang erwerben sie sich durch den Tauschhandel, das Blasrohr ist ihr eigenes Fabrikat. — Die Manthras sind nicht unbegabt, aber der angeborene Hang zum Nichsthun im Vereine mit ihrem Leichtsinn hindern sie an jedem Fortschritt zu Besserem. Ihr Körperwuchs, sowie andere anthropologische Merkmale erinnern an die Negritos der Philippinen; nach den Messungen Montano's beträgt die Körperlänge bei den Männern 1489 mm, bei den Weibern 1424 mm.

Malabarischer Straßenarbeiter und chinesischer Kleinhändler in Malakka. (Nach Photographien.)

Montano besuchte hierauf noch einzelne Tribus der Knabuts, Jakuns und Ubais, welche den Manthras mehr oder minder gleichen. Alle diese Stämme des Binnenlandes, deren Idiome zum Theil nichts Anderes als ein mit Siamesischen Worten gemengter Dialekt des Malaischen zu sein scheinen, führen ein elendes Dasein, da die ihnen innewohnende Trägheit sie davon abschreckt, durch Arbeit in den chinesischen Plantagen sich einen gesicherten Nahrungszweig zu verschaffen. Die Malaien rauben ihnen ihre Frauen und Kinder, um selbe in die Sklaverei zu schleppen. Die britischen Behörden bestrafen zwar derartige Vorfälle mit unerbittlicher Härte, aber nur selten gelangt die Kunde solcher Verbrechen zu den Ohren der Obrigkeit, von deren Existenz die unglücklichen Opfer malaischer Raubgier keine Ahnung besitzen. In Ayer-Salak, in der unmittelbaren Nähe von Malakka, befindet sich eine katholische Mission für diese Wilden, und ein von Nonnen geleitetes Pensionat, in welchem man Mädchen aller Rassen der Halbinsel findet. Die jungen Manthra-Mädchen dieses Institutes lehren nach Vollendung ihrer Ausbildung nicht mehr zu ihren Landsleuten zurück; sie ziehen es vielmehr vor, als Gattin eines Chinesen ein besseres Leben zu führen, als es ihnen an der Seite eines Manthra-Kriegers bevorsteht. Nach der Besichtigung jener Institute Ayer-Salaks kehrte Montano mit einem chinesischen Steamer von Malakka nach Singapur zurück, welches er am 15. Juli verließ, um an Bord des spanischen Dampfers „Panay" nach Manila aufzubrechen.

Am 21. Juli fuhr der „Panay" in die Bai von Manila ein, deren westliche Gestade von dem Höhenzuge der Sierra de Mariveles beherrscht werden; zwei Stunden später erblickte man die rothen Dächer der Hauptstadt der Philippinen, welche reizend am Fuße blauer Berge mitten im Grünen liegt. Manila selbst ist in raschem Wachsthum begriffen, die eigentliche, ummauerte Stadt ist rings von zusammenhängenden, großen Vorstädten umgeben, mit denen zusammen die von Legazpi im Jahre 1571 gegründete Capitale des spanischen Asiens 92 256 Einwohner im Jahre 1879 zählte. Die Hauptmasse der Bevölkerung der Stadt bildet der tagalische Zweig der malaischen Rasse; nächst diesem Volke sind auch die Chinesen und deren Mischlinge stark vertreten, während Weiße und deren Mischlinge nur in geringer Anzahl vorhanden sind. Die Tagalen bewohnen den mittlern Theil der Insel Luzon; sie sind ebenso wie die Bicols, Pitsanas, Pampangos ꝛc. Christen, während die malaischen Bewohner der Berglandschaften Heiden, die Bewohner der westlichen Küsten Mindanaos, sowie des Sulu-Archipels, der südlichen Hälfte der Insel Paragua (Palawan) und Balabacs Mohammedaner sind, welche von den Spaniern Moros genannt werden. Außer diesen Stämmen malaischer Abkunft bergen die Wälder und Gebirge Luzons, ferner der Inseln Tablas, Panay, Negros, Cebú und Mindanao eine fremdartige Rasse, die ein großes Interesse für Anthropologen bietet; es ist dies jene Rasse, welche von den Spaniern mit dem Namen der Negritos bezeichnet worden ist, und die man als die Urbevölkerung des Archipels erkannt hat. Die Negritos leben auf einer viel niederen Stufe der Kultur als die Malaien des Archipels, vor denen sie sich scheu in die Bergwildnisse

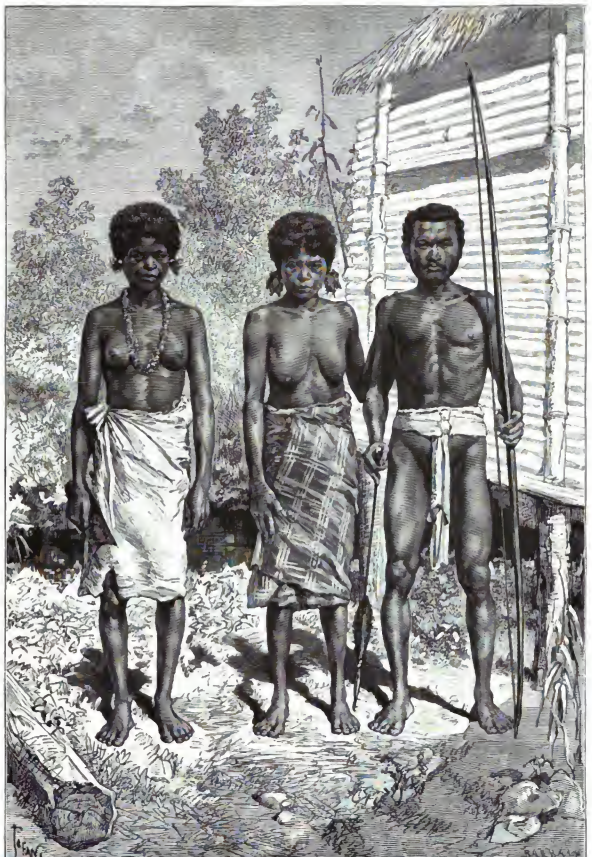
Digitized by Google

zurückgezogen haben, um dort eine unstäte Lebensweise zu führen. Diesen merkwürdigen Volksstamm näher kennen zu lernen, war eine der Aufgaben, welche Montano durchzuführen sich vorgenommen hatte. Zu diesem Behufe schifften sich die Franzosen nach Balanga ein, der Hauptstadt der benachbarten Provinz Bataán, in deren Gebirgen Negritos hausen, an welchen bereits die deutschen Forscher F. Jagor, Dr. A. B. Meyer und Dr. A. Schadenberg ihre Studien angestellt haben. Der Dampfer mußte schon in beträchtlicher Entfernung vom Gestade stoppen, da die Küstengewässer seicht sind und die von Jagor und Semper eingehend beschriebenen Fischereivorrichtungen der Tagalen eine größere Annäherung an das Land nicht gestatten. Die liebenswürdige Aufnahme durch den Gouverneur der Provinz und einen von Manila aus von befreundeter Hand empfohlenen Gerichtsnotar Namens Don Cipriano del Rosario ermöglichte die rasche Realisirung der von den Reisenden gefaßten Pläne. Die Negritos der Provinz Bataán sind durch die kluge Güte des Gouverneurs in friedliche Leute verwandelt worden, welche niemanden mehr mit dem Leben bedrohen, weil auch sie nicht mehr, wie in vergangenen Zeiten, von den Tagalen wie ein schädliches Wild gejagt und abgeschlachtet werden. So konnte nun der Gouverneur den Franzosen die Ueberraschung bereiten, daß bereits den Tag nach ihrer Ankunft eine Deputation von Negritos vor den freudig erregten Gelehrten erschien.

Veranda eines malaiischen Hauses. (Nach einer Photographie.)

Diese Leute erschienen im einfachen Naturgewande, nur der Chef der Gesandtschaft trug zwar keine Hosen, dagegen einen Frack nach der Mode des Jahres 1830 und einen schwarzen Hut, dessen Seidenhaare sorgfältig gegen den Strich gebürstet waren. Alle benahmen sich sehr unterwürfig und luden die Franzosen zum Besuche ihres Dorfes ein. Diese Negritos gleichen durch ihre Hautfarbe und das gekrauste Haar den afrikanischen Negern und den Papuas von Neu-Guinea, obwohl sie sich von beiden durch charakteristische Eigenthümlichkeiten unterscheiden. Ihr Schädel ist brachykephal, ihr Körperwuchs klein zurückgeblieben; nach den von Montano angestellten Beobachtungen beträgt die mittlere Höhe beim Manne 1,48 m, beim Weibe 1,46 m, der Brustkasten ist wenig entwickelt, die Beine entbehren der Waden, die Füße sind einwärts gestellt. Trotz ihrer armseligen Gestalt haben sie nichts Widerliches an sich und erscheinen viel einnehmender als die Wilden Malakkas.

Montano säumte nicht, der Einladung des Häuptlings zu folgen und brach zu Pferde nach dem Negritodorfe auf. Als der Weg beschwerlicher wurde, ließ man die Ponys zurück und erreichte zu Fuß die neue, nach tagalischem Muster erbaute Hütte des Häuptlings, welche von den übrigen verstreuten Häuschen der Niederlassung umgeben war, welche nur aus zwölf Männern und wenig mehr Weibern bestand. Die Einrichtung der Häuptlingshütte bestand aus zwei Bogen, fünf bis sechs Pfeilen und einem halben Dutzend Teller, die wohl von den Tagalen eingehandelt worden waren, denn diese bringen den Negritos Tabak, Zeuge und Eisen (für die Pfeilspitzen), wofür sie



Negritos von der Sierra de Mariveles auf Luzon. (Nach Photographien Montano's und Rey's.)

Digitized by Google

Reis, Baumharz und Honig (wilder Bienen) in Empfang nehmen. Geld nehmen ſie nicht an, können auch nicht über vier und fünf hinaus zählen (?). Die Negritos führten vor den Reiſenden zunächſt den Hochzeitstanz auf. Die Männer bildeten einen Kreis, wobei jeder mit der linken Hand ſich auf die Hüfte ſeines Vordermannes ſtützte, während die rechte den Bogen in den Lüften bedrohlich ſchwang; ſie drehten ſich langſam und ruckweiſe im Kreiſe herum, wobei ſie mit der linken Ferſe auf den Boden aufſtampften. Inmitten des Ringes ſtanden drei Weiber, welche aus Leibeskräften ein Lied in ſchrillen Tönen ſangen. Ein junger Negrito, der ein mit Schweinsborſten verziertes Band um die Kniekehle trug, ſprang, von Zeit zu Zeit auf ein Tamburin aufſchlagend, plötzlich in den Kreis hinein, lief um die Weiber herum, um wieder aus dem Kreiſe hinauszuſpringen; dies that er wiederholt und mit der Miene eines Diebes, der befürchtet, erwiſcht zu werden. Nach dem Tanze zeigten die Negritos ihre Gewandtheit im Schießen, zeichneten ſich aber nicht aus, ſo daß der Ertrag ihrer Jagd ein kärglicher iſt, wenn ſie auch durch Fallenſtellen ihre mangelnde Treffſicherheit zu ergänzen ſuchen. Wo ſie nicht verfolgt werden, bauen ſie auch Bananen und Camote (Convolvulus Batatas, Bl.) an.

Alle Streitigkeiten innerhalb der Tribus ſchlichtet der Häuptling im Verein mit den Greiſen, falls überhaupt die ſchwache Horde außer dem Oberhaupte noch andere bejahrte Leute zählt. Sie kennen keine andere Strafe als die Verwirkung des Lebens; dieſelbe iſt auf alle Verbrechen geſetzt,

Hochzeitstanz der Negritos. (Nach einer Skizze Montano's.)

auf den Diebſtahl und Ehebruch eben ſo gut als auf den Mord. In der letzten Zeit war es dem Sr. Chaves, dem Gouverneur der Provinz Bataán, gelungen zu erreichen, daß der Chef der von Montano beſuchten Tribus die von ihm verurtheilten Verbrecher den ſpaniſchen Behörden auslieferte, welche ſie nach einem der Bagnos der Philippinen abführte. Die genannten Verbrechen werden ſehr ſelten begangen, wie überhaupt auch die jungen Negritos eine durchweg untadelige Lebensweiſe führen, da der geringſte Argwohn über ihre Sittlichkeit ihnen jede Hoffnung benähme, eine Gattin zu finden. Der Negrito erwirbt ſich das Weib nicht durch Kauf; er übergiebt wohl ſeinem zukünftigen Schwiegervater ein kleines Geſchenk, dieſer aber ſchenkt der Tochter eine Anzahl von Gegenſtänden, welche nicht die Mitgift der jungen Frau, ſondern deren ausſchließliches Eigenthum bilden, über welches ihr allein das Verfügungsrecht zuſteht. Die Hochzeit giebt zu großen Feſtlichkeiten Anlaß. Braut und Bräutigam kriechen jedes auf einen elaſtiſchen Baum, welcher in der unmittelbarſten Nähe des andern ſteht. Die Brautleute klettern bis in die Wipfel der Bäume, welche dann vom Häuptlinge ſo an einander gezogen werden, daß die Stirnen der Verlobten ſich hierbei berühren; damit iſt der Trauungsakt zu Ende.

Das Eigenthum beruht auf ſolider Baſis. Die urbar gemachten Waldflächen gehören dem Anroder und deſſen Erben. Stirbt ein Familienvater, ſo wird, im Ueberlebensfalle der Mutter, das Erbe in zwei gleiche Theile getheilt, die eine Hälfte erhält die Wittwe, die andere fällt an die Kinder des Verſtorbenen, welche nun ihrerſeits die Theilung weiter vornehmen.

Digitized by Google

Die Liebe der Eltern zu den Kindern ist eine außerordentlich lebhafte; sie wird auch in vollem Maße erwidert; Liebe und Ehrfurcht, beides offenbart sich im Verkehre des jungen Negritos mit seinen Erzeugern. Diese Gefühle enden nicht mit dem Tode des Objektes, wie die den Grabstätten gewidmete Verehrung bezeugt. Montano konnte sich nicht über die Anschauungen, welche die Negritos über das Jenseits hegen, unterrichten.

Die Lage des Dorfes (Limay?) selbst ist eine reizende; von der Hütte des Häuptlings aus überblickt man die ganze Bai von Manila mit ihrem Kranze von blauen Bergketten; zu den Füßen des Beschauers breitet sich zwischen den ersten Vorbergen der Sierra de Mariveles und der Küste eine herrliche, wohl angebaute Ebene aus, welche mit den regelmäßigen Vierecken der Reisfelder, den dazwischen auftauchenden Baumgruppen und den Silberbändern der Wasseradern sich wie ein wahrer Garten präsentirt. Darüber ragten die mächtigen Berggipfel der Sierra in die Höhe, bedeckt mit undurchdringlichem Waldbickicht, das nur in der Umgebung des Dorfes zu Ackerbauzwecken ausgerodet war.

So schieden beide Theile mit Sympathien von einander, die Franzosen erfreut über die gutmüthige Aufnahme und das Entgegenkommen der Naturkinder, diese dankbar erregt von den Geschenken der Fremden, von denen der Anisado (Anisschnaps) und Cigarren den meisten Anklang gefunden hatten.

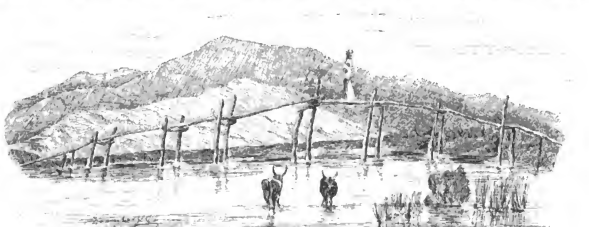
Reise von Esseg durch einen Theil Sirmiens.

Von **Ernst Kramberger.**

III.

Der im Ganzen so unscheinbare Bukafluß ist für das nordöstliche Slavonien von größerer Bedeutung als man denken mag. Er entspringt in den Höhen des Bukagebirges bei Banjie, fließt nach einem 18 km langen Wege im Hügellande in die ebenen Gefilde bei Bradevci, wo er sich östlich wendet und viele große Krümmungen bildet. Sein Lauf ist in Bezug auf das Gefälle sehr ungleich, auch die Breite wechselt, dürfte jedoch im Ganzen 20 m nicht übersteigen. Die größere und kleinere Geschwindigkeit des Laufes verursacht eine Menge von größeren Lachen und Pfützen am linken Ufer, die stellenweise zu Sümpfen sich ausdehnen und dem tiefliegenden Lande linker Hand, also der Ebene gegen Esseg hin, viel Schaden zufügt. Da das rechte Ufer hoch ist, so scheidet die Buka die an dieser Seite liegende Ebene von Djakovar, deren Position dadurch höher und gesunder wird, von der oben erwähnten um Esseg.

Schon die praktischen Römer kannten die böse Seite der Buka; sie thaten nach Möglichkeit das ihre, um den



Uebergang über die Buka bei hohem Wasserstande.

„Hiulca fluvius" durch Regelung seines Laufes und Austrocknung seiner Sümpfe der Kultur nützlich zu machen, was ihnen soweit gelang, daß er sogar schiffbar und das anliegende Land trocken und gesegnet wurde. Da kam die indolente, kulturfeindliche Lotterwirthschaft der Türken, und da diese wohl zu zerstören, zu erhalten aber oder neu zu schaffen nicht verstanden, wurde die Buka die alte, tückisch dahinschleichende, Verderben brütende Naturtochter. Wo die Nothwendigkeit des Verkehrs zwischen beiden Ufern größer ist, da helfen sich die Bauern, indem sie Pfähle paarweise in gewissen Abständen einrammen und darüber zugehackte Balken legen, die sie lose oder nur durch ihr Gewicht verbinden und festhalten, und die Brücke für Fußgänger ist fertig.

Ein großer und ziemlich tiefer Kanal, der in der neuern Zeit angehoben wurde, sammelt die Gewässer aus den Sümpfen südöstlich von Esseg und führt sie der Buka zu, die sie bei Brodcin aufnimmt. Hierdurch wird eine hübsche Strecke Landes der bessern Kultur zugeführt und ein guter Ackerboden gewonnen. Die Ortschaften Gabos, Markusica, Palcrin und Bobota verbinden meilenweite mit Weizen, Hafer und Mais bebaute Felder, durch

Digitized by Google

die den Weg von einem Orte zum andern zu finden nicht so leicht ist. Es gedeihen hier nebst schönen Kürbissen vorzügliche Melonen. Die Bauern befassen sich mit der Zucht von Schweinen, Schafen und Hornvieh. Der stete Begleiter der Schafherde, wie beinahe überall in Sirmien, ist nebst dem Schäferhunde meist ein langohriges Grauthier oder auch ein Paar dieser geduldigen Geschöpfe, die den Schäfer oder dessen Pelz tragen und seine Wohnung ziehen. Diese ist ein auf zwei Rädern ruhender Kasten, der einer fahrenden Hütte ähnlich steht und mit der in den weiten Ebenen herumstreichenden Herde wandert. In ihr hält der Schäfer sein Nachtlager. Während des Tages folgt er, entweder allein oder einem Kameraden beigesellt, mit dem Dudelsacke oder der Doppelflöte (Tiple) ausgerüstet seinen Schafen. In seinen Pelz gehüllt, der ihn auch an den heissesten Tagen nach seiner Behauptung kühl hält, bietet er uns das Bild eines ruhigen Philosophen, der den vorbeiziehenden Wanderer ganz gleichgiltig den harten Strauß mit seinen wüthenden Hunden ausfechten läßt und erst auf das in der Noth ausgestoßene Hilfegeschrei sich entschließt, die bissigen Thiere durch gellende Pfiffe abzurufen. Der Esel wird nicht mit dem ehrenrührigen Namen Magarac, wie anderwärts, sondern mit dem klangvolleren Dvöji foni (Schafköpfer) bezeichnet.

Die Bepflügung des Bodens verursacht in den westlich von Bukovar liegenden Orten immer viel Umstände. Das Erdreich ist etwas zähe und der Bauer deshalb gewohnt, zehn, auch zwölf Ochsen vor den Pflug zu legen, um mehr Kraft zu entwickeln. Zur Bedienung dieser Gespanne gehören daher immer mehrere Menschen. Einer führt an der Spitze des Zuges das erste Ochsenpaar, um beim Wenden leichter zum Ziele zu kommen. Der zweite feuert, mit klafterlanger Peitsche an eben so langem Stocke ununterbrochen knallend, die Rinder an und der dritte hält die Rucica (Pflugsterze) und lenkt den Pflug, mit dem übrigens trotz alledem die von allen Seiten angerufenen und gequälten Thiere oft genug querfeldein ausreißen. Der Pflüger, gekleidet durch den schweren, sehr breitkrämpigen Hut, ermüdet bei so komplizirter Arbeit leicht und umsonehr, da er die üble Gewohnheit hat, zur Arbeit sehr früh auszurücken, wenn im Beginn des Herbstes oder im Spätfrühjahre die Sonnenhitze schon lästig wird. Da er für die Thiere nur dann Futter mitnimmt, wenn er sehr weit zu fahren hat, sonst aber nur den Pflug führt, so kehrt er nach einigen kurzen Arbeitsstunden wieder heim, um seines Viehes zu warten und auch selbst zu frühstücken. Hierbei geht mit dem Hin- und Wiederfahren sehr viel Zeit verloren, nicht minder mit dem Vorspannen so vieler Ochsen und dem Zurichten des Pfluges. Anderwärts tragen die Frauen singend und die Spindel drehend in Uebereinanderbindenen Körben den Arbeitern das Essen aufs Feld. Ebenso ungeschickt wie die Pflugführung fand ich um Bukovar herum die Egge. Der zähe Boden bildet gern große Schollen und würde also zu deren Zertrümmerung eine schwere Egge erfordern. Man führt jedoch hier ganz leichte hölzerne Eggen, die kaum mit einem Steine oder mit einigen Ziegelstücken belastet über die Schollen hinhüpfen, ohne sie wesentlich zu zerkleinern. Hier kann nur Beispiel belehren, damit hat es aber wieder seine Schwierigkeit. Der hiesige Bauer ist als griechisch-orientalisch konservativ im höchsten Grade; die Scham würde ihn umbringen, wollte er etwa seine Pferde oder Ochsen so praktisch einspannen, wie z. B. der Böhme, und hierzu ein Kummet benutzen. Das Althergebrachte ist für ihn ein Gesetz, an dem nicht gerüttelt werden darf.

Von der Frömmigkeit unter dem griechisch-orientalischen Landvolke, wie ich sie bei den Bewohnern des Gebirges um Orahovica schilderte [1]), fand ich hier kaum einen Theil. Fleißige Kirchenbesucher sind die Frauen, die Männer stehen in Gruppen vor den Häusern oder dem Gemeindeamte und verhandeln im Saftanak (Versammlung) die wichtigsten Tages- und Gemeindefragen. Die Glocken bewegen höchstens hier und da einen älteren Mann, in die Kirche zu treten. Ein Uebelstand für die religiöse Erziehung des griechisch-orientalischen Bauern ist meiner Meinung nach der Umstand, daß die griechische Geistlichkeit im Allgemeinen und auf dem Lande überhaupt gar nicht predigt, also das Volk nicht belehrt und ihm auf diese Weise leider von Moral nichts beibringt. Sie beschränkt sich auf das Absingen der Apostoli (Episteln), Beten, Beerdigen und andere allgemeine Funktionen äußerlicher Art. Für die Erziehung und die moralische Haltung sorgt eben das Gesetz. Nur der natürlichen Gutmüthigkeit des Südslaven überhaupt ist es zum Glücke für das orientalisch-griechische Volk zu verdanken, daß die Neigung zum Bösen nicht den Trieb nach dem Bessern überwuchert und bei allem Mangel der kirchlichen Belehrung denn doch noch Ordnung und Gesittung herrschen. Die statistischen Tabellen ergeben gegen andere Provinzen für Kroatien und Slavonien eine strafgerichtlichen schwereren Fällen jährlich relativ wenig, welche der griechisch-orientalischen Bevölkerung zur Last fallen. Bedenkt man, daß zwei Drittel davon gar keine Schulbildung besitzen, so bestätigt sich meine oben aufgestellte Behauptung.

Bukovar kann als Hauptstapelplatz aller Orte gelten, die von Vinkovce und Vrdebin herwärts und zwischen Ilok, Sid und Tovarnik liegen. An Hausindustrie hat sich in den umliegenden Orten Weberei erhalten.

Bukovar, angeblich bei den Römern ebenfalls Hinlca oder Ulca genannt, wechselte mehrmals seinen Herrn und kam 1526 in türkische Gewalt. Nach ihrem Abzuge blieben von der einstigen Burg nur elende Trümmer, die jetzt ganz verschwunden sind. In den Jahren 1738 bis 1740 wüthete hier die Pest. Denkwürdig ist das Jahr 1848, da eine Schaar serbisch gesinnter Bukovarer in das Schloß der Herrn von Bukovar, des Grafen Cty, eindrang und ihn in seinem Zimmer ermordete.

Das Klima ist der nahen Sümpfe wegen fieberbefördernd und da die Nordwinde freien Zutritt haben und die Abkühlung der Luft oft plötzlich und größere Temperaturgrade ebenso unvermuthet eintreten, so sind beim Landvolke entzündliche Krankheiten sehr häufig.

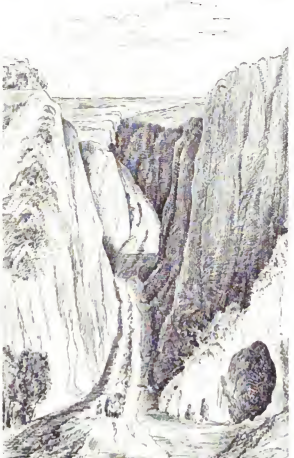
Von Bukovar fährt man gegen Osten in kurzer Zeit auf ein freies, etwas erhaben gelegenes Plateau, wo der Blick auf Maulbeeralleen, die allenthalben in der Ferne auftauchen, trifft. Die Fruška-gora ist von hier aus nicht recht sichtbar, da sie sich, obschon eigentlich an der Mündung der Bnta beginnend, kräftiger und massenhafter erst hinter Tovarnik entwickelt und dann in östlicher Richtung hinzieht, dem Beschauer also von hier aus nicht die Längenachse, sondern die unbedeutende Breitseite bietet. Recht freundlich liegen die schönen mit Mais bestandenen Felder da, und die Weingärten linker Hand, die recht gut gehalten sind, erhöhen den einfachen Reiz des Bildes, das seinen Abschluß findet im Orte Sotin, einem Dorfe mit etwa 350 Häusern und 1800 Einwohnern. Eine breite Straße, wie wir sie schon mehrmals in Slavonien von Dolnji Miholjac gegen Esseg hin trafen, öffnet sich vor uns. Vor den Häusern sind Maulbeerbäume angepflanzt, unter deren Schatten die grünen Fensterläden der hübsch gemauerten

[1]) „Globus" Bd. 39, S. 333.

Digitized by Google

Häuser und die mit rhombischen Figuren gezierten Eingangsthüren ganz nett hervorguckten. Ihr Anstrich ist grün und roth, die Rhomben weiß. Geschnitzte Zäune, die ganz regelmäßige Figuren aufweisen, verbinden die einzelnen Häuser mit einander. Zwei Familien sind Ungarn, eine Hälfte der Einwohner Kroaten, die andere Deutsche. Mit Ausnahme von 13 griechisch-orientalischen Häusern sind alle katholisch. Ein steil abfallender, hohlwegartiger Absturz führt zur Donau und der dort haltenden Dampfsfahre, die den Verkehr mit dem linken Donauufer, mit Novo-selo, Plavna und weiter vermittelt.

Solche jähe Abstürze, steile Hohlwege, die aus den Tiefen des Donauthales hinaufführen in die Fruška-gora und aus festen, lichtgelben Lehmwänden bestehen, die oben üppig bewachsen, an den der Straße zugekehrten Theilen aber ganz kahl sind, bilden eben das Charakteristische dieses Landestheiles. Beim Dorfe Opatovac fährt man wieder tief hinunter in eine schmale Mulde, welche ein Bach durchfließt. Es ist der Abfluß der nicht weit oben liegenden Sumpfsache Badnjaca. An der Holzbrücke liegt die griechisch-orientalische Pfarrkirche. Die Katholiken behelfen sich mit einem verwitterten und lückenhaften Glockenstuhle, dessen Vordach als Bethaus dienen soll. In den meist mit Rohr gedeckten Häusern, die in der Tiefe zusammengepfercht sind, wohnen zu gleichen Theilen Ungarn (Katholiken) und Slaven (griechische Orientalen).



Weg aus der Fruška-gora hinab zur Donau.

Aehnlich wie die Lage von Opatovac ist auch die von Mohovo. Auch dieses liegt in einer jäh abfallenden Mulde an einem Bache. 80 mit Stroh gedeckte Häuser beherbergen die Dorfbewohner, Griechen. Eigenthümlich ist der Umstand, daß man von diesen jäh in die Tiefe führenden Abstürzen gar keine Anzeichen wahrnimmt und erst in nächster Nähe erkennt, daß die Straße plötzlich vor dem rollenden Wagen fällt. Dieses Schauspiel wiederholt sich vor Sarengrad abermals. Plötzlich sieht man sich vor einer Tiefe, die alle bisherigen übertrifft, so daß man die Räder sperren muß, um das Fuhrwerk sicher hinunterzubringen. Die Trümmer einer alten Burg am hohen Ufer der Donau links, der blaue Wasserspiegel des schönen Stromes mit den unübersehbaren Ebenen Ungarns, ein stromab eilender Dampfer, Weingärten und Obstbäume, rechts Gerölle und dürre Sträucher, vor uns tief unten die 292 gut aus Stein und Ziegeln gebauten Häuser mit ihren zwei Kirchen, dem alten Franziskanerkloster, dem wüthenden Bache Dobra voda mit der Brücke darüber: alles das fesselt uns zu längerem Beschauen und nur ungern klettern wir, da wir den Wagen verlassen, bergab. Die Dobra voda, die aus dem Thale gleichen Namens kommt und ihrem Namen Ehre macht, da sie in Wahrheit ein klares und gutes Wasser ist, liegt hinter uns. Wir betreten das Gasthaus. Eine artige junge Frau empfängt uns, und da wir essen wollen, müssen wir in ihrem Wohnzimmer Platz und an ihrem Mittagstische theilnehmen. Die Krone setzt dem Ganzen die Jagnjetina, der Lammbraten, auf, der in Slavonien nirgends fehlen darf. Wir klagen, daß er etwas zu fett sei, worauf die Wirthin lachend eine große Flasche Wein bringt, an der ein Kenner seine Herzensfreude haben könnte und sagt: „Wasser und Fett verträgt sich nicht, Wein aber wohl.“ Unterdessen ist auch die Tochter vom Hause von Ilok heimgekommen und nun umgarnen die beiden dunkeläugigen Frauen mit witzigen Reden, Lachen und Singen den von der Fahrt etwas ermüdeten Reisenden und wissen ihm die Zeit so zu kürzen, daß er endlich nur durch den lauten Schlag der Uhr ermahnt wird, sich umzusehen und den Ort genauer kennen zu lernen. Ich zeichnete Ort und Ruine ab, da sie ein reizendes Bild bieten. Aus allen Häusern wollte man mir Stühle bringen, und während mein Reisegefährte mit der Wirthin und ihrer Tochter durch lautes Schäkern mein Ohr, die Landschaft mein Auge ergötzte, bereitete der Notar einen Gaumenkitzel vor. Er lauerte den Zeitpunkt ab, wann mein Bild fertig wurde, und lud mich und meinen Freund ein, mit ihm zum Kaufmann zu einem Glase Wein zu gehen. Ich konnte die höfliche Einladung doch wohl nicht ablehnen und muß bekennen, daß der Wein wohl vorzüglich, die an der Wand hängenden Bilder des heiligen Sava und Dimitrije herzlich schlecht, die Gastfreundschaft der Leute sehr schön, aber das Glas, ein Humpen von mehreren Litern, zu groß und die Zeit zu kurz war. Zum größten Bedauern des Hausherrn, der mit Gewalt einen Imbiß bereiten lassen wollte, trennten

Digitized by Google

wir uns von ihm. Doch ließ es sich der Bürgermeister, der hinzugekommen war, nicht nehmen, uns einen Wagen nach Ilok zur Verfügung zu stellen. Die Ruine liegt, umgeben von Graben und jetzt nur noch theilweise kenntlichem Wall, über der etwa 150 m tief unten fließenden Donau. Ihre Mauern, ein noch jetzt etwa fünf Klafter hoher Ziegelbau, messen in ihrer beinahe quadratischen Form 150 Schritte im Umfange. Ein im Vorbau erhaltener Kreuzbogenrest deutet darauf hin, daß im Schlosse eine Kapelle vorhanden war.

Einige hübsche Mädchen, die wir oben antrafen und befragten, ob sie uns nichts über die Trümmer zu erzählen wüßten, antworteten mit der Gegenfrage: „Odkuda ste i što ste?“ (Wer sind Sie und was sind Sie?). Sie blieben, als wir scherzweise der Antwort auswichen, beharrlich bei dem Verlangen unsern Stand zu erfahren. Als wir endlich mit der Lüge herausrückten, wir seien Komitatsbeamte aus Vukovar, riefen sie uns im Davonlaufen zu: „Wir wissen nichts, fragt den Četnik (Sicherheitswächter) Stivić, der kennt allerlei Geschichten für fremde Neugierige.“ Von dem erfuhr ich denn, das Schloß habe einst Saringrad (Burg der Sara) geheißen und sei Eigenthum einer Frau Sara gewesen, deren Schwester Ilka (Helene) als Eignerin von Ilok genannt werde. Eine zweite Version nennt neben Saringrad ein nun ganz verschwundenes Schloß Maringrad, als die Burgen zweier Schwestern. Mir ist nach dem Auszuge des „Itinerarium des Adam Freiherrn von Eberstein“, der zur Ratificirung des Dorofer Friedens 1608 nach Konstantinopel reiste und aus dessen Sekretärs Maximilian Prandstetter Reisebeschreibung nur so viel bekannt, daß der Freiherr an einem Hochlande rechter Hand auf der Donau vorbeifuhr an einem zerstörten Kastell und Kirche bei einem Dorfe Zatha und etwas weiter unten an einem zerstörten Schlosse und Kloster Athia vorbeikam, daß er ferner zu Mittag nach Villach kam, also im Ganzen vier Meilen machte. Unter Villach versteht die Reisebeschreibung Ilok (in alten Handschriften Wylak, Wjlak, Woilach, Cuccium der Römer, Ujlaky der Magyaren), welches von Šarengrad eine Stunde östlich liegt. Da Prandstetter des Namens Athia unmittelbar vor Ilok Erwähnung thut, so könnte wohl darunter Šarengrad gemeint sein. Leider wechseln die Namen der kroatischen und slavonischen Burgen in den verschiedenen Quellen so vielfach, daß man oftmals nur schwer sich zurechtfindet.

Interessant ist die im Thale liegende Klosterkirche der Franciskaner, denn sie liefert den deutlichsten Beweis, wohin es Unverständniß und Gleichgiltigkeit in der Verstümmelung stilvoller und schöner alter Bauwerke bringen kann. Ganz schön erhalten ist der freilich schon baufällige Thurm, alles übrige von gothischer Bauweise an der Kirche ließen die sachunkundigen und mechanisch arbeitenden, gedankenlosen Komitatsingenieure mit Mörtel und Anwurf „ausbessern“. Das Schiff der Kirche ist gründlich „ausgebessert“ im Komitatsingenieurssinne und nur Reste von Gothik im Sanctuarium, an den Fenstern und der Thür lassen die einstige Schönheit erkennen. Mit Recht klagt ein sach- und fachkundiger Agramer Universitätsprofessor über das gedankenlose und schablonenmäßige Verfahren der Ingenieure, die das Verderben aller ehrwürdigen Baudenkmäler sind.

Glockenstuhl der Katholiken in Opatovac.

An Hausindustrie ist hier weniger als ehedem zu finden, der mühelose Kauf hat den Sinn für selbsterzeugte Waare theilweise erstickt. An allen Ecken und Enden weideten Pferde mit zusammengekoppelten Vorderfüßen. Am Nachmittage oder, wenn Arbeit da war, des Abends reiten die Buben oder Jünglinge auf den Gäulen in verschiedenen Stellungen sitzend zur Weide hinaus, zünden Feuer an und überlassen den mit je zwei Vorderfüßen zusammengefesselten Pferdepaaren das Feld oder die Grasflächen zum Weiden. Sie selbst sammeln sich um die Feuer, erzählen und schlafen schließlich ein. Im Traume hören sie zwar das Geläute der den Rossen angehängten Blechglocken, allein sehr oft fehlen des Morgens mehrere Pferde. Schaden in den Getreide- oder Maisfeldern ist etwas Gewöhnliches, da die in Gruppen beisammen sitzenden oder mitsammen spielenden Hirten auf das Vieh nicht achten.

Digitized by Google

Unter den Indianern von Guiana.

I.

In höchst fesselnder Weise schildert unter dem Titel „Among the Indians of Guiana“ (London 1883) Everard F. im Thurn seine Wanderungen durch das noch wenig bekannte Innere von Britisch-Guiana, die er vom Juli 1877 bis December 1879, also fast 2½ Jahre lang und meist mit und unter den Indianern lebend unternahm.

Er unterscheidet vier Landstriche, deren Grenzlinien parallel zur Meeresküste verlaufen und von denen nur der der Küste zunächst liegende kultivirt und in einiger Ausdehnung bewohnt ist; nach innen schließt sich an diesen eine nur von wenigen Holzhauern, und zwar Weißen, Negern und Indianern, bewohnte Gegend an, noch weiter einwärts folgt dann der Waldbezirk und am weitesten von der Küste entfernt die Savannah, eine ungefähr 14000 (englische) Quadratmeilen große einförmige Grasfläche. Die Wald- und Savannengegend wird nur von Indianern bewohnt. Straßen finden sich nur längs der Küste, von welcher aus vier große Flüsse, der Essequibo, Demerara, Berbice und Corentyn, unter einander wieder durch Nebenflüsse und kaum erkennbare Indianerpfade verbunden, in das Innere führen. Auf diesen Flüssen wird Schiffahrt mittels Dampfern von der Mündung bis zu den Stromschnellen und Katarakten, die fast allen Strömen Guianas eigenthümlich sind, betrieben und zwar auf dem Essequibo ungefähr 35 Meilen[1]) von der Mündung an stromaufwärts.

Der Ausgangspunkt der Reise ins Innere war Georgetown, von wo aus nach zweitstündiger Fahrt mit dem Dampfer an der Küste entlang die Mündung des Essequibo erreicht und die Reise auf diesem bis Bartica Grove fortgesetzt wurde. Diese früher blühende Missionsstation besteht jetzt nur aus wenigen Holzhütten und einer fast ruinenhaften Kirche. Hier wurde ein Trupp Macusi-Indianer zur Weiterreise auf Booten engagirt, an der noch zwei Europäer, Flint und Eddington, theilnahmen. Der Fluß war zunächst 1½ bis 2 Meilen breit, verengt sich aber etwa 15 Meilen oberhalb Bartica Grove bis auf weniger als ¼ Meile; unmittelbar oberhalb dieser Monkey Jump (Affensprung) genannten Verengerung des Flußbettes erschien dies weiter als unterhalb. Hier liegt Morabalii, eine Gruppe von drei von einer Holzhauerfamilie bewohnten Häusern, für die Expedition bedeutungsvoll als die letzten civilisirten Wohnungen für die nächsten sechs Monate. Bald darauf erreichte man ca. 60 Meilen von der See entfernt die ersten Stromschnellen bei Aretata, die den Flußlauf auf 15 Meilen unterbrechen; es erweitert sich der Strom zu einer unabsehbaren Wasserfläche, aus der einzelne Felsen und Inseln der verschiedensten Form und Größe, zwischen welchen das Wasser brodelnd und schäumend dahinschießt, hervorragen. Auf den größeren Inseln wohnen Indianer und Mischlinge aus diesen und Negern, genannt Cobungrus, welche die guten Eigenschaften beider Rassen, besonders der letztern Körperkraft, zu besitzen scheinen. Bei einem von diesen, welcher dass ihm vom Gouvernement übertragene Amt eines Landconstablers mit dem eines Indianerhäuptlings verband, wurde einige Tage Quartier gemacht und dabei die weitgehende Gastfreundschaft und Liebenswürdigkeit dieses Stammes kennen gelernt. Ueberhaupt wurden diese Eigenschaften bei den Indianern verschiedener Stämme gefunden.

Nachdem hier der Proviant und das Personal wieder ergänzt war, wurde mit zwei Booten die Weiterreise angetreten und die Mündung des Nebenflusses Potaro und die Warraputa-Katarakte passirt. Jetzt begann Mißgeschick die Expedition heimzusuchen, indem sowohl der Brotvorrath erschöpft und bei den wenigen Indianerniederlassungen am Flusse kaum zu ergänzen war, als auch Krankheiten das Fortkommen der Reisenden hemmten. Besonders ein klimatisches Fieber, die Folge der brennend heißen Tage mit relativ kalten Nächten bei großer Feuchtigkeit der Luft, machte vielen zu schaffen, ist aber bei kräftigen Menschen und mäßiger, regelmäßiger Lebensweise kaum lebensgefährlich; höchstens bei Alkoholmißbrauch und anderen Excessen kann es verhängnißvoll werden. Außer diesem Fieber kam noch Dysenterie und Augenentzündung, letztere überhaupt bei den Indianern ein sehr verbreitetes Uebel, vor. Vierzehn Tage nach Absahrt von Aretata gelangte man endlich nach Port-Arinda und ruhte hier einige Tage aus. Dann ging es weiter, indem man die mehrfachen Fälle und Katarakte meist umging und die Boote mühsam auf schon vorhandenen oder erst angelegten Seitenpfaden zu Lande transportirte. Weil der Essequibo von der Einmündungsstelle des Rupununi in denselben an bis zu seiner Quelle wegen der Unzahl von hohen Wasserfällen und Stromschnellen kaum mehr passirbar ist, so wurde die Fahrt auf jenem Nebenflusse, wo solche Schwierigkeiten nicht zu bieten schien, fortgesetzt. Trotzdem wurde hier die Weiterfahrt durch Sandbänke, welche oft das ganze Flußbett versperrten und zuweilen nur durch einen durch dieselben gegrabenen Kanal passirt werden konnten, so erschwert, daß die indianischen Begleiter, durch Krankheit geschwächt und infolge Brotmangels verdrossen, schließlich den Gehorsam verweigerten und die Hände in den Schooß legten. Da unternahm es Eddington, der damals noch der rüstigste von allen war, von einer großen Niederlassung der Macusi her, genannt Quartama, Hilfe zu holen, und langte dann auch endlich nach langer Erwartung am fünften Tage mit frischen Leuten und Lebensmitteln wieder an. Nach im Ganzen 49 Tagen Kanosahrt wurde endlich Pirara erreicht und nunmehr das Savannengebiet betreten. Hier führte die Wanderung über eine meist die wellenförmige mit trockenem Gras und verkümmerten Sträuchern bewachsene Fläche hin; nur in den feuchten Thälern gedeiht das Gras üppiger und finden sich sogar Gruppen und Wälder von Palmen. Ganz zerstreut zeigten sich die kuppelförmigen, Heuschobern ähnelnden Hütten der Indianer. Das Endziel der Reise, San Joaquin, wurde schließlich erreicht. Es ist dies eine am Takutu-Flusse, der in den Nebenfluß Branco des Amazonenstromes einmündet, gelegene brasilianische Militärstation von wenig Bedeutung als solcher, so daß die brasilianische Regierung dieselbe auf-

[1]) Hier und spätrhin stets als englische Meilen zu verstehen.

Digitized by Google

zugeben beabsichtigt. Zur Rückfahrt wurden möglichst Wasserstraßen benutzt und mit um so besserem Erfolge, als inzwischen die Regenzeit eingetreten und selbst kleinere Flüsse für Boote passirbar waren. Es gelang so, fast unmittelbar aus dem zum Stromgebiet des Amazonas gehörigen Takutu in den Rebenfluß des Essequibo zu gelangen und auf diesem abwärts treibend nach vielen Abenteuern und sechsmonatlicher Abwesenheit Georgetown wieder zu erreichen.

Die interessantesten Naturschönheiten im Innern Guianas sind der Kaieteur-Fall und der Berg Roraima. Nur den ersteren hat E. im Thurn selbst besucht; er wurde erst im Jahre 1871 von Barrington Brown entdeckt und wird gebildet dadurch, daß der Potaro, ein Nebenfluß des Essequibo, sich über eine schroffe 741 Fuß hohe Felswand in die Tiefe stürzt. Seine Breite beträgt bei Hochwasser 370 Fuß, nimmt aber bei niedrigem Wasserstande bis unter die Hälfte ab. Was diesen Fall aber zu einem der sehenswerthesten macht, ist die herrliche Scenerie, die ihn umgiebt und die auch in den vortrefflichen Abbildungen davon einen großartig schönen Eindruck macht. Der Berg Roraima wurde zuerst von den Gebrüdern Schomburgk beschrieben, die ihn 1840 sahen; seitdem sind nur wenige Reisende in diese westliche Ecke Guianas nach Brasilien zu gekommen. Nach der Beschreibung ist er eine 2000 Fuß hoch senkrecht aufsteigende Sandsteinmasse, welche auf der sich bis zu 5000 Fuß über dem Meeresspiegel erhebenden Savannah auflagert. Der Berg selbst ist oben tafelförmig abgeflacht, sein Umfang ist unbekannt, weil bis jetzt noch kein Forscher ihn umgangen hat; dabei ist er von Waldungen bedeckt und an den Seiten ergießen sich zeitweilig ansehnliche Wasserläufe. Bis jetzt wurde der Berg noch nicht erstiegen und ist möglicherweise auch ohne weiteres weder für Menschen noch Thiere besteigbar, so daß angenommen werden kann, daß sich dort oben ein Urtypus von Fauna und Flora unbeeinflußt durch später aufgetretene Formen erhalten hat. Ein Besuch dieser Gegend bedarf übrigens wegen der ganz besonders schwierigen Verkehrsverhältnisse und der Unmöglichkeit, unterwegs den Proviant zu ergänzen, der sorgfältigsten Vorbereitungen.

Britisch-Guiana mit einem Flächeninhalt von 70000 Quadratmeilen ist von einer Anzahl unter einander mehr oder weniger verschiedener Gruppen rother Indianer bewohnt, deren Kopfzahl sich nur annähernd bestimmen läßt, da sie sehr unregelmäßig vertheilt und in zum Theil noch unerforschten Landstrecken wohnen. Nach einer im Jahre 1881 vorgenommenen Volkszählung werden sie auf 12000 bis 20000 Köpfe geschätzt, welche ungefähr 30 verschiedene Namen, worunter allerdings manche synonym zu sein scheinen, tragenden Stämmen angehören. In der Hauptsache giebt es in Guiana vier Zweige der amerikanischen Rasse, die Warrano, Arawaks, Wapianas und Cariben; dieselben haben durchaus verschiedene Sprachidiome, die höchstens einzelne Wörter, offenbar durch Zufall aus der einen in die andere Sprache übergegangen, gemeinsam haben. Der äußeren Gestalt nach sind die Warraus die kleinsten und schwächlichsten; ihr langer dicker Hals, der im Verhältniß zu den Beinen zu lange Rumpf, ihre breiten flachen Füße lassen sie unschön erscheinen, während ihr Gesichtsausdruck stupid und unintelligent ist. Ihre Hautfarbe ist sehr dunkel, wohl auch zum Theil in Folge der ihr anhaftenden Schmutzkruste. Höher stehen die Arawaks, während die hellerfarbigen Wapianas sogar als groß und wohlgestaltet, als Indianer beurtheilt, gelten können. Von ihnen unterscheiden sich die Cariben wieder besonders durch ihre dunklere Hautfarbe. Auch in Bezug auf ihre Wohnungsverhältnisse stehen die Warraus mit ihren über Wasser und Sümpfen errichteten Pfahlbauten am tiefsten, während die Arawaks, durch die Berührung mit Europäern mehr civilisirt, in reinlichen Hütten mit Tischen und Stühlen wohnen und nebenbei fast ausnahmslos etwas englisch sprechen und europäische Kleidung tragen. Von den vier genannten Stämmen schienen die drei ersten eingeboren, die Cariben dagegen eingewandert zu sein von den westindischen Inseln her, daher sich auch jene, obgleich selbst unter einander durch die Sprache verschieden, in einer gemeinsamen Aversion gegen die Cariben vereinigen. Nur selten heirathen Angehörige verschiedener Stämme unter einander, und zwar so, daß der Mann eines Stammes eine Kriegsgefangene des andern heimführt, dagegen gehen die Glieder verschiedener Familien nach bisher sehr streng festgehaltenen Regeln die Ehe mit einander ein; besonders die Arawaks waren sehr streng in der Beobachtung dieser Bestimmungen, werden aber neuerdings auch lässiger in der Beziehung. Sie theilen sich in eine große Anzahl von Familien, welche meist die Namen dort einheimischer Pflanzen und Thiere tragen. Die Descendenz wird nicht vom Vater, sondern von der Mutter hergeleitet, deren Namen das Kind jedesmal trägt. Zwischen Verwandten mütterlicherseits darf keine Ehe geschlossen werden; bei seiner Verheirathung tritt der Mann in den Haushalt seines Schwiegervaters ein und arbeitet für ihn.

Der äußeren Erscheinung nach ist der Indianer nichts weniger als schön; bei einem kleinen, kurzen Körperbau fehlt auch die Entwickelung der Muskulatur, deren Formen noch weniger hervortreten in Folge der dicken fettreichen Haut. Die Färbung der letzteren ist weniger kupferfarben, eher entspricht sie der Farbe des Zimmets. Um das etwas an mongolischen Typus erinnernde Gesicht hängt das dicke, lange, tiefschwarze Haupthaar, am Nacken gerade abgeschnitten; bei sonst mildem Gesichtsausdruck bekommt dieser durch die Gewohnheit, den Blick meist gegen den Boden zu richten, etwas Furchtsames. Wenn auch der Indianer körperlicher Anstrengungen fähig ist, so fehlt ihm doch die Ausdauer darin, so daß er es z. B. niemals fertig bringen wird, lange Märsche durch die Savannen Tag für Tag zu machen, und nach großen Jagden und ähnlichen außerordentlichen Anstrengungen jedesmal tagelang hinter einander in seiner Hängematte liegt, um auszuruhen. Obgleich der Eingeborene in völliger Unkenntniß über sein Alter dahinlebt, ist doch mit Gewißheit anzunehmen, daß er kaum älter als 40 bis 50 Jahre wird; an Stelle des Ergrauens des Kopfhaares bekommt dieses eine hellgelbliche Färbung, aber in nur sehr wenigen Fällen kommt es dazu. Schon vom dreißigsten Jahre ab verliert sich die Fülle durch Schwinden des Fettes und die Haut hängt dann in häßlichen Falten um den Körper herum. Außer bei den Warraus ist man im Allgemeinen sehr reinlich in der Kleidung und hält viel auf Körperpflege; es wird täglich gebadet und leidenschaftlich und gut geschwommen. Uebrigens geschieht das letztere nicht durch Spreizen der Beine, sondern diese werden steif gehemmt an den Rumpf angezogen und dann kräftig gerade nach hinten gestoßen.

Künstliche Veränderungen der Körperformen sind allgemein üblich. Einzelne Stämme erzeugen durch Einschnürung des kindlichen Kopfes mit Bändern eine Abflachung desselben; sehr verbreitet aber ist die Sitte, durch Anlegung von Bändern an den Gelenken der Gliedmaßen junger Mädchen, die nie mehr entfernt werden, eine Formveränderung derselben zu bewirken. Ueber und unter diesen Bändern schwellen die Glieder stark an und bleiben andererseits an den umschnürten Stellen selbst dünn, so daß ein so be-

Digitized by Google

handeltes Bein die Konturen einer Schachfigur bekommt. Vom Haarwuchs läßt man nur das Kopfhaar stehen, alle anderen Haare werden ausgezogen. Abgesehen von einem kleinen schürzenartigen Tuch, welches meist blau von Farbe und europäischen Ursprungs ist, trägt man in der Regel kein Kleidungsstück; zuweilen bedient man sich hierzu auch eines selbstgewebten rohen Baumwollenstoffes. Als Fußbekleidung werden Sandalen aus dem Blattstiele einer Palmenart getragen, die zwar nur kurze Zeit halten, dafür aber auch jederzeit in wenigen Minuten erneuert werden können.

Entgegen der Sitte bei civilisirten Völkern ist bei den Indianerstämmen Guianas der Gebrauch von Schmuckgegenständen mehr bei dem männlichen Geschlecht üblich. Das Tatuiren beschränkt sich meist auf das Anbringen farbiger Linien im Gesicht, besonders an den Mundwinkeln. Der Hauptschmuck der Männer aber ist ein Halsband aus den Zähnen des Bisamschweins (Dicotyles), die, weißer als Elfenbein, mit der rothen Haut lebhaft kontrastiren; dasselbe hat neben der Eigenschaft als Schmuckgegenstand noch die Bedeutung einer Jagdtrophäe, da nur die Zähne selbst erbeuteter Thiere dazu verwendet werden. Außerdem tragen die Männer Armbänder aus baumwollenem Stoff und als Kopfputz bunte Federn in verschiedenster Gruppirung. An durch die durchlöcherte Nasenscheidewand gesteckten Holzstäbchen hängt eine halbmondförmige oder runde glänzende Metallscheibe über die Oberlippe herab. Die Toilette der Frauen ist einfacher, da sie nie Federn und nur ausnahmsweise Thierzähne tragen, doch hängen sie breite Schnüre aneinandergereihter Perlen und Samenkörner um Hals, Hüfte und Gliedmaßen. Von europäischen Bekleidungsstücken haben sich nur einzelne Bahn gebrochen, besonders werden von den um die Missionsstationen herum lebenden Indianern Beinkleider getragen.

Je nachdem der Indianer in dem waldreichen Theil des Landes oder in den Savannen wohnt, ist die Anlage der Wohnungen eine andere; während er in den Wäldern ganz zerstreut und so vereinzelt lebt, daß z. B. auf der 250 Meilen langen Strecke des Essequibo von dessen ersten Fällen an aufwärts kaum ein halbes Dutzend Wohnungen gefunden werden, bilden in den Savannen in der Regel 20 bis 30 Familien ein zusammenhängendes Dorf. Die in den Wäldern stehenden Hütten sind viereckig, ebenerdig und so dicht bewohnt, daß solche von 30 Fuß Breite und 20 Fuß Länge 22 Insassen hatten. Besonders die Wohnungen der Arawaks machen einen freundlichen reinlichen Eindruck und sind von wohlgepflegten Baum- und Blumenpflanzungen umgeben. In den Savannen haben die Häuser eine rundliche oder ovale Form und sind aus einem festen mit Erde oft bis zu 2 Fuß Dicke verdichteten Flechtwerk errichtet und mit einem Palmblätterdach gedeckt; ein Nebenbau dient als Küche und häufig ein dritter zur Unterbringung von Gästen. Der Mangel von Fenstern läßt das Innere dunkel erscheinen; die einzige Oeffnung der Hütte bildet der enge Eingang, der häufig durch eine Thür von Blättern oder Häuten geschlossen wird. Unter den zahlreichen Hängematten sieht man Aschenreste liegen, denn jeder Indianer schläft, ob zu Hause oder auf der Wanderung, über einem gerade unter ihm brennenden Feuerchen. Manche, auch auf festem Boden errichtete Hütten stehen auf Pfählen, offenbar eine Nachahmung der in den Küstengegenden gebräuchlichen Pfahlbauten. Der Grund der rundlichen Form der Hütten in den Savannen liegt in deren größerer Widerstandsfähigkeit dem Winde gegenüber.

In socialer Beziehung walten sehr einfache Verhältnisse vor, die einen durchaus patriarchalischen Charakter tragen. Das männliche Familienoberhaupt besitzt eine sehr weitgehende Autorität über alle Familienglieder, unter die auch die Schwiegersöhne gerechnet werden; beim Zusammenleben mehrerer Familien unterwerfen sich deren Väter den Anordnungen des Häuptlings, als welcher meist der beste Jäger von ihnen gewählt wird. Er hat das Arrangement der Jagdzüge und des Fischfangs, und bei Feindseligkeiten die Eröffnung derselben zu erklären. Außerdem besitzt der „peaiman" (Medizinmann) mit seinem Einfluß auf alle guten und bösen Geister eine große Macht über seine Stammesgenossen. Zu diesem ursprünglichen System hat die Kolonialregierung noch ein neues hinzugefügt, indem sie für jeden Distrikt einen Indianer, der sich zu diesem Zwecke in Georgetown dem Gouvernenr vorgestellt, als „captain" einsetzte. Bei der großen Autorität derselben über alle Indianer ihres Distriktes kommt diese Einrichtung den Reisenden sehr zu statten, da ein Befehl des captain, wenn dieser für die Pläne des Reisenden geneigt gemacht ist, genügt, um eine beliebige Zahl von Begleitern und den nöthigen Bedarf an Lebensmitteln für die Reise ins Innere zu erlangen.

Der Indianer im Naturzustande besitzt eine bewundernswerthe Moralität, ist dankbar und friedfertig, liebevoll gegen Frauen und Kinder und achtet die Rechte seiner Mitmenschen. Beim Fehlen jeglicher polizeilicher Einrichtungen hält er an den hergebrachten Rechtsgesetzen sehr fest, und diese sind nur von der einen Idee durchdrungen, daß jedes auch noch so kleine oder auch unabsichtlich zugefügte Unrecht an dem Thäter in derselben Weise gesühnt werden müsse, also Auge um Auge, Zahn um Zahn. Es wurde z. B. einmal ein Arawak auf der Jagd nach Affen von einem Weißen in dem Augenblick angeschossen, als er auf einen Baum gestiegen war, um einen getödteten Affen von da herunter zu holen. Die unbedeutende Verletzung hatte die Stelle des Körpers getroffen, die für gewöhnlich dem Stuhle am nächsten ist. Während kam der Indianer herunter und verlangte, daß der unglückliche Schütze ihm dieselbe Körperstelle hinhalte, damit er Wiedervergeltung üben könne, andernfalls werde er ihn an einem andern Körpertheil gefährlicher verwunden. Mit Mühe und nach langem Zureden wurde er von seinem Vorhaben abgebracht.

Das Tagewerk wird von Sonnenaufgang begonnen; man erhebt sich von den Hängematten und bringt diese in Ordnung; dann folgt das Reinigen des Körpers durch Waschen oder Baden. Gegen die Männer nun nicht auf die Jagd, so legen sie sich wieder in die Hängematten und bleiben fast den ganzen Tag darin, indem sie Cigaretten (Tabak in die innere Rindenschicht eines Baumes gewickelt) rauchend in höchst bequemer Weise Pfeilspitzen oder andere Gebrauchs- oder Schmuckartikel anfertigen. Die schwerere Arbeit fällt den Weibern zu; sie reinigen die Wohnung, soweit dies nöthig erscheint, holen Wasser und Brennholz, kochen, backen Brot, pflegen die Kinder und verrichten die Feldarbeit; geht der Mann auf Wanderung, so trägt das Weib das etwa nöthige Gepäck. Sind alle Geschäfte erledigt, so wird der Brotvorrath wieder durch Brotbacken aufgefrischt, und dies geschieht so häufig, daß man selten eine Indianerhütte betritt, in welcher nicht einige oder alle Weiber beim Backen begriffen sind. Außerdem liegt es ihnen noch ob, die Hängematten für den eigenen Gebrauch oder zum Tauschhandel zu fertigen, zu spinnen, oder „queyue", Schürzen von Perlen, ihr einziges Kleidungsstück, herzustellen. Geht der Tag zu Ende und haben die Weiber genug Brennholz für die Nacht herbeigeschafft, so legen sie sich zur Ruhe. Bis spät in die Nacht hinein erzählen sich die Männer endlose Geschichten, die zuweilen in einen monotonen Gesang übergehen oder von lebhaften Gestiku-

Digitized by Google

lationen begleitet sind; währenddessen laufen die Knaben und jungen Leute draußen herum und blasen auf Hörnern oder Pfeifen. Viel Nachtruhe findet man also in einem Indianerdorfe nicht. Die Männer, welche jedenfalls am Tage, wenn auch nur auf kürzere Zeit, aber dann öfter, schlafen, haben das Bedürfniß nach Nachtruhe weniger als die Weiber; schließlich schlafen sie theilweise mitten während der Erzählungen ein, und es wird allmählich ruhig für eine Zeit lang; denn jetzt erhebt sich eine der Frauen, um die Feuer wieder zu erneuern und nach anderen häuslichen Geschäften zu sehen. Dieses Geräusch genügt, um alle Hunde der Ortschaft zum Bellen und Heulen im Chor zu veranlassen, worauf dann die Kinder mit Geschrei erwachen. Die Männer brechen sich auf ihrem Lager herum und nehmen an der Stelle, wo sie vorhin aufhörten, den Faden der Erzählung wieder auf, bis dann in derselben Weise wie vorher eine kurze Ruhepause eintritt. Wird andern Tages auf die Jagd ausgezogen, so geht eine Stunde vor Tagesanbruch der Lärm mit Pfeifen und Trommeln wieder los, damit Alle erwachen.

Melibokus, Berg an der Bergstraße, richtiger Malchen.

Von Dr. F. A. Finger in Frankfurt a. M.

Wer von Frankfurt mit der Neckarbahn nach Heidelberg fährt, sieht beim Städtchen Zwingenberg einen bis obenhin bewaldeten Berg, auf dessen Spitze ein weißer Thurm die Wipfel der Bäume überragt. Fragt er nach dem Namen des Berges, so heißt es wohl: „Das ist der Melibokus.“ Stattlich und die Berge in seiner Nähe an Höhe weit übertreffend erscheint er von Oppenheim, Worms, Lorsch aus. Er ist zwar nicht, wie häufig gemeint wird und sogar in manchen Büchern zu lesen ist, der höchste Berg des Odenwaldes; im weniger besuchten östlichen Theile des Gebirges kann man vom Krähberg aus über Eulbach und weiterhin stundenweit in einer größeren Höhe wandern, als sie der Gipfel unseres Berges hat; aber er ist doch der höchste Berg der Bergstraße bis an den Neckar. Der lohnenden Aussicht wegen wird er viel bestiegen.

Daß der Name Melibokus ihm mit Unrecht gegeben wird, daß er eigentlich Malchen (nicht „Malchenberg“) heißt, ist längst bekannt. Nicht so bekannt aber ist, wer die Einschmuggelung des jetzt gebräuchlichen Namens verschuldet hat und wann dies geschehen ist. Und doch hat dies bereits vor zehn Jahren Herr Dr. Max Rieger in Darmstadt, ein tüchtiger Forscher auf dem Gebiete seiner Heimath, klar und wesentlich richtig im „Archiv für hessische Geschichte“ u. s. w. Bd. XIII, Heft 3, S. 409 bis 421 dargelegt. Das Hauptsächlichste daraus folge hier, nebst einigen Bemerkungen des Einsenders theils in eckigen Klammern, theils am Fuße der Rieger'schen Darstellung.

Der berühmte Geograph Claudius Ptolemäus [im zweiten christlichen Jahrhundert] nennt unter den Bergen oder Gebirgen Germaniens das Meliboton Oros, das die Chemsüer und Chamawer von den Katten scheide. Richtig wird es — so schon 1530 von Wilibald Pirkheimer — für den Harz erklärt. Wie kommt es nun, daß jener Name unserm Berge im Süden Deutschlands beigelegt wird? Dilthey [weiland Gymnasialdirektor in Darmstadt] sprach 1853 (s. „Archiv für hessische Geschichte“ u. s. w. Bd. VII, S. 87 bis 94) die Vermuthung aus, es sei dies etwa um die Scheide des 15. und 16. Jahrhunderts von Heidelberger Gelehrten, die als Gäste des Bischofs von Worms Johann von Dalberg von Lorsch aus wohl öfters den Berg gesehen, verschuldet worden. Die Vermuthung war zwar nicht begründet, aber eine richtige Ahnung war es, daß Dilthey den Ursprung des Mißgriffs in jene Zeit verlegte und ihre Urheber im Kreise der Humanisten suchte. Konrad Celtis [gewöhnlich Celtes genannt, 1459 bis 1508, Schüler Agricolas in Heidelberg, später eine Zeit lang Professor in Ingolstadt, zuletzt in Wien] sah den Odenwald als das Gebirge an, welches Chemsüer und Katten scheide; unter den Katten verstand er die Hessen, so blieb denn — wunderbar! — für die Chemsüer nur der Sitz südlich vom Odenwalde übrig. Beatus Rhenanus [1485 bis 1547, Stubengelehrter in Schlettstadt, der wohl nie in diese Gegend gekommen] erklärte („Rerum Germanicarum“ Bd. I, erste Ausgabe 1531) „Catthos Meliboci accolas“ für „Catthos Meliboeos“, aus welchem heimische Einfalt (vernacula simplicitas) „Catzenelenbogios“ gemacht hätte. Also der Name des Städtchens und der Grafschaft Katzenellenbogen soll von den Katten von Melibokus herkommen. Rhenanus rühmt sich dieser Entdeckung und sagt, die Nation der Melibokischen Katten sei ihm Dank dafür schuldig. Er setzt hinzu: „Es ist jetzt leicht zu sehen, wo er [der Melibokus] sei, da das Gebiet der Melibokischen Katten niemandem unbekannt ist.“ — Beide, Celtis und Rhenanus, fanden solche, die ihnen beistimmten oder doch nachsprachen [1]). — Wenn man so den Melibokus in der Grafschaft Katzenellenbogen suchte, so war es immerhin noch zweifelhaft, ob man damit die obere? Grafschaft meinte, oder die räumlich von ihr ganz getrennte untere [2]). Beatus Rhenanus spricht sich nicht darüber aus. Freher, um 1600, sucht den Melibokus in der unteren Grafschaft. — Phil. Cluverius („Germania antiqua“, 1616), der richtig das Ptolemäus Meliboton Oros für den Harz erklärt, ist der Ansicht, daß jene anderen bei ihrem Melibokus nur die untere Grafschaft, „um das Städtchen Katzenellenbogen, das zwischen der Lahn und dem Taunus liegt“, im

[1]) Bereits sieben Jahre nach dem Erscheinen von des Beatus Rhenanus Werk, 1538, sagt Sebastian Frank im „Germaniae Chronicon“ — zwar S. 38b.: „Meliboicus, der Harzwald“, aber — S. 291a.: „Catti die Hessen. Cattimeliboicenses seind die inn der landschaft Hessenberg bem Berg Melibaco wonenn, Teutsch Katzenellenbogen.“ Sebastian Münster („Cosmographie“, 1545, S. 240) sagt: „Catti . . . die Hessen vnnd die von Katzenellenbogen. Ehemsüt die kreichgöwer hinder Heidelberg oder die Otenwälder.“ Allerdings setzt er hinzu: „Ptolemeus nimpt sie für die Meißnrer,“ — und S. 461 heißt es bei ihm: „Nun ist schier jederman der meynung, daß die Ehemsüchen haben gewont bei der Gtb.“ Das Kraichgau hat seinen Namen von dem zwischen Heidelberg und Bruchsal dem Rheine zuströmenden flüßchen Kraich.

[2]) Die Gegend von Darmstadt, südlich bis Auerbach, nördlich bis Rüsselsheim und Kelsterbach am Main.

[3]) Zum größten Theile in Nassau: Schwalbach, Nastätten, Katzenellenbogen, St. Goarshausen, Braubach u. s. w.

Digitized by Google

Auge gehabt hätten. — Bis dahin war also von einem Berge des Odenwaldes noch gar nicht deutlich die Rede. — Der erste [4]), der unsern Malchen für den Melibokus erklärte, ist Kuchenbecker, in der Vorrede zur zweiten Sammlung der Analecta Hassiaca, 1729. Er sagt: „Cattimelibocia ist ohne Zweifel aus Catti und Melibocus zusammengesetzt. Aus Cattimelibocus entstand Catzmelboc und aus diesem leicht Catzenelmboc und Catzenelenbogen. Auf ähnliche Weise wurde für Melibocus Malches gesagt, einer der höchsten Berge sarge Uebertreibung] vom ganzen Deutschland, in der obern Grafschaft Katzenellenbogen bei Zwingenberg gelegen."

Allerdings wurde auch später noch von manchen das Richtige behauptet [5]). Aber auch der Irrthum lebte fort, und durch die Inschrift am Thurme auf dem Malchen [6]) bekam er so zu sagen amtliche Geltung. Selbst Jakob Grimm („Geschichte der deutschen Sprache" S. 567) läßt sich verleiten, mit dem ptolemäischen Melibokon Oros das Wort Cattimeliboeus und den deutschen Namen der Grafen von Katzenellenbogen, „in deren Gebiet ein Malchenberg (Mallobergus) diese Anwendung erleichterte", in Verbindung zu bringen.

Im Jahre 1785 bestieg denn auch auf einer Reise J. H. Campe den „Melibokus", und jetzt thun das jährlich Hunderte. — Auf einer im Jahre 1808 in Darmstadt herausgekommenen Karte vom Odenwald steht „Melibocus". Dieser Name findet sich jetzt in allen Büchern, in manchen dabei „oder Malchen" oder auch (z. B. Ferd. Dieffenbach, Das Großherzogthum Hessen, 1877) „richtiger Malchen genannt".

Rieger schlägt vor, zur Ausgleichung des Unnamens die Wegweiser mit dem richtigen Namen Malchen zu versehen. Es ist das bis jetzt noch nicht zur Ausführung gekommen; überall liest man da „Melibokus". Aber bei der Bevölkerung umher lebt noch, wie ich mich davon erst ganz neuerlich überzeugt habe, der alte richtige Name, und es heißt wohl: „Die Fremden nennen den Berg Melibokus, wir nennen ihn Malchen." So ist denn die Hoffnung noch nicht geschwunden, daß der richtige Name auch allgemeiner wieder zur Geltung kommen könne, und es sollten, dies zu befördern, namentlich alle Verfasser von Lehrbüchern und Reisebüchern und alle Lehrer ernstlich dazu beitragen.

[4]) Kuchenbecker ist doch nicht der erste, der den Melibokus in der obern Grafschaft zu finden glaubt. Reichlich siebzig Jahre vor ihm, 1655, ist in der „Topographia Hassiae" (Frankfurt a. M., Merian's Erben) der Melibokus — zwar S. 135 in die Gegend des Eichelsteins, aber — S. 150 an die Bergstraße in die Nähe von Zwingenberg verlegt. Ob hier zum ersten Male? Ich möchte das noch nicht behaupten.

[5]) Z. B. Hübner, Real-Lexikon, 1753: „Melibocl, Berg auf dem Harze."

[6]) Der Thurm wurde 1772 erbaut. Die Anschrift beginnt: „Dis Denkmal, Cattenberg, du Ursprung aller tapferen Hessen."

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Bei Gelegenheit von Arbeiten, welche im Rhonebette bei Genf behufs Ausnutzung der Wasserkraft zu mechanischen Zwecken kürzlich unternommen wurden, fand man außer Ueberresten aus der Pfahlbauzeit eine lateinische Inschrift aus dem Ende des 2. oder dem Anfange des 3. nachchristlichen Jahrhunderts, welche ein Soldat der 22. Legion dem Neptun geweiht hat, wahrscheinlich wegen Errettung aus Wassergefahr auf dem Lacus Lemanus oder Genfer See. Dazu bemerkt der betreffende Korrespondent der „Times", denen wir diese Notiz entnehmen, daß Neptun einst am Genfer See große Verehrung genoß. Im Hafen von Genf ragen zwei große Granitblöcke aus dem Wasser, Pierres du Niton (Neptune) genannt, auf welchem der Sage nach diesem Gotte Opfer dargebracht wurden, und Spuren desselben Kultus lassen sich noch jetzt in Liedern und Erzählungen nachweisen.

— Die Royal Geographical Society in London interessirt sich lebhaft und werkthätig für bessern geographischen Unterricht auf Universitäten und Schulen Englands. Sie hatte zur Hebung desselben jährliche Schulpreise ausgesetzt, aber damit keine Resultate erzielt; es fanden sich nur wenige Bewerber ein und zwar immer von denselben Anstalten. Deshalb hat die Gesellschaft dieses System aufgegeben, nicht aber ihr Bestreben, die mittleren und niederen Schulen doch schließlich dahin zu bringen, daß sie dem geographischen Unterricht den gebührenden Platz in der Bildung der englischen Jugend einräumen. In diesem Zwecke will sie einen Inspektor nach dem Festlande, besonders nach Deutschland und der Schweiz, schicken, damit er die dort besolgten Methoden kennen lernt, die besten Schulbücher, Atlanten, Wandkarten und anderen Hilfsmittel sammelt und darüber berichtet. Auf dieses Material gestützt, hofft dann die Gesellschaft, die Schulaufsichtsbehörden schließlich zu veranlassen, daß Geographie in England ein Unterrichtsgegenstand wird.

Asien.

— Im April d. J. hat W. A. Ramsay eine sehr sorgsame und ins Einzelne gehende Untersuchung Kappadociens unter steter Berücksichtigung der byzantinischen Schriftsteller durchgeführt. Er kommt zu dem Schlusse, daß Tavium, die Hauptstadt der trokmischen Galater, welche Hirschfeld neuerdings in Ödekiö nördlich von Haluß gesucht hat, vielmehr mit Reteglöi identisch ist, wie Texier, Perrot und H. Kiepert schon längst behauptet. Mr. Ramsay setzt seine archäologisch-geographischen Wanderungen in Kleinasien, denen er bereits mehrere Sommer gewidmet hat, noch weiter fort und hofft bis zum Herbste aus den schon vorhandenen Daten und seinen eigenen Resultaten ein ziemlich richtiges Bild von der Westhälfte des anatolischen Plateaus zu Stande zu bringen.

— Der russische Gouverneur von Merw hat die Freilassung aller persischen Gefangenen angeordnet, auch die Kanonen weggenommen, welche die Tekkes im Jahre 1860 von den Persern erbeuteten. In Koschut-Chan-Kala, dem Centrum der Oase Merw, wird ein russisches Fort erbaut.

— Aus Schanghai wurde am 27. Mai lakonisch telegraphirt: „Ein Dekret ist erlassen worden, welches die Eröffnung der Bergwerke in Jünnan anordnet." Offenbar hat man es hier mit einer Folge des französisch-chinesischen Vertrages („Globus" Bd. 45, S. 352) zu thun, und zwar mit einer sehr behutsamen. Der letzte Reisende, welcher über die Bergwerke in Jünnan berichtete, ist Colquhoun; derselbe hat indessen keine solchen besucht, weil er meinte, daß nichts den Verdacht des Volkes und der Behörden so

Digitized by Google

sehr erregt als der Wunsch, Gruben in Augenschein zu nehmen. Der Mineralreichthum Jünnans — schreibt er (cf. „Globus" Bd. 43, S. 28 und Bd. 44, S. 29) — ist ohne Zweifel bedeutend, aber ehe nicht die Regierung dessen Ausbeutung unterstützt, dürfte dieselbe schwerlich sich heben. Bisher aber bestürzte die Regierung den Bergbau in seiner Weise; ohne ihre specielle Erlaubniß durfte keine Grube eröffnet werden. Die Erklärung dafür ist einfach: Der chinesische Mandarin hat kein Interesse und keine Sympathien für den Bergbau, weil er die unruhigen Elemente der Bevölkerung, die sich mit Vorliebe nach den Bergwerken ziehen, kennt und fürchtet. — Das wird nun vielleicht durch das Eingreifen der Franzosen anders werden.

Afrika.

— Im italienischen Senate zeigte Mancini an, daß er demnächst ein Gesetz einbringen werde, welches die Erbauung eines Hafens und Leuchtthurmes in Assab bezweckt. Die Unterhandlungen, welche wegen Anknüpfung von Handelsbeziehungen zwischen Assab und dem Innern betrieben werden, sollen guten Fortgang nehmen.

— Demnächst wird auf Veranlassung des in Angra Pequena ansässigen Bremer Hauses Lüderitz eine deutsche Expedition, bestehend aus Lieut. S. Jöhnel, Dr. Höpfner, Herrn Lüderitz und einem Ingenieur, von Angra Pequena in nordnordöstlicher Richtung in das Innere aufbrechen (wenn die Zeitungen sagen „nach dem oberen resp. mittleren Laufe des Kongo", so ist dieses Ziel so weit entfernt, daß es einstweilen schwerlich in Betracht kommen wird). Der Zweck ist, eine Straße zu finden, auf welcher eventuell der Waarenverkehr aus dem Innern nach Angra Pequena geleitet werden könnte. Die deutsche Regierung erweist sich dem Unternehmen insofern hilfreich, als die Theilnehmer der Expedition die Fahrt nach der Kapstadt und von da nach Angra Pequena auf deutschen Kriegsschiffen zurücklegen dürfen.

— Die portugiesischen Forschungsreisenden Capello und Ivens haben von Port Pinda in der westafrikanischen Provinz Mossamedes aus einen vergeblichen Versuch unternommen, längs dem nördlich von Pinda mündenden Flusse Coroco gegen Süboften marschirend den Cunene zu erreichen. Die Beschreibung, welche sie von diesem Theile der portugiesischen Besitzungen geben, ist nicht ermuthigend. So weit sie kamen, war das Land eine von tiefen Schluchten durchschnittene wilde und wasserlose Zone von Gneisfelsen, eine sonnenverbrannte Wüste, wo nur Löwen, Leoparden und Rhinoceronten hausen.

Nordamerika.

— Die Küste Labradors wird nach Dr. K. R. Koch („Deutsche Geographische Blätter" VII, Heft 2, S. 160) bewohnt von Eskimos und im Süden außer den Eskimos von sogenannten Settlers, d. h. Engländern oder Kanadiern, die sich an der Küste niedergelassen haben und in ihrer Tracht, Charakter und Weisen nur wenig von den Eskimos abweichen. Die Zahl der Eskimos wird 1200 nicht übersteigen; sie sind im Aussterben begriffen, wie es meisten anderen Völkerschaften ebenfalls gegangen ist, sobald sie in Berührung mit Europäern kamen. Während die Ehen der Eskimos oft kinderlos sind und der größte Theil der Kinder frühzeitig stirbt, sind die Familien der Settler meist sehr stark, die Kinder gesund und kräftig, die Sterblichkeit gering; die Zahl der Settler nimmt deshalb von Jahr zu Jahr zu, und dieselben rücken dabei immer weiter nach Norden vor. Treten nun außer diesem allgemein konstatirten Rückgange der Eskimobevölkerung noch Epidemien auf, die meist durch den Verkehr mit den Fischerschonern eingeschleppt werden, so stirbt ein ganz außerordentlich großer Procentsatz derselben. Beispielsweise wurden durch auftretende Masern vor etwa drei Jahren gegen 20 Procent hinweggerafft.

— Eine Fülle von praktischen Rathschlägen für Touristen ieder Art enthält Heinrich Semler's „Das Reisen nach und in Nordamerika, den Tropenländern und der Wildniß" (Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung, 1884); das Buch ist hauptsächlich für Besucher der Vereinigten Staaten und der Landenge von Panama bestimmt, behandelt aber auch andere Länder und die Reise um die Welt. Referent ist zwar nicht im Stande, alle Angaben des weitgereisten Verfassers zu kontrolliren, fand aber so vieles, das mit seinen eigenen Erfahrungen stimmte, daß er es zunächst allen nach Nordamerika Reisenden, namentlich Auswanderern getrost als zuverlässigen Begleiter empfehlen möchte. Zwar erleichtert ein gutes Inhaltsverzeichniß die Uebersicht sehr; aber vielleicht ließe sich das Büchlein durch geeignete Kürzungen doch noch handlicher und billiger machen, was gewiß seine Verbreitung nur fördern könnte. Wir sind jedoch überzeugt, daß z. B. allein die Warnung vor den englischen Schiffen (S. 33 fl.), wenn sie ein Auswanderer berücksichtigt, die Auslage für das Buch reichlich lohnt.

— Von einem augenblicklich zu Zwecken des Unternehmens in Europa befindlichen mexikanischen Ingenieur erfährt die „A. Z." Daten, nach welchen die Ausführung einer Schiffs-Eisenbahn über die mexikanische Landenge von Tehuantepec bereits als gesichert zu betrachten wäre. Es ist eine Linie ausfindig gemacht, auf welcher nur geringe Steigungen und Einschnitte nöthig sind. Die Bahn wird eine Länge von 220 km haben und die Corbilleren on einem 200 m über dem Meeresspiegel liegenden Punkte durchschneiden. Auf 25 Geleisen wird ein Riesenwagen mit 3300 Rädern sich bewegen und jedes dieser Räder wird eine Last von 100 bis 120 Centnern tragen. Der Wagen hat ein Gewicht von 170 000 Centnern und wird die größten Seeschiffe befördern können. An jedem Endpunkte der Bahn wird ein Hafen mit zwei Reihen Thürmen erbaut, die mit hydraulischen Elevatoren zur Bewegung des Wagens ausgerüstet werden.

Vermischtes.

— Aus Freiheit (Böhmen) erhalten wir folgende dankenswerthe Mittheilung von Herrn Lehrer Cai. Bayer:

„Die Notiz über Steinkocher im „Globus" Bd. 45, S. 287 veranlaßt mich, Ew. Wohlgeboren mitzutheilen, daß das gleiche Verfahren auch in Kärnten im Dienste der Bierbrauerei im kleinen Maßstabe findet, indem die Dorfwirthe, welche sich ihr Bier selbst erzeugen, die Würze in hölzernen Kufen durch hineingeworfene erhitzte Steine auf den gewünschten Wärmegrad bringen. Das Erzeugniß dieser Kleinbrauerei wird deshalb als Säuber bezeichnet.

Ich habe dieses Verfahren im Jahre 1877 in der gemischtsprachigen Umgebung von Klagenfurt gefunden und kann leider nicht angeben, ob dieser Gebrauch den dortigen Deutschen oder den windischen Slawen besonders eigenthümlich ist, und ob er nicht auch in anderen Gegenden jenes Landes geübt wird."

Inhalt: Aus Dr. J. Montono's Reise auf den Philippinen. I. (Mit fünf Abbildungen.) — Ernst Kramberger: Reise von Esseg durch einen Theil Sirmiens. III. (Mit drei Abbildungen.) — Unter den Indianern von Guiana. I. — Dr. F. A. Finger: Melikokus, Berg an der Bergstraße, richtiger Malchen. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 11. Juni 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Hintenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen.

II.

Die Negritos kennen zu lernen, waren die Franzosen nach Bataan gekommen, aber ihre Aufmerksamkeit wurde unwillkürlich auch auf die civilisirtere Rasse der Tagalen gelenkt, welche, wie erwähnt, die Küstengegenden der Bai von Manila (mit Ausnahme der nordwestlichen Gestadelandschaften, welche von den Pampangos eingenommen werden) bewohnen. Schon zu Abucay hatten sie eine Eigenartigkeit dieses Volkes kennen gelernt: Auf einem Felde stand ein Quartett, das sich aus einem Schlangenhorn, einer Guitarre und zwei Flöten zusammensetzte; nach dem Dreivierteltakte der Melodie setzte ein Haufe von Männern und Weibern Reisstecklinge ein; auf das erste Tempo wurde die Pflanze in den Boden gesteckt, auf das zweite mit dem linken Fuße die Erde festgescharrt und auf das dritte ein Schritt zurückgemacht. Andere Völker kennen eine Tafelmusik; die Tagalen haben es noch weiter gebracht, sie besitzen eine Feldmusik im wahren Sinne des Wortes.

In Balanga hatte Montano Gelegenheit, mehreren Abendgesellschaften oder Tertulias beizuwohnen, welche von dem Gobernadorcillo (Bürgermeister) und anderen tagalischen Honoratioren des Ortes zu Ehren der Franzosen stattfanden. Beim Eintritte in den Salon ist es sehr schwer, wenn nicht unmöglich, die Herren von den zahlreichen Dienern zu unterscheiden, denn gemeiniglich tragen beide Klassen sich in der Kleidung gleich und gehen barfuß einher. Erst wenn die Gäste sich im Salon niederließen, entfernten sich die Diener, drängten sich aber in dem Zwischenraume der geöffneten Thüren, um den seltenen Anblick eines Europäers zu genießen, der weder Priester, noch Beamter oder Officier war. Ebenso unterdrückten sie durchaus nicht die Aeußerung des Vergnügens, welches ihnen das Zuhören der im Salon exekutirten Musikstücke gewährte. Ueberhaupt herrscht zwischen Dienern und Herren ein sehr freundliches Verhältniß, wenn auch mitunter das spanische Rohr von Seiten der letzteren gehandhabt wird. Das Piano bildet das wichtigste Möbelstück in der Wohnung eines reicheren Tagalen, es repräsentirt auch an und für sich schon ein kleines Kapital; außerdem sind die Harfe und die Violine sehr beliebt, da Musiciren eine Hauptrolle bei den Tertulias der philippinischen Eingeborenen spielt. Herren wie Diener kauen beide gleichmäßig ihren Buyo, d. h. Betel. Das Mobiliar eines vornehmen tagalischen Hauses ist sehr einfach; es besteht aus den erwähnten Musikinstrumenten, Rohrsesseln verschiedener Gestalt, Heiligenbildern, welche die Wände zieren sollen, mitunter auch aus einem religiösen Erbauungsbuche, das zwar erst in moderner Zeit in Manila gedruckt wurde, den Typen und dem Papiere nach aber im 17. Jahrhunderte erschienen sein könnte[1]). Manchmal erblickt man auch unter einem Glassturze eine Statuengruppe, die Madonna oder Heilige darstellend. Diese Figuren haben einen großen Werth: die nackten Gliedmaßen sind korrekt aus Elfenbein geschnitzt, die Gewänder aus massivem Golde; diese Schnitzwerke werden von eingeborenen Künstlern in Manila hergestellt.

[1]) Dies gilt nur von den billigen Volksbüchern; die wissenschaftlichen in Manila gedruckten Publikationen weisen eine glänzende Ausstattung, was Papier und Druck anbelangt, auf; man nehme nur Vidal's neuestes botanisches Prachtwerk und die Boletines de la Real Sociedad de Amigos del Pais filipino zur Hand.

Digitized by Google

Alles, was mit dem Kultus zusammenhängt, weist einen gewissen Luxus auf: die Kirchen, Glockenthürme und die Pfarrhäuser pflegen gewöhnlich die einzigen steinernen Gebäude des Ortes zu sein. Wenn in der Nacht tiefe Finsterniß den Pueblo (Dorf, Stadt) einhüllt, dann leuchtet eine breite Nische der mächtigen Kirchenfaçade von den zahlreichen Lämpchen, welche die bemalte Statue des Kirchenheiligen umgeben, der hier über seinen Gläubigen, die im tiefen Schlafe liegen, zu wachen scheint als ihr getreuer Beschirmer. Trotz der großen Kirchengläubigkeit sind noch genug Rudimente der alten heidnischen Religion in Gestalt von abergläubischen Vorstellungen vorhanden. Als Montano einmal in der Nacht an einem Bambudickicht vorüberging, erzählte der Führer den Franzosen, daß in der Nacht bei Mondenscheine große weiße Reiter mit Hunden jene Gebüsche singend umkreisen, doch brächte die Erscheinung dieser Geweihten nur Unheil, denn wer sie erblicke, müsse bald sterben. Es ist dies offenbar eine Erinnerung an den gefürchteten Dämon Tigbalang.

Am 15. August kehrte Montano mit seinen Gefährten nach Manila zurück, um von dort mit dem Dampfer „Cebú" sich nach dem südlichsten Theile der Insel Luzon, der Provinz Albay, zu begeben. Die Fahrt längs der Küste von Luzon bis zur Höhe von Mindoro bietet ein reizendes Panorama: dichte Wälder bedecken die Berge, während die Ortschaften inmitten grüner Haine und Kokosgruppen versteckt

Abendunterhaltung in einer Tagalenfamilie. (Nach einer Skizze Montano's.)

liegen. Von da ändert sich das Bild der Landschaften, die Wälder sind von einander durch unermeßliche Cogonales, d. h. Prärien getrennt, deren Gras, Cogon genannt (verschiedene Gramineen), zum Dachdecken Verwendung findet oder in Ermangelung von besserm Futter auch für Pferde und Büffel geschnitten wird. Nach einem kurzen Aufenthalte in Pasacao, dem ersten von Bicols bewohnten Pueblo, den Montano berührte, erblickte man bald die regelmäßige Kegelform des durch seine furchtbaren Ausbrüche bekannten Vulkans Mayon, den bereits zwei deutsche Forscher, F. Jagor und R. von Drasche, besucht hatten. Die Küstengegend zwischen Pasacao und Sorsogon erschien, so viel die Morgennebel zu sehen gestatteten, ziemlich öde und verlassen. In der That befinden sich dort fast nur die Schlupfwinkel von „Remontados", d. h. von Leuten, welche um den Steuern, der Rekrutirungspflicht oder dem strafenden Arme der Gerechtigkeit zu entgehen, sich in diese verlassene Gegend flüchteten, um dort ein den Briganten der Abruzzen ähnliches Leben zu führen. Den 4. September fuhr der „Cebú" in die große Bai von Sorsogon ein, die rings von hohen Bergen umrahmt ein landschaftliches Bild bietet, das an Liebreiz jenes des Golfs von Neapel, an Großartigkeit das der Bai von Singapur übertrifft. Vor allem fesselt die Aufmerksamkeit des Beschauers der Vulkan Bulusan und der Doppelgipfel des hohen von Wolken umflorten San Miguel. Diese große herrliche Bai, welche selbst in den stürmischen Zeiten der Monsunwechsel ganzen Flotten Schutz gewähren kann, hat außer der Stadt Sorsogon nur wenige Fischerhütten aufzuweisen, sonst stehen ihre Gestade verlassen da. Den 4. September um 8 Uhr Abends hatte der „Cebú" die Straße S. Bernardino passirt, um den folgenden Tag gegen 5 Uhr Morgens in den Golf von Albay einzulaufen;

Digitized by Google

rechts und links zeigen sich zerklüftete und bewaldete Bergmassen, im Hintergrunde erhebt sich der gewaltige Mayon, dessen obere Hälfte in dürrer Nacktheit Zeugniß ablegt von seinen jüngsten Eruptionen, während die untere Hälfte im Schmucke der üppigen Vegetation prangt. Eine Stunde später warf der „Cebú" vor der kleinen Stadt Legaspi Anker, welche den Hafen der etwa 2 km landeinwärts gelegenen Stadt Albay bildet, wo der Gouverneur der gleichnamigen reichen Provinz Südluzons residirt.

Die liebenswürdige Zuvorkommenheit eines merikanischen Kaufmannes, der den Fremden seine Kutsche zur Verfügung stellte, ermöglichte die sofortige Abfahrt nach Albay, wo der Gouverneur D. Juan Alvarez Guerra, ein durch seine Werke über Luzon und die Marianen bekannter Schriftsteller, die fremden Forscher in das Gouvernementsgebäude, die sogenannte „Casa Real" einquartirte. Von diesem Platze aus genossen sie den majestätischen Anblick des Mayon, der schon so viel Unheil über diesen gesegneten Landstrich gebracht hatte. Der Reichthum dieser Provinz ist sprichwörtlich im Archipel der Philippinen; auf dem vulkanischen Boden des Landes gedeiht die Musa textilis am besten, welche den so werthgeschätzten Manilahanf, welcher von den Spaniern Abacá genannt wird, liefert. Es ist ein Verdienst des vor mehr als vierzig Jahren hier waltenden Gouverneurs D. José María de Peñaranda, welcher den Anbau der Manilahanfpflanze in großem Stile durchsetzte und die trägen Bicols (welche einem zwischen den Tagalen und Bisayern stehenden Zweige der malaischen Rasse angehören) in arbeitsame Ackerbauer verwandelte. Durch den großen Export des Manilahanfs ist viel Geld ins Land geflossen, wie dies die zahlreichen volkreichen Ortschaften, die alle den Eindruck der Wohlhabenheit machen, beweisen. Auch die guten Straßen (eine Seltenheit in den Philippinen!) legen von der Intelligenz der Bicols Zeugniß ab. Ein großer Theil der Oberfläche dieser Provinz ist zwar noch von Urwald, der Krongut ist, bedeckt, aber immer mehr und mehr breitet sich das kultivirte Terrain auf Kosten der Wälder aus, zumal der Preis, um welchen die Regierung Kronland verkauft, ein sehr geringer genannt werden muß, er schwankt nämlich zwischen 3,60 bis 7,20 Francs für den Hektar. Die Sicherheit der Provinz ist nur in der Nähe des Berges Iſarog von den Atas bedroht, einem mit Negritoblut vermengten Volksstamme, welcher den deutschen Gelehrten bereits durch Jagor bekannt geworden ist. Die Hauptmasse der Bevölkerung bilden die erwähnten Bicols; außerdem sind noch Chinesen und Weiße und die Mischlinge der hier angeführten Rassen vorhanden. Bei beiden Geschlechtern der Bicols werden die oberen Zähne durch Feilen verstümmelt. Gegen Migräne, ein hier zu Lande häufiges Uebel, wenden sie eine eigenthümliche Operation an, wenn das einfache Mittel — ein um den Kopf festgebundenes Zeug — nicht zu helfen vermag: Man packt die Genickhaut des Patienten derart, daß zwischen den drei Mittelfingern sich zwei erhabene Wülste bilden; durch das Pressen und Drücken entsteht bei häufiger Wiederholung eine Eiste, welche man an den Bewohnern Albays oft zu sehen Gelegenheit findet.

Die Hauptstadt Albay wird an Bedeutung noch von Cag-Sau übertroffen, welches im Volksmunde allgemein Daraga genannt wird. Cag-Sau lag nämlich früher näher an dem Vulkane Mayon, der die Stadt im Jahre 1814 unter seinen Auswurfsmassen begrub; sie wurde nicht mehr an derselben Stelle erbaut, sondern auf dem Platze, wo ein kleines Dörfchen Namens Daraga lag; daher der Doppelname. Daraga verdankt seine Bedeutung dem Umstande, daß daselbst die Manilahanfmärkte der Provinz abgehalten werden und die spanischen Kaufleute und Agenten daselbst ihre Komptors und Wohnungen besitzen. Von einem isolirten Felsen aus, auf dem sich die Kirche und das Pfarrhaus befinden, genießt man einen herrlichen Ausblick: zur Linken den aus den Wolken ragenden, rauchenden Mayon, vor sich zu seinen Füßen die weite Ebene, bedeckt mit Reisfeldern und Bananengruppen, unter diesen versteckt Hütten der Eingeborenen, dann die blaue Fläche des Golfs, umrahmt von dunkeln Wäldern. Am Fuße jenes Felsens breitet sich der Marktplatz von Daraga aus, welchen Magazine und Läden umgeben. Wie schon Jagor erwähnt, finden die Märkte hier erst des Abends bei Fackelbeleuchtung statt. Der wichtigste Artikel, mit welchem hier gehandelt wird, ist natürlich der Manilahanf. Auf schwerfälligen Karren, welche von Büffeln gezogen werden, bringen die Bauern ihre Waare zu den Magazinen der Europäer. Diese kaufen nicht unmittelbar vom Producenten, sondern vermittels der Zwischenkäufer oder vielmehr Zwischenkäuferinnen, denn bei den Bicols werden alle Verkäufe und Geschäfte nicht von den Männern, sondern von den Weibern abgeschlossen, welche hier nicht als das schwache, sondern als das starke Geschlecht auftreten. Die Männer fügen sich ohne Widerstreben dem Pantoffelregiment. Auf dem Marktplatze erblickt man eine Menge junger Leute, welche aber mit der Absicht Geschäfte abzuschließen sich durchaus nicht tragen; es sind vielmehr die Verkäuferinnen, welche eine

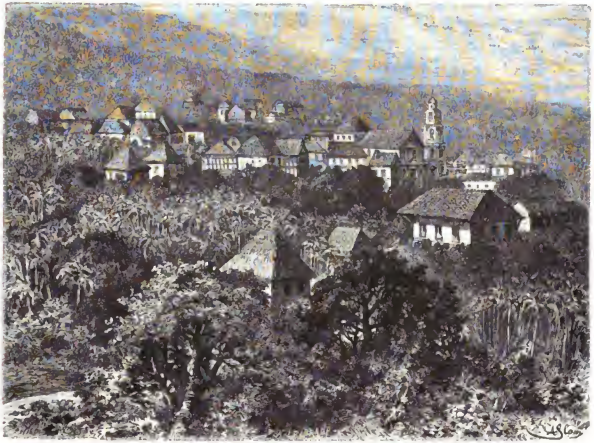
Ein Gobernadorcillo. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

ſolche Anziehungskraft auf die Bicol-Jünglinge ausüben, und in der That das prachtvolle ſchwarze, mit Gogo (Entada pursœta, eine Mimoſacee) parfümirte Haar der jungen Mädchen würde ſchon genügen, um den Marktplatz für die Herrenwelt anziehend zu machen.

Mit dem Eintritt der Dämmerung beginnt der Markt, beginnen auch die Scirren der Spanier und Europäer, mit dem Eintritt der Dämmerung beginnt ferner die Zeit der Leichenzüge, welche unter heiteren Muſikklängen ſich zur Kirche bewegen. Montano ſah hier das Begräbniß eines Kindes. Unter Trompetengeſchmetter wurde der kleine Leichnam auf einer mit Zweigen und Spitzen gezierten Bahre getragen. Das Kind lag mit ſeinen beſten Kleidern angethan mit entblößtem Antlitz da, es ſchien unter dem Blüthenmeer von weißem Ylang-ylang (Unona odoratissima, Bl. Anonaceae) und Calachuchi (Plumiera alba, Bl. Apocynene) zu ſchlafen. Die Mutter folgte weinend dem Liebling, während die andere Menge lärmend mitzog, denn der Tod ſcheint in dieſer mit herrlichen Naturreizen ausgeſtatteten Gegend ſeine Schrecken verloren zu haben; wenigſtens giebt jedes Leichenbegängniß Anlaß zu rauſchenden Feſtlichkeiten und Banquetten.

Die Chineſen haben in dieſer Provinz den Eingeborenen den Betrieb der meiſten Handwerke entriſſen, ſo daß letztere nur mit der Agrikultur und der Flechtinduſtrie ſich beſchäftigen. Außerdem ſind die Chineſen überall als Krämer vorhanden, ja es giebt unter ihnen auch ſehr begüterte und einflußreiche Kaufleute. Bei ihrer Ankunft im Lande ſind



Tagaliſche Ortſchaft auf Luzon (Mahayhay). (Nach einer Photographie.)

ſie arme halbnackte Teufel, die jede Taglöhnerarbeit verrichten, welche ihnen von den hier bereits anſäſſigen Landsleuten verſchafft wird, denn der chineſiſche Egoismus weicht im Auslande dem Gefühle der Zuſammengehörigkeit. Vom Taglöhner zum Händler avancirt, fühlt er das Bedürfniß, ſich taufen zu laſſen, um einerſeits durch den Taufpathen ſich einen weißen Protektor zu verſchaffen, und andererſeits um ein Weib zu nehmen, denn nur chriſtliche Chineſen dürfen heirathen. Die Bicolmädchen hegen zwar eine ſtarke Abneigung gegen die Zopfträger, da aber ſelbe vermögend ſind und ihren Frauen ein viel angenehmeres Leben verſchaffen können, als die braunen Söhne des Landes, ſo findet jeder Chineſe ſeine Frau, ja, wenn er Geld im Ueberfluß beſitzt, ſo hält er ſich trotz ſeiner Taufe neben der legitimen Frau einen Harem weiblicher Dienſtboten.

Nach den Erkundigungen des Herrn Montano bleiben die meiſten Chineſen dauernd im Lande, nur die Minorität kehrt wieder zurück, oft ſuchtartig das Baarvermögen mitnehmend, während Frau und Kinder zurückgelaſſen werden. In den anderen Provinzen Luzons iſt letzteres allgemein der Fall, nur deponiren die chineſiſchen Ehemänner einen Theil ihres Vermögens, damit ihre Familie nicht Mangel leide, „wenn ſie eine Reiſe nach China unternähmen“, von der ſie nicht mehr zurückkehren. Montano wurde einmal in das Haus des reichen chineſiſchen Geſchäftsmannes Don Narciſo zu einer Abendunterhaltung geladen, welche derſelbe auf Antrieb des Gouverneurs veranſtaltet hatte. Eine prächtige Treppe aus gebohntem Camagonholze (von der Ebenacea Diospyros pilosanthera, Blanco) führte zu dem in dem erſten und einzigen Stockwerke befindlichen Salon

Digitized by Google

und dem anſtoßenden Speiſegemach, welche mit unzähligen Kerzen, die in prächtigen Armleuchtern und Lüſtern ſtaken, glänzend erleuchtet waren. Der Gaſtgeber empfing in Galatracht, mit entfaltetem Zopfe, die Serviette unter dem Arme und umgeben von ſeinen Geſchäftsgenoſſen die Gäſte auf der oberſten Stufe der Treppe, um ſie in den Salon zu geleiten, wo mehrere geladene chineſiſche Meſtizinnen die Stelle der nach chineſiſcher Etiquette unſichtbaren Hausfrau vertraten. Unter dem Lichtmeere der Hängeleuchter und Kandelaber ſprühten die großen Diamanten und Brillanten, mit welchen ſich die Damen reichlich geſchmückt hatten, in allen Farben des Prismas. Im Speiſeſalon erblickte man eine Unzahl buntgefärbter Gerichte, hergeſtellt aus den ekelerregenden Ingredienzien der chineſiſchen Kochkunſt, ſie beleidigten das Auge durch die Farbe, die Naſe durch das unſagbare Parfüm, das ihnen entſtrömte. Das Service beſtand aus ſchwerem Silber. Beſſer ſtand es mit den Getränken; da waren alle Alkohol enthaltenden Gebräue, vom Gin angefangen bis zum echten Champagner, vorhanden. Nach aufgehobener Tafel wurde getanzt, die Muſikkapelle von Daraga, welche ſchon während des Souperſ ihre Weiſen hatte ertönen laſſen, rückte in den Salon vor und mit einer wahren Leidenſchaft wurde nun dem Tanze gehuldigt, Walzer wechſelten mit ſpaniſchen Tänzen, der Jota, Habanera ꝛc. ab.

Mit den Wilden der Provinz konnte Montano ſich weniger beſchäftigen, da die ſchon erwähnten Atas vom Berge Iſarog ſich empört hatten, doch konnte er zwei Ge-

Der Vulkan Mayon, von der Casa Real in Albay aus geſehen. (Nach einer Photographie.)

fangene, welche dieſem den Tagalen und Bicols nahe verwandten Stamme angehörten, unterſuchen. Nach Montano's jedenfalls irriger Anſicht bezeichnet Ata nur die Lebensweiſe, nicht die Raſſe (die Negritos der Philippinen werden im geſammten Archipel von den verſchiedenen Dialektſtämmen: Ata, Aeta, Eta, Ita genannt). Bei den Thermen von Tibi wohnen auch Negritos, welche aber mit Bicols gemengt ſind.

Der Golf von Albay zeichnet ſich beſonders in ſeinem ſüdlichen Theile durch die herrlichen Reize aus, womit die Natur dieſe klippenreichen Geſtade ausſtattete. In den Bergen traf Montano tiefe Schluchten, welche durch die lianenumſchlungenen hohen Ficus- und Dipterocarpusbäume wie Tempel erſcheinen. Die Berg- und Hügelgipfel präſentiren ſich wie ein zu Stein gewordenes ſtürmiſches Meer, das mit ſeinem erſtarrten Wogengange den Mayon oder den Bulusan bedroht. Beſonders die letzten Stunden der Nacht ſind von ſinnberückender Schönheit, ſo daß der neuangekommene Reiſende zu träumen glaubt.

Die Provinz Albay iſt, wie die geſammte Halbinſel Camarines, ſehr höhlenreich. Da in vielen dieſer Grotten ſich alte heidniſche Begräbnißplätze vorfinden, wie dies die Funde Jagor's im Viſayer-Archipel ꝛc. beweiſen, war Montano eifrig bemüht, eine ſolche Höhle aufzufinden, zumal er die Gewißheit beſaß, daß derartige Felſengräber am Golfe von Albay vorhanden wären. Das war aber keine ſo leichte Sache, denn die durch die Annahme des Chriſtenthums nicht ausgerottete Scheu vor den Begräbnißſtätten

Digitized by Google

der heidnischen Ahnen, deren Seelen eine Entweihung ihrer Ruhestätte ahnden, hielt die Eingeborenen ab, die Reisenden zu den verborgenen Stätten zu führen. Endlich erhielt man die Nachricht, daß auf der Insel Cagraray das

Ein Theil der Provinz Albay nach einer unpublicirten Karte des Obersten Don José María de Peñaranda.

Markt in Daraga. (Nach einer Skizze Montano's.)

Gewünschte zu finden wäre. Um etwaige Hindernisse, die der Aberglauben der Eingeborenen den Absichten der Franzosen entgegenstellen konnte, durch seine Gegenwart zu beseitigen, beschloß der Gouverneur Alvarez Guerra, sich an

der Expedition zu betheiligen. Ein Regierungsboot (Falúa) von zwölf Riemen trug, von einer leichten Brise begünstigt, die Reisenden bald nach dem Eilande; das ersehnte Ziel war aber schwer zu finden, denn eine dichte Vegetation verhüllte das Land vor den Blicken der Suchenden. Erst nach $1^1/_2$ stündiger Rundfahrt um die Insel erblickte man bei der an der Südseite gelegenen Punta Cegrarny Anzeichen, daß hier das Gebosste zu treffen wäre. Man landete und nach kurzem Suchen fand man in der That den Eingang zu einer Höhle, in die man nach Hinwegräumung der vorgelagerten Felsblöcke eindrang. Die stalaktitenreiche Grotte war hoch und geräumig; im Halbdunkel lagen hier Gebeine und Schädel auf dem Boden, sämmtlich Menschen angehörig, von Thierknochen wurde nur der Humerus eines Flatterthieres gefunden. Auch chinesische Porcellangefäße, für die Reisgabe des Todtenopfers bestimmt, waren vorhanden. Im Hintergrunde der Höhle lag einer jener Mörser, welche zum Reisenthülsen verwendet werden. Von der Grotte aus hat man eine herrliche Aussicht auf die benachbarten Küsten von Batan und Rapu-Rapu, sowie das unendliche Meer. Mit reicher Beute verließen die Forscher den alten Todtenplatz; mit Grauen und Unwillen sah die eingeborene Bemannung des Regierungsbootes der Einschiffung der unheimlichen Ladung zu; denn wenn auch das Christenthum bereits seit mehr als drei Jahrhunderten hier die herrschende Religion geworden ist, so hat sich bei allen Malaien des Archipels eine tiefe Scheu vor den Begräbnißplätzen der heidnischen Ahnen erhalten. Denn die Leichen der Vornehmen und großen Krieger wurden mit Vorliebe an den Ufern des Meeres bestattet, besonders gern an in die Augen fallenden Klippen, wie dies hier auch der Fall, damit die Vorüberfahrenden den Manes (Geistern der Verstorbenen) ihre Huldigung in Gestalt von Speisegaben oder Pfeilschüssen darbringen könnten. Als die Brise, welche sie Morgens nach Norden getragen, jetzt durch ihr Anschwellen die Heimkehr der Gesellschaft verzögerte, da glaubten die Matrosen, die ob dem Fremd auf ihren Gebeinen empörten Geister wollten die pietätlosen Fremden bestrafen; doch langte man glücklich in Legaspi an. Als aber der chinesische Koch des Gouverneurs, welcher an jener Expedition theilgenommen hatte, nachträglich erkrankte, da entstand Aufregung unter den Bicols, welche diesen Zufall mit der Profanation jener Stätte in Zusammenhang brachten. Einem andern Aberglauben begegnete Montano, als er zu einem Kranken gerufen ward: man hatte unter der Veranda des Hauses einen schwarzen Schmetterling und zwei Fledermäuse erwischt und hielt dies für das sichere Anzeichen des Todes. Als die Operation gelang, schrieb man die Genesung nur den kräftigeren Beschwörungsmitteln zu, welche der Fremde heimlich gegen den bösen Zauber angewandt hätte.

Unter den Indianern von Guiana.

II. (Schluß.)

Um nun das Leben eines Indianers von seinem Eintritt in die Welt zu schildern, sei zunächst gesagt, daß wir auch hier die sonderbare, aber vielen rohen Völkern verschiedener Welttheile gemeinsame Sitte der „couvade“ finden. Noch vor der Geburt des Kindes enthält sich der Vater eine Zeit lang gewisser Fleischspeisen, während die Frau bis wenige Stunden vor ihrer Niederkunft ihre gewöhnliche Arbeit verrichtet. Dann geht sie allein oder mit einigen anderen Weibern in den Wald, macht sich ein Lager zurecht und kommt dann einige Stunden nach der Geburt des Kindes wieder zurück an ihre gewöhnliche Arbeit. Der Vater legt sich statt dessen als Wöchner hin, wird sorgsam gepflegt, und vermeidet den Genuß gewisser Speisen, das Rauchen, Waschen, Berühren von Waffen. (Wie Schomburgk (Reisen in Britisch-Guiana, Leipzig 1847) berichtet, soll er sich sogar nicht einmal seiner Nägel zum Kratzen bedienen dürfen, sondern einen Span aus einer bestimmten Palme dazu gebrauchen. Dieser Zustand dauert Tage und Wochen. Für diese eigenartige Sitte, durch deren Befolgung E. im Thurn mehrmals der Dienste seiner besten Jäger und Ruderer verlustig ging, hat er folgende Erklärung: Die couvade scheint als Grundidee die Existenz eines geheimen Konnexes zwischen Vater und Kind zu haben, derart, daß wenn der Vater in der ersten Zeit nach der Geburt des Kindes eine der Vorschriften dieser Sitte nicht befolgt, das Kind dadurch Schaden erleidet. Wenn er z. B. das Fleisch eines Nagethieres mit stark vorspringenden Zähnen genießt, so würden die Zähne des Kindes wie die dieses Thieres wachsen; ißt er das Fleisch eines gefleckten Thieres, so würde die kindliche Haut Flecken bekommen. In ähnlicher Weise hat man sich die übrigen Regeln der couvade zu erklären[1]).

Das Kind wird bis zum 3. und 4. Jahre gestillt; ist dies bei mehreren zugleich vorzunehmen; so soll die Großmutter zuweilen bei den älteren Kindern aushelfen. Fast immer, auch bei der Arbeit, trägt die Mutter das kleine Kind in einer um den Nacken oder die Schulter gehängten Hängematte mit sich herum. Die Eltern sind sehr zärtlich zu den Kleinen und mißhandeln sie nie. Waschen sie heran, so richten sich die Spiele der Knaben schon auf die Nachahmung von Jagd und Fischfang und die Beschäftigung der Mädchen besteht in der Unterstützung der Weiber in häuslichen Geschäften. Jedes Kind hat zwar bald nach der Geburt schon einen Eigennamen erhalten, der meist dem Pflanzen- oder Thierreiche entnommen ist, wie Nachtaffe, Eule, Tabakblüthe u. s. w., doch werden diese Namen wenig angewendet. Man geht hierbei von dem Gesichtspunkte aus, daß der Name einen Theil des Menschen darstellt und daß, wer den Namen kennt, den Träger desselben in gewisser Beziehung in seiner Gewalt hat. Deshalb vermeidet man es geradezu, den Namen zu nennen und redet

[1]) Die couvade findet sich bei Völkern verschiedenster Weltgegenden; so berichtet van der Burg („De Genestheer in Nederlandsch-Indië“ vgl. „Globus“ Band XLIV. Seite 46) über dieselbe Sitte, wie er sie auf den Inseln des ostindischen Archipels gefunden hat. Eine andere Erklärung, als die oben gegebene, ist übrigens die: Da die Frau durch die Niederkunft mehr oder weniger geschwächt ist und den Einflüssen der bösen Geister dann weniger Widerstand zu leisten vermag, so sucht der Mann die Aufmerksamkeit dieser Geister von ihr abzulenken, indem er sich selbst krank stellt.

Digitized by Google

sich gegenseitig nur mit dem Verwandtschaftsgrade oder anderen allgemeinen Eigenschaften: Bruder, Mutter, Knabe, Mädchen, Gefährte u. s. w. an. Im Verkehr mit Europäern bittet der Indianer diese, ihm einen Namen zu geben, den er dann auch beibehält. Ist dieser einfacher, etwa John, Peter ꝛc., so behält er ihn allenfalls im Gedächtniß, sonst läßt er sich die schwieriger auszusprechenden oder zu behaltenden Namen auf ein Papierchen schreiben, welches er sorgfältig verwahrt und beim Zusammentreffen mit anderen Europäern auf die Frage nach seinem Namen statt der Antwort vorweist.

Kommt das Alter der Mannbarkeit, so wählt der junge Mann nach gewissen schon besprochenen Regeln seine Weiber. Schon vorher kann er verlobt gewesen sein, ohne die Verlobte gerade zur Frau nehmen zu müssen; er verlangt sogar alles, was er ihr früher an Perlen und sonstigem Schmuck geschenkt hat, zurück. Ein weiterer dunkler Punkt im Frauenleben ist der, daß das Mädchen ihrem Bewerber von den Eltern meist verkauft wird; ist die Ehe geschlossen, so zieht der Mann mit seinem Besitzthum in das Haus des Schwiegervaters, den er als sein Haupt und als seinen Dienstherrn ansieht. Nach dessen Tode verlassen die ihm unterstellt gewesenen Familienväter dessen Haus, bauen sich jeder einzelne neue Wohnungen und bilden den Kern für eine neue Niederlassung. Bei allen Stämmen findet sich in größerer oder geringerer Verbreitung Polygamie.

Schon früh unterliegt der Indianer bei seiner schwachen Konstitution den schädlichen Einflüssen seiner Lebensweise; meist erfolgt der Tod an Dysenterie (Ruhr) oder Auszehrung. Das Alter genießt gar keine Achtung bei ihnen und wird von den jüngeren Angehörigen sogar roh und lieblos behandelt. Auch beim Tode ist kaum etwas von Trauer oder Ernst bei den Verwandten zu bemerken; die Bestattung selbst ist ein Freudenfest. Sie geschieht durch Vergraben der Leiche in der früher bewohnten Hütte in sitzender oder aufrechter Stellung; darüber wird ein Feuer angezündet und unter Tanzen, Trinken und Singen werden die guten Eigenschaften des Verstorbenen verkündet; dann wird das Haus für immer verlassen. Mit diesem Brauche hängt es zusammen, daß man so außerordentlich viele verlassene und verfallene Indianerhütten antrifft. Das Grab selbst wird stets als heilig betrachtet.

Die Hauptbeschäftigung des Mannes ist die Jagd, der solche Wichtigkeit beigelegt wird, daß sogar der Rang des Häuptlings nach der Tüchtigkeit als Jäger erworben wird. Furchtsam, wie der Indianer ist, geht er niemals allein auf die Jagd, und nimmt, wenn er einen männlichen Begleiter nicht finden kann, sein Weib, seine Mutter, oder gar sein Kind mit hinaus, um wenigstens noch ein Paar Augen um sich zu haben, die eine nahende Gefahr bemerken könnten. Die eigentlichen Waffen sind Bogen, Pfeile und Blasrohr, doch geht jetzt das Streben jedes Indianers dahin, durch Arbeit so viel zu verdienen, daß er sich eine Flinte verschaffen kann. Manche, besonders die Macusis, haben vergiftete Pfeile, und bereiten sich hierzu selbst ein vegetabilisches Gift (curali genannt), welches, ins Blut gebracht, herzlähmend wirkt. Mit dem Blasrohr von 9 Fuß Länge werden mit wunderbarer Sicherheit vergiftete, 5 bis 6 Zoll lange Holzpfeile auf eine Entfernung von 40 bis 50 Fuß geschossen und besonders Vögel damit erlegt.

Indem so der Mann für die Herbeischaffung der animalischen Nahrungsmittel durch Jagen und Fischen Sorge trägt, ist es Sache der Frau, die pflanzlichen Produkte dazu zu liefern und außerdem die Zubereitung der Gerichte zu übernehmen. Kochen würde für den Mann eine Schande sein, das Brotbacken kann er gar nicht. Auf Expeditionen begnügt er sich daher auch mit der allerprimitivsten Ernährungsweise, und genießt das Fleisch gewöhnlich halbroh, nachdem er es an einem Stabe etwas ins Feuer hineingehalten hat. Zum Glück für die vielbeschäftigten Weiber ist der Speisezettel ein sehr einfacher und besteht meist aus dem „Pfeffertopf“ und Cassavabrot. Es wird zur Bereitung des ersteren das nöthige Fleisch oder auch Fisch mit Pfeffer und „cassaroop“ (einer aus Cassavamehl gewonnenen dicklichen Flüssigkeit von Syrupkonsistenz) in einen Topf gethan und zu einer dicken Suppe gekocht; der Topf wird nie leer gegessen, sondern immer wieder nach Bedarf neues Fleisch zu dem Reste gefügt und wieder gekocht. Das Essen ist auf diese Weise, da es nur etwas gewürmt zu werden braucht, stets in wenigen Minuten fertig; ist der Mann hungrig, so sacht die Frau das Feuer an, setzt den Topf einige Minuten hinein, und der Mann ißt dann das Gericht gewöhnlich in der Hängematte liegend, indem er Stückchen Cassavabrot hineintaucht und diese verzehrt. Niemals essen die Weiber zugleich mit den Männern, sondern machen dies während des Kochens mit ab. Die jedesmal genossene Quantität ist nur gering; nach beendetem Mahle rollt der Mann wieder in die Hängematte zurück und die Weiber räumen die Reste ab. Daß diese letzteren nicht verderben, hängt mit der fäulnißwidrigen Wirkung von cassareep zusammen. Die nothwendige Zutat zum Pfeffertopf, das Cassavabrot, wird auf eine eigenthümliche Art von den Weibern aus den Wurzeln der Cassavapflanze (Manihot utilissima) in Form flacher Kuchen gebacken. Dieses Brot benutzt man weiterhin zur Herstellung eines alkoholhaltigen Getränkes, des paiwari, welches von Groß und Klein jederzeit genossen wird. Zu dessen Bereitung wird recht scharf gebackenes oder vielmehr schwarz gebranntes Cassavabrot zerkleinert, mit Wasser in einem Krug angesetzt, die darin schwimmenden größeren Stücke von den Weibern gekaut und wieder hineingethan, die schwach gekochte Masse gährt dann einige Tage, welcher Proceß durch das Kauen jedenfalls beschleunigt wird, und wird dann noch durch Zucker versüßt. Man gewinnt so eine milchkaffeeartige Flüssigkeit von leicht säuerlichem, nicht gerade unangenehmem Geschmack. Anderwärts bereitet man statt dessen ein anderes Getränk („casiri“), aus Kartoffel, Mais, Zuckerrohr und Cassava, welches von schöner blaßrother Färbung ungefähr wie dünner Rothwein schmeckt. Eine große Vorliebe besitzt der Indianer für Salz, welches viel von England und Brasilien aus eingeführt wird; es bildet einen Bestandtheil des Pfeffertopfes, jedoch nie des Brotes, wird aber anderseits von Kindern wie bei uns Zucker massenhaft pur gegessen.

Außer den besprochenen alltäglich üblichen Nahrungsmitteln giebt es andere, welche mehr den Charakter von Delikatessen haben oder nur im Nothfalle gegessen werden, und zwar gehören dazu besonders Eier, Insekten und Früchte. Vogeleier werden so gut wie nie gewonnen, wohl aber solche von Schildkröten, Eidechsen, seltener von Krokodilen. Von Insekten werden Ameisen, Termiten, Heuschrecken, Käfer u. a., häufig gleich Händevoll davon, verzehrt. Unter den Früchten sind besonders die gewisser Palmenarten beliebt; außerdem wird auch aus dem Safte von Palmen ein gegohrenes Getränk gewonnen. Wilden Honig, der massenhaft vorkommt und sich von dem bei uns erzeugten durch seine flüssige Beschaffenheit und säuerlichen Geschmack unterscheidet, trinkt man gleichfalls mit Wasser verdünnt.

Ihre einfachen Hausutensilien, Waffen und Schmuckgegenstände machten sich früher die Indianer alle selbst,

Digitized by Google

kommen jetzt aber in mancher Beziehung davon ab, weil sie die europäischen Erzeugnisse besonders die Waffen bei sich einzuführen wünschen. Mit leichter Mühe, meist durch eine geringe Arbeitsleistung, erlangen sie ein europäisches Gewehr, wenn auch gerade keins von den besten, denn die meisten der zu diesem Zwecke importirten Gewehre haben den Werth von 1 bis 2 Pfund Sterling. Im Uebrigen ist es eine Eigenthümlichkeit, daß verschiedene Erzeugnisse von verschiedenen Stämmen fast ausschließlich, weil am besten, hergestellt werden, so gelten z. B. die Warrauß als die besten Bootbauer, die Macuschi als die Lieferanten des Pfeilgiftes (curarli) und der besten Hängematten, die Arecunas haben gleichsam das Monopol für Blasrohre, weil die das Material hierzu liefernde Palme in ihrer Heimath, an der Grenze von Venezuela, wächst. Die besten Töpferwaaren werden von den Kariben fabricirt und, obgleich sie nur mit der Hand nach dem Augenmaß geformt sind, sind sie doch fast so vollkommen wie die auf der Töpferscheibe angefertigten. Nachdem kurz erwähnt worden, daß Korbflechtereien, Gespinnste, Gewebe, dann Boote und das sonst zur Schiffahrt Gehörige, ferner Kriegswaffen und Musikinstrumente gleichfalls von den Indianern selbst gefertigt werden, sei noch auf die Bereitung des ourali näher eingegangen. Unter mancherlei Ceremonien werden die verschiedenartigsten Ingredienzien, Rinden, Wurzeln, Pfeffer, Ameisen, Schlangengift mit Wasser 24 Stunden lang bis zur Syrupskonsistenz zusammengekocht. Das Wasser wird ziemlich weit hergeholt und während des Herbeischaffens alle paar Schritte auf den Boden gesetzt, denn, sagt der Indianer, ein mit dem Giftsyrup getroffener Vogel soll nur soweit noch fliegen, wie das dazu verwendete Wasser ohne Raste getragen worden ist. Nachdem das Gift durch verschiedene andere Zusätze noch dickflicher, etwa wie eine feste Gallerte, geworden ist, wird es in kleine Kürbisse gepackt und so verkauft. Seine Güte wird durch ein Experiment mit einem Vogel nachgewiesen, der nach leichter Verletzung mit einem vergifteten Pfeile nach 6 Minuten zu leben aufhören muß. Die wirksamen Bestandtheile rühren ohne Zweifel von der Rinde verschiedener Strychnosarten her, die den Haupttheil der abzukochenden Ingredienzien bilden.

Der Gebrauch des Tabaks ist bei den Männern allgemein und auch fast jeder Knabe raucht. Die abgepflückten Blätter werden oft in Honig getaucht und in Bündeln unter dem Dache der Hütte zum Trocknen aufgehängt; dann wird der in seiner Qualität verschiedene, manchmal aber vortreffliche Tabak in das innere Rindenhäutchen verschiedener Palmen eingewickelt und in Form von Cigaretten geraucht.

Die gegenseitige Abneigung der verschiedenen Stämme unter einander zu nähren, dazu trägt sehr das sogenannte Renaima-System bei. Man versteht nämlich unter Renaima den Ursprung jeglichen Uebels, sei dies Unglück, Krankheit, Tod oder ein sonstiges Geschick, mag es durch die Schuld eines andern Menschen verursacht sein oder durch den Willen eines außerhalb der Menschheit stehenden Wesens. Es kann also Renaima sowohl ein Mensch sein, der einem andern Böses zufügt, als auch ein böser Geist, der mit Krankheit und anderm Uebel den Stamm heimsucht, wie auch ein Thier, besonders der Jaguar (Tiger genannt), oder ein Sturm, Fluß u. s. w. Jedenfalls aber vermuthet man den Renaima stets als von einem andern Stamme gesendet oder ihm angehörig, und darin liegt der Hauptanlaß zu gegenseitigem Haß und Mißtrauen. Derjenige, welcher diesen Geistern gegenüber Macht hat, ist der peaiman, welcher Arzt und zugleich Priester und Magier ist, und möglichst aus solchen gewählt wird, welche an epileptischen Anfällen leiden. Allerdings muß er eine strenge Vorbereitungsschule durchmachen, ehe er mit dem Amte betraut wird, muß fasten, große Wanderungen durch die Wälder allein und ohne Waffen unternehmen und u. a. sich auch daran gewöhnen, reizende, narkotische Mittel (Tabakjauche in Wasser) in großen Quantitäten zu genießen. Dies letztere spielt nämlich bei den Geisterbeschwörungen eine große Rolle, die sonst in einem Frage- und Antwortspiel bestehen, indem der Medicinmann mit Donnerstimme dem Geist Fragen stellt, die dieser dumpf und zwar vermöge der Bauchredekunst des Fragenden beantwortet. Manchmal ist ein Renaima auch eine Pflanze, ein Stein oder Fluß, indem der böse Geist in diese Dinge der Natur eingedrungen ist. Alles, was der Indianer mit seinen Augen wahrnimmt, denkt er sich aus zwei Theilen bestehend, dem Körper und dem Geist, welche auch wieder getrennt von einander existiren können. Da es nun seiner Vorstellung nach in seiner Umgebung fortwährend von Geistern wimmelt, so ist es kein Wunder, daß er sich aus Furcht nicht leicht dazu entschließt, ohne einen Feuerbrand mitzunehmen, sich von seiner Hütte weg in die Dunkelheit der Nacht zu begeben. Nach dem Tode leben die Geister in einer andern körperlichen Form und in einem andern Lande der Erde fort, wo ihnen bisher feindliche Stämme als Sklaven dienen und die einzige Beschäftigung in der Jagd besteht. Da alles sichtbare Wesen aus einem Körper und einem Geist besteht, und diese Geister sich nur durch ihre größere oder geringere Kraft unterscheiden, ohne daß der eine dem andern untergeordnet wäre, so giebt es bei den Indianern den Begriff eines höhern Wesens in unserm Sinne nicht. Wenn sie von dem „Alten im Himmel“ oder „unserm Vater“ sprechen, so meinen sie damit zweifellos nur einen ihrer Vorfahren, der schon im Lande der Seligen weilt.

In ihrer Beziehung zu den geistigen Wesen unterscheiden sie nun gute und böse Geister, von denen die letzteren fortwährend das Bestreben haben, den Menschen und anderen Geschöpfen Leid zuzufügen, während die ersteren sich mehr passiv verhalten. Deshalb nimmt der Indianer alles Gute, was ihm zu Theil wird, als selbstverständlich oder als das Resultat seiner eigenen Handlungsweise entgegen, betrachtet aber andererseits alles Uebel als zugefügt von übelwollenden Geistern; er hat also keinen Grund, sich die Gunst der guten Geister zu erwerben, wohl aber alles zu vermeiden, was die Aufmerksamkeit der Bösen auf ihn lenken könnte. Er vermeidet deshalb die Erwähnung gewisser Festen und anderer Dinge in der Natur, den Genuß des Fleisches gewisser Thiere, besonders aller derer, welche im Lande nicht einheimisch, sondern importirt sind, z. B. Ochsen, Schafe, Geflügel, offenbar in der Idee, daß etwas Fremdes und Ungewöhnliches eher von einem bösen Geiste beseelt ist; im alleräußersten Nothfalle würde solches Fleisch dadurch genießbar gemacht werden können, daß ein peaiman oder eine alte Frau den bösen Geist durch öfteres Blasen darauf aus demselben vertriebe. Im Zusammenhang damit steht die ganz allgemeine Sitte, beim erstmaligen Passiren eines Katarraktes, beim ersten Anblick eines fremden Ortes, und jedesmal, wenn man einen der später zu beschreibenden mit Skulpturen versehenen Felsen oder eigenthümlich gestalteten Berge zu Gesicht bekommt, sich rothen Pfeffer (capsicum) in die Augenlider zu reiben, um die Mißgunst der hier haufenden Geister von sich abzuwenden. Äußerdem wird der Name der verhängnißvollen Stelle nicht genannt, und da in Folge der heftigen Augenreizung es dem Indianer nicht möglich ist, etwas davon zu sehen, so mag er dieselben Beweggründe dabei haben,

Digitized by Google

wie der Vogel Strauß, der angeblich sich dem Jäger dadurch verbirgt, daß er seinen Kopf in den Sand steckt, um den Jäger selbst nicht zu sehen. Bei dem Versuche, Indianer zu photographiren, waren diese Ideen recht störend; sobald die Klappe des Apparates entfernt wurde, hielten sie die Hände vor ihre Augen, damit der in dem Kasten befindliche und mit seinem großen Auge aus demselben herausschauende böse Geist sie nicht sehe.

Die in Guiana verbreiteten Lehren über die Herkunft des Volkes weichen bei den verschiedenen Stämmen etwas von einander ab. Bei den Arawoks geht der Glaube, daß vor der Erschaffung von Menschen ein Wesen Zweige und Rinde eines Baumes abgebrochen und um sich herumgeworfen habe, wobei dann ein Theil in Vögel, ein anderer, der in Wasser fiel, in Fische und die übrigen in Thiere und Menschen verwandelt wurden. Die Warraus erzählen ihre Urgeschichte anders; sie beginnen sie da, wo ihre Urahnen noch im „Himmellande“ wohnten; es verfolgte einer von ihnen, ein ausgezeichneter Jäger, mehrere Tage lang einen Vogel, ohne ihn zum Schuß zu bekommen. Endlich gelang es ihm, denselben zu treffen, doch stürzte der Vogel in eine tiefe Grube und war anscheinend verloren. Als der Jäger hineinblickte, sah er tief unten Tageslicht und zu seinem Erstaunen vierfüßige Thiere herumwandeln, was ihn bewog, mit Hilfe seiner Stammesgenossen an einem langen Seile hinabzuklettern. Von hier brachte er so reichliche und wohlschmeckende Jagdbeute mit herauf, daß die Warraus beschlossen, einmal mit hinunter zu gehen. Ein Theil war schon unten, da blieb eine Frau, welche nach Einigen sich in anderen Umständen befand, nach Anderen überhaupt sehr korpulent war, in der engen Oeffnung stecken, und obgleich man von oben und unten her Lust zu schaffen versuchte, gelang es nicht, sie von der Stelle zu bewegen. So mußten die bereits herabgestiegenen Warraus unten bleiben. Die Kariben erzählen dieselbe Geschichte über ihre Herkunft mit der Modifikation, daß sie als Grund ihres Herabsteigens aus dem „Himmellande“ angeben, daß sie das Land auf der Erde hätten reinigen wollen, eine Wendung, die ihre Erklärung darin findet, daß die Warraus recht wenig, die Kariben sehr auf Reinlichkeit halten. Jene erzählen eine weitere Geschichte über den Ursprung der Kariben. In einem Teiche badeten zwei Warrau-Weiber, als die eine davon einen aus dem Wasser hervorragenden Baumstumpf berührte; dieser umschlang sie sofort und machte sie zu seinem Weibe. Als sie nach einiger Zeit ein Kind gebar, wollten die Brüder der Frau, eifersüchtig auf die Ehre ihrer Schwester, jenes tödten, standen jedoch von ihrem Vorhaben ab. Als nun das Kind trotzdem bald starb und die Schwester wieder auf die gleiche Weise wie das erste Mal eines Knaben genas, verbarg sie ihn, eingedenk der früheren Drohungen ihrer Brüder, im Walde. Diese entdeckten ihn aber und schossen Pfeile auf ihn ab, ohne ihn zu tödten. Der Knabe wuchs unter der Pflege seiner Mutter heran, fiel aber wieder in die Hände von deren Brüdern, die seinen Körper zerstückelten. Aus seinem Grabe erstand ein Indianer, viel mächtiger und stärker als je ein Warrau gewesen, der erste Karibe, der wie seine Nachkommen ein steter Feind der Warraus und zu ihrer jetzigen trostlosen Lage die Veranlassung war. Diese Geschichten, ferner eine Anzahl Fabeln, historische Legenden, Erlebnisse im Kriege und auf der Jagd bilden den Stoff für die Unterhaltung der Indianer unter einander, die sie, wie oben geschildert, in ihren Hängematten liegend sowohl am Tage wie in der Nacht führen.

Unter den Resten einer früheren Kultur sind zunächst die „Malereien und Skulpturen an Felsen zu erwähnen. Man muß bei den Indianern nicht viel von der Erinnerung an die Vorfahren erwarten; sie wissen gewöhnlich gerade noch, daß der betreffende eigene Vater ein renommirter Jäger auf Tiger, Schlangen u. s. w. war, erinnern sich aber kaum noch oder gar nicht des Großvaters. Das ist mit ein Grund, weshalb die Ueberbleibsel vergangener Zeiten bei den Indianern selbst keine genügende Erklärung finden, und so verhält es sich auch mit den erwähnten Felsen. Manche sagen, daß „Gottes Sohn“, als er auf Erden wandelte, die Malereien und Skulpturen mit seinem Finger auf den Steinen angebracht habe, offenbar eine in späterer Zeit unter dem Einfluß des Christenthums geschaffene Erklärung. Humboldt erfuhr am Orinoko darüber, daß sie von den Vorfahren aus einer Zeit stammten, wo diese in Folge Hochwassers mit ihren Booten die jetzt zum Theil unzugänglichen Stellen erreichen konnten. Die Bildwerke sind entweder mit rother Farbe gemalt oder, muthmaßlich mittelst Steinwerkzeugen, eingehauen oder mit Stein und Sand eingeschliffen. Sie bestehen aus einzelnen Figuren verschiedener Größe, in einem Falle bis zu 13 Fuß Länge und 5½ Fuß Breite; Menschen und Affen werden oft nach einer gleichen Auffassung, wie wir sie bei unseren Kindern sehen, mit wenigen Strichen dargestellt, dann Schlangen und andere Thiere, ferner sehr einfache Kombinationen von zwei oder drei Strichen oder Kurven zu einer Figur. Wirth hierwon vielerlei zusammen gefunden, so beträgt die Größe jeder einzelnen Menschen- oder Thierfigur etwa 12 bis 18 Zoll. Der Hauptfundort so bearbeiteter Felsen ist in der Nähe von Wasserfällen und Kataraften. Entgegen der Ansicht Richard Andree's (Ethnographische Parallelen und Vergleiche, Stuttgart 1878) hält E. im Thurn die in der ganzen Welt gefundenen „Steinzeichnungen“ nicht für das Produkt müßiger Langeweile oder des knabenhaften Strebens, sich durch Schrift und Bild zu verewigen; er glaubt vielmehr, daß sie bestimmte Vorstellungen andeuten sollen, die eben nach einem ungebildeten Auge und nach simpeln Begriffen geformt sind, wie dies Andree auch betreffs der in Northumberland gefundenen Steinzeichnungen anzunehmen geneigt ist. Daraus, daß sich manchmal auch Schiffe von einer im 16. Jahrhundert in Europa üblichen Bauart auf den Felsen abgebildet finden, schließt E. im Thurn, daß die Skulpturen aus der Zeit nach der ersten Ankunft der Europäer stammen. Möglich ist es auch, daß dieselben einen schwachen Zusammenhang mit mexikanischer Kultur haben, da manche der Figuren in Guiana mit solchen in Mexiko gefundenen große Aehnlichkeit zeigen.

Weitere Ueberbleibsel aus der Vorzeit sind die „shellmounds“, wörtlich Schalenhaufen; es sind dies Haufen von ungenießbaren Ueberbleibseln der Nahrung, also zunächst der Schalen von shell-fish-Schaalthier (Austern, Krebs ꝛc.), dann Gräten, Thierknochen u. s. w. Dann wurden auch unbrauchbar gewordene Geräthschaften, Waffen u. a. darauf geworfen. Ein solcher Haufen war meist für eine ganze Niederlassung gemeinsam und ging von der Nothwendigkeit aus, daß alle scharfen und spitzen Gegenstände, welche die bloßen Füße der Indianer hätte verletzen können, beseitigt werden mußten. Die Größenverhältnisse der Haufen sind verschieden, der zu Warramoeri ist ungefähr 20 bis 25 Fuß tief und 130 Fuß breit, der zu Sirerli, der größte bekannte, soll 250 Fuß lang, 90 Fuß breit und 20 bis 25 tief sein; den Schalenhaufen zu Piracca hat E. im Thurn selbst auf 38 Fuß im Durchmesser bei nur 4 Fuß Tiefe bemessen, so daß dieser der kleinste bis jetzt bekannte sein würde. Sie stimmen in der Art der Anlage und ihrem Inhalte nach alle überein, und enthalten neben schichtweise über einander liegenden Schalenmengen (meist von Neritina

Digitized by Google

limoolata) Fischgräten, Thierknochen, Waffen, scharfkantige Quarzstücke, selten auch silbernen Schmuck, zierlich aus Knochen geschnitzte Gegenstände, nur in einem Falle ein gebrochenes Thongefäß. Was besonders wichtig ist, ist der Fund von einzelnen Menschenknochen, nicht etwa im Ganzen als Skelett, und zwar waren diese Knochen gespalten, offenbar zur Herausnahme des Markes. Aus dem letztern Umstande geht hervor, daß zur Zeit der Anlage der Haufen ein gewisser Grad von Kannibalismus daselbst herrschte. In sehr geistreicher Weise liefert E. im Thurn durch Zusammenstellung aller darauf bezüglicher Momente den Beweis, daß die Schalenhaufen nicht von Ureinwohnern des Landes, sondern von Eingewanderten angelegt wurden, daß ferner diese von der See her und zwar von den Antillen ins Land kamen und später als Kariben einen besondern Stamm hier bildeten. Deshalb sind auch nur in der Nähe des Pomeroon nordwärts bis zum Orinoko diese Ueberreste vergangener Zeiten, ungefähr acht an der Zahl, gefunden worden, die übrigens interessante Aufschlüsse über eine frühere Kulturepoche geliefert haben. Den in ihnen gemachten Funden verdanken wir besonders auch die Kenntniß der veralteten Steinwerkzeuge und Steinwaffen, von welchen sich auch jetzt noch einzelne Exemplare im Besitz der Indianer von Guiana, die sie fast wie Heiligthümer verehren, finden.

Das sehr interessant und geistvoll geschriebene Werk E. im Thurn's bietet außer dem hier kurz Erzählten besonders dem Naturforscher und Ethnologen auf allen Gebieten eine Fülle werthvoller Beobachtungen.

Reise von Esseg durch einen Theil Sirmiens.

Von **Ernst Kramberger.**

IV.

Am 9. August fuhr ich in Alok ein, dessen breite Straße mit der Allee vor den Häusern wieder wie in vielen schon genannten Orten gar bekannt erscheint. Dieser Theil des Marktfleckens, mit der Kavana („Kaffeehaus" nennt man in allen folgenden Ortschaften das Gasthaus), der Pfarrkirche, dem Franziskanerkloster und dessen Kirche, sowie dem Schlosse des Fürsten Odescalchi und den Resten der Burg ist der hübschere und zugleich hochgelegene Theil, während der andere unterhalb des Schloßberges sich ausbreitet. Der obere „Stadttheil", wie man ihn nennt, enthält recht hübsche, meist aus Ziegeln gebaute Häuser und namentlich ist die Rundschau von mehreren Punkten aus auf Erdut, Sotin, Palanka und die dahin befördernde Dampffähre, Neusatz und die Fruška-gora sehr lieblich. Ringsum wechseln Weingärten mit Obstanpflanzungen ab. Die fruchtbaren Ackerfelder gegen Süden beherrscht ein hübsches fürstliches Landgut „Principovac" auf einer Anhöhe.

Aus der alten Burg der einstigen Herzoge von Slavonien, der Herren von Ilsaky oder Alok, die an Reichthum mit den Königen von Ungarn wetteiferten, ja einigen als Gläubiger dienten, wurde jetzt ein Steueramt. Gut erhalten ist der Theil mit dem runden Thurm, der nach Osten, und ein Theil der Festungsmauer, die nach Norden gekehrt ist. Alles andere liegt in Ruinen. Bemerkenswerth ist ein türkisches Badehaus und besonders ein türkischer Brunnen.

Das neue Schloß, dessen Hofseite mit dem vorspringenden Treppenhause an die italische Baukunst und die Renaissance streift, und ebenso alle Gemächer tragen die Spuren, daß die Herrschaft niemals oder höchstens nur vorübergehend hier wohnt. In den Zimmern findet man türkische Möbel, arabische Bücher aus dem 17. Jahrhundert, Gemälde von Familiengliedern, Bilder des Papstes Innocenz XI. aus der Familie der Odescalchi, dessen Herz, Mitz, Mütze und Silbergeschirr. Im Treppenhause ist eine arabische Inschrift in die Wand gemauert, im Hofe ein großer Brunnen. Das oben erwähnte Itinerarium des Freiherrn Eberstein erwähnt, daß 1608 das Schloß bis auf den äußern Theil schon Ruine gewesen und durch vier auf einander folgende Thore über eine Brücke, die von der Südseite über einen tiefen Graben führte, zu erreichen gewesen sei. Die vorhandenen Gebäude zeugten noch von ihrer einstigen Schönheit. Unter der Burg wohnten, wie es im Texte heißt, Rozen (Raizen) in elenden Hütten. In der Stadt wohnte Ali Pascha und mehrere Begs. Als Eberstein in die Stadt fuhr „auf zwei Kuthien" (Kutschen), lud ihn der Pascha zu sich in sein hübsches, doch hölzernes Haus. Eberstein wurde bewirthet und mit Musik „der Zithern, Pfeifen und Hackbretter" nebst Gaukelkünsten unterhalten und da „der Chiai von Ofen" und „Babili Effendi, ein vornehmer Pfaff", ebenfalls anwesend waren, „gab es keinen Wein". Dach, Boden und Fenster der Burg waren eingebrochen, die Gräber in der Kirche aber noch ganz. Jetzt sind davon noch zwei Denkmäler der Familie Ilsak erhalten. Das des heiligen Ivan Kapistran, des muthigen Vertheidigers von Ilok, der hier lebte, starb und begraben liegt, konnte man nicht finden, trotz eifrigen Suchens. Sein Zimmer ist in eine stillose Kapelle umgewandelt, im übrigen ist die Kirche sehr baufällig und der reine, gothische Bau an den Fenstern, dem Thurm, den Pfeilern u. s. w. durch allerlei Zusätze verdorben. Das daranstoßende Kloster, eine Masse von Bauwerk, hat nichts Interessantes. Die einst große Zahl der Geistlichen ist auf einige Ordensbrüder eingeschränkt, denen die Größe ihres Klosters wegen der Erhaltungskosten zur Last wird. Die Grabmäler der Familie Ilsak zeigen gemeiselte Ritterfiguren; die in der rechts liegenden Kapellenwand trägt die Inschrift: Hic est sepultus illustris dns Lavrecius dux de Wilak. Fill olim serenissi dñi Nicolai regis Bosne una cũ cõsorte sua dña Katherina F . . . acz qui obiit año MCCCCC. In der Wand links ist eine ebenso gemeiselte Figur, die Schrift nicht leserlich, vielleicht das Grab des Nikolaus Ilsak oder des Hunjadi Johann, den man hier begrub. Außerdem liegt in der Kirche ein: „illimus dñus Michael lib: baro de Bergnakovich alias Grubissich de Plumbo syndicus et benefactor seraphicae religionis" etc.

Die Ilsaker Klosterkirche wäre wohl einer gründlichen Fürsorge und Wiederherstellung, natürlich durch einen tüchtigen Bauneister, werth und hier könnte sich die

Digitized by Google

Familie der Odescalchi, die doch das Gut seit Leopold I. als Geschenk dieses Kaisers besitzt, ein großes Verdienst erwerben, umsomehr, da sie ja dem Lande der Kunst entsprossen und aus ihrer Mitte einen Papst hatte, einen Beschützer der Religion und Kirche. Die Revenüen Ilok's sind es wohl werth, ein ehrwürdiges Denkmal der religiösen Bauknust vor dem Verfalle zu bewahren und ein gottgefälliges Werk zu üben.

Ilok besitzt den Ruhm einer glänzenden Vergangenheit; hier residirte der Herzog, hier war der Hof der Bischöfe von Sirmien, ein Augustiner- und ein Kloster des Ordens der heiligen Klara und das schon erwähnte der Franziskaner. Unterirdische Minen und Kellerräume zogen sich unter der Stadt dahin, in letzteren lagen viele Tausende von Eimern prächtigen Sirmiers und jetzt noch hat eine „Weingesellschaft" dahier ihre Keller und entfaltet ihre Thätigkeit zur Hebung der Weinkultur und zur Ausbreitung des Handels mit sirmischen Weinen.

Von den vier Kaisern, die Sirmien dem römischen Reiche schenkte, gestaltete namentlich Probus das Land zu einem Lustgarten, begünstigt durch das milde Klima und den fruchtbaren Boden. Er pflanzte auf den Hügeln und Bergen Reben, belebte die schönen Thäler, hegte die alten Eichenwälder, durchzog die Ebenen mit guten Straßen. Kein Wunder, daß die Franken beim Durchzuge im 9. Jahrhundert neben den sechhaften Slaven sich niederließen. Das Land bekam nach ihnen den Namen Francavilla, Φραγγοχώριον, woraus „Frušk'a-gora" entstand. Byzantiner folgten auf die Franken, dann die Magyaren, endlich die Türken: alles ist dahin gegangen, die Schönheit des Landes aber blieb, und Ilok ist der schönsten Punkte einer. In der Umgebung, namentlich jenseits des Gebirges, weben die Bäuerinnen schöne Teppiche, die Männer tragen schön ausgenähte „Torbas"[1] und ganz merkwürdig ausgestreppte „Kožuhe"[2]. Die Holzschnitzerei hier herum ist auf wenige Erzeugnisse beschränkt; die sonst eigenthümlichen Trachten weichen auch hier immer mehr fremden Elementen, worüber sich der Volkswitz in spottenden Liedern lustig macht und die Sucht der Bäuerinnen strast, die gerne modische Damentracht nachahmen.

„Ajde, care, pogodi,
Zašto šito nerodi.
A kako će da rodi,
Tunika je u modi.
Dok tunike nije bilo,
Šito još je ovo rodilo."

Zu Deutsch:

„Wohlan, Herr Kaiser! kannst errathen,
Warum die Früchte nicht gerathen?
Weil „Tunika" den Sieg erworben,
Die Früchte sind im Feld verdorben.
So lang die „Tunika" man nicht erfand,
Da blühte auch der Weizen noch im Land."

Die Benutzung fremder Stoffe wird ebenso zum Gegenstande der beißenden Spottsucht, ein Beweis, daß noch Kern und Gefühl für Erhaltung des Einheimischen genug da wäre, wenn es nur die intelligenteren Klassen verstünden, diesen gesunden Sinn zu erhalten und anzuspornen; allein sehr oft trifft man gerade dort, wo man es nicht erwarten sollte, auf Gleichgültigkeit. Nicht minder erstaunt man, wenn es hier und da sogar einem katholischen Geistlichen einfällt, gegen die von Alters hergebrachten Schmuckgegenstände ganz origineller Art zu eifern, um damit die Gefallsucht und Eitelkeit abzustöden. Damit wird aber der Hausindustrie kein Dienst geleistet und der Eitelkeit, die sich mit fremden Moden zu genügen sucht, der Weg nicht verlegt. Vor zwei Jahren wurde eine Ausstellung von Gegenständen der heimischen Volksindustrie in Agram veranstaltet, zu welchem Endzwecke der Professor Dr. Krsnjavi durch einen Theil Sirmiens und der früheren Militärgrenze reiste, um zur Ausstellung zu ermuntern. Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit, wie viel Schönes noch an Schnitzerei und Weberei nebst Stickerei und Stickgerei producirt wird. Krsnjavi beklagt mit Recht, daß man das Volk in seinem eigenthümlichen Streben zu wenig unterstütze.

Ich sagte vorhin, daß es Lieder gebe, die ihren Witz an der Einführung fremder Kleiderstoffe versuchen. Ein solches ist folgendes, welches sich die ausländischen Namen mundgerecht macht:

„Maca nosi sukuju od „pargara",
I kecelje sitna „gazimira".
Papučice na crvene „stiktiee
Maco, seko, alaj jest gizdava."

Die Uebertragung wäre etwa:

„Maca (Marie) trägt ein Bachentröckchen schier
Und ein Schürzchen aus feinem Cachemir,
Stiefelchen mit rothen Absätzen dazu.
Maca, Schwester, ach wie hold bist Du!"

Die Lieder werden mit weithin tönenden Stimmen gesungen und namentlich zur Zeit der Frühjahrsarbeiten, der Ernte, bei der Weinlese so unermüdlich sorgesetzt, daß sich die Sängerinnen ganz heiser singen. Gewöhnlich hebt eine Vorsängerin, die Prvačica oder Počimalska, ein Lied an, giebt also den Ton an, und die anderen fallen entweder in harmonischem Chor oder unisono ein. Viele Lieder haben harmonische Takte, die dann sehr oft unisono und in sehr gedehnten Noten endigen. Diese Gesänge haben, namentlich aus der Ferne gehört, etwas so Eigenthümliches, daß sie im Zuhörer ein wehmüthiges Gefühl wachrufen. Die Prvačica hat gewöhnlich die kräftigste Stimme und kennt die Texte genau. Ihre Kehle wird oft rauh, wenn sie spricht; sobald sie aber zu singen beginnt, verliert sich diese Rauhheit.

Die Mädchen sind heiter, gesprächig und manche geben so treffende, auch satirische Antworten, daß der an solche Dinge nicht gewohnte Städter verblüfft drein sieht, wenn ihn ein einfaches Bauermädchen an Geist übertrifft. Es giebt ihrer viele sehr stolze darunter, die durch ihr würdevolles und selbstbewußtes Benehmen imponiren.

Eine Schar, die außerhalb Ilok im Felde beisammen stand, sang unter Gelächter:

„Meni moje govore,
Da će prodas volove,
Da mi kupe tri tunike
I sukunju u cvikle."

Ich will's versuchen, die des Ausdruckes wegen etwas schwierige Übersetzung in schlechten Reimen wieder zu geben:

„Meine Leute sagen mir:
Ursre Ochslein verkaufen wir;
Drei Tuniken sollst du haben
Und ein Zwickelröckchen tragen."

Jenseits der bei Ilok schon ansehnlich hohen Frušk'a-gora giebt es in einigen Orten reiche Häuser. Mit dem Reichthum, wie natürlich, ist auch die Prachtliebe verbunden, und die Mädchen, deren Eltern vermögend sind, tragen mit

[1] Torba ist die an einem Tragbande oder Riemen über die Schulter getragene lederne oder gestickte Seitentasche zur Aufbewahrung von Brot, Speck, Wasser, Salzfaß, Stahl und Zunder ꝛc., die nie abgelegt wird.

[2] Kožuh, ein pelzgefüttertes, lederues, einer Weste ähnliches Kleidungsstück, vorn mit Schnüren, hinten mit Lederresetten, Spiegeltüchchen oder Knöpfen besetzt.

Digitized by Google

Gold gestickte Gewänder, Stajačice, und stolz sagen sie, daß es sie im Süden seien. Wie überall in Slavonien, tanzt auch hier der Einheimische bei Kirchweihfesten und Märkten das Kolo, das sich übrigens in Bezug auf die Musik und die Schrittweise von den Kolotänzen Obersslavoniens etwas unterscheidet. Die ungarischen Kolonisten in Šid, Tovarnik und Erdevik wolzen, polken und hopsen Mazurka unter schmetternden Trompetentönen. Eine Hintertassenschaft und der Tschecherschaft sind viele Namen von Geräthschaften, Eigenthum des Volkes aber die Kunst aus vegetabilischen Stoffen die schönsten Farben zum Färben der Wolle zu gewinnen und die reizendsten Zusammenstellungen derselben beim Weben und Sticken zu erfinden. Die Güte des Bodens bringt es mit sich, daß neben Mais, Hirse und Bohnen der beste Weizen wächst und bei einigem Fleiß die geringe Mühe reichlich lohnt.

Eine Gesellschaft der „Tamburaši“ aus Bukovar fand sich am letzten Tage meines Verweilens in Ilok in der „Kavana“ ein und producirte sich in Spiel und Gesang. Obschon die „Tambura“, ein Instrument mit Drahtbünden für die Griffe wie an der Guitarre und vier Metallsaiten, und ihrer Konstruktion nach zwischen Zither und Guitarre stehend, da die Saiten mit einem Kiefederstimpschen und schnell vibrirender Hand geschlagen werden, ein nur unvollkommenes Musikwerkzeug ist, so kann man nicht leugnen, daß es diese Gesellschaft zu einem hübschen Grade von Kunstfertigkeit gebracht hat und mittels ihrer in allen Größen vorhandenen 12 Instrumente, deren Bässe aus riesigen Guitarren mit Drahtsaiten bestehen, recht anziehend zu spielen versteht.

Die Lieder, die sie hier und da einflechten, sind zum Theil bekannte Volks-, zum Theil Originallieder, die einem oder dem anderen gelingen. Hier wurde mir wieder ein Lied in Erinnerung gebracht, das ich schon lange nicht gehört hatte. Es ist dies ein in Slavonien in früheren Jahren oft gesungenes und deshalb anziehend, weil es mit merkwürdiger Schärfe die einzelnen Städte und das daran Auffallende charakterisirt. Ich werde der Kürze halber nur einige der Strophen in der Uebersetzung wiedergeben, da dies genügen wird, den sarkastischen Sinn desselben zu verdeutlichen.

Des bessern Verständnisses wegen will ich im vorhereim bemerken, daß Esseg immer eine große Garnison und in den Glacis schöne Wiesen hat; Vinkovci und Mitrovica waren die Stabsorte des Bruder und Peterwardeiner Regiments, in denen des Militärs halber viel Deutsch gesprochen wurde. Es spricht ein Sohn zu seiner Mutter:

„Roth sich färbt der Apfel schon,
Mutter, freien will dein Sohn;
Keine nehm ich aus der Stadt,
Auch das Dorf noch Mädchen hat.

Städterinnen, tarum la!
Eilen nicht zur Arbeit, ha!
Glätten nur und zieren sich,
Thun dazu gar zimperlich.

Esseg's Mädchen Gräser mäht
Um Soldaten in Trauer geht,
Gräser wachsen weit und breit,
Nur Soldaten liebt die Maid.

Prahlend spricht in Vinkovci
Sieben deutsche Worte sie,
„Meine Mutter, gieb mir Brot
Leiden will ich keine Noth.“

Mitrovica, ebnes Feld,
Gut ist deine Mädchenwelt,
Jede heilig glaubt zu sein,
Liebt sie ein Kadettelein ꝛc. ꝛc.“

Von Ilok ließ ich meine Tasche die steilen Treppen bergab durch die untere Gasse bis ans Donauufer tragen und setzte mittels Dampfschiffe ans jenseitige Ufer nach Palanka über, um den Dampfer zu erwarten, der mich nach Čerević bringen sollte. An allen durch Berkehr belebteren Orten von Bukovar abwärts traf ich die sehr bequeme und nützliche Einrichtung der Dampffähren, die schnell und gefahrlos die schwer beladenen Wagen hinüber setzen, wodurch viel Zeit, Mühe und auch Gefahr bei hohem Wasserstande oder bei heftigem Winde erspart wird.

Die Banart dieser Flösse ermöglicht eine größere Anzahl von Fuhrwerken zu gleicher Zeit anzunehmen, und können Unglücksfälle in Folge der Unruhe der Zugthiere nicht leicht vorkommen. In sehr kurzer Zeit erreicht man Čerević. Vom Schiffe bis zur Agentie sind 20 Schritte und die genützten, um mich vom strömenden Regen gründlich durchnässen zu lassen. Bei dieser Gelegenheit konnte ich wahrnehmen, mit welcher Gewalt die Wasser aus den hinter den Häusern aufsteigenden Bergen herabschossen, die Gassen überschwemmten und sich in die Donau hinab verloren. Eine Viertelstunde nach dem gewaltigen Regen war alles wieder wie zuvor, bis auf den Koth, der sich gebildet hatte. Der Ort ist wohlhabend, hat schöne Weingärten, eine katholische Kirche, die bis auf das etwas verfallene, gemauerte Thurmdach in nichts sich unterscheidet von den schablonenmäßigen Kirchenbauten, die unter Maria Theresia in vielen Orten im Lande entstanden.

An der griechisch-orientalischen Kirche fällt ein hübscher schlanker, mit durchbrochenem Dache gezierter Thurm auf. Čerević hieß einst Cerevitz; doch ist bis auf den Namen „grad“ eines Weinberges, wo die Feste stand, von dieser nichts mehr da. Ich fand eine römische Inschriftentafel in die Kirchenmauer eingefügt, aus der ich, da sie sehr beschädigt und nicht mehr recht leserlich ist, bloß die Worte MIL COH II ALPINOR. M EX ANN IIX S.PEN zusammenlesen konnte. Ausgefallene Buchstaben habe ich hier mit Punkten angedeutet. Eine zweite Tafel betrifft eine Kirchenstiftung, die dritte ist gar nicht mehr zu lesen.

Die Fahrt von Čerević nach Kamenica ist eine sehr hübsche. Links hat man die Donau in etwas tieferem Niveau als die Straße, davor liegen herrliche Maisfelder, deren viele Eigenthum des Klosters Rakovac, reichte üppige, zahlreiche Weingärten und eine reiche Vegetation, welche alle nicht kultivirten Hügel bis hoch hinauf überwuchert. Vorn gegen Osten liegt auf hohem Hügel Kamenica und darüber ragen ernst und massenhaft die Festungsmauern von Peterwardein, tiefer unten die Thürme von Neusatz.

Mein Weg führte mich vorerst ins Gebirge hinein, dem vorher erwähnten Kloster zu. Der Weg dahin beginnt zuerst eben, macht dann zwei nicht bedeutende Steigungen. Man kommt zwischen Hügel hinein, die alle Obstgärten und Weinreben tragen, ein reizender Anblick. Nur die hoch emporragenden Spitzen der Fruška-gora hinter dem Kloster sind mit schönem Walde bestanden. An dem unvermeinden Bache Rakovac vorbei kommt man bald dem Kloster näher, und unvermuthet ragt aus dunkelm Grün der weiße Thurm mit dem glänzenden Goldschmucke am rothen Kupferdache hervor.

Das Kloster ist stockhoch, außen und innen sehr rein und einladend, und wird von dem Vorsteher, hier einem Archimandriten, und drei Kalubjeri bewohnt, denen auch die Bewirthschaftung der Grundstücke obliegt. Ich wurde vom Vorsteher, einem schönen Greise, zwar freundlich, doch etwas erstaunt empfangen und gefragt, ob ich die Erlaub-

Digitized by Google

niß zum Zeichnen des Klosters und zur Nachfrage um dessen Geschichte vom Patriarchen eingeholt hätte. Als ich bewies, daß ich zum Zeichnen keine Erlaubniß brauche und auch um keine Geheimnisse des Klosters frage, sondern nur allgemeine Daten über dessen Entstehung wünsche, rief er mir bereitwillig einen der Brüder herbei. Dieser vernahm zwar den Befehl, das Buch der Brüder, Bratsku Knjigu, also die laufenden Annalen, zu holen, kam aber bald mit der Ausrede zurück, er könne es nicht finden, indem es verlegt sei. Zugleich nannte er mir einen Kalender, in dem ich finden könne, was ich brauche, auch sei der Lehrer Zivan Milosevic bewandert in der Klostergeschichte. Ich wußte wohl, daß nur höchst wahrscheinlich Mißtrauen den Bruder bewogen habe, mit Ausflüchten herauszurücken. Die Gründung des Klosters fällt etwa in den Beginn des 15. Jahrhunderts.

Was die Klöster Sirmiens im Allgemeinen anbelangt, sei hier in gedrängter Fassung gesagt. Von der Geschichte derselben werde ich gelegentlich und zwar nur von den wichtigsten Einiges, so weit es interessiren dürfte, kurz erzählen.

Sirmien hat 13 Mönchsklöster, von denen zwei an der Nordseite, zehn an der Südseite der Fruška-gora und eines, Fenek, in der Nähe der Save liegt. In Folge dessen nennt man die Fruška-gora ebenfalls „Athos“. Alle sind dem Patriarchen zu Karlovic untergeordnet. Einst war die Zahl der Brüder in den Klöstern viel größer als jetzt. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts z. B. betrug sie in Sirmien 113, fiel aber wenige Jahre darauf auf 96. Seitdem ist die Zahl noch viel geringer geworden. Rakovac hatte beispielsweise noch im Jahre 1819 zehn Mönche, jetzt nur vier, den Archimandriten mit eingerechnet. So wechselt der Stand in den übrigen zwischen drei bis vier, auch fünf. Die Vorstände kann man füglich als die Herren und Eigenthümer, die untergeordneten Mönche aber als deren Beamte bezeichnen. Sie bewirthschaften und verwalten die zum Kloster gehörigen Gründe und Besitzungen, deren jedes Kloster mehr oder minder hat, nebst einem zu jedem derselben gehörigen Dorfe „Prnjavor“. Die Einkünfte müßten nebst den Ausweisen des Verbrauches einem alten Gesetze nach an den Nationalfond zu Karlovic abgeliefert werden. Nun, die Sache nimmt man nicht so genau. Viele Fremde und Gäste überlassen die Klöster und die Einkünfte und Ausgaben zeigen kleine Unterschiede. Die Klöster liegen alle sehr lieblich in den Thälern, in halbstündiger Entfernung von den Straßen, an rauschenden Bächen, überragt von den waldigen Gipfeln des Gebirges, umgeben von üppiger Vegetation, Obst- und Weingärten, und stehen von jeher im Rufe großer Gastfreundschaft, — kein Wunder, daß immer Gäste da sind. Im Uebrigen speisen die Vorstände, welche in Rakovac, Sisatovac, Opovo, Grgeteg und Krusedol Archimandriten, in Ravanica, Bocin, Kuveždin, Privinaglava, Vedenovo, Fenek, Remete, Jazak aber Igumani sind, gewöhnlich für sich allein und geben jedem Mönche nur etwa 50 Fl. jährlich. Die Vorstände haben mehrere schöne Wohnzimmer mit guter und sogar eleganter Einrichtung, die Mönche keine Zellen, sondern hübsche Wohnzimmer, in denen es sich gemüthlich und freundlich leben läßt. Die Vorstände sind gebildeter und gelehrter als die Mönche, haben Gymnasien besucht, zum Theil auch juristische Studien gemacht, und aus ihnen werden die Bischöfe rekrutirt.

Da die griechischen Mönche nach den Institutionen des heiligen Basilius (370 Bischof in Cäsarea) leben sollten und früher auch wirklich lebten, so sind die Ordensregeln sehr strenge. Jetzt natürlich hat auch in mancher Beziehung die alles umgestaltende Zeit daran viel gelodert. Früher kosteten die Mönche nie Fleisch, bis der Erzbischof Jovo Georgievic, ein aufgeweckter und freier denkender Mann um 1770, begann, außer der Fastenzeit Fleisch zu genießen.

Alle Mönche unterscheiden sich von den Weltgeistlichen durch die Kapa, eine cylindrische hohe Mütze, an der die Kamilavka, ein von der Mütze aus über die Schultern sich ausbreitender, schwarzer Tuchlappen befestigt ist.

Das Klosterleben scheint übrigens eine ausgedehnte Thätigkeit zu beanspruchen. So hat beispielsweise der „Namjestnik“ oder Stellvertreter des Vorstandes, sofern es durch den Personalstand möglich ist, ein solches Amt zu schaffen, vollauf zu thun, die zum Kloster gehörigen Gebäude im Stande zu erhalten, die Rechnung zu führen, selbe den Brüdern zur Durchsicht fertig zu unterbreiten, um sie an das Konsistorium absenden zu können. Er muß die ganze Wirthschaft führen, indem er die Oberaufsicht hat, im gegebenen Falle aber Gärten, Felder, Wälder, Wiesen und Rebenkulturen selbst bearbeiten läßt. Der „Duhovnik“, Seelsorger, hört die Beichte theils im Kloster selbst, theils in den Ortschaften. Ein „Djakon“ dient zum Unterrichte der Jugend und verrichtet leichtere liturgische Dienste. Er kann auch die Stelle des Exarchos vertreten, indem er die Bücher in der Kirche bewahrt, die Kirchenreinigung zu beaufsichtigen hat und die Mönche zum Gebete zusammenruft. Letzterer geschieht mittels eines an dicken Schnüren aufgehängten, tönenden Brettes, worauf er schlägt. Da dies auch oft des Nachts geschieht, so sind die Mönche zu verschiedenen Tages- und Nachtzeiten im Gebete begriffen. Die kirchlichen Funktionen dauern alle lange. Gar der Besuch des Bischofs oder des Patriarchen bringt in die Regelmäßigkeit des Alltäglichen auch noch die Strenge des ernstesten Dienstes. Ein Glück für die Klöster ist es, daß sie begütert sind, denn in dieser realistischen Zeit ist selbst der sonst äußerst bigotte Grieche weniger freigebig. Die Dörfer, die an die Klöster stoßen und zu diesen gehören, Prnjavor, wie oben gesagt, entstanden allgemach aus den Wohnungen der Klosterdiener, denen man sie außerhalb des Klosters anwies. Dazu kamen aus Serbien eingewanderte Glaubensgenossen. Diese Dörfer zahlten bis zum Jahre 1751 gar keine Steuern oder trugen sonstige Lasten. Unter Maria Theresia befreiten sie sich durch Erlegung von 600 Fl. von dem im Jahre 1751 über sie verhängten Beitrage in die „Sirmier Domestical-Cassa“, wurden jedoch schließlich wie alle anderen Unterthanen behandelt. Versuche, die Klöster nach anderm als dem von Alters hergebrachten Gebrauche zu regeln, die inneren Institutionen zu ändern, die Anzahl derselben zu vermindern, scheiterten, obschon von 1772 bis 1778 mehrmals wiederholt, an der Andauer, mit der dagegen gekämpft wurde, gänzlich. Schließlich bliebe noch zu bemerken, daß die Klöster als Zufluchtsstätten gegen die hereinbrechenden Türken betrachtet, daher sehr fest und in den Thälern versteckt gebaut wurden. Die Kirchen sind alle im byzantinischen Stil gehalten.

Digitized by Google

Die Vogelnesthöhlen von Gomanton auf Nord-Borneo.

Im „North Borneo Herald“ vom 1. März findet sich eine Schilderung der Vogelnester und Guanolager enthaltenden Gomantonhöhlen am Kinabatangan-Flusse und in der Nähe von Matapi und Sandakan, welche folgende interessante Einzelheiten enthält:

Der sogenannte „Simud Putih“ (weißer Eingang) am Gomantonberge liegt ungefähr 500 Fuß über dem Meeresspiegel, ist ca. 30 Fuß hoch und 50 Fuß breit und führt zu den hauptsächlichsten Vogelnesthöhlen. Das Ersteigen des Gomantongipfels, der wohl 1000 Fuß absolute Höhe hat, ist nicht ohne Schwierigkeit, da der Berg zuweilen sehr steil, ja fast senkrecht abfällt. Auf dem Gipfel befindet sich ein schmales Loch, unter welchem in einer Tiefe von 850 Fuß die Simud Putih-Höhlen liegen. Die Eingeborenen bedienen sich der Leitern aus Rottan, welche sie oben am Loche festmachen und woran sie nach unten steigen, um sich der Nester zu bemächtigen. Es ist dies selbstverständlich ein höchst gefährliches Unternehmen und dünkt dem Europäer unmöglich, wenn er das primitive Material sieht, womit gearbeitet wird.

Wenn man von unten her sich in die Simud Putih-Höhlen begiebt, so hat man zunächst eine unter einem Winkel von 25° abfallende Fläche zu passiren, die in eine ungeheure Höhle, an die mehrere kleinere stoßen, führt. Stimmliche Höhlen tragen inländische Namen. Gleich am Eingange in die Hauptthöhle befindet sich ein großes Loch oder besser ein Abgrund, der noch nicht erforscht ist und, wie man annimmt, nach der Simud Itam- (schwarzer Eingang) Höhle führt, die sich tief unten hinzieht. Oben in den Seitenhöhlen liegt brauchbarer Guano, es ist aber Guano von den Schwalben, der demjenigen der Fledermäuse an Werth nachsteht. Er liegt hier weit über 5 Fuß tief, ist jedoch schwierig herauszuschaffen, da man ihn erst nach oben zum Simud Putih-Eingang und von da wieder 400 Fuß tief zum Flusse zu bringen hätte. Einfacher wäre es, ihn nach unten in die vorgenannte Simud Itam-Höhle zu schaffen, weil diese mit dem Flusse auf einer Höhe liegt.

Sobald der Abend einbricht, kann man von der Simud Putih-Höhle aus ein eigenthümliches Schauspiel genießen. Tief unten vernimmt man ein Sausen und Zischen gleich dem entweichenden Dampf einer Maschine; es sind die Fledermäuse, welche die Simud Itam-Höhle verlassen, um ihre nächtlichen Streifzüge nach Nahrung zu unternehmen. Ihr Flug ist ungemein gewandt und rasch, sie erheben sich in dichten Massen in spiralförmigen Windungen bis zu einer gewissen Höhe, dann löst sich ein beträchtlicher Theil ab, beschreibt einen regelrechten Kreis und wendet sich darauf im jähen Fluge der See zu. Andere wieder steigen, in kreisförmiger Bewegung bleibend, höher und höher, um schließlich ebenfalls dem Meere zuzueilen. Während die Fledermäuse also ihre Wohnstätten verlassen, ziehen über ihnen Seeadler ihre majestätischen Kreise, um plötzlich nach einem Nachzügler oder einer seitwärts fliegenden Fledermaus zu stoßen. Um annähernd einen Begriff von der Anzahl der Fledermäuse, beziehungsweise dem vorhandenen Mist zu geben, sei erwähnt, daß nach gemachten Beobachtungen der Ausflug etwa um 5 Uhr Nachmittags beginnt und 10 Minuten vor 6 Uhr, also nach 50 Minuten, endigt, in welcher Zeit fortwährend dichte Massen herauskommen.

Es möchte fast scheinen, als ob diese beiden Bewohner der Höhlen, die Fledermaus und die Schwalbe, ein Abkommen getroffen haben, um sich nicht gegenseitig im Gehen resp. Kommen zu stören. Genau nachdem die letzten Schwärme Fledermäuse ausgeflogen sind, kehren die Schwalben zurück und umgekehrt. Uebrigens fliegen die Schwalben nicht in der bei den Fledermäusen beobachteten Ordnung, indem sie die ganze Nacht durch in kleinen Trupps heimkehren.

Die Ansicht, daß diese ungeheuren Höhlen einstens, als der Gomantonhügel und seine Umgebung noch unter Wasser standen, durch das Seewasser allmählich ausgewaschen worden sind, scheint durch den Umstand ihre Bestätigung zu finden, daß in einer Höhe von 500 Fuß über der See Korallenansätze, versteinerte Seemuscheln u. s. w. gefunden werden.

Der Simud Itam liegt, wie bereits bemerkt, auf gleicher Höhe mit dem Flußufer und hat eine prachtvolle Wölbung von ca. 250 Fuß Höhe und 100 Fuß Breite, welche in eine große, luftige Kammer ausläuft. Hier findet man enorme Mengen von Fledermausguano, er liegt dort mindestens 50 Fuß tief. Proben dieses besten Guanos wurden auf 8 bis 15 Pfd. St. die Tonne geschätzt. Die Höhle ist zwar nach ihrer Breite noch nicht erforscht, aber man darf unbedingt annehmen, daß sie sich sehr weit nach innen erstreckt und daß sie viele Schiffsladungen dieses werthvollen Artikels liefert. Da der Sapuzaguafluß, welcher nur 12 Meilen unterhalb in die Bucht von Sandakan mündet, dicht an den Simud Itam tritt, so steht der Ausbeutung der unteren Höhle kein Hinderniß entgegen.

Wie bekannt, sind die Gomantonhöhlen mit ihren Schätzen an Guano Eigenthum der englischen Nord-Borneo-Gesellschaft, deren jährliche Einnahme aus diesem Handelsartikel auf 25 000 Pfd. St. berechnet wird [1]).

[1]) Man wird sich erinnern, daß von Overbeck seiner Zeit erst mit dem Deutschen Reiche wegen Erwerbs der Niederlassungen im nördlichen Borneo unterhandelt hat.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der 1882 auf dem Geographentage zu Halle gefaßte Beschluß, die deutsch-landeskundlichen Studien nachdrücklich und systematisch zu betreiben, beginnt bereits Früchte zu tragen. Mit Unterstützung der Geographischen Gesellschaft in Halle versendet jetzt Dr. Rackwitz und Lehrer K. Meyer in Nordhausen Fragebogen zur Erforschung thüringischer Volksart, welche auf Ort, Feldbau, Tracht, Sitte und Brauch Bezug nehmen und deren Endzweck die Herstellung einer Gaukarte von ganz Thüringen

Digitized by Google

ist. Dieselbe soll aus sechs Blättern bestehen und enthalten: alle bestehenden Ströme und die Wüstungen, die Gau- und Centgrenzen, Dialektgrenzen und Grenzen der Festfeuer, alte Heerstraßen, Klöster, Pfalzen und Burgen, Dingplätze, vorhistorische Burgen, Kultusstätten, bedeutungsvolle Oertlichkeiten und Namen, sowie die Flußnamen in alter und neuer Form. Der erläuternde Text soll dazu mit eine Zusammenstellung bieten der Orte nach ihren Namensendungen und zwar mit ihren im Laufe der Jahrhunderte wechselnden Formen nebst Jahreszahlen und urkundlichem Beleg, die Orte mit slämischer und wendischer Bevölkerung und die urkundlichen Begründungen für Gau-, Cent- und Dialektgrenzen, Heerstraßen, Dingplätze u. s. w. Endlich sollen die Resultate sämmtlicher Gaukarten in einer Generalkarte zusammengefaßt werden, welche die Grenzen der Gaue, Dialekte und Festfeuer, die alten Heerstraßen und sämmtliche bestehenden und untergegangenen Dorfschaften zur Darstellung bringen wird. Jenen Fragebogen mit Erläuterungen und einer „Karte der unteren Cent des thüringischen Helmegaues" von Karl Meyer als Probe hat kürzlich Dr. Rackwitz unter dem Titel „Zur Volkskunde von Thüringen, insbesondere des Helmegaues" (Halle a. S., Tausch und Große) veröffentlicht. Möge das Schriftchen seiner guten Sache recht viele Freunde werben!

Asien.

— A. Marche, welcher 1874—75 den Marquis de Compiègne nach dem Ogowe, 1876—77 de Brazza nach dem Kongo begleitete und 1880 im Auftrage des französischen Unterrichtsministers die Insel Luzon bereiste — eine Reise, über welche der „Globus" demnächst zu berichten anfangen wird — ist im Jahre 1883 wiederum nach den Philippinen gegangen, wo er die bisher wenig bekannte langgestreckte Insel Paragua oder Palawan und eine Anzahl kleiner benachbarter Eilande untersuchte. Dieselbe zieht sich von Nordost nach Südwest ca. 450 km weit hin und ist nur 50 km breit, wird der Länge nach von einer ausscheinend nicht sehr hohen (140 m), waldbedeckten Bergkette durchzogen und enthält zahlreiche, guten Schutz bietende, aber wegen Felsen und Sandbänken schwer zugängliche Buchten. Die Insel wird von vier verschiedenen, fast ganz in wildem Zustande lebenden Stämmen, Malaien, Tagbanuhan, Batlak und Negritos, bewohnt. Die Malaien bewohnen hauptsächlich den Süden der Insel und die Westküste. Die Tagbanuhan, welche ihren Aeußern nach zur malaischen Rasse zu gehören scheinen, sind über die ganze Insel zerstreut, stehen aber vornehmlich auf den kleinen Inseln an der Westküste; sie bezahlen dem Sultan von Sulu Tribut und sind behufs den Besuchen malaischer Piraten ausgesetzt, welche ihnen ihre geringe Habe mit Gewalt nehmen, wenn sie sie nicht freiwillig hergeben. Sie haben keine Art von Religion und besitzen keine Fetische, glauben aber, daß Menschen, die bei Lebzeiten gegen ihre Nächsten gut waren, als höhere Wesen fortleben, während Böse nach ihrem Tode für immer todt sind. Die Batlaks, welche nur im gebirgigen Innern der Insel leben, sind von dunklerer Hautfarbe als die Tagbanuhan, fast schwarz, und haben kraufe Haare. Sie sollen nie in ihren Hütten schlafen, sondern dieselben nur momentan als Obdach benutzen; ihre Schurze verfertigen sie aus der Rinde des Jieus. Die Negritos oder Aetas scheinen Nachkommen der Ureinwohner des Archipels zu sein; sie sind schwarz, klein, unterseit und äußerst beweglich. Sonderbar gestaltete Gegenstände werden von ihnen angebetet; sobald sie einen solchen finden, machen sie ihn in Folge ihrer lebhaften Einbildungskraft zum Gegenstande eines neuen Kultus. Für ihre Todten zeigen sie große Verehrung; mehrere Jahre lang legen sie auf die Gräber Betel und Tabak, sowie Bogen und Pfeile, weil sie glauben, daß die Todten Nachts herauskommen und im Walde jagen. Sie leben in großen Familien von 60 bis 80 Personen ohne feste Wohnstte und wechseln ihren Aufenthalt je nach der Menge des Wildes, zu dessen Erlegung sie sich des Bogens mit außerordentlicher Geschicklichkeit bedienen.

Hauptstadt der Insel ist jetzt die spanische Militärkolonie Puerto Princesa auf der Ostküste, wo ein Gouverneur, etwa zehn Officiere (darunter zwei Aerzte) und zwei Kanonenboote stationirt sind. Die Bewohner sind meist Deportirte von Luzon und Mindanao. Der alte im Norden der Insel gelegene Hauptort Taytay ist seit ganz verlassen. — Die auf Paragua hausende Vogelwelt besteht zur einen Hälfte aus Bewohnern der malaischen Inseln, zur andern aus solchen Luzons; Marche hat bereits über 110 Species Vögel, darunter 62 neue, und an Säugethieren, welche besser als auf den Philippinen vertreten sind, über 60 Species, darunter 17 neue, gesammelt. Nach den letzten Nachrichten gedachte er von Taytay aus den Norden der Insel zu untersuchen.

— Die in St. Petersburg bestehende Kommission zur Neuregelung der Verwaltung des Generalgouvernements Turkestan hat sich über die territoriale Eintheilung desselben schlüssig gemacht. Es wird das Generalgouvernement in zwei „Gebiete" getheilt. Das nördliche Gebiet ist das des Syr-Darja, das südliche das von Taschkent. An letzteres angelehnt, aber mit selbständiger Verwaltung, wird ein „Amu-Darja-Bezirk" organisirt. Der Sitz des Generalgouvernements bleibt Taschkent. Das Syr-Darja-Gebiet umfaßt 324 000 Quadratwerst und enthält 628 655 Einwohner, darunter nur 56 305 mit festen Wohnsitzen, die übrigen Nomaden. Das Taschkent-Gebiet hat einen Flächenraum von 174 859 Quadratwerst und wird von 1 641 350 Einwohnern bewohnt, von denen 219 815 zur Nomadenbevölkerung gezählt werden. Das Syr-Darja-Gebiet wird in die vier Kreise von Kasalinsk, Perowsk, Tschitkinsk und Aulieata zerlegt; das Taschkent-Gebiet umfaßt die neun Kreise Taschkent, Chodschent, Dschisak, Samarkand, Katta-Kurgan, Kokand, Margellan, Namangan und Osch. Der Sitz der Verwaltung des Amu-Darja-Distrikts ist Fort Alexandrowsk am unteren Amu-Darja.

— Dr. Reis ist es nicht gelungen, von Luang Prabang am Mekong nach Tongking vorzudringen (vgl. „Globus", Bd. 45, S. 159), sondern ist im April dieses Jahres nach Bangkok, der Hauptstadt Siams, zurückgekehrt, nachdem er mehrere Flüsse, welche nördlich von Luang-Prabang in den Mekong münden, erforscht hat. Zur Rückkehr hat ihn einerseits der absolute Mangel an Mitteln gezwungen, andererseits ein Einfall der Hos. Es sind das chinesische Banden, welche seit etwa zehn Jahren in Folge der Uebervölkerung und des Elends im südlichen China von dort auswandern und in immer steigender Menge weiter und weiter nach Süden in die hinterindische Halbinsel vordringen.

— Zur Erforschung des Weges von Bucharа nach Merw über Tschardschui sind zwei Officiere entsendet worden, denen sich der Forschungsreisende Dr. Regel angeschlossen hat. Dieselben sollen auf einem andern Wege über Burdukof nach Bucharа zurückkehren.

Inhalt: Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen. II. (Mit fünf Abbildungen und einer Karte.) — Unter den Indianern von Guiana. II. (Schluß.) — Ernst Kramberger: Reise von Esseg durch einen Theil Sirmiens. IV. — Die Vogelnesthöhlen von Gomanton auf Nord-Borneo. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — (Schluß der Redaktion: 21. Juni 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. **1884.**

Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen.

III.

Der kranke Koch Apollonio wurde von den beiden Franzosen mit Beihilfe eines Mediquillo, d. h. eines eingeborenen Kurpfuschers, bald hergestellt und da damit der Glaube der Bicols an die Strafen der Geister etwas erschüttert war, so rüstete man sich zu einer neuen Fahrt, da man in Erfahrung gebracht hatte, daß eine zweite Grabhöhle zu finden wäre. Die Reisenden brachen zu Pferde auf; die Straße, welche Legaspi mit Libog verbindet, verfolgend. Der Weg führte durch eine schöne, fruchtbare Landschaft, die nur an einer Stelle von der verderblichen Thätigkeit des Vulkans Mayon Zeugniß ablegte: Ruinen von zerstörten Hütten, ein aschenhaltiger Boden und Lavablöcke wurden in dem Kalmarinenbicht bemerkbar. Wie in allen spanischen Kolonien war die Zahl der Brücken eine spärliche, doch war das Bett jener Wasserläufe, welche die Straße durchkreuzten, leicht zu durchwaten. In Libog wurde Halt gemacht; es ist dies ein netter kleiner Ort mit steinerner Kirche, Pfarre und Rathhaus (Tribunal), welche Bauten den Hauptplatz umgeben, von dem aus die von Palmen, Bambus und Kakaobäumen beschatteten und eingerahmten Straßen auslaufen. Es war die Zeit der Frühmesse, als die Reisenden hier ankamen, um einen Führer zu suchen; so sahen sie die Bicolweiber mit ihren Pantoffeln zur Kirche schlürfen, indeß der Gesuchte aufgetrieben wurde. Es war dies ein Cuadrillero; auf den Philippinen steht nämlich dem Municipium eines jeden Pueblos eine gewisse Anzahl von Milizsoldaten, welche Cuadrilleros genannt werden, zur Bewachung des Gefängnisses, zur Eskortirung der Verbrecher und zu Polizeizwecken zur Verfügung. Jeden Mann trifft einmal wenigstens die Reihe, unter die Cuadrilleros zu treten, für welche Dienstleistung er keinen Sold, sondern nur Steuerfreiheit erhält. Von einer Uniform ist auch keine Rede, und so präsentirte sich der erschienene Führer zwar beritten, aber nur mit Hosen und Hut (dem sogenannten Salacó) bekleidet. Sein Pferd wurde nur mit der Halfter gelenkt und der Sattel entbehrte des Gurtes; trotzdem tummelte der Cuadrillero seinen Gaul in allen Gangarten herum und erwies sich als ein fester Reiter. Man verließ nun die gebahnte Straße und schlug den Weg zwischen Reisfeldern und Bananenpflanzungen ein. Ueberall herrschte Wohlhabenheit, wie man dies hier aus der Zahl der Büffel und der auf die Erhaltung der Hütten verwendeten Sorgfalt allein schließen kann, denn weder Möbel, noch Wäsche und Küche sind in diesem Lande die Anzeichen des Reichthums. Höchstens im Geschmeide, das mitunter sehr kostbar ist, steckt viel Geld. Die Hütten selbst ruhen auf Pfeilern, etwa mannshoch über dem Erdboden; Wände und Dachsparren sind von Bambusrohr, das Dach ist entweder mit den Blättern der Palme (Nipa fruticans Thub.) oder mit dem schon erwähnten Cogongras gedeckt. Die Thüren und Fenster werden mit Matten, welche aus denselben Materialien wie das Dach hergestellt sind, geschlossen. Am gesammten Bau wird man vergebens auch nur nach einem einzigen Eisenbestandtheile suchen; alle Verbindung wird mittels Rotang (Bejuco in den Philippinen genannt) hergestellt. Die Hütte umfaßt gewöhnlich nur ein einziges Zimmer. Der elastische Bau zeigt besonders bei Erdbeben eine große Widerstandskraft oder vielmehr Elasticität, und dies ist in einem so erdbebenreichen Lande, wie es Südluzon ist, von großer Wichtigkeit. Der Anblick der lachen-

Digitized by Google

den Landschaft wurde den Reisenden bald durch einen strömenden Regen entzogen, der nicht enden wollte, so daß Montano sich entschließen mußte, unter einer Sintflut nach dem Weiler S. Pedro weiter zu traben. Hier schiffte man sich ein, um Sula zu erreichen. Da der Regen inzwischen aufgehört hatte, so konnte Montano während der Fahrt mit Muße die zahlreichen, von dichter Vegetation bedeckten Inselchen betrachten, welche aus dem Meere emporsteigen und von zahlreichen Rudeln von Affen und Nashornvögeln belebt sind.

Sula selbst ist ein kleiner Weiler, der nur aus wenigen Hütten sich zusammensetzt, welche sich unter Riesenbäumen verlieren; sein Ankerplatz ist aber von großer Wichtigkeit, da er bei scharfem Ost vollkommene Sicherheit gewährt. Hier erfuhr man, daß in der That eine andere Grabhöhle noch existire, und zwar auf derselben Insel Cagaraan, wo man bereits mit Erfolg gearbeitet hatte. So segelte Montano wieder nach jenem Eilande hinüber, wo man an der Punta Sula einen ca. 30 m hohen Kalkfelsen fand, in welchem in bedeutender Höhe über dem Boden sich die gesuchte Grotte fand. Vorsprünge, sowie die herabhängenden Zweige des Balete (Ficus indicus) und die Beihilfe der Diener ermöglichten das Erreichen des ersehnten Zieles. Man benannte diese Grotte nach einer äußern Aehnlichkeit zum Unterschied von der ersten Gruta de Levante getauften, die „Büffelgrotte“; sie ist zwar auch pittoresk gelegen, hat aber nicht das majestätische Gepräge im Innern, wie die erstbesuchte Höhle. Mit den erbeuteten

Eine Straße von Libog. (Nach einer Photographie.)

Schädeln kehrte die Gesellschaft wieder glücklich nach Albay zurück.

Hier gab es genug des Neuen und Ungewohnten zu sehen; denn es galt das Fest Mariä Geburt zu feiern, und in diesem Punkte wetteifern die Bicols mit ihren Nachbarn, den Tagalen und Bisayern, welche alle kirchlichen Feiertage mit großem Pompe begehen. Hier in Albay kam noch hinzu, daß der neugewählte Bürgermeister oder Gobernadorcillo, ein reicher Bicol, seinen Amtsantritt würdig feiern wollte. Schon seit mehr als einem Monate übte die junge Welt der Stadt die Verse eines in der Bicolsprache von einem Volksdichter verfaßten Dramas ein, während Knaben damit beschäftigt waren, buntgefärbte Papierlampions zu versertigen und an Bambusgestellen zu befestigen. Am Festabende erstrahlte die Stadt im hellen Glanze der Illumination: Triumphbögen, Obelisken, Guirlanden, gebildet aus auf Bambusblatten befestigten Lampions waren in unzählbarer Menge vorhanden; dazwischen drängten sich die Bewohner der Stadt und die Bauern der Umgegend, letztere kamen zu Fuße, zu Pferde oder auf dem Rücken gewaltiger Büffel hierher, um das Feuerwerk zu bewundern und der dramatischen Vorstellung beizuwohnen. Letztere fand in einem Theater statt, das man erst vor einer Woche eigens zu diesem Zwecke errichtet hatte. Es enthielt nur die Bühne und zu jeder Seite derselben eine Loge, in welchen die Honoratioren der Stadt sich einfinden, während die spanischen Beamten und — das Orchester auf der Scene selbst Platz nehmen. Die übrigen Zuschauer stehen oder sitzen

Digitized by Google

unter freiem Himmel. Decorationen fehlen, es wird eben wie im chinesischen Theater mit der Genügsamkeit des Publikums gerechnet.

Das Sujet der philippinischen Volksdramen, welche nicht von berufsmäßigen Schauspielern, sondern stets nur von Dilettanten zur Darstellung gelangen, ist immer dasselbe, wenn auch stets in neuem Gewande und unter anderm Namen: es handelt von mit Liebesepisoden gewürzten Kämpfen zwischen Christen und Moros, d. h. Mohammedanern, und endet immer mit der Vernichtung der letzteren oder mit deren Bekehrung. Die zahlreichen Schlachtszenen werden mit großem Enthusiasmus aufgenommen, da die Moros oder die dämonischen Ungeheuer, welche der Teufel ihnen zu Hilfe sendet, regelmäßig geschlagen werden. Die Rührung des Publikums erreicht den Höhepunkt, wenn der Häuptling oder König der Ungläubigen zu den Füßen der heroischen Christin, welche die weibliche Hauptperson ist, niedersinkt und seine Bereitwilligkeit erklärt, sich taufen zu lassen. Um diese Gattung dramatischer Poesie und deren Einwirkung besser zu verstehen, muß erwähnt werden, daß die Geistlichkeit auf den Philippinen eine ähnliche Macht erlangt hat, wie bei uns in Tyrol oder Oberbayern, so daß der Katholicismus den Sinn der Eingeborenen ganz umfangen hält, ja daß diese Leute mit einer unbegrenzten Verehrung zu ihrem Klerus aufsehen, sich jener Zeiten erinnernd, wo die Geistlichkeit allein sie vor den Bedrückungen der habsüchtigen Alcalden von ehedem zu schützen vermochte. Dies der eine Grund, weshalb alle diese Dra-

Inneres einer Bicol-Hütte. (Nach einer Skizze Montano's.)

men religiös gefärbt sind. Daß die Bühnensiege der Christen über die Moros eine solche Begeisterung bei dem Publikum erwecken, beruht aber nicht allein auf dem streng christlichen Bewußtsein: Jahrhunderte lang plünderten die Moros von Sulu, Borneo und Mindanao die Küsten des Archipels; Städte und Dörfer wurden verbrannt, ihre Bewohner theils erschlagen, theils in die Sklaverei geschleppt; dazu kam noch, daß die christlichen Waffen selten siegreich waren. So entstand in den Herzen der philippinischen Christen ein unauslöschlicher Haß gegen die mohammedanischen Piraten des Südens, der nun bei der Aufführung von Gefechtsszenen zum Ausdruck gelangt. Bei diesen Dramen spielt das Ballet eine große Rolle, insbesondere der Tanz Moro-Moro, der eine künstlerische Darstellung des Kriegstanzes der Moros bilden soll.

An diesem Abende gaben der Gobernadorcillo und die meisten der Cabezas oder Stadtviertel-Präfekten einen Gatapusan, d. h. Festschmaus mit Ball und Spiel. Letzteres wird eifrig kultiviert, insbesondere das furchtbare „Monte", eine Art Landsknecht. Die ganze Stadt schien von einem Freudemausche erfaßt zu sein, selbst die aufgebotenen Cuadrilleros waren von der allgemeinen Lustbarkeit angesteckt; nur die Gendarmen, deren Soldaten aus in der Linienarmee gedienten Eingebornen bestehen, vergaßen in dem Tumulte nicht, ihrer Pflicht nachzukommen.

Das Fest von Albay hatte man gesehen; noch weiter sich hier aufzuhalten gestattete der Reiseplan nicht, welchem gemäß Montano nach dem Süden des Archipels aufzubrechen hatte. So kehrten nun die Franzosen nach Manila zurück, wo sie sich auf dem Dampfer „Pasig" einschifften,

Digitized by Google

welcher am 5. November die Anker lichtete; am 7. langte man in der Calamianesgruppe an, am 8. in Puerto Princeſa, einer neuen ſpaniſchen Niederlaſſung auf Palawan oder Paragua; am 10. hielt der „Paſig“ vor Balábac, jenem ſpaniſchen Fort, das den Eingang in die Mindorosee beherrſcht, dann berührte man noch Zamboanga, Iſabela de Baſilan und erreichte endlich am 15. die Rhede von Sulu. Dieſe ſpaniſche Stadt iſt jüngſten Datums; es erſcheint daher nothwendig, einiges über die Geſchichte dieſes Landes hier zu erwähnen. Sulu iſt nicht nur das Handelscentrum des öſtlichen indiſchen Archipels geweſen (nur von den reichen Molukken wurde es hierin übertroffen), es war vielmehr auch eine politiſche Macht erſten Ranges und galt den Bekennern des Korans als das Mekka des Oſtens. Das Sultanat, deſſen Herrſcher ſich edler Abkunft rühmten, hatte wohl manche ſchlimmen Tage erlebt, aber ſich auch immer wieder raſch von dieſen Schlägen erholt. Es beruhte, wie dies noch heute der Fall iſt, auf dem Lehensſyſtem: die großen Barone des Reiches, die ſogenannten Dattos, leiſteten ſe nach den Umſtänden einen größern oder geringern Gehorſam dem regierenden Sultan, der ſich mit vollem Rechte den Chef eines Piratenſtaates nennen konnte, denn der Seeraub war es hauptſächlich, welcher alle Freien Sulus ernährte. Beſonders die Philippinen waren es, welche wegen des chriſtlichen Glaubens ſeiner Bewohner und der geringen hier ſtationirten Streitkräfte das Ziel ihrer Raubzüge bildeten. Um ein Haar wäre noch vor 30 Jahren ungefähr Profeſſor C. Semper in die Hände dieſer erbarmungsloſen Piraten gefallen, als er an der Nordoſtküſte Mindanaos ſich befand. Die Spanier unternahmen mehrere Expeditionen gegen Sulu, ſchoſſen ſeine Städte und Schiffe in Brand und zwangen den Sultan zum Abſchluſſe von Friedensverträgen, welche aber nie lange gehalten wurden, denn der Sultan beſaß keine Macht über ſeine trotzigen Barone. 1876 machten die Spanier endlich Ernſt; ſie eroberten die Stadt Sulu und ſetzten ſich in ihr dauernd feſt. Die alte Stadt ging in Flammen auf, die neue ſpaniſche wurde auf einem ebenen Terrain von Genieofficieren aufgeführt; ſie iſt zwar noch klein, verſpricht aber ein raſches Aufblühen. Der Stadtbau und

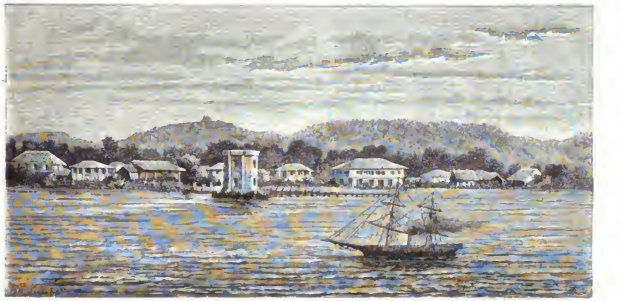
Ein Guardillero. (Nach einer Skizze Montano's.)

die Befeſtigungen wurden von Sträflingen aufgeführt, deren es drei Klaſſen giebt: Disciplinarkompagnien, welche auch Truppendienſte verrichten; Deportirte und endlich Preſidianos, d. i. gemeine Verbrecher. Die Garniſon beſteht aus 500 Mann eingeborenen Fuß- und Genieſoldaten, deren Officiere faſt nur aus Spaniern beſtehen.

Die Franzoſen fanden die Stadt noch im Stadium des Aufbaues vor, ſo daß es auf Schwierigkeiten ſtieß, eine Wohnung aufzutreiben, bis endlich die Zuvorkommenheit des Interimsgouverneurs und des Feldgeiſtlichen die Reiſenden aus aller Verlegenheit riß. Die halbvollendeten Straßen waren ſehr belebt; vor den Kaufläden der Chineſen drängten ſich die Leute, doch konnte man keinen Schritt machen, ohne daß man nicht Soldaten, mit Gewehr und aufgepflanztem Bajonet gerüſtet, begegnet wäre; die Urſache dieſer eigenthümlichen Erſcheinung war die Furcht vor den Juramentados. Der Sultan nämlich hat ſich willig dem ſpaniſchen Protektorate gefügt, das ihn mit einer Rente von 12 000 Francs bedachte (ſein Geſammteinkommen ſchätzt man auf 30 000 Francs), nicht ſo aber die Dattos, denn durch das Aufhören der Piraterie, wie es die Etablirung der Spanier im Lande ſelbſt mit ſich brachte, verſiechte ihre wichtigſte Einnahmequelle. Einzelne verſuchten es und verſuchen es noch heute, durch offene Auflehnung die Spanier zu vertreiben; ſie mußten aber ihren Wahnwitz mit dem Niederbrennen ihrer Dörfer und der Vernichtung ihrer Herrſchaft büßen. Nun griff man zu einem andern Mittel. Die Sklavenhalterei iſt ein hier landesübliches Inſtitut, das in der ſchonungsloſeſten Härte ausgeübt wird: die Familie des Unglücklichen verfällt dem harten Gläubiger, der die Kinder von den Eltern, die Frau von dem Gatten trennt, um ſie in die Ferne zu verkaufen. Solchen Leuten ſchenkt der Datto die Freiheit unter der Bedingung, ſo viele Chriſten als möglich niederzumetzeln. Bedenkt man, daß die Panditen (Prieſter) des Sulu Islamitiſch und offen den heiligen Krieg gegen die Spanier predigen, bedenkt man ferner, daß der Malaie ein ſehr reizbares Temperament beſitzt, wie dies ſich beſonders im Amoklaufen offenbart, ſo darf es einen nicht Wunder nehmen zu erfahren, daß die Zahl der Juramentados und der von ihnen

Digitized by Google

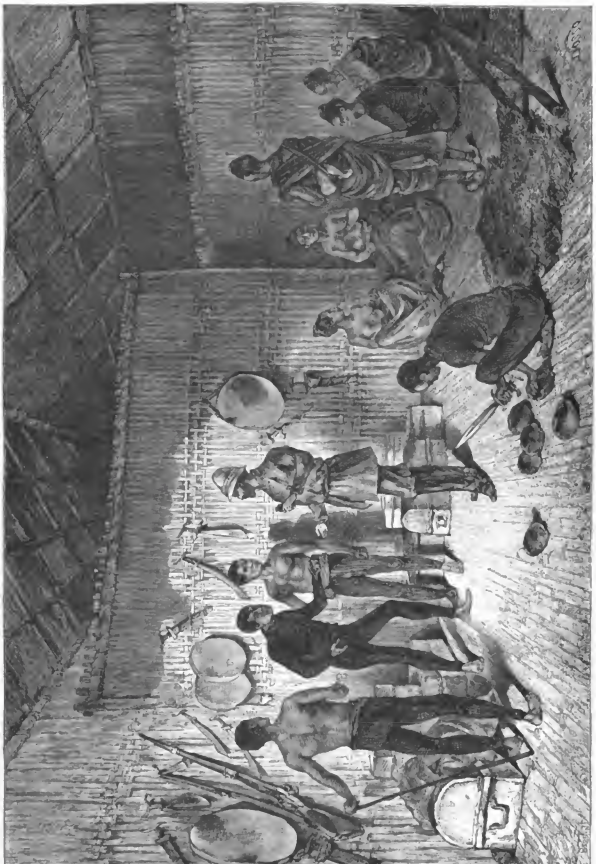
verübten Meuchelmorde eine nicht geringe ist. Obwohl die Stadtthore sehr scharf bewacht werden und die Palissadenmauer von zwanzig zu zwanzig Schritten ein auf Pfählen ruhendes Wächterhaus besitzt, in welchem vier Soldaten mit geladenen Gewehren streng aufpassen, so gelingt es doch den verwegenen Fanatikern, sich in die Stadt einzuschleichen, obwohl der Gouverneur gewöhnlich von einem beabsichtigten Anfalle im Voraus unterrichtet ist, denn die Verschwörer geben nicht heimlich genug bei Besprechung ihrer Pläne zu Werke und der spanische Peso (1 Silberstück = 4 Mark) geht auf der ganzen Insel auf Reisen. Gerade als Montano in Sulu eintraf, war eine solche Warnung von befreundeter Hand dem Gouverneur zugekommen, weshalb man die herkömmlichen Sicherheitsmaßregeln verschärfte. Ein Kapitän rieth den Franzosen, nur mit dem Revolver in der Hand die Gasse zu betreten und den von den Palissaden umzäunten Raum nicht zu überschreiten; der Forschungseifer aber trieb Montano dennoch aus den Thoren der Festung heraus, um mit dem geologischen Bau der Insel sich vertraut zu machen. Während die meisten Eilande des Sulnarchipels ihre Existenz den Korallenthierchen verdanken, ist dies bei der Hauptinsel nur in der Küstenregion der Fall, während das Bergland vulkanischen Ursprunges ist; große und kleine Lavablöcke findet man in dem Bette der Bäche und in den von den spanischen Genietruppen eröffneten Steinbrüchen, welche das Material zur Ausfüllung der Sümpfe lieferten, an deren Stelle heute die spanische, von Forts umgebene Stadt liegt. Montano zog botanisirend und mit dem Insektenfange beschäftigt im Walde herum, ohne auf Juramentados zu stoßen, dagegen stieß er auf eine mit Palissaden umzäunte Hütte, in welcher sich entlassene tagalische Sträflinge angesiedelt hatten. Auch diese riethen dem Fremden, so bald als möglich nach der Festung zurückzukehren. Montano gab aber auch dieser Warnung kein Gehör, sondern setzte seine Wanderung im Waldsdickicht fort, bis er Sträflinge traf, welche unter dem Schutze einer Infanteriekompagnie Bäume fällte. Auf das Zureden des Kapitäns kehrte er mit dieser Truppe nach der Stadt zu-



Anblick der spanischen Stadt Jolo oder Sulu. (Nach einer Photographie.)

rück. Mehrere Tage flossen in Ruhe dahin und Montano hatte bereits die Juramentados vergessen, als an einem Morgen der Franzose plötzlich mehrere Gewehrschüsse hörte, welchen wirres Geschrei folgte; dann war es plötzlich todtenstill. Montano stand allein auf dem Marktplatze, nur zwei Soldaten patrouillirten über denselben. Da kam mit einem Male ein Weib daher gelaufen, der ein Sulnaner mit blutigem Kriß (Dolch) auf den Fersen folgte. Das Weib rief dem Reisenden das Schreckenswort: „die Juramentados!" zu, rannte ihn aber auch schon in ihrer blinden Hast zu Boden; in demselben Augenblicke fielen zwei Schüsse. Als Montano sich erhob, sah er, daß der Juramentado verwundet auf dem Boden lag; plötzlich schnellte er sich aber in die Höhe und stürzte sich gegen die beiden Soldaten, deren einer ihm das Bajonet in den Leib stieß. Da aber der Wüthende auf seinen Gegner nochmals einen Hieb führen wollte, so schoß ihn der andere Soldat, der inzwischen wieder geladen hatte, nieder. Von allen Seiten hörte man Schüsse fallen, in der Hauptstraße wälzten sich mehrere Männer in ihrem Blute, während drei Juramentados mit der Tollkühnheit eines wahnwitzigen Fanatismus sich einem Zug Infanterie entgegenwarfen: eine Salve, und die Assassinen hatten aufgehört zu leben. Fünfzehn Todte und Verwundete zählte man als die Opfer dieser „Invincibles" Ostasiens. Sie hatten sich in drei Gruppen, zusammen elf Mann, als Wasserträger dem Thore genähert; während der Posten den ersten von ihnen nach Waffen durchsuchte, rissen die übrigen den Kriß aus dem Bambusgefäße, welches zum Wassertragen gebraucht wird, hieben die Wache nieder und drangen so in die Stadt, überall Tod und Schrecken verbreitend. Nach einem solchen Attentat pflegt für längere Zeit eine Ruhepause einzutreten; alles athmet wieder auf, für einige Wochen kann man wieder auf den Frieden zählen, wenn auch die militärischen Vorsichtsmaßregeln nicht außer Acht gelassen werden. So konnte Montano mit seinem Gefährten sich wieder ohne Gefahr mit der Sammlung von Pflanzen und Thieren, sowie anthropologischen Messungen beschäftigen, wobei ihn die Freundschaft eines Pandita, d. h. eines eingeborenen Priesters, besonders unterstützte. Derselbe stammte, wie dies schon seine semitischen Gesichts-

Digitized by Google



In der Hütte eines reichen Tinguianen. (Nach einer Skizze Montano's.)

Digitized by Google

züge andeuteten, von einem jener Araber her, welche in früheren Zeiten häufig als Koran· interpreten von Niederländisch-Indien oder von Arabien selbst nach Sulu kamen. Seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts kommen nur mehr wenige Araber hierher, in der Zeit von 1600 bis 1650, d. h. der Blüthezeperiode des Sultanats Sulu, bildeten sie eine zwar auch nicht individuenreiche, aber dafür allmächtige Kaste in dem Hofstaate dieses Fürsten.

Unter den Eingeborenen lernte Montano einen Mann kennen, der zu den wenigen freien Grundbesitzern des Landes gehörte, denn hier giebt es meist nur Datos, Vasallen und Sklaven, der Stand der Freibauern ist so gut wie gar nicht vorhanden. Montano nahm mit Vergnügen die Einladung jenes Sulunaers an, ihn in seinem Hause zu besuchen. Dieses war geräumig und in gutem Zustande erhalten; es wimmelte von Bewohnern, Greisen, Verwandten, Müttern, Säuglingen, vielen Sklaven jeglichen Alters und vor allem von vielen Weibern. Alles lief halbnackt herum, denn in Sulu werden ebensowenig wie in den anderen Theilen des indischen Archipels von den Muselmanen die Lehren und Vorschriften des Korans peinlich befolgt; so fällt hier der Schleier, mit welchem die mohammedanischen Frauen ihr Gesicht verhüllen, weg, nur in den Straßen der spanischen Stadt sieht man die Sulunaerinnen beim Begegnen von Europäern den Versuch machen, ihr Antlitz mit einem Zeuge zu bedecken; in der eigenen Behausung dagegen gehen sie fast unbekleidet einher. Die von Montano besuchte Hütte enthielt eigentlich nur ein einziges Zimmer; durch eine Zwischenwand zerfiel es aber in zwei ungleiche Räume. Das Mobiliar bestand aus den kleinen Koffern, in welchen alle Sulunaer, Freie wie Sklaven, ihr Hab und Gut verwahrt haben; sonst waren noch Gongs (hier und auf Mindanao „Agun“ genannt), chinesisches Porcellan und Waffen vorhanden. Von letzteren gab es eine große Zahl: Lanzen, Krisse (malaischer Dolch) verschiedenartiger Formen und endlich ein elendes, ganz verrostetes Feuersteinschloßgewehr, das beim Gebrauche jedenfalls dem Schützen gefährlicher war, als dem auserlesenen Objekte. Montano goß seinen Wirthen Rum in die Kokosmilch, was ihnen sehr gut zu behagen schien. An der lebhaften Unterhaltung nahmen

Ein ackernder Sklave auf Sulu. (Nach einer Skizze Montano's.)

Herren und Sklaven ungenirt theil, so daß von einem Unterschiede beider Klassen wenig zu merken war. Die Sulunaer behandeln ihre Sklaven im Allgemeinen sehr milde. Zu jenen Zeiten, wo der Seeraub die wichtigste Beschäftigung der Bewohner dieses Archipels war, wurden die gefangenen Christen zum Rudern bei kärglicher Nahrung verwendet; so bald aber der Galeerensklave sich bereit erklärte, zum Islam überzutreten, erfuhr er sofort eine Erleichterung seines Loses; es wurde ihm gestattet, sich ein Weib zu nehmen und eine Familie zu begründen. Dies bewirkte, daß auch nach der Etablirung der spanischen Herrschaft im Lande selbst nur wenige der zahlreichen Tagalen- und Bisayer-Sklaven ihren Herren entwichen, um von den Spaniern wieder in die Heimath zurückgebracht zu werden, obwohl Gelegenheit zur Flucht den männlichen Sklaven in Hülle und Fülle geboten ist. Die Sulunaer behandeln nämlich die Familie eines flüchtigen Sklaven auf das Herzloseste, indem sie die Kinder von der Mutter trennen und in entfernere Gegenden oder nach anderen Inseln verkaufen. Da die Weiber sich den herrschenden Sitten gemäß nicht gut vom Hause entfernen können, ist es einem Sklaven nunmöglich, bei seiner Flucht seine Familie mitzunehmen; so bleibt er nun lieber in der Gefangenschaft, zumal, wie schon erwähnt, er von seinem Herrn nie jene Mißhandlungen zu gewärtigen hat, durch welche die Plantagenbesitzer der Südstaaten Nordamerikas sich einen traurigen Ruhm erworben haben. Die Sklaven beschäftigen sich vorwiegend mit dem Ackerbau und dem Fischfang. Angebaut werden vorzugsweise Reis, dann aber auch Mais, Zuckerrohr, Kaffee, Kakao und Manilahanf. Die Ackergeräthe sind primitiv; als wichtigstes Hausthier erscheint der Kerabau-Büffel, dann das Rind und ein ponyähnliches Pferd. Da der Feldbau nicht rationell betrieben wird, so ist auch die Anstrengung der Feldarbeiter keine große und da der Haussklave auch Tabak und Betel genug hat, so führt er ein nach seiner Weise nicht schlechtes Leben. Schlimmer haben es aber jene armen Teufel, welche zur Perlenfischerei als Taucher verwendet werden. Die Perlmuschel ist nämlich in diesen Wässern nicht selten, so daß noch im vorigen Jahrhunderte Sulu als das Land der Perlen und des Ambras galt.

Digitized by Google

Die Muschelbänke liegen durchschnittlich in einer Tiefe von 10 bis 20 m; die zu dem Fange ausersehenen Taucher müssen wiederholt am Tage dem Meeresgrunde die kostbare Beute abjagen, sie bekommen deshalb bald die Lungenschwindsucht und sterben schon in jungen Jahren. Die Sklavenmenge kann heutzutage nicht mehr durch Beutezüge nach den Philippinen wie ehedem vermehrt werden; die Besitzer sind demnach nur auf den natürlichen Zuwachs angewiesen, denn die Kinder der Sklaven bleiben in der Kaste der Eltern. Zahlungsunfähige Schuldner verfallen mit ihrer gesammten Familie dem Gläubiger und die Zahl der Schuldsklaven ist in der neuern Zeit erheblich gewachsen, da durch die seit 1876 erfolgte Unterdrückung der Piraterie den meisten Sulunaern der einzige Erwerb genommen worden ist und man in Folge dessen, weil hier wie in jedem Sklavenlande die Arbeit eines Freien unwürdig ist, sich genöthigt sah, bei den besser situirten Tattos Schulden zu machen.

Büttikofer's Bericht über Liberia.

I.

Das Land und seine Erzeugnisse.

Im Jahre 1879 reisten auf Veranlassung des verstorbenen Professors H. Schlegel in Leiden die Herren Büttikofer und Sala nach Liberia, um dort zoologische Untersuchungen anzustellen. Den Zweck und die Art derselben beschrieb Schlegel mit folgenden Worten: Schon in früheren Jahren war ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß die wahre Wissenschaft der Zoologie allein auf gründlicher und umfassender Bekanntschaft mit den Grundformen, welche wir Species und Konspecies nennen, mit Inbegriff der konstanten und individuellen Barietäten beruht, und daß die Zoologie erst dann den Namen einer Wissenschaft verdient und zu ihrem vollen Rechte kommt, wenn sie vom Standpunkte der physischen Geographie betrachtet wird.

Mit Rücksicht auf diesen Grundgedanken, dessen weitere Entwickelung nicht hierher gehört, war der Plan entworfen worden, zu dessen Ausführung sich Herr Büttikofer, damals Assistent von Professor Schlegel, bereit erklärte; ihm wurde die Leitung der Expedition anvertraut und Herr Sala, ein erfahrener Jäger und guter Schütze, der eine Reise von Jahren auf Java und in Angola zugebracht hatte, ihm beigegeben; erwähnt sei hier noch, daß die nöthigen Geldmittel ganz und gar aus Professor Schlegel's Privatmitteln hergegeben wurden. Am 15. November 1879 verließen die Reisenden Rotterdam und im Mai 1882 kehrte Büttikofer nach Holland zurück, Sala war am 10. Juni 1881 zu Hothié gestorben. Während der Dauer der Expedition waren bereits Auszüge aus den Tagebüchern in den „Notes from the Leiden Museum" und „Tijdschrift Aardrijkskundig Genootschap 1881" veröffentlicht worden; im verflossenen Jahre hat die eben erwähnte holländische Gesellschaft den Reisebericht Büttikofer's als zwölftes Heftheft in einem stattlichen Bande (XVI und 147 Seiten in 4° mit einer Karte) herausgegeben. Der Verfasser hat nicht bloß einen Auszug seines Tagebuches geliefert, sondern denselben systematisch geordnet; der erste Theil beschäftigt sich mit dem Lande und seinen Erzeugnissen, der zweite mit der Bevölkerung, in einem dritten Theil „Skizzen aus unserem Leben in Liberia" kommt die eigentliche Reisebeschreibung zu ihrem Recht, wobei allerdings auch Manches, was in den ersten und zweiten Theil hätte aufgenommen werden können, hier nachgeholt wird, wodurch der dritte Theil entschieden noch an Interesse gewinnt.

Wir werden in Folgendem den Versuch machen, eine gedrängte Uebersicht des Inhalts dieser reichen Abhandlung zu geben, hier und da aber auch, wo es möglich ist, den Verfasser selbst zu Worte kommen lassen, um zu zeigen, wie vielseitig er seine Aufgabe aufgefaßt, wie er sie zu erfüllen gesucht und was er geleistet hat. Die dem Bericht beigegebene Karte umfaßt den Raum von etwa 10° 16' bis 11° 36' L. und etwa 6° 5' bis 7° 20' Br., sie ist im Maßstabe von 1 : 3 000 000 entworfen; ein Karton im Maßstab 1 : 50 000 ist von Grundemann's Missionsatlas herübergenommen. Ueber den Werth der ersteren sagt Büttikofer Folgendes: „Die beigefügte Skizze (im Maßstabe von 1 : 3 000 000 nämlich) macht durchaus keinen Anspruch auf mathematische Genauigkeit, doch wird sie dem Leser dienen können, um sich zu orientiren, um so mehr, als keine Karte, welche Vertrauen verdient (siehe hierüber weiter unten) von diesem noch so unbekannten Gebiete und ebensowenig von Liberia im Allgemeinen besteht. Auf meinen vielen Reisen habe ich immer mein Möglichstes gethan, um, da die nöthigen Instrumente für die Ortsbestimmungen fehlten, mit Hilfe von Kompaßpeilungen und durch möglichst genaues Schätzen der Abstände ein genaues Bild der durchreisten Landstriche zu geben. Als Stützpunkt für die Zusammenstellung der Karte dienten die mathematisch bestimmten Punkte Monrovia und Grand Cape Mount, sowie auch die Mündung des Little Cape Mount-Flusses; die Ortsbestimmungen des liberischen Reisenden B. Anderson und der Bericht über seine Reise nach Musardu sind ebenso wie die beigefügte Karte sehr ungenau; von der dem Aufsatz „Britische Annexionen an der Sierra Leone-Küste" in Petermann's Mittheilungen 1883, S. 431 erschienenen Karte konnte kein Gebrauch mehr gemacht werden."

Liberia bildet den Theil von Ober-Guinea, welcher früher die Pfefferküste genannt wurde und zwischen der Elfenbeinküste und Sierra Leone liegt. Die Küste ist wenig entwickelt und hat einen ziemlich flachen Strand, der sich ohne Dünenbildung nur wenige Fuß über das Meer erhebt; viele aus dem Innern kommende Ströme unterbrechen sie, ebenso verschiedene Borgebirge, die eine eigenthümliche Uebereinstimmung in der Form haben; sie springen alle in westlicher Richtung vor und fallen nach Süden und Westen steil ab. Ihre nördlichen Abhänge bilden mehr oder weniger wichtige Meerbuchten, welche dem Schiffer einen guten Ankerplatz bieten. Hinter der Küstenlinie, in geringer Entfernung, liegt ein 4 bis 10 Meilen überall Seemeilen, 60 auf einen Aequatorgrad zu verstehen) breiter Morast, in dem sich hier und da kleine Grassteppen befinden. Außer den Flüssen unterbrechen viele sogenannte Creeks die Morastfläche; diese sind ruhige, schwarze Wasserflächen, häufig sehr tief, manchmal auch

Digitized by Google

sehr breit; während der Regenzeit und auch an den meisten Stellen bei Fluth steht alles unter Wasser. Die Morastfläche ist dicht mit Mangrovebäumen bewachsen, einzelne höher gelegene, inselartige Stellen werden das ganze Jahr hindurch oder wenigstens während der trockenen Jahreszeit durch Eingeborene bewohnt, die da ihrem Erwerbe nachgehen. Hinter dem Morast steigt der Boden nach und nach an, dann geht er in Hügelland über, welches sich endlich zu solcher Höhe erhebt, daß es füglich Bergland genannt werden könnte. Dieser Theil des Landes ist ziemlich dicht mit Eingeborenen bevölkert, auch haben sich viele libersische Kolonisten längs der Flüsse angesiedelt. Das Bergland ist nur schwach bewohnt und der Urwald an einzelnen Stellen ein wenig weggehackt, um einem armseligen Negerdorf und seinen Anpflanzungen Platz zu gewähren; hinter diesem, mehrere Tagereisen breiten Landstrich liegt eine ausgedehnte Hochfläche mit vielen Weiden, die sogenannte Mandingo-Ebene. Es ist dies ein wellenförmiger Landstrich mit vielen hohen, gut bewachsenen Hügeln, in dem sich 10 bis 20 Tagereisen weit nach dem Innern hin die langen, quer durchbrochenen Bergrücken des Kong-Gebirges erheben, welche die Hochfläche und also das Quellengebiet der libersichen Flüsse vom Flußgebiete des Niger trennen. Die Flüsse entspringen in verschiedener Entfernung von der Küste; sechs derselben kommen aus den Thälern des Kong-Gebirges, andere entspringen aus der Mandingo-Ebene oder dem Hügellande. In dem Morastlande schleichen alle langsam dem Meere zu; weithin macht sich in ihnen Ebbe und Fluth bemerkbar, beinahe alle stehen mit einander in Verbindung. Bis zu dem höher gelegenen Lande, wo Stromschnellen und Wasserfälle häufig gefunden werden, kann man mit Booten, vielleicht selbst mit kleinen Dampfschiffen auch in der trockenen Jahreszeit fahren; die Ausdehnung, in welcher der untere Lauf der Flüsse schiffbar ist, ist bei den einzelnen verschieden, sie beträgt von 20 bis 70 Meilen und noch mehr. Die nasse und trockene Jahreszeit folgen einander, nur durch eine kurze Uebergangsperiode geschieden, welche sich durch heftige Stürme und Gewitter (die Zeit der Tornados) auszeichnet; wiewohl sie nicht scharf von einander getrennt sind, rechnet man die trockene Jahreszeit von Mitte November oder Anfang Dezember bis Ende April, so daß diese Jahreszeit fünf, die nasse sieben Monate dauert. Während der ersten Hälfte der trockenen Jahreszeit weht ein empfindlich kalter, sehr trockener Landwind, der Harmattan, besonders in der Nacht; die Moräste trocknen aus, die Waldbäche und die Creeks werden kleiner, die feuchte Erde entwickelt ungeheure Mengen Wasserdampf, der sich in kalten Nächten als Regen und Thau niederschlägt. Nur Januar und Februar bleiben ganz ohne Regen; jetzt entwickelt sich ein reges Leben in den Wäldern, Kolonisten und Eingeborene füllen das Holz da, wo sie zu pflanzen wünschen; es ist in wenigen Tagen ausgetrocknet und wird dann verbrannt, wobei die starken Stürme halb verkohlt zurückbleiben. Schon gegen Ende Februar bedeckt sich der Himmel wieder mit Wolken; endlich, nachdem er durch schweren Sturm angekündigt ist, bricht ein Tornado los und der erste Regen fällt. Im März und April wiederholt sich dies häufiger und die Vegetation erwacht aus ihrem Sommerschlaf, um in kurzer Zeit ihre ganze tropische Pracht zu entwickeln. Jetzt wird gesäet und der Boden mit der ihn bedeckenden Asche durcheinandergearbeitet; in diesem warmen, fruchtbaren Bett entwickelt sich die Saat schnell, und nach zwei Monaten steht alles in voller Blüthe. Im Mai nehmen die Gewitter ab, ein allgemeiner Landregen tritt ein; graue Wolken bedecken den Himmel, regenlose Tage sind eine Seltenheit, dadurch wird die Hitze noch unerträglicher; dies macht sich auch bei den Bewohnern, Einheimischen wie Fremden, fühlbar, Unwohlsein und Krankheit suchen sie in dieser Periode am meisten heim. Endlich in der Mitte Juli zerreißt die Sonne den Wolkenschleier und einige sonnige Tage unterbrechen die traurige Regenzeit; man beeilt sich zu ernten und die Frucht in die Scheuern zu bringen, ehe die zweite Hälfte der nassen Saison dies zu einer Unmöglichkeit macht. Bald nämlich kommt der Regen mit verdoppelter Kraft, das Wasser fluthet vom Himmel, die Waldbäche werden zu Strömen, Creeks und Moräste zu Seen. Die Verbindung zwischen den Dörfern und Plantagen wird vielfach unterbrochen; viele Tage lang liegen die Neger mit ihrer Familie ohne zu arbeiten in ihren Hütten und leben vom Ertrag der Ernte und trämmen, in Schlaf gewiegt durch das eintönige Geräusch des niederstürzenden Wassers. So vergeht der August und September; endlich bricht die Sonne durch die Wolken, im Oktober treten die Tornados wieder ein, im November wird der Regen seltener, bis der Harmattan sich einstellt und so der Jahreskreislauf vollbracht ist. Das Klima ist natürlich ein rein tropisches, wird jedoch wie überall durch oro- und hydrographische Verhältnisse modificirt. Die Durchschnittstemperatur kommt der heißer europäischer Sommertage etwa gleich, selten nur wird die Wärme unerträglich, häufiger findet man die Temperatur kühl. Durchschnittlich beträgt dieselbe im Schatten 27,5° C., ausnahmsweise nur fällt sie in der Nacht unter 25° und steigt über 31° (gewöhnlich wies das Thermometer nur 6 Uhr Morgens 25° C., um 12 Uhr 30° C., Abends 6 Uhr 29° C.). In der Regenzeit ist der Unterschied zwischen Tag und Nacht am kleinsten, während der Herrschaft des Harmattans am größten. Die höchste Temperatur, welche Büttikofer im freien Felde in der Sonne beobachtete, war beinahe 41° C. (115° F.). Durch den Einfluß einer solchen Wärme muß nach einiger Zeit die Widerstandskraft des Europäers ermatten, und wenn er auch sich noch und nach akklimatisirt, so entgeht er doch nie den verwüstenden Einflüssen des Klimas und im Allgemeinen hat auf der Westküste des tropischen Afrikas das Axiom Geltung, daß Weiße nicht dreißigjährigen Aufenthalt daselbst, wenigstens für sechs Monate einen kühlern Himmelsstrich aufsuchen sollten; jedenfalls ist das Klima von Liberia besser als das der Küste von Guinea, vom Lagos bis zum Camerun, da das afrikanische Sumpffieber, welches jene Gegend so gefährlich macht, in Liberia beinahe nie einen tödtlichen Ausgang nimmt. Viele in Europa vorkommende Krankheiten der Athmungsorgane bessern sich in diesem Klima; andere, wie Typhus, Pocken, sind unter den Eingeborenen ganz unbekannt; letztere Krankheit tritt erst viel weiter südlich auf. Das Sterblichkeitsverhältniß der Weißen kann in Liberia nicht außergewöhnlich ungünstig genannt werden und im Allgemeinen hat wohl die Westküste einen schlechtern Ruf als sie verdient.

Fieber treten gewöhnlich als intermittirend, seltener anhaltend auf; außer den gewöhnlichen Erscheinungen ereignet sich hier zuweilen bei großer Schwäche des Patienten der Fall, daß er in Geistesschaft, ohne daß er die geringsten Fiebererscheinungen bemerkt und während er an einem lebhaften Gespräch Theil nimmt, plötzlich ganz verkehrte Antworten giebt, allerlei Unsinn ohne Zusammenhang schwatzt und zuletzt auf seinem Stuhl sitzend mit offenen Augen in ein vollkommenes Delirium verfällt, lacht und singt. Gewöhnlich hängen alle Fieber mit gestörter Verdauung zusammen; übrigens treten die verschiedenen Arten desselben auch noch auf, nachdem die betreffende Person sich in ein

Digitized by Google

kühleres Klima und selbst nach Europa brachen hat. Chinin ist das beste, wiewohl kein radikales Mittel. Tägliche Fieberanfälle sind am häufigsten und werden nicht für so gefährlich wie die zwei- und dreitägigen gehalten; während des Paroxysmus erreicht die Temperatur zuweilen die Höhe von 42°; übrigens kommt die Krankheit auch bei Americo-Liberianern, dagegen nie bei Eingeborenen vor. Oben ist schon erwähnt worden, daß die Fieber gewöhnlich mit heftigen Verdauungsstörungen komplicirt sind, doch treten letztere auch allein auf, wobei Milz und Leber am meisten durch den klimatischen Einfluß zu leiden haben. Eigentliche Blut-Dysenterie hat Büttikofer nicht bemerkt, dagegen nimmt Diarrhöe leicht einen chronischen Charakter an; doch kommt sie nur selten vor, ehe findet das Gegentheil statt. Hämorrhoiden sind selbst bei jungen Leuten sehr gewöhnlich. Im Allgemeinen scheinen alle diese Krankheiten Unterseetung zur Folge zu haben, welche übrigens auch selbständig eintritt; man hört häufig, daß bei Weißen, welche sich lange an der afrikanischen Küste aufgehalten haben, in Folge eines Nadelstichs zunächst ein Tropfen Wasser hervortritt und dann erst Blut folgt. Auch geschwollene Füße und Beine, namentlich in der Regenzeit, sind häufig, Wassersucht ist eine bekannte und gefährliche Krankheit. Wunden werden sehr schmerzhaft und gefährlich, gleichviel ob sie, wie oft der Fall ist, von selbst entstanden oder eine Folge äußerer Einwirkung sind; die Hitze und starke Schweißabsonderung verzögern die Genesung, Ameisen und Mücken bereiten dem Patienten viele Schmerzen. Eine allen tropischen Gegenden eigenthümliche Krankheit ist die „prickly heat", der „rothe Hund" der Holländer, eine brandige Entzündung der Hautdrüsen, welche namentlich in Folge des heftigen Juckens sehr unangenehm wird. Gefährlicher wird der Sandfloh, eine bekannte Plage, die vor einigen Jahren in Monrovia noch ganz unbekannt war, während jetzt wohl zwanzig Procent der Bewohner der Stadt mit verbundenen Füßen herumhinken, auch wohl eine oder einige Zehen verloren haben; die Farbigen haben hierunter viel mehr als die Europäer zu leiden.

Die Angaben über Geologie, Flora und Fauna des Landes, welche wir jetzt folgen lassen, beziehen sich auf den von Büttikofer besuchten Theil des Landes, nämlich die Umgegend von Monrovia, das Gebiet von St. Paul und den Distrikt von Grand Mount Cape; doch soll nach den von ihm eingezogenen Erkundigungen der allgemeine Charakter des Landes ziemlich mit dem übereinstimmen, was er selbst zu sehen Gelegenheit hatte.

Wenn man den Strand hinter sich hat, bemerkt man, daß der Boden aus stark eisenhaltigem Lehmboden besteht, in welchem man viele kleine, abgerundete Steine findet, die durch Form und Gewicht den Eindruck von Erz machen; selbst die höchsten Hügel sind mit Lehmlagen bedeckt, welche sichtlich als verwitterndes Gestein zu betrachten sind. Der Kern besteht aus jungem Eruptivgestein, welches häufig an den Abhängen, noch mehr an den Felswänden, durch welche die Flüsse sich einen Weg gebahnt haben, zu Tage tritt; die Lagen sehen durch den eisenhaltigen Lehm ganz roth aus. Außer Eisen wird in Liberia kein Metall ausgenutzt; das Waschgold, welches auf der Hochfläche und vermuthlich auch im Koug-Gebirge angetroffen wird, nimmt seinen Weg nach Sierra Leona. Uebrigens besitzt Liberia auch noch andere Metalle, wahrscheinlich Gold, sicher Kupfer, welches Büttikofer sogar gediegen gefunden hat. Vor Jahren sind ansehnliche Mengen Gesteins zum Zwecke der Untersuchung nach England geschickt worden, worauf ein englisches Konsortium eine Konzession zur Gewinnung von Metallen nachsuchte, die jedoch nicht gewährt wurde, weil man den Engländern keine Gelegenheit geben wollte, in Liberia festen Fuß zu fassen. Aus Gesteinsproben, welche Büttikofer mitgebracht hat, hat sich ergeben, daß dort auch alte, krystallinische, metallreiche Gesteine vorkommen, ebenso wie jüngere mit ihren Verwitterungsprodukten bedeckte Eruptivmassen (ist ist festgestellt durch Professor Martin). Lagen, in denen Versteinerungen angetroffen wären, sind nirgends gefunden.

Aus der Lage und der Art des Landes ergiebt sich, daß es von einem üppigen Pflanzenkleide bedeckt ist, dessen Charakter sich mit der Höhenlage ändert; in anschaulicher Weise führt Büttikofer seine Leser von den Mangrovewäldern, welche das Moorstland bedecken und den mit dornigen Sträuchern bewachsenen Strandbünen, neben welchen sich hier und da eine mit prächtigem Dunkelgrün, glänzenden Blättern und schönen Blüthen einer Convolvulaceen-Art (Ipomoea sp.?) bedeckte Steile zeigt, von einer einzelnen Gruppe einer Fächerpalme, die kaum 1 m hoch wird (wahrscheinlich Hyphaene guineensis), nach dem höher gelegenen, mit Pandanus und Papyrus bedeckten Lande, bis endlich die Mangrove ganz verschwindet. Daß Büttikofer als Zoologe mit Vorliebe bei dem sich in den Mangrovewäldern entwickelnden Thierleben verweilt, ist natürlich und die Beschreibung, welche er von demselben giebt, ist so anziehend und lebendig, daß wir es uns nur ungern versagen, sie hier mitzutheilen. Den Uebergang nach dem Innern bilden sandige Grasflächen, deren Eintönigkeit hier und da von Sträuchern, strauchartigem Holz und Palmengruppen, besonders von Wein- und Oelpalmen unterbrochen wird; letztere (namentlich Elaeis guineensis L.) nimmt die erste Stelle ein; sie gedeiht auf jedem Boden und kommt vom Moorstlande bis zu den unteren Höhenlagen der Mandingo-Ebene vor, wo der Urwald nicht mehr so dicht ist und kleine Baumgruppen mit Grasflächen abwechseln. Sie ist mit ihrem bis zu 30 m hohen, nie mehr als mannsdicken Stamme, über dem sich die prächtige Blätterkrone im leisesten Winde schaukelt, nicht nur eine Zierde der Landschaft, sondern auch das dem Eingeborenen nützlichste Erzeugniß des Landes. An sie schließt sich die Weinpalme und die Kokospalme an, andere Arten von weniger praktischer Bedeutung mögen unerwähnt bleiben; neben und zwischen denselben bieten herrliche Tamarinden, die echten Akacias und Mimosen schattenreiche Stellen. Ein ganz anderes Bild zeigt der Hochwald, welcher sich nach dem Innern zu jetzt vor uns öffnet; der tropische Urwald kann mit keinem unserer heimischen Wälder verglichen werden, da er immer einen gemischten Charakter behält; in bedeutender Höhe über dem Boden wölbt sich das Blätterdach, getragen von den ungeheuren Säulen, die in Brusthöhe bis zu fünf Meter Umfang haben, und erst in einer Höhe von 25 bis 30 m anfangen ihre Krone zu entwickeln; unter diesen Riesen fällt der Wollbaum (Eriodendron anfractuosum D. C.) schon von weitem durch seine weiße Rinde auf. Unter diesem Dache erhebt sich ein zweiter Hochwald, ein Wald im Walde; dazwischen hat sich undurchdringliches Gestrüpp entwickelt, dessen Zweige durch Lianen noch fester mit einander verknotet sind; selten nur findet man hier einen geraden Stamm. Ueberall fällt das Auge auf die dunkelgrünen lederartigen Blätter, zwischen denen nur hier und da sich hellere Farbentöne zeigen; auf den Bäumen sprossen Orchideen mit ihren schönen Blumen. Im Allgemeinen hat die Pflanzenwelt von Liberia mehr einen großartigen als einen lieblichen Charakter, das Auge genießt durch die verschiedene Färbung der Blätter mehr als durch den abwechselnden Farbenton der Blüthen; nirgends herrscht Symmetrie; im größten Gewirre, im un-

Digitized by Google

durchdringlichsten Gestrüpp erhebt sich plötzlich vereinzelt eine feine zierliche Pflanze; die Blüthen haben gar keinen oder einen berauschenden Duft, alles, was man sieht, trägt den Charakter des Fremdartigen und Neuen. An eine Beschreibung der wildwachsenden, nützlichen Pflanzen schließt sich eine längere Abhandlung über die Kulturpflanzen an. Hierher gehören: Knollengewächse, ölhaltige Pflanzen, beide mit verschiedenen Vertretern, die berühmte Kaffeepflanze von Liberia, die man ja auch in die englischen und niederländischen Kolonien eingeführt hat; Kakao, Tabak, Gemüse und die zahlreichen Früchte, worunter auch einige Baumfrüchte, und an der Küste der auch in Gruppen vorkommende Mangobaum; einige Anonaarten scheinen nicht einheimisch zu sein. Ferner giebt es verschiedene Spezereigewächse und einige Pflanzen, welche versponnen werden. Auch die Thierwelt des Landes behandelt Büttikofer sehr ausführlich; leider können wir ihm auch hier nicht folgen, sondern müssten uns begnügen, Einzelnes hervorzuheben. Unter den Säugethieren nennt er zunächst den Schimpanse, drei Arten Colobus, fünf Arten Meerkatzen und einen Halbaffen (Nytibebus potto), die er gesehen und von denen er Exemplare mitgebracht hat, dann unter den Nagethieren Baum-Eichhörnchen in verschiedenen Arten, Grund- und fliegende Eichhörnchen, zwei Arten von Stachelschweinen, das Erdschwein, einheimische Mäuse, importirte Haus- und braune Ratten, sowie die ägyptische Ratte, eine ganze Reihe von Mäusen, worunter die Zwergmaus, welche in Hecken und hohem Rohre etwa einen Meter über dem Boden kleine, zierliche Nester baut. Sind die Fledermäuse zahlreich vertreten und für den Naturforscher wichtig, so beschränkt sich der Antheil Liberias, was die Raubthiere betrifft, auf die kleineren Arten, Leopard und Tigerkatze und ihre zahmen Verwandten, die Hauskatzen, welche man in den abgelegensten Negerdörfern findet; ein kleiner Insektenfresser schließt sich an (Crossarchus obscurus), zuvor unter den Wiederkäuern verschiedene Antilopenarten, wilde Büffel und Elephanten, die sich jedoch von der Küste ins Innere zurückgezogen haben; Büttikofer selbst hat nur ihre Spuren gesehen. Rhinoceros und das eigentliche Nilpferd fehlen, doch kommt von letzterem eine besondere Art, Hippopotamus (Choeropsis) liberiensis vor. Es wird bei einer Höhe von $2^1/_2$ Fuß nur 4 Fuß lang und ist im Ganzen eine Miniaturausgabe seines Verwandten im Nil, lebt übrigens mehr im Walde als im Wasser und zwar paarweise, beansprucht ein großes Jagdgebiet und kommt nicht häufig vor. Das grobe, jedoch wohlschmeckende Fleisch ähnelt dem des Schweines. Von einheimischen Schweinen kommt nur Sus penicillatus vor, neben ihnen drei Arten Schuppenthiere und ein merkwürdiges Wasserfängethier, dem wir einige Augenblicke schenken wollen; es ist dies Manatus senegalensis, in Liberia Malentine genannt. Diese Thiere leben in Trupps und nähren sich beinahe ausschließlich von Wasserpflanzen; sie ziehen in den Flüssen bis zu den ersten Wasserfällen und sollen eine Länge von 4 bis 5 m erreichen, freiwillig gehen sie nie ins Meer. Der Reisende konnte sich nur eines Exemplares bemächtigen, welches 3 m lang und 300 kg schwer war.

Auch die Vogelwelt bot eine reiche Ernte, viele durch ihr prächtiges Gefieder und ihren Gesang ausgezeichnete Arten beleben die Einsamkeit der Wälder von dem Seestrande an bis zu den höher gelegenen Theilen des Landes; sie gehören theils weiter verbreiteter, theils spezifisch afrikanischen Familien an. Unter den Kriechthieren stehen verschiedene Arten von Schildkröten, worunter Riesenschildkröten bis zu 800 Pfund Gewicht, an der Spitze der Liste; hieran schließen sich Krokodile, die sowohl im untern Laufe der Flüsse, in den Morästen, namentlich aber auf den Sandbänken an den Mündungen häufig vorkommen; sie werden im Allgemeinen sehr gefürchtet, obwohl sie kaum sehr gefährlich sind. Ihr Fleisch wird gegessen. Weiter kommt Varanus (monitor) stellatus und eine Anzahl Eidechsen vor. Liberia ist sehr reich sowohl an Gift- als an anderen Schlangen; es ist wunderbar, daß mit Rücksicht auf die große Zahl der ersteren nicht mehr Unglücksfälle bekannt werden. Als ein sehr beliebtes Mittel gegen den Biß sah Büttikofer mehrmals Alkohol mit gutem Erfolg (bis zur Berauschung und folgendem Schlaf des Patienten) anwenden; als gefährlichste Schlange nennt er die Natter, namentlich die bis sechs Fuß lange Vipera rhinoceros; auch andere Species der Familie kommen vor, ebenso eine Brillenschlange (Naja atropos). Unter den nichtgiftigen Schlangen stehen einige Mitglieder der Riesenfamilie Python an der Spitze; es sollen bis zu 6 m lange Exemplare vorkommen; Büttikofer selbst fing eins von 4 m Länge. Auch an Batrachern ist Liberia ziemlich reich; unter ihnen wird ein Verwandter des amerikanischen Riesenfrosches genannt; ferner kommt eine eigenthümliche, wurmförmige, in der Erde lebende Art vor, Caecilia tentaculata, die sich gerne in Ameisenhaufen aufhält.

Unter den Fischen wäre zunächst der elektrische Malapterurus electricus zu bemerken, der sich in allen Flüssen, namentlich aber in den Creeks aufhält. Er wird nicht länger als einen Fuß, ist aber sehr dick; selbst kleine Exemplare können sehr starke elektrische Schläge austheilen. Einzelne Fische halten in der trockenen Jahreszeit, im Schlamme begraben, eine Art Winterschlaf, aus dem sie durch die Negerfrauen in recht unangenehmer Weise geweckt werden. Ein ganz eigenthümlicher Fisch ist Periophthalmus Koelreuteri, der in den Mündungen der Flüsse, den Creeks und Morästen häufig vorkommt; auf den verkrüppelten, stutzähnlichen Brustflossen hüpft er lustig am Strande umher und scheint das Wasser nur als Zufluchtsort zu betrachten. Die im Meere vorkommenden Fische gehören größtentheils weit verbreiteten Arten an; neben dem Hai kommt auch ein ungeheurer Sägefisch, Pristis, vor, der auch die Flüsse hinaufschwimmt; Büttikofer hat ein Exemplar bekommen, dessen Länge mit der 3 Fuß langen Säge 15 Fuß betrug und über die Brustflossen gewiß mehr als 6 Fuß breit war.

Wir übergehen die Weichthiere, die Insekten, Krustaceen und Würmer, mit denen sich Büttikofer's Arbeit noch beschäftigt, um zum zweiten Theile überzugehen, welcher von den Einwohnern handelt.

Digitized by Google

Reise von Esseg durch einen Theil Sirmiens.

Von **Ernst Kramberger.**

V.

An der Straße nach Kameniea liegt nicht weit von dem nach Rakovac führenden Wege eine große Cementfabrik. Der Berg ist schon zum großen Theile abgegraben und andere Berge unbrauchbaren Materials aufgeworfen. Ueber dem Ganzen hängt hoch oben an den Wänden eine üppige Vegetation herein, gleichsam als wollte sie die kahlen Stellen bedecken. Solcher Cementfabriken giebt es in Sirmien mehrere. Große Kalkbrennereien finden sich an der Südseite des Gebirges.

Kaum eine Viertelstunde von der Fabrik zieht sich abermals ein Thal nach rechts hinein, das aber bald in Hügel übergeht. Hier liegt zwischen Weingärten ein griechisches Dorf mit 1400 Einwohnern in 240 Häusern, zwischen und hinter denen sich in tiefem Bette ein rauschender Bach hindurchwindet, der „Vedinački potok". Das Dorf, Vedinci, ist bemerkenswerth wegen eines in halbstündiger Entfernung weiter im Gebirge liegenden Blei- und Silberbergwerkes. Ich hatte die Ueberreste einer Kirchenruine in einem Weingarten oberhalb des Dorfes besehen, die nach der Sage von den Königen Milutin und Dragutin erbaut worden sein soll, und in ihr noch an der Decke und an den Wänden Freskomalereien gefunden, als ich zu meinem Leidwesen über die Fruška-gora furchtbare Gewitterwolken aufsteigen sah. Dies nöthigte mich, den Besuch des Bergwerkes aufzugeben.

Während mein Kutscher die Pferde vorlegte, kaufte ich beim Kaufmanne Cigarren. Sein hübsches Wohnhaus, deren man in Sirmien beinahe in jedem Dorfe nach neuer Bauart mehrere findet, umstanden in kurzer Zeit mehrere Neugierige, die „den fremden Ingenieur" sehen wollten, der die alte Kirche des Milutin behufs Wiederaufbaues „gemessen und in sein Buch eingeschrieben" habe. Unter den Leuten bemerkte ich einige hübsche und zwei sehr schöne Mädchen mit orientalischen Gesichtszügen und bräunlichem Teint. Ihr prächtiger Buchs und die kleinen Hände schienen für die groben Arbeiten nicht geschaffen, denen die Schönheit der Bäuerinnen bald zum Opfer fällt. Schade, daß sie über die rothgeschmugneten, selbst gefertigten Röcke von Hanfleinwand solche von geschmacklos bedrucktem blauem Kattun geworfen hatten. Auf meine Frage, warum sie nicht Oberkleider trügen wie einst, von eigener Hand gefertigt, antworteten sie: „Eh, tako je moda." Also auch hier hatte schon die Mode ihr Recht geltend gemacht!

Im Zurückfahren bemerkte ich drei alte Grabsteine mit cyrillischer Schrift an jener Stelle, wo vor Alters die Kirche und das Dorf Vedinci gestanden hatte. Beide sind verschwunden, und das neue Dorf liegt weit davon. Es ist dies eine sich in Slavonien wiederholende Erscheinung, daß alte Ortschaften verschwunden und ganz neue Ansiedelungen desselben Namens an anderer Stelle entstanden sind. An den Wegen sind alle Bäume und Zäune vollbehangen mit Flaschenkürbissen (Tikvice), welche hier in derselben Weise gezogen, gebraten und gegessen werden, wie die „Turkinje" oder „Mišićke", türkischen Kürbisse, anderwärts in Slavonien, wo man die Flaschenkürbisse nur zu Hebern und zu Wein- und Branntweingefäßen benutzt. Die mit langen, dünnen Hälsen eignen sich vortrefflich zu Hebern, jene mit kurzen, bauchigen Hälsen zu Flaschen. Letztere versteht der Bauer in Sirmien mit sehr zierlichen und künstlichen Ornamenten zu verzieren, die er flach einschneidet und etwas dunkler beizt. So eine Tikvica sieht äußerst zierlich aus. So lange die graugrüne Frucht an ihrer Rebe hängt, würde man kaum denken, daß sie sich nach der Reife zu solchen braunen Flaschen umgestalten läßt.

Einen der günstigsten Eindrücke in Sirmien macht auf den Reisenden wohl Kameniea. Die Lage des Ortes hügelan mit freundlichen, reinen Häusern, beherrscht von dem Hügel, auf dem das riesige, jetzt freilich leere Militärerziehungshaus steht, mit seinem herrlichen Ausblick auf die lange Linie des Gebirges, donauaufwärts bis Ilok und abwärts auf die drohenden Mauern Peterwardeins und die schlanken Thürme von Neusatz mit der zwischen beiden auf den Wellen der Donau sich schaukelnden Schiffbrücke, und die grünen Obstgärten fesselu das Auge des Beschauers. Eine leichte Brise streift über die Höhen und bewegt die Bohnenstanden, die zwischen den Weinstöcken wachsen. Und alles ringsum ist Weinberg, bis an die Festungsmauern Peterwardeins reicht sich Rebe an Rebe. Merkwürdig fand ich den Umstand, daß die Weingärten der Winzerhäuschen ganz entbehren, die in Oberslavonien eben den Schmuck derselben bilden. In Karlovic beispielsweise führen sogar sehr wenige Fahrwege in die Rebenpflanzungen hinein. Die Leser tragen die Trauben in Holzbutten heim und haben oft ein hübsches Stück Weges zurückzulegen. In Folge dessen dauert die Lese natürlich lange und ist beschwerlich.

Die neuere Zeit hat wohl die Weinpressen theilweise eingeführt, doch pflegt auch hier noch, in Oberslavonien beinahe durchgehends, der Bauer die Trauben in einen Sack zu schütten und sie in einem Fasse auszutreten. Ganz natürlich, daß viel Flüssigkeit hierbei verloren geht.

Ich besichtigte die in byzantinischem Stil von Stein gebaute griechisch orientalische Kirche. In der Kuppel des mit vielen Fenstern gezierten Dachreiters sind die Linien des Muttergottesbildes wegen des Alters und der dadurch entstandenen Schwärze einer Auffrischung bedürftig. Es ging hier wie mit anderen Kirchen: der schöne Thurm bekam zur Zeit der Militärverwaltung statt seines stilgerechten, doch schadhaften Daches eine im schönsten Schabloneustile aufgesetzte mit vielen Bäuchen ausgestattete Kappe von Blech.

Die Zierrathen an den Fenstern büßen dadurch ihre Wirkung vollständig ein und es ist nur zu bedauern, daß sich in der langen Zeit der Militärverwaltung gar Niemand fand, der diese Bauten zu würdigen verstand. Bei der katholischen Kirche steht eine zwar schadhafte, doch immer noch sehenswerthe Cisterne, ein türkischer Brunnen, ohne Wasser. Es wäre wohl werth, ihn zu erhalten; jetzt geht er seinem gänzlichen Verfalle entgegen. Am Donauufer zieht sich die knapp vor Peterwardein hin ein Park des Grafen Karacsony, in dessen Nähe eine Dampffähre, die zehnmal des Tages nach Neusatz und eben so oft zu-

Digitized by Google

rück führt, anlegt. Im Ganzen ist der Ort recht still, die Einwohner sind Ackerbauer und etwas Handwerker. Die Barbierstube, in die ich trat, war mehr besucht als die „Kavana“ und scheint hier für einige die Stelle des Kaffeehauses zu vertreten. Einer der Barbiere unterhielt die Kunden mit allem möglichen Gewäsch, das er mit dem Spiel auf seiner Tambura unterbrach, um ein Lied zu begleiten. Die beiden anderen rasirten und dazwischen hinein erschollen Witze und Gelächter der gedultig auf den Stühlen herumsitzenden Kunden, welche die Tagesneuigkeiten erörterten, ihre Gemeindeobrigkeit durchhechelten und ihren Zorn über die Steuereinhebung seitens jener hier verwachen ließen.

Vor dem am linken Donauufer befindlichen Hornwerke und Brückenkopfe der Festung Peterwardein und vor der Pontonbrücke landet die Dampffähre, mittels der man aus Kamenica anlangt. Die Festung sieht von da majestätisch aus. Auf einem von Weingärten umgebenen ziemlich hohen Fels erhebt sich die Citadelle mit den unter ihr liegenden Festungsmauern. Zwei Thürme mit Uhrwerken schmücken sie, von wo aus jedes ankommende Schiff signalisirt und ihm ein Durchlaß in der Pontonbrücke geöffnet wird. Hoch ragen aus dem Stromdette die Steinpfeiler der Eisenbahnbrücke, und es gähnt und die Oeffnung des Tunnels unterhalb der Citadelle entgegen. Er ist ohne Untermauerung durch den Fels gebohrt, auf dem die Citadelle ruht, und die Bahngeleise laufen auf der Südseite zwischen den Festungsmauern heraus. Peterwardein ist eben nur Festung, in ihr ist kein Verkehr, kein Leben. Die zahllosen Wagen abgerechnet, die ununterbrochen über die Brücke hin und her rollen, herrscht, im Gegensatze zu Neusatz am linken Ufer, hier vollständige Ruhe. Zwei von Nord nach Süd laufende Straßen, eine Reihe von mäßig stehenden, aber sehr theuern Fiakern, alle mit Inschriften versehene Kanonenrohre als Eckpfeiler verwendet, Hötelinnen, die zwar schönes, aber theueres Obst feilhalten und mit den vorbeiwandelnden Soldaten überlant sprechen, einige Läden und eine Reihe von Thoren und Gräben auf der Südseite ist alles, was man sieht. Gegen Karlovic zu liegt die Vorstadt, die sogenannten Maierhöfe „Majuri“. Hier stehen dem Fahrlustigen Bauernwagen zur Verfügung, die um billiges Geld nach allen Richtungen fahren. Die zweite Vorstadt, Novovo, hat ihre eigene Pfarrkirche.

Peterwardein ist eine Freistadt mit über 3000 Einwohnern. Der römische Name ist Cusum, unter der byzantinischen Herrschaft hieß es Petrikon. Im 13. Jahrhundert im Besitze eines gewissen Petar Garwe, kam es um 1223 in die Gewalt der Wittwe des Isaak Angelot, Margarethe, der Besitzerin eines großen Theiles von Sirmien. Im Jahre 1237 schenkte es Bela IV. einem Cistercienserkloster. Damals stand ein Königspalast in „Petur varad“, wie es hieß. Das „castellum Peterwaradin“ (heute Petrowardein und kurz Varadin) belagerte Suleiman II. 1526 und nahm es nach 5 Tagen ein. Im Jahre 1716 schlug hier Prinz Eugen von Savoyen den Großvezir Ali-Pascha, wobei er 150 Fahnen und 146 Kanonen eroberte. An der Stelle, wo die Schlacht stattfand, erheben sich in halbstündiger Entfernung von der Festung die Thürme der Kirche „Maria Schnee“, mit dem türkischen Namen „Tefije“ geheißen. Zur Zeit der denkwürdigen Schlacht war dort nur eine Höhle mit einer Cesma. In der Höhle wohnten zwei Derwische, hielten die Quelle in gutem Stande und nahmen dafür Almosen entgegen. Die Habsucht verwandelte die Höhle alsbald in eine „Dschamija“ oder Moschee. Noch steht bei der Kirche eine uralte Ulme, die, obgleich schon ganz hohl, doch noch immer grünt. Sie ist mit einem Drahtgitter umgeben und zum Andenken erhalten an den Marschall Grafen Brenner, den im Jahre 1716 die Türken mit Eisenketten an den Baum gefesselt und erschossen haben. Unweit davon liegt der Hügel „Vezirac“, wo vor der Schlacht das Zelt des Großvezirs stand. Maria Theresia erhob Peterwardein zur ansehnlichen Festung, die 1848 unter General Blagovic die ungarische Fahne ausgesteckte und 1849 kapitulirte.

Der schönste Punkt in der Umgebung von Peterwardein ist die in romantischer Gebirgsgegegend und durch die schöne Aussicht anziehende „Cesma“ (Quelle) „Bilina voda“. Das Wasser ist wahrlich des Namens „Fernquelle“ würdig und der Ort werth, der Mittelpunkt reizender Märchen zu sein. Auch hieher pilgern, wie ich dies früher in Bezug auf Orešac geschildert habe, alljährlich zahlreiche Frommne und Hilfesuchende, um sich und namentlich die Kinder in den klaren Wellen des Gesundheit bringenden Wassers zu baden und zu waschen. Der Fels, aus dem die Quelle rieselt, ist der Zielpunkt zahlreicher Ausflüge.

Die Fahrt von Peterwardein nach Karlovic ist kurz und hübsch, namentlich aber von der Donau der Anblick der Stadt mit den vielen Kirchen ein anziehender. Das Bild verliert an Reiz, wenn man in Karlovic landet. Eine breite, recht staubige Straße, die zum Glück nicht lang ist, empfängt uns. Ein einziger „Taljigaš“ war da und lud mich und mein geringes Gepäck auf seinen vierrädrigen von einem in der Gabel gehenden Pferde gezogenen Karren. Die „Taljigaš“ ist ein nur Sirmien angehöriges Fuhrwerk. Der Wagen ist recht schmal, der Gaul sehr kurz gespannt, so daß die Knie der Hinterfüße unter den Wagen kommen. Das Geschirre ist mit vielen Riemen geziert und ein breiter Gurt geht um den Hinterleib des Rosses unter dem Schwanze herum und bietet zum Halten, wenn es bergab geht. Der Schwanz des Pferdes wird immer in einen Knoten gebunden, wohrscheinlich, um dem Kutscher, der nahe sitzt, nicht mangenehm zu werden.

Der „Taljigaš“ führt zwar eine dicke Peitsche, doch treibt er, da er knapp hinter dem Zugthiere sitzt, dasselbe mit Stößen seines opanlenbekleideten Fußes an und nimmt hier und da, wenn er grimmig wird, auch das Pfeifenrohr zu Hilfe, um damit das träge Roß in die Schenkel zu stechen. Auf der Südseite der Berge sah ich auch einen ähnlichen Karren auf zwei Rädern, dessen Kutscher sich auf der Achse balancirend weidlich rüttelen ließ.

Mein „Taljigaš“ Stevo (Stefan) saß lediglich auf den Brettern und versicherte, daß er kein Heu als Unterlage brauche.

Der Platz mit dem einfach aussehenden Wohnhause des Patriarchen, der griechischen Kathedrale und der katholischen Pfarrkirche bekommt durch einige alte Gebäude ein etwas düsteres Aussehen. Namentlich ist das Gasthaus ein altes, winteliges Gebäude, in dem nur der gute Wein Anziehungskraft hat. Die Freistadt liegt zur Hälfte in einer wellenförmigen Ebene, zur Hälfte auf Hügeln und ein Theil ist zwischen den Efelsberg (Magarecije brdo) und den Berg Borovo hineingekeilt. Aus dieser schluchtartigen Mulde fließt der Borovoer Bach, an dessen Ufer weiter gegen Süden hinein ein Weiler Bjelitz liegt. In Borovo hat der Patriarch seinen Part mit Glashäusern und guten Kellern.

Am Marktplatze macht sich die zweithürmige Metropolitankirche Sveti Nikola mit dem Wohnhause des Kirchenfürsten bemerklich. Erstere ist im Innern reich ausgestattet und sonst hübsch, letzteres ein einfaches Gebäude und rührt von dem Patriarchen Arsenije Joanović her, als er im Jahre 1737 den Sitz des Patriarchats hierher verlegte. Als es 1788 abbrannte, bauten es die Erzbischöfe Mojsije

Digitized by Google

Putnik und Stevan Stratimirović wieder auf. Man denkt übrigens an den Bau eines schönen Palastes.

An die griechische Kathedrale stößt die katholische Pfarrkirche, gegenüber steht das Stadthaus und in demselben ist das Bezirksgericht. Karlovic hat ein Gymnasium mit acht Klassen. Als Gründer desselben kann man füglich einen vom armen durch Fleiß und Sparsamkeit zum reichen Manne gewordenen Schneider Dmitar Anastasijević bezeichnen, da er den oben erwähnten Metropoliten Stratimirović, dem der Schulunterricht besonders am Herzen lag, mit dem Entschlusse überraschte, 20 000 Fl. zur Gründung einer Mittelschule schenken zu wollen. Sein Beispiel wirkte so, daß die Anstalt zu Stande kam und heute noch das diesen alten „Fonds erhalten wird.

Die große Cesma am Platze bekommt ihr Wasser aus den Bergen. Um sie herum reiht sich eine Menge von Brotverkäufern, die Brote in solchen Quanten zum Kaufe anlegen, daß man staunt, wer dies alles verbraucht. Freilich waren damals zahlreiche Arbeiter in Karlovic, die beim Baue der Semlin-Belgrader Bahn thätig waren; doch sagte man mir, daß täglich soviel Brot in der Stadt aufgehe.

„Gospodine, kupite od mene", — Herr, kaufen Sie von mir — schrien mich alle Stimmen aus Nah und Fern zu gleicher Zeit an, und es herrschte eine Konversation zwischen den entfernteten Ständen, daß ich staunte, um so mehr, da sich dieses laute Zurufen, Lachen und Witzeln den ganzen Tag fortsetzte. Namentlich waren es italienische Arbeiter, die bei Morgens mit ihren zweirädrigen Einspännern zum Brotein kaufe anrückten und Stoff zu lustigen Nachahmungen ihrer heimischen Laute gaben. Eine der Verkäuferinnen, eine dunkelhäutige, üppige Schöne, lockte durch ihre fröhliche Art die meisten Käufer an. „Oj sinjore, hajde qua, Evo Kruha, evo, na!" rief sie lachend und streckte den Ankommenden den Laib entgegen, womit sie meist ihren Zweck erreichte.

Das Obst, schön und saftig, fand ich verhältnißmäßig theuer, da doch gerade diese Gegend reich daran ist. Als Grund gab man mir an, daß die Ausfuhr sehr groß sei.

Schön ist die Fernsicht vom „„Magarečije brdo", so benannt, weil einst der Bezir Ahmet Cuprilic seine Maulthiere und Esel dort weiden ließ, und vom Hügel, auf dem die Kapelle der „heiligen Frau vom Frieden" steht. Das Kirchlein, das fünfte Gotteshaus hier, wurde zum Andenken an den Karlowicer Frieden 1699 in Form der Konferenzhalle erbaut, in der die Vertreter der Mächte verhandelten. Es hatte anfangs, wie die Halle, vier Eingänge; jetzt sind nur noch drei vorhanden, der gegen Süd ist vermauert. Die Kapelle geht dem Verfalle entgegen, ein Theil der Kuppelverkleidung und eine der im Innern ringsum laufenden Gallerien liegt als Schutt auf dem gepflasterten Boden.

Von der Burg, die einst Karl, ein Sohn des Banus Ivan Horvat, erbaut haben soll, ist keine Spur mehr vorhanden.

Die Bevölkerung der Stadt beträgt 5000 Seelen, darunter 2000 Katholiken und 2000 Juden.

Die meisten leben vom Weinbau, eine ziemliche Anzahl betreibt verschiedene Handwerke. Die Straßen sind krumm, viele davon ziemlich steil und alle mit runden Steinen, „Kaldrma", gepflastert; die Häuser in der Ebene ansprechend, auch schön, auf den Höhen viele nach Art der Bauernhäuser gebaut. Merkwürdig ist, daß trotz des Verkehres und der Lage an der Donau die Läden ohne die heutzutage üblichen Auslagen, im alten, düstern Stile gehalten sind. Im Ganzen findet man hier viel Altes beisammen, da, wie schon einmal bemerkt, der Grieche konservativ ist. Um so mehr stamme ich, gerade hier gar keine Spur mehr von der schönen, weißen, mit Stickerei besetzten Tracht des Landes zu finden; binnen 30 Jahren ist dieselbe hier ganz verschwunden. Die oben erwähnte Brotverkäuferin, befragt, ob sie denn keine Stute, ein gesticktes Hemd, unter dem dunkeln Kattunanzuge verborgen trage, wie ich es anderwärts bemerkt hatte, gab erstaunt zur Antwort: „Wer sollte sie denn wohen und schlingen?" Sie gebrauchte das deutsche Wort schlingen statt „vegti". Das Leben ist im Allgemeinen recht matt, trotz des großen Handels mit Obst und Wein. Nur an Sonntagen geht es in den Schänken bei Tanz und Sang lanz zu, und an den Cesmas, deren jede Gasse eine hat, ist regelmäßig der Versammlungsort der Schönen.

Berühmt ist der Rothwein und der Tropfwermuth, die hier erzeugt werden. Wie Feuer fließt es nach dem Genusse durch die Adern, und ich weiß nicht, ob sich der Wein in Bezug auf Güte und Aroma nicht mit den besten der Welt messen kann. Den Unterschied zwischen Griechen und Katholiken fand ich in Karlovic gar nicht schroff; die Leute leben friedlich neben einander. Ob die beiderseitige Toleranz noch so weit geht, wie einst, wo z. B. ein Bischof von Djakovo als Katholik den Einwohnern in Bračevic zum Baue ihrer griechischen Kirche Holz, Ziegeln und Kalk schenkte nebst einem neuen Meßgewande für den Popen, weiß ich nicht. Doch ist mir bekannt, daß es doch noch unter der Geistlichkeit im Lande Männer giebt, die über kleinliche Begriffe erhaben sind. Sah ich doch einmal in einem abgelegenen winzigen Dorfe einen armen griechischen Geistlichen ohne Bedenken einen dortselbst verschiedenen protestantischen Handwerker mit allen Ehren beerdigen. Ich konnte dem einfachen Greise, der als Mensch sich fühlte und als Mensch dachte, meine Anerkennung nicht versagen.

Kürzere Mittheilungen.

Eine Reliquie aus Montezuma's Zeit.

Das unter F. v. Hochstetter's Leitung schnell und schön aufblühende ethnographische Museum in Wien ist jetzt in den Besitz eines Schatzes seltener Art gelangt, um den es von anderen Museen beneidet werden darf. Es handelt sich um ein altmexikanisches Banner, das unzweifelhaft aus der Periode Montezuma's stammt, ja mit Wahrscheinlichkeit sich unter den Schätzen und Trophäen befand, welche Cortez an Kaiser Karl V. sandte. Dieses Stück erworben, restaurirt und gedeutet zu haben ist Hochstetter's Verdienst, welcher auch in einer Wiener Akademieschrift „Ueber mexikanische Reliquien aus der Zeit Montezuma's" (mit fünf farbigen Tafeln, Wien, Gerold, 1884) darüber nähere Auskunft ertheilt.

Altmexikanische Federarbeiten aus der Zeit der Eroberung sind sehr selten. Hochstetter kennt nur zwei farbenprächtige, 75 cm im Durchmesser haltende runde Schilde im Stuttgarter und einen $1^1/_2$ m langen rothen Federmantel im Brüsseler Museum. Uebertroffen werden sie aber durch die prachtvolle

Digitized by Google

Standarte, welche bald als „mexikcher Hut", bald als „indianische Schürze" oder als „mexikanischer Hauptschmuck" in der Ambraser Sammlung vorkommt und dort bereits im Inventar von 1596 verzeichnet ist. Hochstetter fand das seltene Stück in höchst defektem Zustande wieder, ließ es restaurieren und deutete dasselbe. Es zeigt die Form eines großen ausgespannten Fächers und ahmt gleichgiltig die Gestalt eines Vogels mit ausgebreiteten Flügeln nach, dem nur der früher vorhandene Kopf fehlt. Der Fächer zeigt koncentrische Farbenbänder von blauen, rothen, grünen und braunen Federn und ist mit einem hervortagenden Mittelstück belegt; er bedeckt eine Fläche von 1¼ qm. Der Hauptheil besteht aus den grünglotzig schimmernden Prachtfedern des heiligen Vogels Quetzal (Brachitrogon, Trogon pavoninus), deren Zahl heute noch 459 beträgt und die nach dem Berichte, den jetzt diese Schmuckfedern im Handel haben, 5000 Gulden repräsentieren! Belegt ist der Fächer an seinem untern Theile mit gleichfalls koncentrisch angeordneten, halbmondförmigen, runden und schuppenförmigen Goldblättchen, zusammen etwa 1000 Stück.

Interessant und von wissenschaftlichem Werthe ist besonders der von Hochstetter gefuhrte Nachweis, daß es sich weder um einen Hauptschmuck, noch um eine Schürze oder um einen Fächer handelt, sondern daß wir eine königliche Standarte vor uns haben, die auf einem Stiel getragen wurde. Alte mexikanische Gemälde, sowie die Abbildungen bei Kingsborough lassen darüber keinen Zweifel aufkommen, und auch die Wahrscheinlichkeit ist groß, daß es sich hier um ein von Cortez 1519 an Karl V. geschicktes Stück handelt, welches dann später seinen Weg in die Ambraser Sammlung fand.

Anders verhält es sich dagegen mit der „Streitart Montezuma's". Diese, welche gleichfalls aus der Ambraser Sammlung in das ethnographische Museum zu Wien übergieng, soll von Cortez dem Papste und von diesem wieder dem Erzherzog Ferdinand, dem Stifter jener Sammlung, geschenkt worden sein. Es ist ein halbmondförmiges Steinbeil von charakteristischer Form aus Syenit. Hochstetter zeigt uns, daß heute noch derartige Streitärte bei den Indianern im Innern Brasiliens vorkommen — ganz ähnliche enthält das Dresdener ethnographische Museum, andere das Wiener und jenes in Rio — und daß solche Steinärte in Mexiko nicht im Gebrauch waren. Wenn die Art wirklich, wie ein alter Zettel der Ambraser Sammlung angiebt, von Cortez in Mexiko erbeutet wurde, so müsse sie, meint von Hochstetter, „entweder als Geschenk oder als Kriegsbeute von einem brasilianischen Volksstamme" in die Hände Montezuma's gelangt sein. Allein auch diese Vermuthung dürfen wir nicht gelten lassen, da von einer Verbindung Mexikos zur Zeit Montezuma's mit Brasilien uns absolut nichts bekannt ist, ja eine solche im höchsten Grade unwahrscheinlich ist.

R. A.

Die Bworana-Galla.

Der Name der Bworana oder Borani, eines der mächtigsten Gallastämme, ist uns zwar schon seit Pater Lobo, der 1624 die Mündung des Dschub besuchte, bekannt, aber erst in neuester Zeit hat der seit 1865 an der ostafrikanischen Küste ansässige Missionar Thomas Wakefield umfangreichere Erkundigungen über dieselben eingezogen, welche E. G. Ravenstein in den „Proceed. R. Geogr. S." (Mai 1884) veröffentlicht. Ihr Gebiet erstreckt sich vom Dschub-Flusse westwärts ca. 500 englische Meilen bis Kenia, einem Bezirke südlich von Kassa; gegen Westen reicht es bis zum 38° oder 37° östl. L. Gr. und grenzt dort an Negerstämme. Es ist ein ausgedehntes Weideland mit einzelnen Bergen und Hügeln, aber ohne fortlaufende Bergketten, ohne perennierende Flüsse, reich an Bäumen und stellenweise auch an Wäldern, mit viel Wild. Der Kaffeebaum wächst an manchen Orten wild; es findet sich Eisen, Zink und Natronsalpeter, der nach der Küste ausgeführt wird, wo ihn die Somal als abführendes Mittel gebrauchen oder mit dem Schnupftabak vermischen.

Die Bworana zerfallen in zwei große Abtheilungen, die Ha im Nordwesten, welche nur Hirten sind und Herden von Pferden, Rindvieh, Kameelen, Esein, Ziegen und Schafen besitzen, und die Hol, welche bei reichem Besitz an Herden doch auch Hirse, Gewürze und die Arzneipflanze Damo anbauen. Außerdem werden noch zwei Stämme, die Bittu und Bararetta, als ihnen verwandt angeführt. Nach allen Berichten sind sie ein kriegerisches, unruhiges Volk, denn die doch gleichfalls nur für den Krieg lebenden Massai nicht standhalten können, während sie von ihren nächsten Verwandten, den Somal, öfters geschlagen worden sind. Berühmt sind sie als Reiter; sie bedienen sich hölzerner Sättel, eines Zaumes, Gebisses und Steigbügel, welche aus Riemen und einem daran befestigten eisernen Ringe für die große Zehe bestehen. Außerordentlich ist die Sorgfalt, mit welcher sie ihre Pferde behandeln; dieselben erhalten als nahrhaftestes Futter Milch und Butter und werden, um sie zu stärken, mit Butter eingerieben. Während der größten Tageshitze werden sie in steinernen, mit Gras gedeckten Ställen untergebracht, deren Thüren mit eisernen Bändern versehen sind; denn die Pferde sind so feurig, daß einfach hölzerne Thüren nicht genügen würden. Früh Morgens und Nachmittags werden sie geritten, und niemal täglich giebt eine messingene oder kupferne Glocke in jedem Lager oder Dorfe das Zeichen, daß für die Pferde Gras geschnitten werden muß. Auf der Jagd werden ihnen die Ohren verbunden; die Jäger sind mit Speeren, Schwertern und Bogen bewaffnet und verfolgen Elephanten und Rhinoceerosse in derselben Weise, wie die berühmten Schwertjäger (Agazir) der Homran im östlichen Sudan.

Krieg ist die Hauptbeschäftigung der Bworana, ihre Waffen sind Wurfspieß, Speer und Schild. Wer einen Feind erschlagen hat, darf eine Straußenfeder am Hinterkopfe und einen bunten Turban tragen. Alle Krieger reiten, aber wegen des mitzuführenden Viehes dauert der Marsch stets lange. In der Nähe des anzugreifenden Dorfes angelangt, steigen alle von den Pferden, binden sie an Bäume und rücken zu Fuß vor. Irgend welche Schlachtordnung wird nicht befolgt, sondern jeder handelt nach bestem Ermessen. Wird ein Dorf überrumpelt, so wird es in Brand gesteckt, die Männer erschlagen, Weiber und Kinder aber als Sklaven fortgeschleppt. Die getödteten Feinde werden verstümmelt, und diese Trophäen von jungen Kriegern mit heimgebracht, von älteren aber in Feindesland begraben. Das erbeutete Vieh wird zuerst in einem Gehege gesammelt, dort vertheilt, wobei dem Anführer der größte Theil zufällt, jedes Stück vom Besitzer gezeichnet und dann nach dem Heimathsdorfe getrieben. Sklaven werden gut behandelt.

Bei der Rückkehr einer solchen Kriegerschaar herrscht großer Jubel. Zuerst wird das erbeutete Vieh in das Dorf geschickt, während die Krieger zurückbleiben, Siegesrufe ausstoßen und dadurch die Weiber herauslocken, welche tanzend, händeklatschend und schrilles Geschrei ausstoßend die Ankömmlinge umringen. Während der Zug sich in das Dorf begiebt, fällt kein Wort über die Getödteten und Verwundeten. Den Müttern und Frauen, welche ängstlich nach einem Sohne oder Gatten forschen, wird gesagt, daß der Gesuchte noch weiter hinten verweile. Nun bringen die Weiber Gefäße mit einer Mischung aus Milch und Butter herbei und salben den Kriegern, welche einen Feind getödtet haben, das Haupt und andere Körpertheile und malen ihnen einen schwarzen Strich auf die Stirn, zwei weiße auf die linke Backe und mit Blut einen rothen auf die rechte. Nun beginnen die Krieger ihre Gesänge, in deren Verlauf mit möglichster Schonung die Namen der Gefallenen genannt werden. Jede solche Aufzählung wird durch einen lesten monotonen Gesang eingeleitet, auf welchen die Weiber antworten, und wenn ein Name eines Getödteten genannt ist, so fallen seine Ange-

Digitized by Google

hörigen mit lautem Weinen nieder und sind taub gegen alle Lobpreisungen. Ist diese Pflicht gegen die Todten erfüllt, so werden die Thaten der Sieger gepriesen und dann die von den jungen Kriegern heimgebrachten Trophäen in einem Loche außerhalb des Dorfes öffentlich bestattet.

Die Religion der Bworanaa, wie aller unverfälschten Galla, ist ein reiner Theismus; sie glauben an ein höchstes Wesen, Waka, an ein zukünftiges Leben, an die Wirkung von Gebet und Opfern, aber haben keine Priester. Schöne, auf den Ebenen weithin sichtbare Bäume werden gerne als Stätten für Gebet und Opfer gewählt, zu welchen letzteren schwarzes Vieh genommen wird. Außerdem aber bringt in jedem Dorfe der Häuptling zu jedem Frühling und Herbst ein Opfer in Gestalt einer schwarzen Ziege dar. Wenn Bworanaknaben mannbar werden, so versammeln sie sich mit ihren Eltern und ältesten Verwandten in einer zu diesem Zweck erbauten Hütte, wo ein Bulle geschlachtet wird, so daß sein Blut auf die Erde läuft. Dann taucht jeder Anwesende seinen Finger hinein und berührt damit, die Männer ihre Stirn, die Frauen die Luströhre; letztere schmieren sich außerdem mit dem Nierenfett des Opferthieres ein und legen sich einen schmalen Streifen von der Haut um den Hals, welchen sie bis zum nächsten Tage tragen. Der Bulle wird dann verzehrt, wozu die Männer Dadi (Meth) trinken und alle Anwesenden den Chorgesang „Woh! mâla sa vai!“ anstimmen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In den „Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg“ (1882—83, Heft 1, S. 100 bis 187) veröffentlicht Dr. H. Michow einen sehr beachtenswerthen Aufsatz über „Die ältesten Karten von Rußland“, welcher sein Thema entschieden fördert und einen bisherigen Irrthum beseitigt. Peschel, Ruge, Vivien de St. Martin nennen nämlich als älteste Karte Rußlands die vom Jahre 1549, einen Holzschnitt des Nürnbergers Hirsvogel in den „Rerum Moscovitarum Commentarii“ des Ritters Sigismund von Herberstein, welcher von Kaiser Maximilian 1516 nach Moskau geschickt wurde, um zwischen Polen und Rußland den Frieden zu vermitteln. Diese Angabe ist aber irrig. Denn älter als die Herberstein'sche ist zunächst die (der Michow'schen Arbeit in Facsimile beigegebene) Karte Sebastian Münster's, in dessen dickleibiger Kosmographie, welche zuerst 1544, also fünf Jahre vor der Herberstein'schen erschien, selbst aber nur ein Auszug aus der des Anton Wied von Danzig ist, welche Dr. Michow das Glück hatte, in einem Exemplare von Ortelius' Theatrum orbis terrarum wieder aufzufinden, und welche seine Arbeit in photolithographischer Reproduktion begleitet. Dieses eine Exemplar trägt zwar die Jahreszahl 1555; doch führt Dr. Michow den vollen Beweis, daß die Karte nicht vor 1537 und nicht später als 1541 entstanden sein kann, letzteres, weil die 1541 erschienene Münster'sche Karte vielfach Legenden aus der Wied'schen entnommen hat. Sein Material erhielt Wied, wie er selbst sagt, von einem Bojaren Johann Lipky, der sich 1534 aus Rußland zum König Sigismund von Polen geflüchtet hatte und diesen zu einem unglücklichen Kriege gegen Rußland bewog. Der damalige Kriegsschauplatz, das Gebiet zwischen Desna, Dniepr und oberer Düna, zeigt sich in Folge dessen auf Wied's Karte besonders reich an Detail; dieselbe enthält unter anderm die Festung Welisch an der obern Düna, welche erst 1534 angelegt wurde, und kennzeichnet das Gebiet im Osten der Stadt Gomel durch eine politische Grenze als litauisch; dies ist aber erst 1537 von Rußland abgetreten worden. Noch älter als die Wied'sche ist indessen eine für des römischen Litteraten Paolo Giovio (Jovius) Buch „De legatione Moschovitarum“ bestimmte Karte, welches 1525 gedruckt wurde und auf den Mittheilungen des in jenem Jahre sich in Rom aufhaltenden russischen Gesandten Dmitry Gerassimow beruht. Die Karte ist anscheinend vor dem Jahre 1881 nie veröffentlicht worden, findet sich aber handschriftlich auf der Marcusbibliothek in Venedig in einem Atlas des Kartographen Battista Agnese von Genua; neuerdings wurde sie von Th. Fischer in Photographie herausgegeben und danach von Dr. Michow ein Facsimile für die „Hamburger Mittheilungen“ hergestellt. Es ist demselben also gelungen, zwei resp. drei Karten von Rußland nachzuweisen, die älter sind, als die bisher für die erste gehaltene Herberstein'sche; die älteste im westlichen Europa angefertigte Karte jenes Landes datirt nicht aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, sondern um ganze 24 Jahre früher. Auf die sehr ausführlichen Erklärungen der in den Karten von Wied und Agnese Jovins enthaltenen Namen, welche Dr. Michow giebt, hier einzugehen, ist nicht gut möglich; aber aufmerksam wollen wir machen auf die ergötzlichen Legenden und Bildercben, welche Wied nach damaliger Sitte auf seiner Karte anbrachte. So malte er in das Weiße Meer und an dessen Küsten zwei Walrosse und berichtet von ihnen, daß sie mit Hilfe ihrer krummen Zähne die Felsen erkletterten und sich auf der andern Seite derselben hinabgleiten lassen. Andere Bilder zeigen die Erlegung eines Urs, dann wie die Bären mit langen hölzernen Gabeln gefangen werden, und wie sich der Vielfraß, nachdem er sich vollgefressen, zwischen zwei dicht neben einander stehenden Bäumen durchzuenglst, um sich des verschlungenen Fleisches zu entledigen und Raum zu neuer Atzung zu haben. Im äußersten Nordosten, zwischen Petschora und Ob, ist ein Götzenbild, eine Frau mit einem Kinde auf den Armen, nebst Anbeter dargestellt, die Stata Baba (goldene Frau), welche die Ostjäken und Wogulen verehrten; vielleicht war dasselbe nichts als ein dorthin verschlagenes, vergoldetes Madonnenbild.

Polargebiete.

— Die hauptsächlichen Resultate der kürzlich auf Nowaja Zemlja angestellten meteorologischen Beobachtungen sind bereits berechnet. Der kälteste Monat während des Jahres 1882—83, wo in Karmakuli beobachtet wurde, war der Januar 1883, dessen mittlere Temperatur — 19°,6 betrug. Zuweilen fiel das Thermometer bis auf — 34°, nichts Außerordentliches in Anbetracht der hohen Breite (73°). Die Nordost- und Nordwestwinde zeichneten sich durch äußerste Heftigkeit aus und waren für die Bewohner der Polarstation sehr gefährlich, da sie unerwartet eintraten und stets von Schneetreiben begleitet waren.

Inhalt: Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen. III. (Mit sechs Abbildungen.) — Büttikofer's Bericht über Liberia. I. — Ernst Kramberger: Reise von Ssisseg durch einen Theil Sirmiens. V. — Kürzere Mittheilungen: Eine Reliquie aus Montezuma's Zeit. — Die Bworanaa-Galla. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Polargebiete. — (Schluß der Redaktion: 28. Juni 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von **Karl Andree.**
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen.

IV.

Montano's Absicht, den damals regierenden Sultan von Sulu Mohamed Jamalul Alam einen Besuch abzustatten, wurde durch die Zuvorkommenheit eines Deutschen ermöglicht, welcher eine einflußreiche Stellung im Lande sich erworben hatte. Derselbe heißt **Kapitän Schück** und ist Besitzer von Plantagen, deren guter Zustand im „North Borneo Herald" und in den „Straits Times", sowie der Presse Manilas schon oft rühmend hervorgehoben wurde. Beim Sultan eine persona gratissima, war er die geeignetste Person, die Franzosen demselben vorzuführen oder zu empfehlen. Die Plantage des Herrn Schück liegt auf dem Wege von Tiangui (oder Tiangi) nach Maibun. Der erstere Name bedeutet im Visaya und dem Sulanischen so viel als „der Markt"; der Name entstand, als die Spanier vor ihren Forts, darunter dem Reducto Alfonso XII., eine von chinesischen Händlern errichtete Krämerstadt entstehen sahen, welche die Eingeborenen „Tiangui" benannten, ein Name, der seitdem auf die ganze spanische Stadt angewendet worden ist, obwohl er nur dem Bazar derselben zukommt. Maibun ist die bedeutendste Stadt der Insel Sulu, seitdem die Sultane des Reiches hierher an die Südküste ihre Residenz verlegt haben. Der Tiangui ist mit Maibun durch eine Straße verbunden, welche nicht mehr angebessert zu werden scheint, seitdem mit der Unterdrückung der Piraterie die Sklavenanzahl zurückgegangen ist. Am 17. December brach Montano und seine Gefährten auf, um Schück von seiner Plantage abzuholen. Sie fanden sein Haus für eine Belagerung vorbereitet: die Treppen, welche zu der Veranda führten, waren abgebrochen, die Eingänge und die Umzäunung wohl verschlossen. Die vorhergehende Nacht hatte eine Bande von Sulunern das Haus zur Nachtzeit übersumpeln wollen, es gelang aber dem tapferen Deutschen, der unter dem Oberbefehl über Mina sich schon in den Bürgerkriegen Spaniens ausgezeichnet hatte, den Angriff zurückzuschlagen, und der Versuch der Banditen, das mit trockenen Nipablättern gedeckte Dach durch Brandpfeile anzuzünden, scheiterte an dem niederströmenden Gewitterregen. Schück saß sofort zu Pferde auf, um die Reisenden zum Sultan zu geleiten, denn er auch über den Vorfall Bericht erstatten wollte. Auf dem Ritte stießen sie in einem mit hohem Grase bestandenen Cogonal (Prärie) auf vier sulanische Banditen, welche hier offenbar Herrn Schück einen Hinterhalt gelegt hatten; bei dem unerwarteten Erscheinen von vier Reitern warfen sie ihre Waffen weg und flüchteten sich in das Gras dickicht; sie zu verfolgen war keine Zeit vorhanden. Zwischen den Bergen Bul-Dato und Bul-Pulah auf der einen und dem Tuman-Tangis auf der andern Seite führt der Weg wieder durch einen Wald. Verfallene oder verlassene Hütten, welche hier und da an der einsamen Straße sichtbar wurden, bezeugten, daß mit dem Aufhören der Unabhängigkeit Sulus und der Unterdrückung der Piraterie allgemeiner Rückgang sich bemerkbar machte. Erst in der unmittelbarsten Nachbarschaft Maibuns stößt man wieder auf bewohnte, wenn auch armselige und schmutzige Häuser. Nachdem die Reisenden jenen eben erwähnten Wald verlassen, gelangten sie auf eine ausgedehnte Prärie; es war dies der Schießplatz des Sultans, dessen Palast, ein ausgedehntes und kunstloses Gebäude aus Rohr und Nipablättern, jetzt auch sichtbar wurde. Der Sultan huldigte

Digitized by Google

gerade seinem gewohnten Nachmittagsvergnügen, dem Scheibenschießen seiner Leute zuzusehen, ohne selbst ein Gewehr in die Hand zu nehmen. Die Schützen bedienten sich zum Schießen schwerer Musketen, welche in alten Zeiten in Borneo fabricirt wurden, deren Rohre und Schlösser sich ohne Ausnahme in einem elenden Zustande befanden, wie denn alle Besucher des Suluarchipels einstimmig betonen, daß die Insulaner ihre Feuerwaffen entsetzlich vernachlässigen. Sklaven luden hier die Gewehre, welche dann in eine Gabel gelegt wurden, um das Zielen zu erleichtern.

Die Reisenden stiegen nun von den Pferden und näherten sich dem Sultan; dieser saß umgeben von seinen Höflingen auf einem prächtigen Fauteuil unter einem armseligen, aus Nipablättern geflochtenen Schutzdache. Neben dem Fürsten erblickte man seinen Sohn Brahanuddin, dessen Mienen und Gesichtszüge Intelligenz und aufgewecktes Wesen verkündeten. Der Sultan und der Prinz prangten in äußerst kostbarem chinesischem Atlasgewande, auf dem Kriß (Dolch) und den Ringen funkelten schöne Edelsteine. Das Gefolge war minder prächtig gekleidet; nur der Griff der Kriße war auch hier mit Perlen, Diamanten und Rubinen ausgelegt. Das Benehmen der Hofleute gegenüber ihrem Fürsten war ein ziemlich freies, wenn auch respektvoll. Der Sultan selbst war ein Mann von ernstem, würdigem Wesen und einnehmenden Manieren. Er ließ den Fremden Sitze herbeischaffen, und es begann sich sofort eine lebhafte Konversation zu entwickeln, die um so leichter zu führen war, als der Sultan das Malaische sehr gut und frei von allen Barbarismen sprach; dagegen vermochte er das geschriebene Malaisch nicht zu lesen, da die auf Sulu übliche Form der arabischen Lettern etwas verzerrt ist und den Accent ganz außer Acht läßt. Diese seine Unkenntniß wollte aber der Sultan nicht eingestehen und so erklärte er, daß er den von Montano geschriebenen malaischen Brief aus dem Grunde nicht beantwortet hätte, weil er krank gewesen wäre.

Inzwischen brach die Nacht herein; der Hof verließ den Schießplatz und die Europäer folgten der Einladung des Sultans, seinen Palast zu besehen. Das Haus (denn einen andern Titel verdient es nicht) ruht wie alle Hütten des Archipels auf Pfählen, an denen Büffel und Pferde befestigt sind, die mit ihren Hufen den Boden in ein unergründliches Kothmeer verwandeln. Auf einer leiterartigen Treppe erstiegen man das Vestibül, das zu dem Audienzsaale führt, welcher die ganze Länge und die halbe Breite des Gebäudes einnimmt. Dieser Raum ist von dem Haremlik nur durch dünne Vorhänge und eine breite Bambu-Estrade geschieden. Rechts, entlang der Längsseite der Wand, ist eine Bank angebracht, auf welcher sich die Sklaven und alle Sulunaer, welche die Neugierde hertreibt, niederlassen, denn um die Mittagszeit steht der Palast allen Besuchern offen; jeder Mensch, der Freie wie der Sklave, hat das Recht, dann den Sultan zu sprechen und so lange als es ihm beliebt, den Audienzen beizuwohnen. Möbel sind nahezu keine vorhanden, die Dielen weisen klaffende Lücken auf, einige Gongs hängen an den Wänden des wenigstens zur Genüge beleuchteten Raumes. Am Ende des Saales befindet sich ein Podium unter einem von grellfarbigen Zeugen gebildeten Baldachin: es ist dies der Thron des Sultans, auf welchem dieser nach türkischer Sitte mit untergeschlagenen Beinen sitzt, wobei mit reicher Stickerei gezierte Kissen ihm zur Stütze dienen. Zur Seite des Fürsten hockte der präsumptive Thronerbe, im Hintergrunde der Lage lauerte aber der Majordomus des Palastes und allmächtige Günstling des Regenten. Es ist dies ein Arghane, der durch die Mekkapilgerfahrt sich den Titel eines Hadschi erworben hat und nach mannigfachen Abenteuerfahrten endlich in Sulu sich niederließ, wo er trotz seiner Unwissenheit und Eitelkeit sich einen unbeschränkten Einfluß auf den Sultan sowie dessen Thronfolger zu verschaffen wußte. Vor dem Throne des Fürsten scharrt sich, die rechte Faust auf den Dolchgriff gestützt, die Dattos.

Mohamed, Sultan von Sulu (1880). (Nach einer Photographie.)

Man brachte den Europäern Lehnstühle und einen Tisch herbei, auf welchen man eine abscheuliche Chokolade und eine Reihe von Gerichten auftrug, welche mit scharfen, pikanten Saucen gewürzt waren. An diesem Hofe herrscht keine spanische Etiquette; die Diener, Weiber und sonstigen Sulunaer drängten sich an die Gäste ihres Herrn heran, um sie essen zu sehen; wenn sie aber zum Sultan sich wandten, so geschah dies immer mit dem Ausdrucke tiefer Hochachtung, und wer ihm etwas zu überge ben hatte, der that dies mit beiden Händen und in einer Weise, als ob er eine Opfergabe darbrächte. Im übrigen rauchten oder kauten (Betel) Fürst und Unterthanen auf gleiche Weise. Nach beendetem Mahle beschäftigte sich der Sultan, der inzwischen Audienzen ertheilt hatte, wieder mit seinen Gästen. Er erklärte sich bereit, sich photographiren zu lassen und zwar sollten die Franzosen in einigen Tagen zu diesem Zwecke wiederkehren; er wollte ihnen ein Haus in Maibun, das in der unmittelbarsten Nähe des Palastes liegt, einräumen. Dagegen wollte der Fürst nicht bewilligen, daß die Reisenden den See von Panamaut besuchten, da er für ihre Sicherheit nur dann garantiren könnte, wenn sie eine

Digitized by Google

Empfang beim Sultan von Sulu. (Nach einer Skizze Montano's.)

Digitized by Google

ſtarke Eskorte mitnähmen, denn der Sultan war von Natur aus ein friedliebender Fürſt, der vor jeder neuerlichen Verwickelung mit Spanien ſich fürchtete. Bei den Rauchwölkchen der Cigaretten wurde das Geſpräch noch weiter fortgeſetzt. Den Sultan intereſſirte beſonders zu erfahren, welche Rolle Spanien im europäiſchen Staatenconcerte ſpiele, ebenſo fragte er eifrig nach der Stärke der Land- und insbeſondere der Seemacht der europäiſchen Reiche. Montano mußte ihm mehrmals die Zahlen der Soldaten und Kanonen wiederholen. Seine lebhafte Neugierde ſuchte nähere Details über den Beſuch des Schahs von Perſien zu Paris zu erfahren, doch konnte Montano ihm nur weniges hierüber erzählen. Dann fragte er, ob in Frankreich der Radſchah (Herrſcher) erblich wie in Sulu oder nur für eine gewiſſe Zeit, wie in Amerika, ſeine Gewalt beſäße. Er kam dann mit der Frage nach den Agrikulturverhältniſſen Frankreichs und ſchien überaus erſtaunt zu ſein, daß in jenem Lande aller produktive Boden bereits in Anbau genommen wäre und daß es dort keinen einzigen Sklaven gäbe. Dagegen war ihm der Regierungsmodus von Frankreich recht gut verſtändlich, da die Sulunaer auch ein Parlament beſitzen, welches Rumah Biſchara genannt wird und ſich aus den Datos zuſammenſetzt, ohne deren Zuſtimmung der Sultan keinen Vertrag oder ſonſtigen wichtigern Regierungsakt abſchließen beziehungsweiſe vornehmen darf.

Das Geſpräch mit dem Sultan ſchien kein Ende nehmen zu wollen; die von dem langen Ritte erſchöpften Reiſenden kämpften mit aller Mühe gegen den Schlaf, wie Blei lag

Eine Frau mit Ausliegern.

es auf ihren Lidern. Der Sultan merkte endlich die Müdigkeit ſeiner Gäſte und lud ſie ein, ſich einſach niederzulegen, während er weiter Audienz halten wollte. Montano und Rey ſäumten nicht, von dieſer Erlaubniß Gebrauch zu machen, ſie ſtreckten ſich auf einer Bambusbank, welche den Thron vom Harem ſchied und ſchliefen, von der Müdigkeit überwannt, trotz des Lärmens der Sprechenden bald ein; nur zweimal wachten ſie in der Nacht auf, als aus dem Harem ein Sklave herauskam und jedesmal auf einen zu Häupten der Reiſenden aufgehängten Gong ein Signal anſchlug. Wenn der Wächter ſich wieder in die Frauengemächer zurückzog, benutzten die Franzoſen den Augenblick, wo der ſchützende Vorhang gelüftet wurde, um einen Blick in das Heiligthum ihres Wirthes zu werfen. Bei dem unſichern Scheine qualmender Lampen konnten ſie aber nur einen wimmelnden Haufen von Weibern und Kindern, die mitten unter einem Chaos von Liſtchen und Kiſſen lagerten, erblicken.

Am 18. December brachen die Reiſenden auf, um das nahe Maibun zu beſuchen. Man ritt zunächſt über jene Prärie, auf welcher, wie erwähnt wurde, das Palais des Sultans liegt, ſetzte dann über einen tiefen und breiten Waſſerlauf und gelangte ſo in einen ſchattigen Hain, welcher die Begräbnißſtätte der Bewohner Maibuns zu ſein ſchien; wenigſtens deuteten auf eine ſolche Verwendung die halb verfallenen Grabmäler hin. Nach dem Verlaſſen des Waldes zeigten ſich die erſten Hütten des Reiſeziels. Dieſe ſchmutzigen und verwahrloſten Gebäude liegen in bunter Unordnung an den ſchlammigen Ufern eines in endloſen Mäanderwindungen dahinſtrömenden Fluſſes. Zur Fluth-

Digitized by Google

zeit kann man auch zu der höchst gelegenen Hütte mit dem Boote gelangen, wie es ja die Malaien so gerne haben. Zu ihrem Unglück langten die Reisenden gerade zur Zeit der Ebbe an, und so blieb ihnen denn nichts übrig, als von Haus zu Haus auf dem schlüpfrigen Bambusteg zu klettern, immer von der Gefahr bedroht, in den ekelhaften Schlamm herab zu stürzen, der von den Abfällen malaischer Unreinlichkeit strotzte. Nach fürzeren Stationen in einzelnen Häusern, deren Inneres an Unreinlichkeit mit der äußern Umgebung wetteiert, gelangten die Reisenden endlich an das Meer, das hier eine flache Bucht mit seichtem Fahrwasser bildet. Am Horizonte zeigte sich die Insel Teombal. Am Gestade erhoben sich auf hohen Pfählen die geräumigen Magazine der chinesischen Händler, welche in Kompagnie mit dem Sultan das Monopol des Export- und Importhandels ausüben. Der Geschäftsumfang Maibuns übertrifft an Bedeutung jenen des spanischen Platzes an der Nordküste. Einen wichtigen Exportartikel bilden die Perlmuscheln, welche zwar selten Perlen enthalten, des Perlmutters wegen aber sehr gesucht sind und von den Chinesen eifrig gekauft werden. Daran reiht sich Guttapercha, das von verschiedenen Pflanzen, besonders aber von dem Genus Isonandra der Sapotaceae gewonnen zu werden scheint. Diese beiden Artikel, sowie verschiedene Gattungen Theer sind erheblichen Preisschwankungen unterworfen. Von Trepang (Holothurien), Kaffee und anderen Naturprodukten war nur wenig am Lager, was wohl mit der Jahreszeit zusammenhing, denn der Trepang und die eßbaren Schwalbennester Sulus werden in ziemlicher Menge ausgeführt. Den wichtigsten Importartikel bilden gefärbte Baumwollzeuge, welche von deutschen Firmen Singapurs eingeführt werden. Die deutschen Fabrikanten wissen so gut die Muster und Farbentöne, welche bei den Malaien beliebt sind, nachzuahmen, daß sie bei der Billigkeit ihrer Erzeugnisse immer auf einen reichen Absatz rechnen können, obwohl die Eingeborenen Zeuge besserer Qualität herstellen, dessen Preise aber bedeutend höher sind, als die der deutschen Fabrikate. Die Chinesen importiren überdies Waffen, Munition, Krise und Eisenmetall; man findet in ihren Magazinen lange Bronzeröhren; es sind dies jene für Steinkugeln bestimmten Kanonen, wie sie in den vergangenen Jahrhunderten üblich waren, die aber in diesem Winkel Ostasiens noch immer auf Käufer rechnen können. Außer diesen mehr malerischen als brauchbaren Kriegsmaschinen sind noch gezogene Enfield-Karabiner (Modell 1857) und englisches Pulver zu erwähnen. Zu den chinesischen Importartikeln gehört noch Tabak, der in elender Qualität aus China direkt eingeführt wird. Die zahlreichen auf der Rhede ankernden Prauen (malaisches Segelboot mit Auslegern) bergen noch eine andere Waare: nämlich Sklaven. Dieser Handel wird mehr oder minder geheim betrieben, da die spanische Regierung ein solches Vorgehen nicht duldet; da aber in Maibun weder ein spanischer Resident, noch europäische Konsuln amtiren, so wird hier mit lebendigem Menschenfleisch noch immer gefeilscht, wenn auch nur verstohlen.

Die Reisenden begaben sich in das Haus eines chinesischen Händlers, mit welchem Kapitän Schück ein Geschäft abzuschließen hatte. Während diese beiden mit einander unterhandelten, sahen Montano und Rey zu, wie die Frau des Chinesen, eine reinblütige Malain, sich die Langeweile vertrieb. Sie saß an einem Stickrahmen, beschäftigt, einen prachtvollen Turban zu sticken. Die Arbeit war herrlich, nur schritt sie sehr langsam vorwärts, denn alle fünf Minuten rief sie einen Sklaven, welcher ihr eine brennende Cigarette und ihren kleinen Jungen bringen mußte: so lange die Cigarette brannte, so lange säugte sie das Kind, dann aber schob sie ein Stück Betel in den Mund und beugte sich nieder über ihre Stickerei, während der Sklave, der Befehle seiner Herrin gewärtig, abwechselnd Cigaretten rauchte oder Betel kaute. Das ist seine vereinzelte Erscheinung; im Gegentheil, die Frauen der Wohlhabenden Sulus führen alle ein gleiches Leben.

Mädchen von Sulu. (Nach einer Photographie.)

Bei der Rückkehr in den Palast des Sultans wurde den Reisenden eine zweite Audienz gewährt, in welcher der Fürst die Franzosen einlud, Montags wieder hierher zu kommen, und wobei er dem Kapitän Schück mittheilte, daß ein von demselben gefangener Bandi zum Tode verurtheilt worden wäre. Die Hinrichtung ist auf Sulu ein Akt schauderlicher Barbarei, indem an dem armen Sünder die Höflinge ihre Revolver und Krise erproben, so daß er buchstäblich in Fetzen zerfädelt wird.

Die Reisenden kehrten nun zu Pferde nach der spanischen Stadt zurück, um die nöthigen Vorbereitungen zur photographischen Aufnahme des Sultans zu treffen. Als die Frist herannahte, beschloß Montano, die Anwesenheit eines Kouriers des Sultans zu benutzen, um auf einem malaischen Fahrzeuge längs der Westküste der Insel segelnd nach Maibun zu gelangen und auf diese Weise eine neue Gegend kennen zu lernen, während Rey zu Pferde sich ebendahin begeben sollte, um, da er dort früher eintreffen mußte, das Haus in Besitz zu nehmen, welches der Sultan ihnen zum Aufent-

Digitized by Google

halte angewiesen hatte. Der 22. December kam heran, Montano und Rey nahmen Abschied von einander, um jeder auf einer andern Route demselben Ziele zuzustreben. Das Schiff, welches Montano bestieg, war eine große Piroge mit Auslegern an der Seite; sie schien ganz neu zu sein. Die Bemannung des Fahrzeuges hatte der Oberst Carlos Martinez unter den Bewohnern eines kleinen Dörfchens ausgesucht, welche, obwohl Mohammedaner, dennoch sich Spanien unterworfen hatten. Montano bewunderte die Tüchtigkeit dieser in den Ruhestand versetzten Piraten; so ausgezeichnete Seeleute hatte er noch gar nicht zu Gesichte bekommen. Da der Wind sich ungünstig gestaltete, so griffen die Matrosen zu den Riemen und ruderten nun ohne Unterlaß, ohne Pause, als wären ihre Muskeln von Stahl und ihre Lungen von Kautschuk. Das Boot hielt in beträchtlicher Entfernung von der Küste, auf welcher Montano mit bewaffnetem Auge Batá-Batá und andere von Kokoshainen beschattete Dörfer erblickte. Diese Ortschaften bergen viele der erwähnten „Inramentados", wie die Ruderer sagten, welche keine Lust zu haben schienen, sich mit ihren unabhängigen Landsleuten in Verbindung zu setzen. Um vier Uhr Nachmittags fuhr man an dem großen von 4000 Seelen bewohnten Orte Parang vorüber, dessen Fischfangapparate, die sogenannten Corrales, sich weit in die See hinaus erstrecken. Die Nacht brach endlich herein; man konnte das Gestade nunmehr an den Lichtern erkennen, welche in den Häusern brannten. Der Wind trug auch die Klänge der Gongs und eines andern Musik-

Marktplatz in Maibun. (Nach einer Skizze Montano's.)

instrumentes, des Kuling-tangan, herüber, denn die Bewohner Sulus lieben es, wie alle Malaien, am Abende durch eine freilich monotone Musik sich zu zerstreuen. In voller Finsterniß langte endlich Montano auf der Rhede von Maibun an, deren Seeboden bei tiefster Ebbe oft ganz trocken liegt. Trotz der tiefen Dunkelheit vermochten die scharfen Augen der Seeleute die Mündung des Maibunflusses zu entdecken, in welchen das Fahrzeug nun glücklich einlief und an der Seite eines mächtigen Geschwaders malaischer Prauen Anker warf.

Rey kam seinem Landsmanne entgegen, und beide machten sich nun auf den Weg, um das vom Sultan ihnen angewiesene Haus in Besitz zu nehmen; es sah etwas besser aus als die anderen Hütten Maibuns, wohl nur deshalb, weil es ein Neubau zu sein schien. Schlimmer sah es mit der Bedienung und Bewirthung aus, denn man fand nichts Anderes vor, als einen alten Sklaven, welcher auf einer Matte neben einem leeren Topfe hockte; zum Glück waren die Reisenden mit eigenen Vorräthen hinlänglich versorgt. Offenbar hatten die vom Sultan zur Beköstigung seiner Gäste ausgeworfenen Gelder ihren Weg in die Taschen irgend eines seiner Höflinge genommen. Am andern Morgen erschien ein Datto, ein Herkules von Gestalt mit einer wahren Galgenphysiognomie, um im Auftrage des Sultans die Europäer zu begrüßen; er hatte die Frechheit zu fragen, ob es den Reisenden an nichts gemangelt hätte. Um nicht vielleicht durch eine verdiente Rüge die photographische Aufnahme des Sultans ganz in Frage zu stellen, machten Montano und Rey gute Miene zum bösen Spiele und begaben sich in Gesellschaft jenes dunkeln Ehrenmannes auf

Digitized by Google

einem mit Korallenstücken und Polypengehäusen geschotterten Wege in den Palast. Der Sultan empfing die Fremden freundlich, erklärte jedoch, augenblicklich ihrem Verlangen nicht entsprechen zu können, da er jetzt anderweitig beschäftigt wäre; so wurde das Photographiren auf den andern Tag verschoben. Das Gesolge blickte auf die Fremden mit Augen, die einen lebhaften Argwohn bekundeten; diese Leute sahen wie boshafte Hunde aus, die fletschend nach dem Wanderer äugen. Die Reisenden begaben sich nun auf den Marktplatz von Maibun, wo ein sehr reges Treiben herrschte. Zahlreiche Käufer erschienen zu Fuß und zu Pferde, alle mit dem Kriese, die von auswärts kommenden sogar mit langen Lanzen bewaffnet. Die eingeborenen Verkäufer saßen unter einem niedrigen von Nipablättern geflochtenen Dache auf einem Bambuspodium. Die Chinesen selbst besitzen große Hütten; sie vertreten in diesem Lande die Stelle der polnischen Juden Osteuropas. Sie beschäftigen sich nicht allein mit dem Handel, sondern auch mit dem Geldwucher, Pfandleihen und der Hehlerei, kurz mit allem, was einen Nutzen abzuwerfen verspricht.

Der Sultan, der anfangs eine solche Geneigtheit gezeigt hatte, sich photographiren zu lassen, begann jetzt sich dagegen zu sträuben, indem er sich unwohl stellte, während Montano erfuhr, daß die abergläubische Furcht, er müßte dann bald sterben (er starb in der That im folgenden Jahre) im Verein mit religiösen Bedenken (der Koran verbietet bekanntlich Abbildungen von Menschen und Thieren) die wahren Ursachen seines Zögerns wären. Endlich am 27. December faß der Sultan; als er sich getroffen sah, faßte er einen wahren Enthusiasmus für das Photographiren und ließ sich in den verschiedensten Stellungen aufnehmen. Eine Gesahr nahte, indem die Dattos nicht gestatten wollten, daß ein Bild ihres Sultans nach der spanischen Stadt und dann nach Manila käme, damit ihr Fürst nicht als Gefangener in effigie nach der Kapitale der Philippinen gebracht würde. Doch gelang es den Franzosen, ihre Platten glücklich nach Jolo, der spanischen Stadt zu retten. Hier schifften sie sich am 18. Januar 1880 an Bord des „Royalist“ ein, um Sandakan im nördlichen Borneo anzulaufen.

Wander- und Zigeunerstämme im nordwestlichen Indien (Pandschab).

Von Emil Schlagintweit.

I.

Heimath und Ausgangsland der Zigeuner ist nach ihren Körpermaßen verglichen mit Hinduschädeln, wie nach ihrer Sprache, im nordwestlichen Indien zu suchen, der heutigen Provinz Pandschab. Zu Vergleichen der Sitten und Gebräuche der in Europa herumziehenden Zigeuner mit jenen im indischen Flußstromlande fehlte bisher ausreichendes Material. Der Hindu in besseren Verhältnissen hält sich von diesen Leuten aus Kastenvorurtheil fern; selbst der Europäer muß Ekel überwinden können, will er sich mit ihnen näher einlassen; dabei sind diese Stämme schwer zu Aufschlüssen zu bewegen. Durch die Bemühungen der englischen Regierung ist aber jetzt diese Lücke in unserer Kenntniß der indischen ethnographischen Verhältnisse ausgefüllt worden. Von Distrikt zu Distrikt wurde diesen Stämmen nachgeforscht; bei der Volkszählung, die im Pandschab wie im ganzen englischen Indien am 17. Februar 1881 vorgenommen wurde, waren ihnen eigene Erhebungsformulare gewidmet; ebenso wurde ihnen im amtlichen Volkszählungsberichte ein besonderes umfangreiches Kapitel bestimmt. Unter der kundigen Hand von J. Ch. Ibbetson vom Bengal Civil Service gestaltet sich der Pandschabbericht zu einem Quellenwerke ersten Ranges, und als Beitrag zur Lösung der schwierigen Frage, inwieweit Unterschiede in der Gesittung dazu mitwirkten, daß die Arier bei ihrer Einwanderung in Indien zwischen sich und den früheren Bewohnern die Schranke des Kastengesetzes aufrichteten, seien hier aus der einschlägigen neuesten amtlichen Litteratur Auszüge vorgeführt [1]).

[1]) Report on the Census of the Panjab taken on the 17. of February 1881. By Denzil Charles Jelf Ibbetson of Her Majesty's Bengal Civil Service. Folio. 3 Volumes von 580 Seiten Text. Verglichen für die vorliegende Abhandlung sind insbesondere auch: Gazetteer of the Bombay Presidency, bis jetzt 16 Bände.

Wanderstämme und niedere Handwerkerkasten stehen mit einander in innigster Verbindung; die letzteren sind aus ersteren hervorgegangen. Eine Sippe, die von Waldblöße zu Waldblöße, von Dorf zu Dorf sich wendet, dem Schakal, Fuchs und kriechenden Gewürm nachjagt und von Aas lebt, das es auf dem Wege findet, sich mit einem Dache aus Riedgras als Hütte behilft, geschlechtlich sich ohne Rücksicht auf Verwandtschaft den Mitgliedern, gegen Geld Dritten hingiebt, Gelegenheit zu Diebereien sucht, nicht aber meidet, eine solche Gesellschaft zeigt die Lebensgewohnheiten des Zigeuners und findet sich zahlreich im Pandschab. Die nächste Stufe ist die Niederlassung in Dörfern zur Verrichtung verachteter Arbeit; man lebt noch von Aas. Auf der gesellschaftlichen Leiter steigt weiter, wer vom Mattenflechten aus Gräsern zum Gerben von Häuten übergeht; dem Essen von Aas entsagt diese Gruppe noch nicht. Erst der Gerber, der zur Weberei greift, wird vom Hindu als Seinesgleichen erklärt und ist dem unsaubern Mahle von Gewürm und Aas entfremdet. Dieser Wandel geht im Pandschab fortgesetzt unter den Augen der lebenden Generation vor sich; es ist deshalb unmöglich, die Wanderstämme, als Bodensatz der außerhalb des Hinduismus stehenden Gesellschaft, zu trennen vom Weber auf der untersten Stufe der vom Hindu anerkannten Gesellschaftsordnung; keine Gruppe innerhalb dieser Abgrenzung reicht über die Linie hinaus, welche das Herkommen zwischen geachteten und verworfenen Kasten gezogen hat; jede Gruppe ist vom Kastenstandpunkte aus gleichgewerthet. Im Laufe der Jahrhunderte erfolgte theilweise Besserung der ökonomischen Lage, und diese hatte mehrfach Erhöhung des gesellschaftlichen Ansehens zur Folge. So sind die Dschabel in Multan, die von Krokodilen im Indusflusse leben, unter ihren mehr im Gebirge an den Zuflüssen des Indus wohnenden Mitgliedern zu Fischern nach ehrbaren Gerichten geworden, und die Kahar genannten Mitglieder

Digitized by Google

der Fischerzunft nehmen unter Mohammedanern sogar die geachtete Stelle als Hausköche ein. Bei allen solchen Erhebungen hat sicherlich auch mitgewirkt, daß der Brahmane, der abseits seiner Mitgenossen in den Dörfern lebt, wenig ängstlich unterschieden als der Städter; so nimmt der Brahmane am Fuße des Himalaya von jedermann Wasser an, wenn er auch in Speisen wählerisch ist. Wie viel aus solchen Konkretlichkeiten wie aus Wandel der Religion für die gesellschaftliche Stellung der zur Kasten-Gemeinschaft gezogenen Klassen folgert, ergiebt sich aus dem lehrreichen Gutachten, das Sardar Gurdial Singh, Beamter im englisch-indischen Civildienst, in einem Rechtsfalle erstattete: „Unter den Bhagats, die im Bhagatmal gezählt wurden, sind einige von sehr niederer Klasse. Sie waren in der Zeit, als der Hindu-ismus seine schlimmsten Blüthen trieb, als Glaubensreformatoren aufgetreten, verwarfen das heimliche Thun wie die Vorrechte der Brahmanen und den Gebrauch des Sanskrit als heilige Sprache. Ihre Schriften sind angezogen im Adi Granth, der heutigen Bibel der Sikhs. Die Religion der Sikhs wollte das Kastenwesen ausrotten; einige der untersten Kasten machten sich dieses zu nutze, unterzogen sich den Sikhvorschriften, verlaufsten ihre verachteten Beschäftigungen mit lohnenderen und änderten den Namen. Selbst beim Sikh kleht solchen Uebergetretenen der Makel geringer Herkunft an; aber solche Bhagats stehen innerhalb der Gesellschaft, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß sie im Laufe der Jahrhunderte unter belobenden Kastennamen allgemein über ihre Hindumitgenossen gestellt werden."

Unterabtheilungen unter den dienenden Klassen. Die Mitglieder der als verachtet lebenden Kasten erhalten noch heute Zuwachs auch aus höheren Schichten der indischen Gesellschaft. Ein Mann aus angesehener Kaste greift bei Verarmung zunächst zur Weberei und richtet sich hiermit in dieser Kaste ein; nur wenige fallen noch tiefer. Die Weber sind so zahlreich, daß sie in Indien drei Viertel aller Handwerkerkasten ausmachen. Häufiger sind die Fälle der Wandelung in Kaste in den Ackerbau treibenden Kasten, sobald in Folge Einführung neuer Kulturpflanzen (z. B. Thee) oder Urbarmachung von Weideflächen durch Bewässerung und Bearbeitung bisher öde Striche belebelt werden. Hier besteht die große Nachfrage nach landwirthschaftlicher Arbeit vielen Handwerkern den Pflug in die Hand; die ersten Ankömmlinge halten sich in der Frauenwahl noch an das Herkommen in der alten Kaste, aber bald ist die Herkunft vergessen und neue Verbindungen bilden sich. Nur selten zeigen die neuen Gebilde geographische Erinnerungen; zur Regel wird die Auftheilung der neuen Kolonisten nach ihren ökonomischen Verhältnissen. Eine bis zwei Generationen hindurch ist ein heftiges Schwanken in der socialen Stellung der einzelnen Beschäftigungen zu bemerken, dann tritt dieselbe Verknöcherung ein, wie sie altbesiedelte Kreise kennzeichnet. Während früher der Lehrer noch zum Geschäfte des Zimmermanns oder Schmiedes greifen konnte, bleibt ihm in der Zeit der Organisation der Gemeinde nur Aufwanderung in eine zurückgebliebene Kolonie übrig, will er seine Lage durch Uebertritt in eine andere Erwerbsart verbessern. Die Goldschmiede sind meist aus dem Kaufmannsstande hervorgegangen und nehmen entsprechend ihrer in ganz Indien bevorzugten Stellung, auch wenn sie unter niedrigen Kasten ausschließlich verkehren, eine Mittelstellung ein und bilden hier die Brücke, über welche verachtete Kasten mit höher gestellten in Berührung kommen. In den Dörfern stehen die Handwerkslente, welche die Geräthe verfertigen wie sie in Wirthschaft und Haus täglich benöthigt werden, nicht außer persönlicher Verbindung mit ihren Abnehmern, sondern sind gebrdete Diener gegen Gehalt. Der Zimmermann, Grobschmied, Töpfer, Sattler und, wo die Frauen nicht öffentlich sich zeigen dürfen, auch der Wäscher erhalten einen festen Jahreslohn in einem durch das Herkommen bestimmten Antheil an dem landwirthschaftlichen Ertrage, wogegen sie alle in ihr Gewerbe fallenden Arbeiten fertigen. Das Rohmaterial stellt der Auftraggeber. Auch die übrigen Handwerker, wie der Weber, Färber und Oellieferant werden nicht baar bezahlt, sondern in Korn und Früchten; der Goldarbeiter allein nimmt nur Geld, hält einen Laden und ist eben so oft Pfandleiher als Verkäufer. Die Stellung der übrigen Tagelöhner scheint ein Ueberrest alter Hörigkeit; die meisten setzen ihrer Kastenbezeichnung den Namen des Dorfes, der Kaste bei, denen sie dienen, führen diesen Beinamen aber fort, auch wenn sie den Wohnort wechselten. Der Volksmund bezeichnet solche Einwanderer als Bhumbhai, d. i. Bewider der Erde, und fragt man den Arbeiter selbst, wie er oder seine Vorfahren zur Ansiedelung im Dorfe kam, so giebt jeder zur Antwort: „Sie nahmen mich als Bruder auf." Das Gefühl der Hörigkeit spricht sich auch in den Gaben aus, welche diese hörigen Arbeiter am Dewalifeste dem Dorfvorsteher darbringen. Das Fest hat manches gemein mit unseren Kirchweihen (Kirmes); es fällt in den November, hat den Zweck, die Glücksgöttin günstig zu stimmen und wird wie bei uns mit einer gründlichen Reinigung und Erneuerung der Farbe der Häuser eingeleitet. An einem bestimmten Tage des über eine Woche sich erstreckenden Festes wird der Ort beleuchtet — Hauptstädte wie Bombay strahlen dann in Lichterglanze —, die Untergebenen bringen ihren Arbeitgebern und Vorgesetzten Glückwünsche dar, seine Bekannten bewirthet der Hausherr. An Hoftagen indischer Fürsten wie in den Häusern eingeborener Handelsherren werden den Europäern und ihren Damen Diners gegeben, bei denen in Tafelverzierung wie in Küche großer Glanz entfaltet ist.

Die Wanderstämme. Im Verhältnisse zur Gesammtbevölkerung beziffern diese Stämme mit 5 Proc. im Pandschab mehr als das Doppelte der Zahl in den westlichen Provinzen des indischen Kaiserreiches; zählt man die reinen Zigeuner dazu, so erhöht sich hier die Ziffer auf 7 Proc. Die Scheidelinie zwischen den beiden Gruppen ist von den Behörden dahin gezogen, daß die Jäger, Nomaden und die von Verbrechen lebenden Klassen den Wanderstämmen zugetheilt wurden, dagegen Seiltänzer, Gaukler, Bärentreiber, Wahrsager, Dämonenbanner und dergleichen als Zigeuner ausgeschieden sind. Beide Gruppen haben mit einander gemein, daß sie niemals im Laufe der Jahrtausende fremdes Blut in sich aufnahmen. Darin haben sie zwar Genossen in anderen indischen Volksgruppen, wenn diese auch gesellschaftlich höher stehen; dagegen haben die Wander- und Zigeunerstämme noch uralte religiöse Vorstellungen und Gebräuche bewahrt, auch enthält ihre Sprache viel Eigenartiges. Für den amtlichen Gebrauch stellte der Darogha oder Unterinspektor des Lahorer Centralgefängnisses ein Glossar fertig; ein anderer Beamter sammelte über die Sprache der über das ganze westliche Indien bis über Bombay hinab verbreiteten Gruppe der Ramasi (Ramotschi), deren Sprache die Lingua franca unter den indischen Wanderstämmen bildet, ein größeres Buch. Die Volkszählungsberichte bringen die Wanderstämme in drei große Gruppen. Die erste umfaßt Stämme von bestimmter Beschäftigung, aber wechselndem Wohnsitze; der zweiten Gruppe sind die Jäger und Fischervölker zugetheilt; die dritte Gruppe enthält die Verbrecherkasten.

Digitized by Google

Unter den Wanderstämmen beanspruchen ein besonderes Interesse die Beldar wegen der Versuche der Brahmanen, dieses noch heute unwürdige Volk, das sich schon nach seinem Aeußern niemals mit Ariern vermengte, als einen aus dem Hinduismus ausgeschiedenen Stamm darzustellen. Die Beldar sind Erdarbeiter. Zuweilen formen sie Ziegel aus Lehm oder helfen sie beim Aufbauen der Grundmauern an einem Hause mit. Ihre eigentliche Beschäftigung, aus welcher die angegebenen Handleistungen ausnahmslos hervortreten, sind Erdarbeiten, speciell Ausgraben von Teichen und Brunnen. Es wird im nordwestlichen Indien kaum einen größern Teich oder kunstvollen Tiefbrunnen geben, der nicht von Beldars hergestellt wurde. Bei solchen Arbeiten stellt sich einer der Ihrigen als Unternehmer an die Spitze; die Geschickteren unter ihnen sind Vorarbeiter; alle arbeiten mit sichtlichem Verständnisse für alle Zwischenfälle und vollenden die übernommene Aufgabe befriedigend und pünktlich. Bei solchen Fähigkeiten waren diese Leute den Brahmanen unentbehrlich zur Herstellung der zu den religiösen Waschungen erforderlichen Badeteiche. Es durfte aber doch nicht der Heiligkeit des Badeplatzes Abbruch thun, daß der Hersteller einem verachteten Stamme angehörte. Zur Beseitigung dieses Makels verknüpften die Brahmanen die Beldars mit der Geschichte des heiligen Sees Puschkar. Dieser See liegt 10 km westlich der Stadt Adschmir in Radschputana und ist jetzt mittels einer schmalspurigen Eisenbahn in den Verkehr gezogen. Der Gott Brahma, welcher der Religion der heutigen Hindus den Namen giebt, ist der Herr des Gebetes; es entspricht der Herrschaft der theologisirenden Opferpriester des indischen Alterthums, diese geistige Kraft des Gebetes als oberste persönliche Gottheit wie als Schöpfer der Welt hinzustellen, weil Brahman, das Gebet, als Maskulinum auch den Priester bezeichnet, den Brahmanen, der als Kenner des heiligen Wissens die Opfer richtig zu leiten versteht. Ein volksthümlicher Gott ist Brahma, der Schirmherr der stolzen Brahmanenkaste, niemals geworden; einen berühmten, von Wallfahrern stark benutzten Tempel hat er nur am Puschkarsee, und über die Entstehung dieses Wallfahrtsortes wird dem gläubigen Hindu folgende Legende geboten. Alle Insassen des Hindu-Götterthimmels hatten Tempel auf Erden, nur Brahma nicht; er war deshalb in Verlegenheit, wo er das Opfer verrichten könnte, denn es mußte unter Beachtung aller Vorschriften verrichtet werden, da davon Festhaltung der von den anderen Göttern bestrittenen Herrschaft Brahmas über diese wie die andere Welt abhing. Während Brahma nachdachte, wo er sich zum Opfer niederlassen solle, entfiel eine Lotosblüthe seiner Hand; sofort beschloß der Gott, sein Opfer da zu vollziehen, wo die Blume niederfalle. Auf die Erde gekommen, schnellte der Lotos zweimal wieder auf, ehe er in dem Boden stecken blieb; an den drei Stellen entquoll dem Boden Wasser, das Quellwasser sammelte sich zu einem See, weil eine vorgelagerte Sandbüne der Wüste den Ablauf der Wasser hinderte. Die Götter legten dem Opfer Brahmas mancherlei Schwierigkeiten in den Weg; er überwand alle und zeigte seine Wunderkraft an den in nen entstandenen See Badenden; sie erhielten nicht nur Jugendkraft und Schönheit wieder, sondern wurden auch von allen Sünden entlastet und in den Himmel als Halbgötter erhoben. Wegen dieser Wirkungen wurden die Badenden im Puschkarsee so zahlreich, daß der Himmel sich übervölkerte und Brahma deshwegen gezwungen war, die volle Wirkung des Bades auf die Zeit vom ersten Tage des achten Hindumonats bis zum Eintritte des Vollmondes einzuschränken. Zur Heranziehung der Pilger umgaben die Brahmanen im Laufe der Jahrhunderte den See mit zahlreichen Gebäuden; der See selbst wurde regelrecht ausgehoben und gefaßt, und diese Arbeiten verrichteten einzig und allein die Beldar. Ihre Vorarbeiter wurden zu Brahmanen erhoben und ist dies damit begründet, daß sie von einem Bhagirat abstammen oder einem Angehörigen des berühmten Königs, der den großen Gangesfluß zum Strömen brachte; dieser Bhagirat habe geschworen, um die Zahl der wohlthätigen Teiche zu mehren, niemals zweimal aus einem Teiche zu trinken; er habe mit den Seinen täglich einen andern Brunnen gegraben und durch ihre Beschäftigungen seien die Arbeiter um ihre Kaste gekommen. Wenn auch die Puschkarana genannten Brahmanen der Beldargruppe außerhalb der Provinz Radschputana geringes Ansehen genießen, so wurde die Legende und Rangerhöhung doch das Mittel, daß Brahmanen mit Beldars persönlich verkehren können. In ihren Lebensgewohnheiten sind die Beldaren echte Heimathlose; sie wohnen in Hütten aus Schilfrohr, nehmen als Nahrung alles, was essbar ist, kleiden sich anders als Hindu oder Muselmann und reden ihren besondern Dialekt.

Ein Jägervolk sind die Bavaria (Bowrie); sie jagen nicht mit Waffen, sondern legen im Baldbickicht Schlingen, verlappen dann die Zugänge zu dem mit Schlingen verlegten Distrikt und treiben dann das Wild in das Lappengehege; beim Austritt bleiben Antilopen, Zwergbirsche und Hasen in den Schlingen hängen und werden dann abgeschlachtet. Ebenso gerne wie der Jagd geben sich Bavaria dem Diebeshandwerke hin; vor größeren Einbrüchen bringen sie der Göttin Dewi blutige Thieropfer dar. Vielleicht sind die Bavaria gleich den Sansi, einem andern Diebsvolke, in die Verbrecherlaufbahn durch die hochmüthige Behandlung seitens der streng gläubigen Hindus getrieben worden; denn vor einer Generation lebten wenigstens die Sansi noch ehrbar von der Jagd, vom Wahrsagen und Uebernahme der niedersten Dienste.

Büttikofer's Bericht über Liberia.

II. Die Bevölkerung.

(Erste Hälfte.)

Hinsichtlich der Bevölkerung hat man natürlich die Autochthonen von den angesiedelten freien Negern zu trennen; beschäftigen wir uns zunächst mit den letzteren. Es war im Jahre 1816, als die nordamerikanische Kolonisationsgesellschaft errichtet wurde; der menschenfreundliche Zweck derselben war, der großen Anzahl frei gewordener

Digitized by Google

Neger, welche sich in den Vereinigten Staaten befand und keine passende Arbeit hatte, Gelegenheit zu geben, auf ihren heimischen Boden zurückzukehren. Man beschloß zu diesem Zwecke auf der Westküste eine Kolonie zu gründen, mit deren Errichtung viele den philantropischen Gedanken verbanden, durch den Einfluß der angesiedelten Neger für die Kultur der freien Neger im Innern wirksam zu sein.

Die ersten Kolonisten kamen 1820 nach der Pfefferküste, und trotz vieler anfänglichen Schwierigkeiten entwickelte sich die junge Kolonie, von der Union kräftig unterstützt, immer mehr; jeder Kolonist bekam freie Reise, ein Häuschen und ein Stück Land, immer weiter dehnte sich die Ansiedelung aus, bis sie endlich die ganze Küstenlinie von Sherbro bis Kap Palmas in Besitz genommen hatte; leider spielte bei den Verhandlungen mit den Eingeborenen der Branntwein eine große Rolle. Die Fürsten waren um so eher geneigt, ihr Gebiet zu verkaufen, als sie ihre Hoheitsrechte gegenüber ihren Unterthanen behielten. So lange die Republik unter der Leitung eines weißen Gouverneurs stand, machten sich manche Uebelstände nicht so sehr bemerkbar, als später der Fall war; die Blüthe des Landes nahm zu, Volksschulen wurden errichtet, 1862 eröffnete man sogar eine Universität mit ausschließlich schwarzen Professoren (seit dem Sommer 1883 zählt sie auch zwei weiße, amerikanische Mitglieder). 1847 glaubte man sich stark genug, auf eigenen Füßen zu stehen; man erklärte Liberia zu einer von der Union unabhängigen Republik, die auch bald von den europäischen Mächten, von Amerika jedoch erst 1857 anerkannt wurde; die Konstitution, welche im Allgemeinen nach amerikanischem Muster abgefaßt ist, enthält die Bestimmung, daß ein Weißer nie in Liberia Eigenthum besitzen oder ein Staatsamt bekleiden darf. Wenn die Republik sich auch anfänglich gut weiter entwickelte, so machte sich bald ein Rückschritt fühlbar, woran dem Grundsatze, die Weißen aus dem Lande zu halten, auch ein bedeutender Antheil zuzuschreiben ist; hat man doch denselben alle Häfen bis auf sechs verschlossen. Hierdurch wird der ganze Zwischenhandel zu einem Monopol des liberischen Handelsstandes, der die Eingeborenen aussaugt; der Handel selbst aber wird flau, da die letzteren wenig Neigung haben, dazu mitzuwirken, und natürlich nimmt auch das von demselben abhängige Einkommen des Staates ab. Der Handel nach der Mandingohochfläche ist aus demselben Grunde beinahe ganz aufgegeben worden, und das Land, welches reich sein könnte, verarmt immer mehr, wozu auch die vielen Guerillakriege zwischen den einzelnen Stämmen beitragen. Die Finanzen befinden sich in schlechtem Zustande; dazu kommt noch, daß bis 1886 die Schuld an England bezahlt sein muß; das Papiergeld, dessen Kurs bis zu Anfang der siebziger Jahre seinem Nennwerth entsprach, sank bis auf die Hälfte desselben. Wir können die Geschichte der Schuld und die Verwicklungen mit England und Deutschland füglich übergehen, doch schließen wir aus derartigen Vorgängen, daß die Regierung selbst zu schwach ist, die Ordnung im eigenen Lande zu erhalten; ebenso ungenügend ist ihr moralischer Einfluß. Wenn die christlichen Missionare und die Sendboten des Islam, welch letztere übrigens viel mehr Erfolg zu verzeichnen haben, nicht unter den Eingeborenen thätig wären, würde es noch trauriger aussehen. Bei Berührung der kirchlichen Zustände entwirft Büttikofer ein dunkles Bild von „Erweckungen" und ähnlichen Auswüchsen; dagegen zollt er dem Wenigen, was auf dem Gebiete des Unterrichts zu Stande gebracht ist, volle Anerkennung. Im Umgange sind die Liberianer angenehm und freundlich, wiewohl die Unterhaltung sich nur selten über die herkömmlichen Phrasen erhebt; doch versteckt sich hinter dem scheinbaren Wohlwollen eine Abneigung gegen die im Lande wohnenden Weißen. Die Sklaverei ist verboten, doch man nungeht das Gesetz, indem man sogenannte boys hält, welche entweder direkt von ihren Stammhäuptern gekauft oder Schulden halber in die Hände der Liberianer gekommen sind, die sich weit erhaben dünken über die „schmutzigen, stinkenden Buschneger", wie sie dieselben nennen.

Die Wohnungen der Kolonisten sind beinahe alle nach demselben Plan in Holz erbaut und mit Kalk geweißt, letzteres zum Schutz gegen Sonnenstrahlen, Wind und Wetter. Nur in den Bevölkerungscentren, sowie auf den blühendsten Plantagen, findet man steinerne, mit Dachziegeln oder Zink gedeckte Häuser; dieselben stehen nicht direkt auf dem Boden, sondern auf Pfählen oder steinernen Pfeilern 2 bis 6 Fuß über der Erde. Es ist dies eine aus Gesundheitsrücksichten sehr zu lobende Anordnung, wodurch es selbst in der Regenzeit möglich ist, die Häuser trocken zu erhalten und besser gegen die Angriffe der Termiten zu schützen. Auf acht bis zwölf solcher Pfosten ruht das ganze Gebäude. Das Parterre besteht aus einem Wohnzimmer, einigen Schlafzimmern und verschiedenen Vorrathskammern; an der Vorderseite ist die sogenannte Piazza angebracht, ein überdeckter, freier Platz, wo sich ein paar Strohsessel und Hängematten befinden, welche anderen, daß dieser Raum sowohl bei Tage als während der kühleren Abendstunden mit Vorliebe aufgesucht wird. Die Küche, gewöhnlich ein besonderes, kleines Gebäude, steht hinter dem Hause; der Feuerherd, der sich auf dem Boden befindet, wird durch einige Stein- oder Holzblöcke gebildet, die das Feuer einschließen und den Topf tragen. Das Haus mit Nebengebäuden und dem Grundstück, auf dem alles steht, ist häufig durch eine Umzäunung abgeschlossen. Die Bretter, welche die Wände der Häuser bilden, liegen wie Schuppen über einander; das Dach ist ganz aus Holzkonstruktion gebildet; Thür- und Fensteröffnungen sind schlecht bearbeitet und schlecht verschlossen; Glasfenster sind mit wenigen Ausnahmen nicht gebräuchlich. Ebenso vermeidet man gewöhnlich innere Wände anzubringen, theils um den freien Luftzug zu befördern, theils des Ungeziefers wegen. Die Möblirung der Häuser ist im Allgemeinen sehr einfach; einige geflochtene Stühle, ein roh bearbeiteter Tisch, einige Kasten und Schöffer, einige breite Bettstellen mit sehr harten Betten — weiche sind zu warm —, werden für genügend gehalten; womöglich fügt man noch einen Schaukelstuhl für die Hausfrau, einen Spiegel zweifelhafter Güte und einige dem Spiegel entsprechende Bilder hinzu. Selten nur begegnet man einer Wanduhr, die in diesem Lande aus verschiedenen Gründen entbehrlich ist. Natürlich findet man in größeren Orten, wie in Monrovia, auch mehr Luxus.

Das wichtigste Nahrungsmittel ist der Reis, welcher nach Art der Eingeborenen bereitet wird, d. h. er wird gekocht, ausgedämpft und mit etwas frischem oder gekochtem Palmöl übergossen. Brot wird als ziemlich überflüssig betrachtet. Dazu werden häufig Bataatenblätter, in Oel gekocht und mit Fisch vermengt, als Nebengericht gegessen; anstatt Reis genießt die ärmere Bevölkerung häufig Kassaven und Bataten. Außer in Monrovia und anderen Küstenplätzen kommt kein Rindvieh vor, auch Schafe und Ziegen sind selten, daher sieht man wenig Fleisch und Milch auf dem Tische; das Fleisch der Schweine, welche in halb wildem Zustande umherlaufen, wird für zu ungesund gehalten. Gejuchter ist das Fleisch der Antilopen und wilden Schweine und mancher anderen Thiere, da der Liberier in dieser Beziehung ganz vorurtheilsfrei ist; Hühner und ihre Eier sind selten; zu gewissen Jahreszeiten

Digitized by Google

werden viele Schildkröteneier verbraucht. Wenn man von den Nahrungsmitteln spricht, darf man namentlich die herrlichen Früchte nicht vergessen. Als Getränk dient Kaffee, der gewöhnlich schwarz mit oder ohne Zucker getrunken wird, dazu kommen noch Ingwerbier, Palmwein, importierter Rum und Branntwein. Im Ganzen kann man sagen, daß die Nahrung des gewöhnlichen Liberiers ziemlich schlecht ist. Aehnlich ist es mit der Kleidung. Die Männer tragen Beinkleider, Rock und Weste von blauem Baumwollenzeug oder auch alte, abgelegte Kleider, die sie an Bord der Postdampfer erhandeln; den Kopf bedecken sie mit einem Stroh- oder Filzhut. Zu Hause und bei der Arbeit laufen sie meistens barfuß, auch die Frauen verwenden an gewöhnlichen Tagen wenig Sorgfalt auf ihre Kleidung und zeichnen sich namentlich durch große Unsauberkeit aus, aber an Sonn- und Festtagen ist dies ganz anders; alle, Männer und Frauen, suchen die besten, farbenprächtigsten Gewänder hervor und übertreffen in ihrer Kleidung nicht nur die Eingeborenen, sondern auch die Nachbarn in Sierra Leona. Trotz der sehr günstigen Verhältnisse wird der Boden nicht so bebaut, wie es geschehen könnte; Reis und Tabak, für welche jetzt jährlich viel Geld ausgegeben wird, wären die Liberier sehr gut im Stande selbst zu ziehen. Die Kultur von Kaffee und Zucker bildet die wichtigste Erwerbsquelle, doch wird dieselbe nur nachlässig betrieben; im Allgemeinen ist das Urtheil über die Bewohner, was ihren Sinn für Sparsamkeit, ihre Sorge für die Zukunft betrifft, ein sehr ungünstiges. An der Küste hat man weder Pferde noch Esel, wiewohl es viele der ersteren auf der Mandingosläche giebt; man begnügt sich mit einigen wenigen, mageren Kühen. Futtermangel ist allerdings die direkte Veranlassung, doch wäre hier Abhilfe zu finden. Dieser Mangel an Thätigkeit, an Arbeitslust zeigt sich auch auf den Märkten; das Bild derselben steht z. B. dem in Freetown (Sierra Leona) gebotenen sehr nach.

Der Handel ist eigentlich nur ein Tauschhandel mit Landesprodukten gegen importirte Artikel, so daß im Allgemeinen wenig baares Geld im Umlauf ist. Ein amerikanisches, ein deutsches (Woermann) und ein holländisches Haus haben denselben beinahe ausschließlich in Händen; die zuletzt genannten Häuser besitzen in jedem der geöffneten Häfen eine Niederlassung. Zwei englische Gesellschaften besorgen den Postdienst; wenn die Boote anlegen, entwickelt sich an Bord auch noch ein recht lebhafter Kleinhandel. Als Ausfuhrprodukte wären zu nennen: Palmöl, Kautschuk, Rothholz als Waldprodukte und, wie schon erwähnt, Kaffee und Zucker, außerdem kleine Quantitäten von Ingwer, Erdnüsse, etwas Elfenbein, aber keine Thierhäute und auch keine lebendigen Thiere, mit denen in den südlicher gelegenen Gegenden ein lebhafter Handel getrieben wird. Importirt werden: Lebensmittel, Spirituosen, Kleider, Hausrath und Galanteriewaaren, Bilder, Waffen, die allerdings oft für den, der sie gebraucht, am gefährlichsten werden.

Liberia, welches seit 1879 Mitglied des Weltpostvereins ist, unterhält auch diplomatische Beziehungen, besonders mit Amerika, welches sich in Monrovia durch einen Minister-residenten und einen Generalkonsul vertreten läßt; Deutschland und Holland haben Konsulate (an der Spitze derselben stehen die Vertreter der betreffenden Firmen), ebenso Dänemark und Belgien, welche Einheimische mit diesem Amte betraut haben.

Nach dem Vorhergehenden brauchen wir das Endurtheil Büttikofer's über die Republik kaum noch anzuführen. Er sagt, daß er mit voller Unparteilichkeit geurtheilt habe, und doch meint er, er habe vielleicht die Zustände allzu schwarz geschildert. Die Wurzel des Uebels liegt seiner Ansicht nach darin, daß der Staat sich zu früh von der schützenden Hand Nordamerikas losgelöst hat, und daß die große Menge nicht im Stande ist, die Fragen der Zukunft ins Auge zu fassen; auf den Enthusiasmus ist die Lethargie gefolgt. In einer seiner Abhandlung angehängten Nachschrift kommt Büttikofer noch einmal auf diesen Punkt zurück, worin er durch einen in „Petermann's Mittheilungen" (1883, S. 366) veröffentlichten Aufsatz von St. v. Nogozinsky veranlaßt wurde. Er glaubt allerdings, daß dieser Reisende das Land von der besten Seite kennen gelernt habe, da ein Senator Travis sein Cicerone gewesen sei, trotzdem glaubt er in den Ansichten v. Nogozinsky's einen Optimismus zu erkennen, den er gerne theilen möchte, zu dem er sich jedoch nicht bekennen kann; auch in Bezug auf einige untergeordnete Punkte glaubt er ihm widersprechen zu müssen.

Die Eingeborenen sind von den Kolonisten sehr verschieden, doch zeigen sie in Folge der Vermengung der verschiedenen Rassen auch kein ganz reines Gepräge mehr, wiewohl sie, insofern sie kein amerikanisches Blut aufgenommen haben, wenigstens echte unverfälschte Neger der Pfefferküste sind. Im Allgemeinen sind sie gesund, groß, kräftig; alle, selbst die Mulatten von Liberia, haben kleine Hände und Finger, welche auffallen, als ob sie eingeschrumpft wären; die Gesichts- und Schädelform stehen über dem allgemein angenommenen Negertypus. Büttikofer eröffnet seine Beschreibung, die wir gleich folgen lassen, mit einer Bemerkung, deren Wahrheit sich jetzt immer mehr Bahn bricht; er sagt nämlich: „Der Ausdruck des Gesichts weist auf große individuelle Verschiedenheit, in ihrer Art nicht viel geringer als bei Europäern, und nur der Mangel an Uebung ist Schuld, daß wir die Neger anfänglich so schwer von einander unterscheiden können. Später, wenn das Auge sich an die neuen Formen gewöhnt hat, findet man den Unterschied der verschiedenen Individuen sehr leicht." Es ist demgemäß auch nicht leicht, einen allgemeinen Typus aufzustellen. Alle haben einen ziemlich stark dolichocephalen Schädel, doch tritt der Prognathismus viel weniger hervor, als man nach den gewöhnlichen Beschreibungen erwarten sollte; ebenfowenig springen die Wangenbeine weit vor, doch wird der Schädel nach oben bedeutend schmäler, die Stirn ist schmal und hervortretend. Die Nase ist an der Basis ziemlich breit, die Nasenflügel öffnen sich weit und die ganze Nase ist „mäßstetisch", doch bei weitem nicht so sehr, wie Büttikofer dies bei den Kongonegern gesehen hat. Ihre Spitze ist nur selten nach oben, häufig nach unten gerichtet, so daß man eher, sofern dies bei einer Negernase möglich ist, an eine Habichtsnase zu denken hat. Die Lippen sind nicht so dick und aufgeworfen, wie man in der Regel annimmt, bei einzelnen selbst dünn. Das Gesicht hat eine ziemlich volle ovale Form und wird bei dem Lachen selten bis zum Grinsen verzerrt, die größte Breite hat es über den Wangenbeinen, während es nach oben und unten gleichmäßig abnimmt. Eine Zierde für das Gesicht sind die weißen, gesunden Zähne, welche durch eisriges Ausspülen des Mundes rein erhalten und mit einem Stückchen weichen Holzes oft geputzt werden. Die Gewohnheit, die Zähne zu feilen oder die mittelsten Schneidezähne auszuziehen, ist hier so gut wie unbekannt. Die dunkelbraunen Augen treten voll tropischer Gluth hinter den langen Wimpern hervor; wenn man sich einmal an den Anblick gewöhnt hat, kann man auch schöne Neger unter ihnen finden. Die Hautfarbe ist hell- oder dunkelbronzefarbig; hierdurch unterscheiden sie sich auf den ersten Blick von den Kolonisten, bei denen alle möglichen Farbentöne, bis zum Ebenholzschwarz, vertreten sind. Alle Gelenke sind auffallend dunkler als der übrige Körper ge-

Digitized by Google

färbt. Die Negerkinder sind bei der Geburt ziemlich hell, eigentlich röthlich weiß, werden nach einigen Tagen dunkler und haben in wenigen Wochen die natürliche Farbe ihres Stammes bekommen. Albinos kommen unter Kindern häufig vor, einen erwachsenen Albino dagegen hat Büttikofer nie gesehen. Die Haut ist gewöhnlich kalt und feucht, weich wie Sammet; sie ist schwammiger als die des Weißen und sondert eine stark riechende Fettsäure ab. Einen einzigen aber interessanten Fall von Elephantiasis hat Büttikofer bei ihnen beobachtet. Der Neger ist sehr empfindlich gegen die Kälte und die Feuchtigkeit, er hat daher bei Nacht immer Feuer in der Hütte; unempfindlich scheint er gegen die Hitze, wenn der Schweiß an seinem Körper herunterströmt, erwacht in ihm erst das Leben, und unter lautem Lärm und Geschrei verdoppelt er seine Anstrengungen; ist er einmal aus seiner Trägheit aufgerüttelt, so kann er eine erstaunliche Arbeit verrichten. Lungen und Magen sind stark, namentlich letzterer entwickelt eine Leistungsfähigkeit in der Verarbeitung von Fetten und Spirituosen, die an Eskimos erinnert. Fleisch, welches er mit großer Gier, in welcher Gestalt er es auch erreichen kann, genießt, scheint ihm Bedürfniß. Wie so viele Naturvölker suchen sie den Kleidermangel durch allerlei Verzierungen, die sie am Körper selbst anbringen, zu ersetzen. Tatuirungen in Form von Perlschnüren den Rücken entlang, zuweilen mit Indigo oder Kohle blau oder schwarz gefärbt, die Kennzeichen des Stammes auf Gesicht oder Armen eingegraben, sind ein gewöhnlicher Schmuck. Auch wird das Gesicht, wohl auch der ganze Körper mit weißem oder gelbem Lehm bemalt. Eine wohlriechende, aus Palmöl bereitete Pomade dient, um die Haut geschmeidig zu erhalten. Gewöhnlich tragen sie das Haar kurz ohne einige Frisur, manchmal aber suchen sie durch Flechten die Eigenthümlichkeiten desselben zu besiegen, Frauen namentlich sind einander dabei behilflich, und einen eigenthümlichen Anblick bietet es, wenn ihrer 20 bis 30 im Kreise sitzen und jede das Haar der vor ihr Sitzenden ordnet, wobei dann gleichzeitig eine Jagd beginnt, deren Ausbeute ihren Weg zwischen die Zähne der Jägerinnen findet. Die Männer rasiren sich manchmal den Schädel ganz glatt oder benutzen ihren üppigen Haarwuchs, um mittels des Rasirmessers auf ihrem Kopfe die wunderbarsten Figuren hervorzubringen.

Brasilianische Kirchenfeste.

Von **Oscar Canstatt.**

Der Pessimist ist dazu geneigt, die Zeitkrankheit einer allgemeinen Rastlosigkeit, einer inneren Zerrissenheit, eines Unbefriedigtseins mit dem irdischen Dasein, mit einem Worte, seinen Weltschmerz der ganzen heutigen Menschheit anzudichten; in den tropischen Ländern indessen habe ich für meinen Theil wenigstens nicht viel von jener geistigen Modeströmung entdecken können. Die allerdings ziemlich oberflächliche religiöse Ueberzeugung hat vielmehr — wenn wir von den eingeborenen heidnischen Naturkindern ganz absehen — gerade fern von der europäischen Kultur und Civilisation weit mehr Wurzel geschlagen als bei uns, und läßt so leicht keine ungesunde philosophische Richtung aufkommen. Man ist im Allgemeinen, in Folge der klimatischen Einflüsse, denen sich niemand zu entziehen vermag, auch viel zu apathisch gestimmt, um sich häufiger momentanen tiefsinnigen Grübeleien hinzugeben oder zweifelnd an den Grundvesten des christlichen Glaubens zu rütteln. Und selbst jene, welchen die religiösen Ansichten des christlichen Kultus und die transscendentalen Vorstellungen der civilisirten Welt nicht genügen, sind weit davon entfernt, um jeden Preis den Geschichtsreis ihrer naiven Umgebung unter südlichen Himmelsstrichen zu erweitern.

So ist es denn ganz erklärlich, daß z. B. in Brasilien die Ausübung der Religion heutigentages noch mit der Aufklärung unseres Jahrhunderts im grellsten Widerspruche steht und mehr an die mittelalterliche Christenheit erinnert. Dem inferioren Bildungsgrad der brasilianischen Geistlichkeit entsprechend, ist eben der Schwerpunkt des gesammten katholischen Gottesdienstes — der katholische Glaube ist ja bekanntlich in Brasilien zur Staatsreligion erhoben — lediglich auf Aeußerlichkeiten verlegt. Ist daher in anderen katholischen Ländern die Zahl der Kirchenfeste schon beträchtlich, so giebt es deren in Brasilien bald so viele, als Tage im Jahre sind. Die Feier derselben dient dem Volke vielfach aber auch zur einzigen Ergötzlichkeit und Erbauung während eines oft entsetzlich nüchternen Daseins, dem Priesterthum dagegen zur zeitweisen Hebung seines nur allzuhäufig aus leichtbegreiflichen Ursachen gesunkenen moralischen Einflusses. So unbedeutend beobachtet auch im Allgemeinen das kirchliche Einkommen in Brasilien ist und so gering die Mittel sind, über welche der dortige Klerus im Gegensatz zu der Geistlichkeit im spanischen Amerika zu verfügen hat, so wird an den Kirchenfesten doch mit nichten gespart. Die Geistlichkeit der verschiedenen Gottesthäler bietet vielmehr alles an Gepränge auf, die Andächtigen wie die Schaulustigen herbeizuziehen. Unter den Festtagen selbst wird ein großer Unterschied gemacht, indem man sie in zwei Klassen theilt: in die großen Feiertage, Dias santas da Guarda, und in die kleinen Feiertage, Dias santas de Remissão. Erstere werden beinahe alle mit großer Gala und Handlung bei Hofe gefeiert.

Am besten läßt sich das kirchliche Leben in der brasilianischen Residenz, zu Rio de Janeiro, selbst beobachten, wo so leicht kein Heiliger ignorirt und ein Eifer im Kirchenbesuch, namentlich an den höheren Festtagen, entwickelt wird, wie er kaum in Rom zu finden ist.

Zuerst ruft ein betäubender Lärm der Glocken zur Kirche. Dieselben werden nur in wenigen Kirchen nämlich durch Stricke in Bewegung gesetzt, meist begeben sich ein paar Neger auf das Kirchendach und bearbeiten dort die Glocken mit eisernen Hämmern nach eigener afrikanischer Phantasie. Vor dem Eingange der Kirche lärmt dazu die türkische Musik einer schwarzen Bande, und endlich sind Vorrichtungen getroffen, im Augenblicke der Wandlung eine Menge Raketen auf einmal steigen zu lassen, welche mit hundertfältigem Getratter beim blendendsten Sonnenschein in der Luft zerfrieden. Ist der gefeierte Heilige gar von Rang, so donnern noch die Kanonen des Kastells zu seiner Verherrlichung.

Vor allem zeichnet sich an solchen Tagen die faiser-

Digitized by Google

liche Kapelle durch religiösen Pomp aus. Der Kaiser sitzt dann auf einem prächtigen Throne zur Seite des Hochaltars, neben ihm, doch etwas tiefer, der Bischof, ihm gegenüber die Kanoniker der Hofkirche. In der Mitte der Kirche befinden sich die Hofchargen, der Senat und die Ritter des Christusordens, in einer besondern Loge endlich die Kaiserin mit ihren Kindern in Begleitung einiger Hofdamen. Bei den Mysterien der Messe salutieren die Forts und die vor dem Portal postierten Truppen geben drei Salven, dann betritt der Hof-Kanonikus die Kanzel und hält eine kurze Predigt.

Zum alltäglichen Volksfeste gestaltet sich das abendliche Ave Maria in den Kirchen Rio de Janeiros. Sobald die Dunkelheit eintritt, werden Holzhaufen und Theertonnen vor der Kirche aufgerichtet und mit Beginn des Gottesdienstes angezündet. Ein langer Zug vorantretender Knaben und Kirchendiener in ärmellosen, rothen Talaren verkündet jedesmal die Ankunft der prächtig gekleideten Priester, welche in der mittlerweile von Andächtigen gefüllten Kirche vom Chore herab mit rauschender Musik und lebhaftem Gesang begrüßt werden.

Mit besonderm Prachtaufwande, mehr noch als an dem allerwärts in katholischen Ländern so feierlich begangenen Frohnleichnamsfest, wird das von der Königin Carlotta von Portugal seiner Zeit gestiftete und vom Papste bestätigte Herz-Jesu-Fest, Festa do coracao do Jesú, gefeiert. Kein Staats- oder Hofbeidienstleter darf bei strenger Ahndung der bei dieser Gelegenheit stattfindenden Procession fern bleiben. Sämmtliche Bruderschaften der Stadt eröffnen den Zug mit ihren Fahnen, die Kinder der Aristokratie umgeben, als Engel in große Reifröcke gekleidet, die Haare gepudert, das Gesicht weiß und roth geschminkt, das Allerheiligste und der Kaiser selbst trägt mit den höchsten Beamten den Baldachin über dem Hochwürdigsten. Die ganze Garnison bildet unterdessen in den Straßen, durch welche sich die Procession bewegt, Spalier, um bei dem Erscheinen der Monstranz auf die Knie zu fallen und die Bajonette zur Erde zu senken, während die Forts und die Kriegsschiffe im Hafen wieder mit donnerndem Getöse salutieren.

Unter den Heiligen wird der Schutzpatron des Reiches, der heilige Georg, und der heilige Antonius als Generalissimus von Portugal am höchsten verehrt. Ersterer wird an seinem Namenstage in großer Procession von der Festung Conceſsão abgeholt, in voller Rüstung auf ein Pferd befestigt und von einer berittenen, aus Negern bestehenden Musikbande im Triumphe durch die Stadt geführt.

Dem heiligen Antonius, welchen die Brasilianer sehr häufig anzurufen pflegen, wenn sie eine verlorene Sache wiederfinden möchten, wird der Tribut kirchlicher Verehrung namentlich mittels der unmäßigsten Verschwendung von Pulver und Feuerwerk gezollt.

Eigenartiger ist die alljährliche Begehung des Festes der heiligen Anna auf der Praça d'acclamação. Dort nämlich steht die St. Annenkirche, vor deren Thor am Namenstage der Patronin ein festlich geschmückter, schön beleuchteter Triumphbogen aufgerichtet ist, zu dessen beiden Seiten sich Tribünensitze für die angesehensten Mitglieder der Bruderschaften befinden. Auf einem abgesonderten Platze, zu dem einige Stufen hinaufführen, ist ein Thron errichtet, auf dem ein mit Krone und Scepter geschmückter Knabe sitzt. Gepuzte Kinder gleichen Alters umgeben den kleinen gekrönten Kameraden und schauen mit nicht geringer Würde drein. Vor dieser Gruppe sind eine Menge großer Körbe aufgestapelt, welche durchweg Geschenke von frommen Gläubigen, besonders von den Trägerinnen des Namens Anna, in der Gestalt von Brot, Früchten, Hühnern, Schweinchen und sonstigen Viktualien enthalten, welche an den Meistbietenden versteigert werden. Ein Kirchendiener übernimmt meist die Rolle des Auktionators, indem er den Werth seiner Waare auf nicht eben zarte Weise, aber oft genug mit durchschlagendem Witze anpreist. Viele betrachten es als eine Ehrensache, die Gegenstände nach Möglichkeit im Preise hinaufzutreiben, da der Erlös zu wohlthätigen Zwecken bestimmt ist. So ist es denn gar nichts Seltenes, daß am St. Annenfest ein altes zähes Huhn mit 10 und 20 Mark lachend bezahlt wird.

Eine nicht übele Schilderung von dem St. Annenfeste finde ich in einem ältern Reiſewerk von Beech.

„Gegen 5 Uhr Nachmittags“ heißt es da, „hatten sich wohl gegen 50 000 Menschen auf dem Akklamationsplatze versammelt, welcher in wenigen Augenblicken in ein großes Lager verwandelt wurde. Menschen, die sich vielleicht das ganze Jahr hindurch nicht mehr gesehen hatten, begegneten sich hier; befreundete Familien vereinigten sich und ließen sich auf die mitgebrachten Strohmatten (Esteren) nieder; andere lagerten sich auf dem Rasen oder suchten ihre Bekannten auf. Viele sahen den Vorbereitungen zu einem Feuerwerke zu, andere wurden durch den Klang einer Viola herbeigelockt, die sie mit ihrem Gesange begleiteten, oder vereinigten sich zu einem Nationaltanze, welchen sie zur großen Zufriedenheit der zahlreichen Zuschauer ausführten. Schmucke, gut gekleidete Negerinnen (Quitandeiras) drängten sich, mit der ihnen eigenen Gewandtheit, durch die Menge, jedermann Süßigkeiten und Erfrischungen anbietend; andere hatten sich in unübersehbaren Reihen gelagert und riefen den Vorübergehenden zu, von den herrlichen Früchten und von dem Doce zu kaufen, welche sie in vorzüglicher Auswahl auf reinlichen Strohmatten ausgebreitet und mit einer Menge Wachslichter umgeben hatten.

Festlich gekleidete Sklaven trugen von allen Seiten Erfrischungen für ihre Gebieter herbei, von welchen manche, wahrscheinlich um mit ihren Reichthümern zu prahlen, ihre in einem großen Kreise gelagerten Freunde mit einem überreichlichen Abendessen, das in großen silbernen Schüsseln aufgetragen wurde, bewirteten. Menschen von allen Farben und der verschiedenartigsten Abstammung waren nebenbei Theilnehmer dieser außergewöhnlichen Volksansammlung.

Das schöne Geschlecht benutzte ohne Zurückhaltung die ihm so selten gestattete Freiheit, sich ungezwungen in männlicher Gesellschaft zu bewegen, und selbst der ernste phlegmatische Portugiese entäußerte sich für den Augenblick seiner gewohnten Grandezza.

Indessen hatte die Nacht sich in tropischer Sternenpracht über die Gegend gelagert; alles sah mit Ungeduld dem Beginn des Feuerwerks entgegen, dessen Anfang endlich Kanonenschüsse verkündeten. Gleich darauf stieg eine Girandole von Raketen in die Luft, um hoch über den Häuptern der Menge knallend zu explodiren. Sie gaben das Zeichen zu dem allgemeinen weithin hallenden Rufe: „Viva a santa Anna!“ Dann begann das eigentliche Feuerwerk, welches mit Ausnahme der leuchtend emporsteigenden Raketen eben, wie bei allen derartigen Gelegenheiten hier zu Lande, nicht viel zu bedeuten hatte. Zwei Feuer und Flamme speiende, mit einander kämpfende Tiger bildeten den Schluß des Schauspiels und ernteten von all den pyrotechnischen Kunststückchen den meisten Beifall. Dann begab sich das Volk höchst vergnügt, wenn auch nicht in großer religiöser Erbauung, nach Hause.“

Mit gleichem Glanze pflegt man das Pfingstfest (Feita do espirito santo) auszustatten, dem ich in Südbrasilien

Digitized by Google

wiederholt beizuwohnen Gelegenheit hatte. Es ist dies überdies der Firmungstermin, wodurch das Interesse an jenem Feierstage sich von selbst nicht unwesentlich steigert. Die eingetroffenen jungen Leutchen werden von den kirchlichen Bediensteten an diesem Tage zu der Procession besonders inmitten eines von Rohrstäben gebildeten Viereckes geleitet.

Sehr reich an kirchlichen Festen ist die Charwoche und der Vorbereitungen zu diesen beschäftigen die Geistlichkeit und Bevölkerung in gleichem Maße oft schon viele Wochen im Voraus. Die wohlhabendsten Familien drängen sich zu der Ehre, ihre Kinder bei der stattfindenden Procession als Engel, denen selbst die Flügel nicht fehlen dürfen, figuriren zu lassen. Dom Pedro II. selbst und seine Minister kann man bei dieser Gelegenheit ein großes Christusbild von einer zur andern Kirche tragen sehen, obwohl die kostbare Bürde keineswegs leicht sein soll.

Wie in unseren europäischen katholischen Städten beginnt die Osterwoche mit dem Besuche der Gräber, welche durch die Ausschmückung mit den herrlichsten tropischen Gewächsen oft einen überraschend schönen Anblick gewähren. Die Fußwaschung wurde von dem obersten Bischof in der Regel zu Rio in der Igreja da Candelaria vorgenommen. Eine feierliche Procession stellt endlich die Beerdigung Christi vor. Sie geht herzbrechenswaßen erst um 10 Uhr Abends von einer der Hauptkirchen aus, zieht durch den größten Theil der Stadt und dient, wie man sich denken kann, nicht gerade als Förderungsmittel der öffentlichen Sittlichkeit. Außer den mit den grellsten Farben bemalten, die Leiden Christi vorstellenden Bildhauerarbeiten, welche als Stationsbilder von Ordensgeistlichen hierbei einhergetragen werden, pflegt man dem Zuge noch allen erdenklichen sonstigen Mummenschanz beizugeben. Sehr beliebt ist zum Beispiel die Anreihung einer Abtheilung römischer Krieger, die in brasilianischem Geschmacke aufgeputzt, in ihren pappendeckelnen Harnischen mit Röthel und Kienruß angemalt mehr zum Lachen reizen, wie einer kirchlichen Procession zur würdigen Zier gereichen.

Am volksthümlichsten und lärmendsten ist der Tag des Auferstehungsfestes in Brasilien. Jung und Alt, Arm und Reich freut sich von einem Jahre zum andern, wenn der Erzverräther, der Apostel Judas, in effigie mißhandelt und verbrannt wird.

Wer es nur immer vermag, verfertigt eine, nicht selten lebenden, bekannten und unbeliebten Personen ähnliche Gestalt, kleidet sie nach eigener Phantasie, hängt sie am Halse an einer Straßenecke oder über seiner Hausthüre auf und befestigt ein Säckchen mit Pulver an irgend einem Theile der Maske, um es zur rechten Zeit anzuzünden.

Mühsame und sehr kostspielige Anstalten werden zugleich von der wohlhabenden Kaufmannschaft, meistens Portugiesen, getroffen, welche unter sich namhafte Beträge sammeln, um die Auferstehung Christi mit möglichst großem Prunk und Geräusch zu feiern. Gewinde von Laubwerk, an welchem große Töpfe von ungebrannter Erde hängen, schlingen sich auf ihr Anthun von Haus zu Haus; in der Mitte der Straße aber ist ein Gerüst aufgerichtet, auf dessen höchstem Punkte der Satan in eigener Person thront. Seinen Leib umgeben Raketen vom stärksten Kaliber, und unter ihm schwebt Judas im reichsten orientalischen Gewande von einer Tache des Teufels festgehalten.

Masken zu Fuß und zu Pferde belustigen bis zum entscheidenden Augenblicke, dem alles erwartungsvoll entgegensieht, das Publicum. Kaum aber ist der letzte Schlag der Uhr verhallt, welche die Mittagsstunde verkündete, kaum werden alle Glocken der Stadt geläutet und gehämmert, gleichviel, ob das oft gesprungene Metall auch längst schon keinen Klang mehr giebt. Die Salven der Hafenforts donnern mit entsetzlichem Getöse dazwischen, Raketen schwirren knatternd durch die Lüfte und fallen da oder dort, wohl zuweilen noch glühend, einer dekolletirten schwarzen Schönen in den Nacken. Der Teufel führt Judas unter fürchterlichstem Gepraffel empor, ihm folgen die übrigen Puppen und bald sind die Straßen allerwärts mit den zerrissenen Gliedern derselben bedeckt. Dieses Augenblickes längst gewärtig, stürzen sich Neger unter dem Rufe: „Halleluja!“ auf die Reste des Judas und schleifen diese, von den Bewohnern zur größten Ausgelassenheit fort und fort ermuntert, jubelnd durch die Straßen. Andere bemächtigen sich der Töpfe an den Blumengehängen und zerschlagen diese, um den Inhalt zu theilen. Gewöhnlich besteht derselbe aus Früchten, Tauben und dergleichen, zuweilen aber sehen sich die Veranstaltigen durch Ratten und Mäuse getäuscht. — Kurzum, der Spektakel des Auferstehungsfestes in Brasilien ist einzig in seiner Art. Die Beimischung von rohen Späßen und Belustigungen fehlt den kirchlichen Festlichkeiten überhaupt nur selten. Selbst die Kirchenmusik ist in diesem Lande jeder Würde und Erhebung bar. Oft genug kann man sogar in den Gotteshäusern eine lustige Polka spielen hören, mit der die unherirrenden Gläubigen nicht minder zufrieden scheinen, wie andere mit einem Choral.

Bei diesem Hange zur Ausgelassenheit ist es auffällig genug, daß die brasilianischen Katholiken einen Fasching nach unseren Begriffen eigentlich nicht kennen. Erst in neuester Zeit werden, namentlich dort, wo sich fremdländischer Einfluß stärker geltend macht, Maskenaufzüge veranstaltet. Der landesübliche Scherz zur Fastenzeit (Tempo do entrudo) besteht sonst nur in dem Brauche, am Faschingstage sich gegenseitig bis auf die Haut zu durchnässen. Wer sich auf dem Balkon eines Hauses oder in den Straßen blicken läßt, wird alsbald ein Gegenstand des allgemeinen Angriffes; Kugeln von feinem Wachse, mit wohlriechendem oder gewöhnlichem Wasser gefüllt, treffen ihn zu Hunderten, bis er in einem Hause Schutz vor seinen Verfolgern und Gelegenheit findet, sich zu verändern. Kein Ansehen der Person gilt an diesem Tage und selbst die Mitglieder der kaiserlichen Familie finden bei den Schönen Riss keinen Pardon, wenn sie denselben gerade in den Wurf kommen. Von rohen Personen wird wohl zuweilen auch zu Wachskugeln gegriffen, deren Inhalt in nichts weniger als Parfüm, sondern oft gar in purem Scheidewasser bestehen soll. Welche Perspektiven eröffneten sich da unseren europäischen Feuern, Kommunarden, Anarchisten, Socialisten und Nihilisten, wenn es eine sociale Frage im Sinne derselben überhaupt in Brasilien gäbe. Dieselbe vom Lande fern zu halten, trugen am Ende zum Theil auch die oben geschilderten Kirchenfeste bei. Sie liefern zwar kein Brot an die Bedürftigen, aber desto häufiger die Circenses!

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In seinem Wanderbuche „Unterwegs“ (Wien, H. Engel) hat Johannes Nordmann 29 kürzere Aufsätze über Wanderungen in den österreichischen und italienischen Alpenländern und einen Ausflug nach England aus den letzten zwölf Jahren gesammelt, welche nicht nur in ihrer gemüthvollen, anfprechenden Art recht lesenswerth erscheinen, sondern auch Wanderlustige auf manchen entzückenden Punkt im weiten Alpengebiete hinweisen können.

— Der Albufera-See bei Valencia. D. Juan Vilanova nennt ihn einen Küstensee von 8500 ha Oberfläche; er steht mit dem Meere durch den Kanal Perelló in Verbindung. Die Landzunge, welche die Wässer der Lagune von jenen des Balearenbeckens trennt, ist sandigen Bodens, aber mit Wald bedeckt. Ihre Länge beträgt 14 km, die Breite ca. 1400 m. Der Spiegel des Sees liegt höher als die Fläche des Mittelmeeres, die Tiefe seines Wassers beträgt bei normalem Vorhältnissen 1 m nahe dem Ufer, 4 bis 5 m in der Mitte des Sees. Beim niedrigsten Wasserstande hängt jene schon angeführte Landzunge, welche „Dehesa“ genannt wird, mit der Insel Palmar zusammen, auf welcher 40 bis 50 Hütten stehen, welche aber nur zur Winterzeit von Fischern bewohnt werden. Auf der Dehesa liegt noch ein anderer Ort Namens Salés, der aus Fischerhütten und einigen besser gebauten Häusern besteht, in welchen die Sportsluftigen, welche die Jagd auf Wassergeflügel schätzen, abzusteigen pflegen. Obwohl der Albufera eine Reihe von Bächen und Zuflüssen besitzt, so genügen diese nicht allein, das Wasserbecken gefüllt zu erhalten, deshalb vermuthet man, daß unterirdische Quellen oder Zuflüsse (wie bei den Sümpfen von Almenara und Canet der Provinz Castellon) hier mitwirken. In früheren Zeiten hatte der See einen größeren Umfang. Schließlich ist zu bemerken, daß unsere deutsche Benennung „Albufera-See“ eine Tautologie ist, der richtige Name jenes Wassers ist die Albufera von Valencia oder rein deutsch der See von Valencia.

— Eine der schönsten Städte in den Alpen, gleichermaßen durch Natur wie Kunst geschmückt, behandelt das Doppelheft 68/69 der Europäischen Wanderbilder „Graz“ (Orell Füßli u. Komp., Zürich). Es enthält 23 vorzügliche Bilder von J. Weber und schildert eine Fülle herrlicher Ausflüge, zu denen ein Aufenthalt in der Hauptstadt der grünen Steiermark Gelegenheit bietet.

Asien.

— Ueber die Malaien und ihr Verhältniß zu den Engländern auf der Halbinsel Malakka äußert sich Jsabella L. Bird in ihrem Buche „Der goldene Chersones“ (Leipzig, F. Hirt und Sohn, 1884) in sehr beachtenswerther Weise. Nach ihrer Ansicht sind dieselben, Männer sowohl als auch Frauen, entschieden höflich zu nennen, und obendrein liegt in ihrem Wesen, selbst gegen solche Engländer, mit denen ihr Verkehr ein freundschaftlicher ist, so viel kalte Unnahbarkeit, daß man sich unwillkürlich abgestoßen fühlt. Ein Hauptgrund für diese offenbare Abneigung mag in religiöser Unduldsamkeit zu finden sein; die Malaien sind strenggläubige und dabei ihrer Mehrzahl nach unwissende und fanatische Muhammedaner, und es ist J. Bird's feste Ueberzeugung, daß der Engländer, dem sie das höchste Maß von Achtung zollen, doch immer „ein Hund von einem Ungläubigen“ für sie bleibt. So wie die Verhältnisse liegen, werden die Malaien in Wahrheit nach den Gesetzen des Korans regiert, und mit Ausnahme der sehr selten vorkommenden Fälle, da sein Wahrspruch mit den englischen Rechtsbegriffen nicht übereinstimmt, bestätigt der englische Gerichtshof einfach das Urtheil des das heilige Buch auslegenden Jmam. Die Malaien wissen die Vortheile der englischen Verwaltung, besonders die ihnen durch dieselbe gewährleistete Sicherheit der Person und des Eigenthums sehr wohl zu schätzen; bietet ihnen dieselbe doch die Möglichkeit, ohne Furcht vor Beraubung oder Erpressung Reichthümer zu erwerben und in den Straßen von Malakka selbst ihre kostbaren Juwelen zur Schau zu tragen. Aber wenn sie es auch vorziehen, mäßige Steuern an die Engländer zu entrichten, anstatt sich von ihren eingeborenen Fürsten bedrücken und ausplündern zu lassen, so sind sie doch weit davon entfernt, eine wirkliche Zuneigung für jene zu hegen. Es ist übrigens mit allen anderen orientalischen Völkerschaften das Gleiche der Fall: das gute Einvernehmen mit ihnen ist immer nur ein rein äußerliches, es fehlt das gegenseitige Verständniß und überall, wo es die Engländer mit Muhammedanern zu thun haben, liegt zwischen beiden ein wahrer Abgrund von Abneigung und Verachtung, den alles Entgegenkommen englischerseits nur selten zu überbrücken im Stande ist.

— Der Verhältnisse des deutschen Kriegsschiffes „Leipzig“, Korvettenkapitän Herbig, berichtet, daß das Klima von Korea trotz seiner oceanischen Lage ein mehr kontinentales und mehr dem Chinas als Japans in gleicher Breite ähnlich sei. Auf einen heißen Sommer folgt nach einem kurzen Uebergange ein strenger Winter. Die kalten Nordwinde gewähren noch verhältnißmäßig das angenehmste Wetter, während die wärmeren aus West, wenigstens in der Zeit von Oktober bis December, sehr viel Feuchtigkeit und schlechtes Wetter mit sich bringen. Eine meteorologische Eigenthümlichkeit an der Westküste Koreas sind die häufigen Luftspiegelungen: Jnseln, welche sechs Seemeilen und weiter entfernt liegen, erheben sich hoch über den Horizont und besonders ihre Endpunkte scheinen emporgehoben, wodurch die Ortsbestimmung des Schiffes durch Landpeilungen unsicher wird. Ebenso erscheinen häufig die Spiegelbilder von Sandbänken mitten im tiefen Fahrwasser, und erst in nächster Nähe kann man sich von dem obwaltenden Irrthum überzeugen.

Afrika.

— Joseph Thomson[1]) ist von seiner Reise nach der östlich und nordöstlich vom Victoria Nyanza gelegenen Gegend glücklich nach Zanzibar zurückgekehrt; er hat seine Reise gegen Ende des Jahres 1882 von England aus angetreten in der Absicht über den Kilimandscharo nach dem beinahe unbekannten Land der Masai vorzudringen und die Frage über das Bestehen eines See östlich von Victoria Nyanza zu entscheiden. Jm Frühling des vergangenen Jahres verließ er Zanzibar, mußte jedoch nach kurzer Zeit von weiterem Vordringen Abstand nehmen, da durch die Reise des Dr. Fischer das Land sich in einer gewissen Aufregung befand, und sich sogar schleunigst nach Mombasa zurückziehen. Jm Juli jedoch brach er wieder auf und hat seine Aufgabe in einer Weise erfüllt, die seiner früheren Leistungen würdig ist. Nachdem er um die nordöstliche Seite des Kilimandscharo gezogen war, marschirte er in nördlicher Richtung nach dem See Naiwascha halbwegs zwischen dem Kilimandscharo und Mount Kenia, dann auf den genannten Berg zu und längs

[1]) „Globus“, Bd. 44, S. 16.

Digitized by Google

des Sees Baringo[1]) nach den Küsten des Victoria Nyanza. An den Küsten dieses Sees zog er entlang bis zu dem Abfluß des Nils, hierauf in mehr nördlicher Richtung, wobei die Wasserfälle des Karingo-Sees berührt wurde, und gelangte endlich, indem er nach Süden und Südosten abbog, über Ukambani nach Mombasa. Trotzdem man befürchtet hatte, daß der Zug durch das Gebiet der gefürchteten Masai nicht ohne Gewaltthätigkeiten ablaufen würde, ist doch der Verlust keiner Menschenleben (außer durch Krankheit) zu beklagen. Es ist dies die dritte Expedition, die Thomson mit Glück und Geschick geführt hat.

Das Telegramm, welches die „Royal geogr. Society" von Sir John Kirk empfangen hat und dem wir diese vorliegenden Mittheilungen entnehmen, giebt natürlich nur wenig Einzelheiten. In demselben ist nicht ausdrücklich erwähnt, daß Thomson an der Stelle, wo der Baringo-See auf unseren Karten verzeichnet ist, einen See gefunden hat, doch da im Telegramm gesagt ist, daß „der Baringo berührt wurde, so ist es höchst wahrscheinlich, daß der Bericht, den Wakefield von dem Eingeborenen empfangen hat, richtig ist.

Kein Weißer vor Thomson hat diesen muthmaßlichen See erreicht und das Bestehen desselben schien so zweifelhaft, daß Speke denselben als eine Bucht des Victoria Nyanza an der nordwestliche Ecke desselben verlegte; auch der ganze Landstrich im Norden des Naivascha-Sees ist bisher unbetretener Boden, da Dr. Fischer auf seiner Reise nur bis zum letztgenannten See kam. Aus dem Telegramm darf man wohl schließen, daß Thomson über das östliche und nordöstliche Ufer des Victoria Nyanza, vielleicht auch über den Abfluß des Nils wichtige Mittheilungen zu machen haben wird.

Wie dies auch sein möge, jedenfalls ist eine neue wichtige Arbeit zu einem glücklichen Ende geführt, deren Resultaten man mit Spannung entgegensehen darf.

— Im Herbste 1883 wird Dr. Dominik Kammel Edler von Hardegger auf Währen eine umfassende Expedition nach Ostafrika unternehmen; in erster Linie gilt es der Erforschung des Gebietes zwischen Sela und Harar, dann jener Stadt selbst und ihrer Umgebung, endlich, wenn die Verhältnisse günstig sind, einem Vordringen in das Binnenland der Somal, vornehmlich nach Ogaden, oder einem Durchbruche durch die Abál-Länder nach Schoa. Das Geographische und Ethnographische bei dieser Reise wird Prof. Paulitschke übernehmen, Geologie und Zoologie Dr. von Hardegger selbst; außerdem werden sich ein Arzt und ein Präparator betheiligen. Als Vorstudien für diese Expedition hat Prof. Paulitschke soeben eine Abhandlung „Die geographische Erforschung der Abál-Länder und Harárs in Ostafrika" (Leipzig 1884) veröffentlicht, in welcher er die ganze Litteratur über jene Gebiete vom Alterthum an durch die arabische Zeit, Marco Polo, die Portugiesen u. s. w. bis auf den heutigen Tag hervorsucht und bespricht. Dem an litterarischen Nachweisen reichen Buche fehlt leider die Beigabe von Karten, welche das Verständniß ungemein erleichtern könnten, ein Mangel, dem vor Antritt der Reise vielleicht noch abgeholfen wird.

— Fernando Póo und die spanischen Besitzungen im Golf von Guinea. Die Spanier haben ihren äquatorialen Kolonien in Afrika bisher wenig Beachtung geschenkt und sie meist nur als Deportationsort für gemeine und politische Verbrecher betrachtet. Erst in neuerer Zeit beginnt man in Madrid auf die Wichtigkeit dieser von der Natur reich bedachten Gebiete aufmerksam zu werden. Die hier internirten Cubaner, von denen die Mehrzahl der Klasse der Neger und Mulatten angehört, beginnen Mais und Tabak auf Fernando Póo zu pflanzen. Es wäre nur wünschenswerth, wenn auch die Familien dieser Verbannten die Erlaubniß erhielten, ins Land zu kommen. Die Kolonisation von Fernando Póo würde auch durch die Einwanderung von Cubanischen Bauern einen großen Aufschwung nehmen, denn diese wandern bis jetzt in großer Anzahl nach Südamerika aus, um sich dort in Landstrichen niederzulassen, welche ein ungesunderes Klima als die Insel Póo besitzen, denn hier herben nur 3,10 Proc. der Europäer hinweg. Das wichtigste Produkt der genannten Insel ist der Kakao, dann folgt der Kaffee; man hat auch den Versuch gemacht, Chinarindenbäume, Zimmet und Vanille zu kultiviren, über die Resultate ist aber noch nichts bekannt geworden. Noch vernachlässigter als Fernando Póo ist Annobon, deren Bevölkerung von Gomez San Juan auf 5000 Seelen geschätzt wird, denn man findet hier nicht einmal eine spanische Behörde installirt, obwohl diese Insel ein ziemlich gesundes Klima besitzt. Neuerdings sollen die Franzosen den Versuch gemacht haben, Annobon als herrenloses Land anzueignen und die französische Flagge dort aufzuhissen. Sie besitzen ferner die Insel Corisco und jenen Theil der gegenüberliegenden Küste des afrikanischen Kontinents, der im Norden den Rio de Campo zur Grenze hat, während im Süden gemäß den im Jahre 1843 mit den Negerkönigen abgeschlossenen Verträgen der Gabun das spanische Gebiet begrenzen sollte, doch haben die Franzosen die Grenzlinie weiter nach Norden verrückt. Besondere Bedeutung besitzen hier die Elobey-Inseln, doch haben die Spanier es bisher versäumt Forts hier anzulegen.

Australien.

— Von Port Darwin, der bekannten Hafenstadt des Northern Territory, wird gemeldet, daß Mitte Februar dieses Jahres an zwei Stellen, welche nur 6,4 resp. 33 km von Port Darwin entfernt liegen, Perlmuschelbetten entdeckt und werthvolle Perlen aufgefunden wurden. Für die Ansiedelung bei Port Darwin, mit welcher es bis jetzt keinen rechten Fortgang haben wollte, würde diese Entdeckung von größter Bedeutung sein.

Inseln des Stillen Oceans.

— Der Vorwurf, schreibt man aus Australien, daß die australischen Kolonien nur aus dem Grunde erstreben, um billige Arbeitskräfte für die Zuckerplantagen zu erlangen, ist ein unberechtigter. Man hat bisher noch nie den Versuch gemacht, die Eingeborenen von Neu Guinea für derartige Dienste zu engagiren oder gar zu zwingen, weil man weiß, daß sie sich dazu nicht qualificiren und daß sie es auch nicht wollen. Sicherlich würde man nicht Arbeiterschiffe (labour vessels) 800 englische Meilen weit fortschicken, um Kanaka zu holen, wenn in der Nähe eine Gelegenheit dazu geboten wäre. Ueberdies würde gerade mit der Stellung von Neu-Guinea unter englischer Hoheit jeder Versuch, Eingeborene von dort nach den Plantagen von Australien zu exportiren, für immer beleitigt sein, ähnlich wie es mit den Fidschi-Inseln der Fall war.

[1]) „Globus", Bd. 45, S. 352.

Inhalt: Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen. IV. (Mit fünf Abbildungen.) — Emil Schlagintweit: Bauder- und Zigeunerstämme im nordwestlichen Indien. I. — Büttikofer's Bericht über Liberia. II. (Erste Hälfte.) — Oscar Canstatt: Brasilianische Kirchenfeste. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Inseln des Stillen Oceans. (Schluß der Redaktion: 5. Juli 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Désiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

VI.[1])

Von Merida begab sich Charnay südwärts nach Ticul, um die schönen Ruinen von Kabah kennen zu lernen. Vom Wege selbst ist nichts zu berichten; denn Yucatan ist kein malerisches Land, und kennt man eine der dortigen Straßen, so kennt man sie eben alle. Nur daß nach dieser Richtung hin die Haciendas oder Fincas näher bei einander liegen als sonst. Der Reisende war wie gewöhnlich früh am Morgen aufgebrochen und traf um 9 Uhr in Uayalceh ein, wo er rastete. In solchen großen Wohnungen wird die Gastfreundschaft nicht umsonst gewährt, aber die Aufnahme ist gut und die Preise sind mäßig. Uayalceh, ein indianischer Name, der „Ruhe des Hirsches" bedeutet, ist das größte und reichste ackerbauende Gut des Landes, wo außer dem zur Ernährung der zahlreichen Bediensteten erforderlichen Mais ausschließlich die Gespinnstpflanze Henequen gebaut wird, welche einen ganz bedeutenden Gewinn abwirft. Der Ertrag soll sich jährlich auf 50 000 Piaster oder 200 000 Mark belaufen. Und dabei wird die ganze Besitzung zu nur 800 000 Mark, dem Vierfachen der Jahreseinnahme, zum Verkaufe ausgeboten! Sie beschäftigt 1200 Leute; ein Theil arbeitet in der Fabrik, ein anderer macht aus dem Abfalle des Henequen Stricke von jeder Stärke und Güte. Selbst die Kinder werden in Gruppen unter Aufsicht eines alten Indianers mit dem Reinigen eines gewissen Rohstoffes beschäftigt. Die einen machen Werg, andere transportiren Steine, und in langen Zügen gehen und kommen die Weiber mit ihren leeren und gefüllten Krügen nach und von der Noria, eine reizende, von den Dampfmaschinen abgesehen, fast biblisch zu nennende Scene. Auf der Terrasse sind abwechselnd Fruchtbäume und Rosen gepflanzt; ein dichtes Gehölz umgiebt die Fabrik, und Breiapfelbäume, Bananensträucher, mächtige Kokospalmen und Orangenbäume, so groß wie die Eichen, spenden köstlichen Duft und Schatten. Im Freien, unter einer der Gallerien, wird das reichliche gute Frühstück aufgetischt, dazu catalanischer Wein und hinterdrein eine vorzügliche Tasse Kaffee. Dann erfolgt die Bezahlung.

Ueber Muculche, eine jetzt verlassene Hacienda, und das einst blühende, aber im Indianerkriege 1848 heruntergekommene Tacalum hatte man um 5 Uhr Abends Ticul erreicht, wo Charnay's Freund, Don Antonio Fajardo, für ihn ein Haus hergerichtet hatte. Denn von dort aus wollte der Reisende die Ruinenstätten von Kabah und Uxmal besuchen. Ticul ist eine richtige Stadt, mit schönen Häusern und großen Läden, wohlhabend und hübsch gebaut, nicht weit von der Hügelkette gelegen, welche in der Richtung von Nordwesten nach Südosten die yucatekische Halbinsel durchzieht. Alle Spuren des Indianerkrieges scheinen verwischt zu sein; alles sieht neu aus, mit Ausnahme der Kirche und des verfallenen großen Klosters, in welchem einst der Abt Carillo lebte, den Stephens, der Erforscher der Alterthümer Yucatans, so sehr feiert. Die Aufnahme, welche die hervorragenden Personen der Stadt dem fran-

[1]) Vergl. „Globus", Bd. 45, S. 305, 321, 337, 353 und 369.

Digitized by Google

zösischen Reisenden bereicherten, war eine höchst liebenswürdige. Dieselben bezeichneten ihm die 3 km entfernte Hacienda San Francisco als eine alte indianische Niederlassung mit noch unerforschten Grabhügeln. Aber Charnay, der dieselben öffnete, fand nur werthlose Bruchstücke. Zum Trosteste dafür schenkten ihm seine Bekannten zwei früher dort gefundene Vasen, welche unsere erste Abbildung darstellt, zusammen mit dem Bruchstücke einer solchen, welche von San Juan de Teotihuacan bei Mexiko stammt. Dieses Nebeneinander zeigt recht deutlich die Verwandtschaft zwischen der yucatekischen Keramik und der toltekischen des mexikanischen Hochlandes. Schön sind die ersteren Erzeugnisse kaum zu nennen, aber merkwürdig sind sie wegen ihrer Aehnlichkeit und der eigenthümlichen Verzierung. Die große yucatekische Vase ist mit einer symbolischen Figur geschmückt, die zweite zeigt eine sitzende Person mit Federkopfputz und darüber ein Mäanderband, das Bruchstück von Teotihuacan einen vorn übergebeugten Menschen mit einem Stocke in der Hand. Man könnte behaupten, daß alle drei Stücke von demselben Orte herstammten und derselben Civilisation angehörten.

Die Ruinen von Kabah liegen nur 4 km von der 4 Stunden von Tieul entfernten Hacienda Santa Ana, zu welcher sie gehören, entfernt; aber es führt kein Weg dorthin, so daß der politische Chef auf Charnay's Ersuchen eine Abtheilung Indianer aus dem Dorfe Santa Helena beorderte, um einen solchen durch den Wald zu hauen. Das nahm zwei Tage in Anspruch.

Die sehr alte Hacienda Santa Ana wurde während des Bürgerkrieges verlassen und befand sich damals (1882) im Wiederaufbau. Die dabei verwendeten Materialien lamen ganz aus der Nähe, von mehreren anschnlichen, einst mit Gebäuden gekrönten Pyramiden, die jetzt vollständig verfallen sind. Unter diesen Bausteinen befanden sich ganz neu aufgehende viereckige Pfeiler mit dorischen Kapitälen, an deren Kanten, wie bei unseren Haus und Trottoirsteinen,

Vasen aus Yucatan und Teotihuacan.

deutliche Spuren gezahnter Metallwerkzeuge erkennbar waren. Mit Steingeräthen war es auch unmöglich, solche Pyramiden, Tempel, Paläste und Basreliefs zu skulpiren; die Indianer müssen metallene Instrumente gehabt haben, wahrscheinlich Aexte und Meißel aus einer sehr dauerhaften Mischung von Kupfer und Zinn. Ohne solche wäre die Schnelligkeit undenkbar, mit welcher z. B. der große Tempel in Mexiko aufgeführt worden ist. Derselbe hatte einen gepflasterten Hof von etwa 200 m Seitenlänge und umschloß eine solche Masse von Einzelgebäuden, daß man ihn mit einer Stadt vergleich. Seine massive Pyramide war 35 m hoch, hatte an der Grundfläche 100 m Seitenlänge und war mit riesigen Skulpturen geschmückt. Und doch war das Ganze in sechs Jahren vollendet worden!

In den Werken der Geschichtschreiber werden die Ruinen von Kabah, ebenso wie diejenigen von Labnah, Sacbey, Labphak, Itzmide u. s. w., lauter alte Städte 30 bis 40 Stunden südlich von Merida, kaum erwähnt; nur gelegentlich bezeichnen sie die Fürsten derselben als „Leute der Sierra", weil sie jenseits der oben erwähnten Hügellette wohnten. Nach seinen Denkmälern zu schließen muß jedoch Kabah einer der wichtigsten Orte Yucatans gewesen sein; hohe Pyramiden, ausgedehnte Terrassen mit prächtigen Ruinen darauf, Triumphbogen und stolze Paläste bedecken dort einen weiten Raum und geben zusammen mit den Bauwerken von Uxmal und Chichen-Itza ein vollständiges Bild von der durchaus einheitlichen yucatekischen Architektur. Alle diese Gebäude, von den ältesten bis zu den jüngsten, z. B. von Ake an bis herab auf Uxmal, haben denselben Ursprung, rühren von einem und demselben Volke her und gleichen sich mit wenigen Varianten einander durchaus. Nehmen wir den ersten Palast von Kabah. Seine Vorderseite ist von einem unvergleichlichen Reichthume, enthält aber dieselben großen Figuren, wie man sie in Chichen-Itza sieht, und welche an die großen, aus über einander gestellten Köpfen bestehenden Holzidole der Südsee erinnern. Die Ausschmückung ist an diesem Gebäude bis zur Verschwendung getrieben, bis zum Uebermaße verwendet worden, so daß die Architektur vollständig den rein dekorativen Motiven hat weichen müssen. Trotzdem fordern die beiden vor-

Digitized by Google

ſpringenden, vorzüglich gearbeiteten Geſimſe, welche die gewaltigen Friefe einſchließen, unſere Bewunderung heraus und würden unſeren ſchönſten Bauwerken durchaus nicht zur Unzierde gereichen.

Der verfallene Zuſtand des Gebäudes erlaubt leider nicht, ſich über das Ganze ein Urtheil zu bilden; doch muß daſſelbe etwas ganz Außerordentliches geweſen ſein, wenn man bedenkt, daß jene überladene Dekoration ſich über eine Façade von 50 m Länge hinzog. Wie alle yucatekiſchen Denkmäler ſteht der Palaſt auf einer zweiſtöckigen Pyramide; vor demſelben lag ein weiter freier Platz mit zwei großen Ciſternen zu den Seiten und in der Mitte einer Strafſäule, dem Picotá. Ueber der Façade erhob ſich, etwas zurückliegend, noch eine verzierte Mauer, wie ſie allgemein in dieſer Architektur Verwendung gefunden hat. Merkwürdigerweiſe ſind die Denkmäler in Kabah, abweichend

Reſte des erſten Palaſtes in Kabah.

von dem gewöhnlichen Gebrauche, nach Südweſt und Nordoſt orientirt. Der erſte Palaſt umſchließt eine doppelte Reihe von Sälen, die ſchönſten, welche Charnay geſehen hat; ſie ſind etwa 9 m lang, 3 m breit, 6 m hoch und haben leicht gewölbte, falſche Bögen.

Unſer viertes Bild zeigt das Innere eines dieſer Säle mit ſeiner Treppe von drei Stufen, die aus einem einzigen Steine gehauen iſt, der unten zu einem Wulſte ſich aufrollt. Die reiche Einfaſſung derſelben iſt zwar halb zerſtört, läßt aber noch dieſelben Motive, wie an der Façade erkennen, namentlich die Augen mit den großen runden Augäpfeln. Dieſe Treppe ſetzt den Vorderraum mit dem dahinter liegenden in Verbindung. In allen Sälen waren die Mauern mit Figuren und Inſchriften bemalt, wie man noch aus kleinen Ueberreſten erkennt; vielleicht war auch die Außenſeite der Gebäude ſelbſt in gleicher Weiſe geſchmückt, wodurch die wilde Pracht der Skulptur eigenthümlich gehoben wurde.

Digitized by Google

150 m nordöstlich vom ersten liegt der zweite Palast, gleichfalls auf einer Pyramide und mit einem Vorplatze, zwei Cisternen und dem Pícos versehen; nur erhebt er sich außerdem auf einem Unterbaue, der eine Reihe verfallener Säle enthält. Dieses nur 5 m hohe Gebäude steht durch seine Einfachheit in einem merkwürdigen Gegensatze zu dem vorher besprochenen. Seine fast ganz erhaltene Façade ist über 50 m lang und hat sieben Oeffnungen, von denen zwei, die von Säulen mit rohen Kapitälen getragen werden, in enge niedrige Räume führen. Ueber den glatten Wänden springt ein einfaches Gesims vor und trägt einen Fries, der abwechselnd drei kleine Säulen neben einander und ein glattes Mauerstück zeigt. Wie in Palenque weicht dieser Fries nach oben zurück, anstatt wie bei den meisten yucatekischen Bauwerken senkrecht zu stehen. Hinter der ganzen Façade erhebt sich dann wie gewöhnlich die verzierte Mauer, nur hier und da von dem das Dach bedeckenden Pflanzenwuchse versteckt und durchbrochen. Die hintere Partie liegt vollständig in Trümmern. Der Mittelraum zeigt gleichfalls noch Reste von Malereien. Links von diesem Gebäude liegt eine Pyramide von mehreren Stockwerken, ein großes Rechteck von 50 und 35 m Seitenlänge, auf welchen vier Treppen hinaufführten zu den jetzt ganz zerstörten Gebäuden. Ringsum standen Banlichkeiten von verschiedener Größe mit einfachen oder von Säulen getragenen Thüren. Hier wie in dem zweiten Palaste sind die Stürze von Stein, im ersten Palaste dagegen, wo die größeren Räume auch viel größere Thüren besaßen, von Holz, das sich meistens vollkommen gut erhalten hat. Ueber die Geschichte von Kabah ist, wie gesagt, den Historikern wenig zu entnehmen, doch giebt es für dieselbe einige Anhaltspunkte. Zur Zeit der Ankunft der Spanier war Yucatan in unabhängige Fürstenthümer mit ebenso vielen Residenzen getheilt, während überliefert ist, daß ein Jahrhundert früher der Fürst einer Stadt Mayapan die ganze Halbinsel beherrschte, d. h. er hatte die umliegenden Gebiete sich unterworfen und wie gewöhnlich die Hauptstädte seiner Rivalen zerstört. Die Kaziken der Sierra, die Beherrscher von Uxmal, Kabah, Labnah u. s. w. befanden sich, wie wir weiterhin sehen werden, unter den Besiegten. Der Fürst von Mayapan aber bewahrte seine Oberherrschaft nur mit Hilfe einer mexikanischen Garnison. Nun wissen wir, daß die Azteken dem Könige von Azcapozalco Tribut zahlen mußten und erst um 1425 unter Itzcoatl ihre Unabhängigkeit erkämpften, daß sie erst unter Montezuma I. um 1440 mächtig wurden und sich siegreich ausdehnten, und daraus folgt, daß sie erst in dieser Epoche dem Könige von Mayapan Hilfstruppen senden konnten. Um seine Vasallen besser beim Gehorsam halten zu können, zwang dieser die Häupter der mächtigen Familien, als Geiseln an seinem Hofe zu leben; denn sein Joch wurde um so schwerer empfunden, weil er es mit Hilfe fremder Krieger ihnen auferlegt hatte. Es bildete sich dann auch unter den Leuten der Sierra, d. h. eben jenen Bewohnern von Uxmal, Kabah ꝛc. eine Verschwörung; der Krieg brach aus, der König von Mayapan wurde besiegt, seine Stadt von Grund aus zerstört und jene Kaziken gewannen Freiheit und Herrschaft wieder. Das geschah 1420 nach Landa, 1460 nach Herrera, von denen letzterer offenbar der besser Unterrichtete ist. Er sagt ausdrücklich: „Es verflossen 70 Jahre zwischen der Zerstörung von Mayapan und der Ankunft der Spanier; es folgten sich 20 Jahre Ueberfluß und ein Orkan, 16 Jahre neuen Ueberflusses und die Pest, weitere 15 Jahre Ueberfluß und ein Bürgerkrieg, dann 20 Jahre Ruhe, worauf die Spanier ankamen.“ Das giebt zusammen 71 Jahre, und wenn man von 1528 bis 1531, der Zeit, wo Montejo Chichen besetzte, rückwärts rechnet, kommt man auf das Jahr 1460 als dasjenige, in welchem Mayapan fiel. Herrera fügt noch hinzu, daß nach der Zerstörung jeder Fürst sich bemühte, so viel wissenschaftliche Bücher als möglich nach seinem Lande mitzunehmen, wo jeder Tempel errichtete; und das sei der Hauptgrund, warum in Yucatan so viele Gebäude aufgeführt wurden. Und nach der Theilung des Landes in selbständige Fürstenthümer habe sich das Volk derartig vermehrt, daß das ganze Land nur eine einzige Ortschaft zu sein schien; dann habe man Tempel und Paläste gebaut und deswegen gäbe es deren so viele. Ebenso erzählt Landa in dem Kapitel „Von den verschiedenen Kalamitäten, welche Yucatan ein Jahrhundert vor der Conquista heimgesucht haben“ Folgendes: „Diese Völker lebten während mehr als 20 Jahre im Ueberfluß und in Gesundheit; sie vermehrten sich derart, daß das ganze Land nur eine einzige Stadt zu bilden schien. Damals (1440 bis 1460) erbauten sie Tempel in so großer Zahl, wie man sie heute noch allerorten sieht, daß man beim Passiren der Wälder mitten zwischen Bäumen Gruppen von so wunderbar gearbeiteten Häusern und Palästen findet.“

Einzelheiten vom ersten Palaste in Kabah.

Danach darf man also behaupten, daß diese Denkmäler nicht prähistorisch sind, wie manche Autoren glauben. Außerdem findet man in Kabah eine Art Renaissance, von

Digitized by Google

welcher Herrera und Landa erzählen, welche wie der Flamboyant-Styl das Ende einer Kunſtgattung oder den Beginn einer neuen bezeichnet, welche eine ältere Kunſt kopiert und dabei zu übertreffen ſucht. Indem man reicher als ſeine

Treppe und Inneres des Palaſtes von Kabah.

Zweiter Palaſt in Kabah.

Vorgänger arbeiten will, verfällt man in Ziererei. Von einer Regel oder einem Zwange befreit, feiert man ſeine Erlöſung in ausſchweifender Weiſe, wie man einen Sieg durch Statuen und Basreliefs verherrlicht. Und auch dieſes

Digitized by Google

letztere finden wir in Kabah in Gestalt der zwei werthvollen Reliefs, welche unsere sechste Abbildung vorführt. Charnay erblickt in denselben — ob mit Recht, bleibe dahingestellt — Scenen, welche sich auf die Niederwerfung des Königs von Mayapan durch seine Vasallen, zu denen ja auch der Fürst von Kabah gehörte, beziehen. Auf dem Relief zur Rechten sieht man einen reich gekleideten stehenden Mann, den yucatekischen Kopfputz mit riesigen Federn auf dem Haupte und angethan mit dem bekannten gesteppten Baumwollpanzer. Diese Figur stellt einen Sieger dar; denn er besiegelt und vor ihm liegt auf den Knien, seine gezähnte Keule darbietend, ein aztekischer Soldat mit seinem bescheideneren Kopfputz, wie ihn manche besiegte Völker den Mexikanern als Tribut liefern mußten, und dem Maxtli um die Hüften. Auf dem andern Relief hat der Besiegte seine Waffe schon übergeben; sein Gesicht ist von einem Thierkopfe umhüllt, eine Darstellungsweise, welche sich auch in mexikanischen Handschriften findet, und der stehende Yucateke scheint dem Besiegten verziehen zu haben und ihm zu befehlen, sich zu entfernen. Die Bildwerke beziehen sich offenbar auf einen Kampf zwischen Yucatekeu und Azteken, in welchem erstere siegreich waren. Da wir nun wissen, daß Mayapan die einzige Stadt war, wohin die Azteken zu Hilfe gerufen wurden, daß ferner bei der Zerstörung des Ortes die fremden Soldaten von den Siegern verschont und in der Provinz Marcanu östlich von Merida internirt wurden, wo ihre Rasse sich fortgepflanzt hat, so ist es wohl glaublich, daß jene beiden Basreliefs sich auf die Zerstörung von Mayapan beziehen und etwa aus den Jahren 1460 bis 1470 herstammen.

Basreliefs von Kabah.

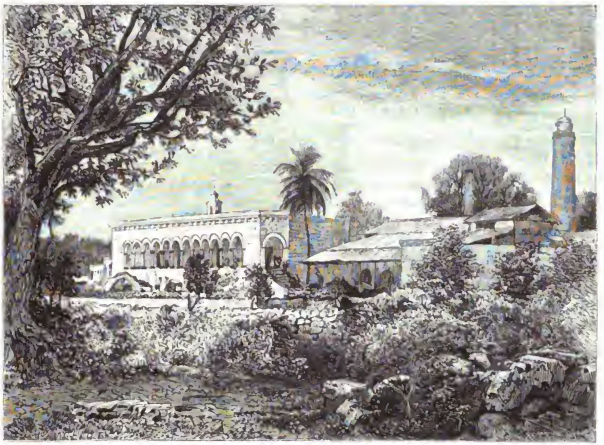
Die Straße von Kabah nach Santa Helena ist eine der besseren in Yucatan, ziemlich breit, schattig und nicht allzu holperig. Das war schon eine angenehme Ueberraschung für Charnay, welche indessen noch wuchs, als er das prächtige Indianerdorf Santa Helena erreichte. Dasselbe bedeckt ein großes Areal und ist wie eine moderne Stadt in Vierecke getheilt; jedes derselben ist mit großen Bäumen bepflanzt und zerfällt in einzelne, von Steinmauern umgebene Loose von ca. 2000 m Oberfläche, auf welchen die Wohnung des Eigenthümers sich erhebt. Blumen, Fruchtbäume, Cirucias, Gujava- und Orangenbäume gedeihen ringsumher, und neben dem Hause erhebt sich auf Pfählen eine 2 qm große Plattform von Gesteckt, welche eine Schicht gedüngter Humuserde trägt, auf der Blumen und Küchenkräuter wachsen. Hühner, Enten, Truthühner und Schweine treiben sich in Menge umher. In diesem Santa Helena glaubt Charnay ein Abbild des ehemaligen Mayadorfes wieder zu erkennen. Wie sollten hier auch große Veränderungen eingetreten sein? Die Spanier haben wohl ihrem Glauben in Yucatan eine Stätte bereitet, aber das geschah mehr durch die Gewalt des Säbels, als durch Ueberredung. Sie vermochten weder die Kultur, noch die Tracht, weder die Sitten, noch die Sprache umzuwandeln, nahmen sie im Gegentheil selbst an. Sie selbst modificirten sich durch die Berührung mit den Besiegten, und wenn sie auch an die Stelle der alten Herren des Landes traten, so bewegten sie sich doch in dem alten Schlendrian ruhig weiter.

In Yucatan herrschten feudale Zustände, an deren Stelle die Spanier nur ein anderes Feudalwesen setzten, dessen Spuren man noch überall begegnet. Ueberall, an Straßen und in Wäldern trifft man auf Reste von mehr oder weniger ansehnlichen Gebäuden, welche einst den Mittelpunkt eines großen Landbesitzes bildeten. Je nachdem sich zwei, drei oder zehn Gebäude tragende Pyramiden vorfinden, kann man auf die Macht des einst dort herrschenden Kaziken Schlüsse machen. Heutigentages sind diese Centren weniger zahlreich und weniger ansehnlich, denn in Folge der höchst christlichen Sanftmuth der Eroberer ist die Bevölkerung um neun Zehntel gegen früher zurückgegangen. Aber Städte, Dörfer und Haciendeu erfüllen denselben Zweck, nehmen denselben Platz ein, wie früher; nur wenige giebt es, in deren Nähe nicht alte Ruinen liegen oder die nicht aus dem Materiale von solchen erbaut wären. Ueberall ist der eroberude Spanier an die Stelle des besiegten Kaziken getreten; nichts hat sich geändert, als daß die adlige Familie in dienende Stellung herabgesunken ist. An die Stelle der geraden Thür und des dreieckigen Bogens ist der spanisch-maurische Bogen getreten, an die Stelle der verfallenen Paläste die Haciendeu. Die Hütten der Arbeiter umgeben jetzt die Haciendeu, wie einst das Herrenhaus, und auch sie haben

Digitized by Google

ihre längliche Form, ihr Strohdach und die den Herrenwohnungen nachgeahmten rautenförmigen Verzierungen bewahrt. Aber die Religion iſt eine andere geworden; an die Stelle des Tempels iſt die chriſtliche Kirche getreten, ohne ihn indeſſen zu erſetzen. Denn das chriſtliche Dogma iſt öde und leer gegenüber dem frühern heidniſchen Glauben. Dieſem vor allen myſtiſchen Volke war der Wald einſt mit geheimnißvollen Stimmen erfüllt und mit Votivkapellen bedeckt; heute liegt er ihm ſchweigend und todesſtill da.

Von Santa Helena begab ſich Charnay nach Uxmal,



Die Hacienda Uxmal.

wo ihn der Verwalter Don Luiz Perez erwartete. Auf der Hacienda herrſcht heute reges Leben; ſtatt alten Gemäuers erhebt ſich jetzt dort ein majeſtätiſches Gebäude mit weiten Sälen und einer großen Säulenhalle. In der Fabrik arbeiten Tag und Nacht zahlreiche Indianer; unaufhörlich bringen Maulthiere auf einer Eiſenbahn von den Feldern große Wagen voll Zuckerrohr herbei; Pferde ſtampfen im Hofe, alles arbeitet und zeigt Leben und Bewegung. Aber der Aufenthalt daſelbſt iſt noch immer ſo ungeſund wie früher, und der Majordomo hat viel über ſeine Leiden und die ſchleichenden Fieber, die ihn aufreiben, zu klagen.

Wander- und Zigeunerſtämme im nordweſtlichen Indien.

Von **Emil Schlagintweit.**

II.

Eine wahre Landplage waren ſonſt die Verbrecherſtämme. Unter dieſer Bezeichnung faßt die engliſch-indiſche Geſetzgebung alle Wanderſtämme zuſammen, welche unter dem Vorwande zu jagen und zu betteln unter Tags in den Dörfern umherwandeln, in den Häuſern jeden Winkel ausſpähen, um dann Nachts in Haufen zu rauben oder gleich Katzen die Dächer zu erſteigen und die Schlafenden auszuplündern. Reifendes Korn wird auf dem Felde heimlich geſchnitten, Weidevieh weggetrieben. Gegen dieſe Stämme, in denen das Kind zum unſauberen Berufe der Eltern herangezogen wird, wurde die Polizei mit Kontrollemaßregeln ausgeſtattet, und dem flachen Lande iſt jetzt die

Digitized by Google

Ruhe und Sicherheit verschafft, die es bis dahin entbehrt hatte. Die politische Tragweite solches Eingreifens sollte unerwartet an dem Ramosistamme offenbar werden, der bis nach Süd-Bombay hinunterschweift.

Der Name *Ramosi* ist verderbt aus Rámósí „Bewohner des Dickichtes“. Der Stamm lebt im westlichen Indien, im Lande der Maráthen; er hatte den Gewalthabern in östlichen Kriegen wichtige Dienste geleistet. Ihre Leiter fanden es deshalb in ihrem Interesse, ihrem Namen eine hochtrabende Bedeutung beizulegen. Mittels einer Umdeutung, die noch heute im verachteten Kasten häufig ist, sobald ein Mitglied es zu Vermögen gebracht hat und für eine die Erhöhung begründendes Gutachten eines Brahmanen den geforderten Preis zahlen kann, wurde der Name geschrieben Rámwanschi, was die Erklärung zuläßt, Gefolge von Ráma, und dahin erläutert wird, daß die Ramosi dem Gotte Ráma auf seinem sagenreichen Zuge nach Ceylon Folge leisteten. Die Ramosi suchten sich zuweilen in andere Stämme einzuschmuggeln; aber dies gelingt selten, sie halten sich regelmäßig abseits, selbst wenn sie landwirthschaftliche Arbeiten übernehmen. Die Zeiten sind vorüber, daß sie in dieser Abgeschlossenheit auf Reisende und Gehöfte und Verstecken ungestraft Raubüberfälle ausführen konnten. Mittels fliegender Korps kamen die englischen Polizeiorgane hinter ihre Schliche, vereitelten die Anschläge und setzten die gefährlichsten Rädelsführer fest. Ramosi heirathen unter einander und behaupten, einen andern Gesichtsausdruck zu haben als andere Hindus, was Europäer allerdings nicht finden. Ihre Lieblingsbeschäftigung ist die Jagd, die sie am liebsten mit Schlingen betreiben; auf dem Anstande führen sie Flinten. Unter den vorenglischen Herrschern hatten sich die Ramosi als freche Räuber gefürchtet gemacht; als Nachzügler der Armeen verbreiteten sie Schrecken. In unruhigen Zeiten bricht ihr angeborener Hang zum Leben als Räuber durch. Im Sommer 1879 trug sich ein Brahmane, Namens Wasudeo Balwant Phadke, bis dahin in der englischen Intendantur zu Puna (Dekhan) verwendet, mit der Hoffnung, die Stellung der Engländer in seiner Heimathprovinz zu erschüttern und sie sogar daraus vertreiben zu können, wenn es ihm gelänge, öffentliche Kassen zu plündern und Schrecken zu verbreiten. Seine Parteigänger suchte er unter den Ramosi. Wasudeo wußte ihnen große Beute in Aussicht zu stellen; sie stellten sich unter seine Führung und führten im Winter 1879 mehrere gelungene Beutezüge aus. Als sich aber Wasudeo dann zu einer Proklamation verstieg, in welcher er auf die Köpfe der höchsten englischen Würdenträger Preise aussetzte, machte sich eine Polizeiabtheilung auf seine Verfolgung und hob das ganze Nest aus. Von Interesse ist noch das Rechtsverfahren in diesem Falle. Als die Engländer um 1818 zuerst mit Ramosis in Berührung kamen, fanden sie die Staatsgefängnisse mit Unglücklichen angefüllt, die wegen Diebereien ohne eigentliche Beurtheilung Jahre hindurch die empörendste Behandlung hatten erdulden müssen, weil ihre Familien nicht im Stande waren, ihren Peinigern Geld zuzustecken. Ueber Wasudeo und seine Spießgesellen saßen zwei europäische Richter, zwei indische Staatsanwälte, fünf Eingeborene als Geschworene für die Schuldfrage zu Gericht; sechs Rechtsanwälte, alle Indier, führten die Vertheidigung.

Den Uebergang zu den Zigeunern bilden die *Kehal*, auch *Mor* genannt. Diese wohnen am untern Sattledschflusse und sind Mohammedaner; sie bekennen sich zur Lehre von Schafai, eines hoch angesehenen sunnitischen Heiligen, welcher die Speisevorschriften Mohammeds dahin erweiterte, daß alle Thiere rein sind, welche im Wasser leben. Die Kehal verlegen sich auf den Fang von Alligatoren und sollen ihr Fleisch schmackhaft zuzubereiten verstehen. Dabei sind sie aber so unreinlich, daß der Hindu behauptet, das Krokodil rieche seinen Feind, selbst wenn er unsichtbar im Schilfe auf sein Opfer lauere, und englische Officiere bestätigen die Angabe als durchaus glaubwürdig.

Die *Zigeuner* sind klein von Körperwuchs, schmächtig und mager; sie ertragen selbst große Entbehrungen, sind auffallend rührig und unruhig und zeigen Muth. Ihre Hautfarbe ist tief dunkel, das Gesicht ist nicht lang gezogen, sondern eher quadralisch und unregelmäßig; das Auge ist dunkel. Beide Geschlechter tragen das Haupthaar lang und verfilzt. Ihre Wohnungen sind Hütten und Buden; das Gerüst ist aus stärkerem Rohr, Wände und Dach sind aus Schilfgras und Blättern; bei rauher Witterung und längerm Aufenthalte an einem Platze werden die Wände mit Schlammerde und Kuhdünger dichter gemacht. Haustiere sind Esel, Hunde und einiges Federvieh; die Hausgeräthe bestehen aus Art, Hane, verschiedenen Messingpfannen, selbst geflochtenen Körben. Die wenigen Familien, die als Mirasi (Dorflehrer) oder als Lehbar, Balai, Balahar (alles bedeutet Gemeindeboten) eine Heimat sich erwarben und seßhaft wurden, haben Hütten aus denselben Materialien, aber dauerhafter. Vor solcher Hütte ist eine Plattform geklumpft, worauf das Getreide gedörrt wird; an Stelle des Esels tritt eine ärmliche Kuh und der Haustrath wird nun eine rohe Handmühle, einen Stößel und Steinmörser, dann verschiedenes irdenes Geschirr vermehrt. Der Zigeuneranzug besteht aus einigen Metern schmutzigen Zeuges, das um die Lenden geschlungen wird und einem zweiten Stück, das um die Stirn gewunden ist, den Schädel aber unbedeckt läßt, so daß die struppigen Haare sichtbar bleiben. Die Weiber legen über die Schultern einen dichten Schleier von tiefblauer oder rother Farbe, dann einen farbigen Rock und zuweilen ein kleines Leibchen. Die Männer tragen Ohrringe aus Messing und Zinn, die Weiber dazu Halsbänder aus Muscheln, Glasperlen und Früchten; niemals wird dieser Halsschmuck in mehr als eine Reihe gelegt. Die Nahrung besteht mit Vorliebe aus kleinem Gewürme, voran weiße Ameisen, dann Eidechsen, Wiesel und Aas von zahmen wie Waldthieren. Als Leckerbissen gilt das Baumschaf, wie in ihrer Sprache der Affe heißt; sie stellen diesen Thieren äußerst geschickt nach. Die klugen Affen wissen dies aber, beim Aufschlagen eines Zigeunerlagers eilen sie kreischend dem Dickicht zu. Da dem Hindu der Affe heilig ist, so erregen die Zigeuner durch diese Jagd großes Aergerniß. Neben Fleischnahrung ist ein Gericht aus zerstoßenen Getreidekörnern beliebt; wo solche mangeln, ersetzen Waldbeeren und Wurzeln ihre Stelle. Aus Waldfrüchten und Reis wissen die Zigeuner ein berauschendes Getränk herzustellen, dem sie an Festtagen stark zusprechen.

Die Religion ist ein Dienst der Ahnen; diesen Gottheiten geben sie phantastische Namen und beten zu Abbildungen derselben. Diese Darstellungen sind roh aus Holz geschnitzte Götzen; nur Kopf und Hände sind angedeutet, statt der Füße wird der Holzklotz in die Erde gesteckt. Dann beschmiert man den Götzen mit Milch oder Menuig und setzt um sie kleine Thongebilde, die einen Esel oder Pferd darstellen sollen. Daneben werden auch Hindugötter verehrt; bevorzugt sind hierbei die grausame Göttin Dewi, die Gemahlin des Gottes Siwa und Hanumán, der sagenreiche Affengott, der von den Zigeunern wegen seiner Kenntnisse der Magie und der Heilkräuter verehrt wird, durch die er Ráma auf seinem Zuge nach Ceylon aus allen Gefahren befreite und zum Siege führte. Einzelne

Digitized by Google

Stämme bekennen sich zum Islam, haben dadurch aber in socialer Stellung nicht gewonnen.

Heirath und Tod sind bei Zigeunern die einzigen Anlässe zu Familienfesten. Beide Geschlechter heirathen zwischen 18 und 20 Jahren. Will ein Jüngling heirathen, so fragt er den Vater des Mädchens um seine Einwilligung und hinterläßt dabei ein Geldgeschenk von 4 bis 50 Mark. Diesem Geldgeschenke liegt ein geradezu schändlicher Gedanke zu Grunde. Alle Zigeunermädchen haben sich Angehörigen der besseren Stände hingegeben. Mit der Verehelichung entgeht den Eltern der Verdienst der Tochter und zur Ausgleichung erlegt der neue Ehegatte eine Geldsumme. Lieber ist der Mutter, wenn ihr versprochen wird, die erstgeborene Enkelin ihr seinerzeit zu eigen zu überantworten, denn mit dem heranwachsenden Mädchen kann sie später gewinnbringenden schamlosen Handel treiben. Nach Erlegung der Absindungssumme entfernt sich der Bräutigam, kehrt aber mit einigen Freunden zurück und bringt eine tüchtige Menge Melasse mit. Etwas von diesem Zuckersyrup legt der Bräutigam in die Hand des Mädchens und legt ein Silberstück wie eine Kupfermünze darauf; der Rest des Syrups ist für die Freundinnen der Braut bestimmt. Die Zigeunerältesten haben inzwischen nach den Sternen ausgeschaut und ist ein glückbringender Tag bezeichnet, so baut die junge Mannschaft vor der Niederlassung des Bräutigams eine Bude aus frischem Laub und Nachmittags zieht der Bräutigam unter schallender Musik von Trommeln, Zimbeln und Kuhhörnern, begleitet von Verwandten und Freunden, zur Braut hin. Hier wird gemeinsam gegessen, wobei jedoch jede Partei die Speisen mitbringt; Wirth ist der Brautwater nur für den Branntwein. Hierauf geht der Zug zur Bude; die Brautleute werden sich gegenüber gesetzt, zwei alte Männer, die dabei als Priesterer oder Geistliche auftreten, legen ihre Hände in einander, verknüpfen die Säume ihrer Leibtücher, werfen ein Stück Zeug über sie und überreichen jedem einen Kloß aus Mehl und Melasse. Die Brautleute füttern sich gegenseitig zweimal; dann nehmen die Alten das Zeug fort und die Ehe ist geschlossen. Ein Trinkgelage mit Tanz, wobei jedes Geschlecht unter sich tanzt, beschließt den Tag. Eine solche Hochzeit heißt Nikah, von dem Schleier, der über die Brautleute geworfen wird. Einfacher ist Phera-Trauung. Dabei wählt das Mädchen ihren Bräutigam; sie zeigt die getroffene Wahl ihren Eltern an und hinterlegt dabei ein kleines Geldgeschenk. Mit ihren Freundinnen trägt sie ihre geringen Habseligkeiten zum Bräutigam, lebt von nun an mit ihm und ist damit ohne weitere Ceremonie seine Frau geworden. Ebenso einfach ist die Scheidung, jedoch ist dabei der Ehegatte bevorzugt. Verläßt der Mann die Frau, so hat er niemand Rechenschaft zu geben; verläßt die Frau den Mann und beginnt eine Phera-Ehe mit einem andern, so hat der neue Ehegatte dem frühern Manne ein nicht unbedeutendes Geldgeschenk zu bezahlen, das zuweilen bis zu 100 Mark getrieben wird. Wittwen heirathen nach Pheragebrauch, jedoch nöthigt der Aberglaube dabei einiges zu beachten. Der Bräutigam muß der Wittwe einen neuen Anzug verehren und sie zu sich abholen; dies darf aber nur Nachts geschehen, denn Brandschaden trifft ein Zigeunerlager, in welchem dies unter Tags geschieht. — Niemals nimmt ein Zigeuner ein Mädchen aus einer andern Kaste zur Frau.

Bei einem Sterbefalle wird der Leichnam mit einem Stück Zeug umwickelt, und nach dem vorher von den Alten ausgesuchten Verbrennungsplatze getragen. Sobald der Holzstoß zusammengetragen ist, wobei dürres Laub als Zunder reichlich untergelegt wird, entzündet — wie bei Hindus — der nächste männliche Verwandte den Scheiterhaufen. Am 9. Tage ziehen die Verwandten nach dem Verbrennungsplatze hinaus, sammeln Asche und Knochen zu einem Haufen und stellen darauf einen Krug mit Wasser; dann kehrt man zurück und derjenige, der den Holzstoß anzündete, giebt ein aus einem Reisgerichte bestehendes Mahl. Der Reis wird dabei auf einer Platte aufgetragen, die aus vier Blättern der Butea frondosa (die Samenkerne werden gegen Flechten gegeben) gemacht ist; über den Reis wird Ghi oder zerlassene Butter geschüttet und dieser dann vorgesetzt. Am 12. Tage folgt ein reichlicheres Mahl aus Reis oder zerstoßenem Weizen; die Geladenen kommen nicht zu bestimmter Zeit, sondern zu gelegener Stunde, dürfen ihren Antheil auch holen lassen.

Die Zigeuner sind wie bei uns Heimathlose; nirgends halten sie sich lange auf. Regelmäßig ziehen mehrere Familien mit einander: Esel tragen die Kinder, den Hausrath und die alten Weiber; was laufen kann, geht zu Fuß, führt oder treibt Bären, Hunde oder angelernte andere Thiere. Außerhalb eines Dorfes, einer Stadt wird Halt gemacht und während die Mädchen den Bewohnern die Ankunft ansagen, zimmern die Männer aus Bambu, Riedgras und Blättern einen Unterstand, spannen das Tanzseil und dergleichen. Die Weiber richten die Mahlzeit her, die Jungens ziehen nach Wurzeln und kleinem Gethier aus. Einnahmen erzielen die Zigeuner aus Schaustellungen. Als Seiltänzer und Akrobaten suchen sie an Höfen eingeborener Fürsten anzukommen; bei festlichen Gelegenheiten prunken diese Prinzen mit Athleten und verschwenden Geld daran. Die Mädchen und Kinder führen Ballette unter höchst unzüchtigen Stellungen auf; es erregte größtes Aufsehen, als vor einigen Jahren in Dharwar (südliches Indien) in einer solchen Truppe zwei weiße Kinder auftraten, offenbar Europäern geraubt; sie wurden deswegen der Truppe sofort abgenommen. Die Weiber verfertigen kleineren Hausziertath aus Stroh und Gräsern und besassen sich mit kleinen medicinischen Dienstleistungen, mit Wahrsagen, Zauberei und Bereiten von Geheimmitteln, halten auch meistens Abortivmittel feil, stiften aber in dieser Thätigkeit viel Unheil. Den Indier kennzeichnet unbegrenzte Furcht vor bösen Geistern. Wird jemand krank, so schicken bei gewöhnlichen Leuten die Angehörigen nicht zum Arzte, sondern zum Beschwörer. Die Zigeuner wissen die Geisterfurcht geschickt auszubeuten. Während die Brahmanen neben Austreibungsceremonien ihren Kunden auch Entbehrungen anferlegen und z. B. dreimal 24 Stunden langes Fasten verlangen, wodurch der böse Geist aus Hunger den Körper verläßt oder größere Mengen Salz als Abortivmittel eingeben, geht das Zigeunerweib verständnißvoller vor. Gegen Entzündungen werden Schröpfköpfe versucht; die Stelle von Glasern vertreten dabei Kuhhörner. Krankende Kinder werden an die eigene Brust gelegt; einer Magd, gegen welche die Herrin Eifersucht hegt, Abführmittel oder Krämpfe bewirkende Absude unter Essen und Trank gemischt; dabei wird in allen Fällen noch unsinniges Zeug getrieben. In Gegenden, die mit Ruinen einstiger Städte und Paläste bedeckt sind — und es giebt in Indien Ruinenfelder von größerer Ausdehnung und merkwürdigerem Ruhen als die römische Campagna — wird dem Hange nach Schatzgräberei gefrönt. Geht alles gut und tritt beim Patienten eine Besserung ein, so wird der Matrone hoher Lohn zu Theil; anders bei schlimmem Ausgange: dann hat das Zigeunerweib zu gewärtigen als Hexe verfolgt zu werden. Die geimdeste Strafe einer Hexe ist, daß sie mit heiß gemachten Kupfermünzen gebrannt wird; nicht wenige Hexen endeten aber ihr Leben unter Schlägen. Von Glück darf die Verfolgte sagen, wenn sie sich einem Gottes-

Digitized by Google

urtheile unterwerfen muß und daraus siegreich hervorgeht.

Den Gottesurtheilen, dort „Göttliche Beweismittel" genannt, ist in den indischen Rechtsbüchern Beweiskraft zur Entlastung des Angeschuldigten zuerkannt; in der vorindischen Rechtsprechung fanden Ordale häufige Anwendung, die Volksjustiz kennt sie noch heute. Bei den alten Ariern stand die Feuerprobe obenan; die Probe galt als bestanden, wenn der Verdächtige durch ein entzündetes Feuer unversehrt hindurchschreite; in der Gegenwart gilt die Wasserprobe. Die Probe besteht derjenige Beschuldigte, der die Zeit unter Wasser bleiben kann, bis ein gleichzeitig in Scene gesetztes Ereigniß sich abgespielt hat. Ein Pfahl wird in einem Teiche eingerammt, der zu Prüfende steigt ins Wasser, faßt den Pfahl und taucht auf ein gegebenes Zeichen unter. Gleichzeitig setzt sich eine Vertrauensperson in Gang und legt im Schnellauf einen vorher zu siebzig Schritt abgemessenen Raum zurück. Dauert der Geprüfte diese Zeit unter Wasser aus, ohne Luft zu schöpfen, dann ist er unschuldig, sonst nicht. Ein Rechtsfall in Mewar (Radschputana) mag darlegen, wie gefährlich es ist, als Schuldiger der Volksjustiz zu verfallen. Der Häuptling eines Bhilstammes wurde krank und starb; eine Hexe mußte die Krankheit angezaubert haben; ein alter Mann, der im Rufe eines Hexenfinders stand, wurde ausgeschickt die Hexe zu finden. Derselbe streute Korn über den Leichnam aus und begann nach der Himmelsgegend hin, nach welcher die Mehrzahl der Körner vom Körper herabglitt, die Hexensuche. Das Weib einer auf dieser Dorfseite lagernden Zigeunerbande wurde herbeigeschleppt, als Hexe bezeichnet und auf Betzeugung ihrer Unschuld hin der Wasserprobe unterworfen. Diese Probe wurde hier in der Weise vorgenommen, daß im Augenblicke des Untertauchens der Frau ein Bogenschütze einen Pfeil abschoß und ein Schnellläufer gleichzeitig danach lief. Die Frau tauchte eher empor, als der Läufer beim Pfeile ankam, die Arme galt der Hexerei überführt, wurde gebunden und mit dem Kopfe abwärts hängend an die Zweige eines Baumes befestigt. In dieser Lage wurde die Frau zwei Tage und Nächte hindurch geschwungen, dann als leblos abgeschnitten; die Unglückliche kam jedoch wieder zu sich, trotz zu den Ihrigen zurück, diese eilten mit ihr zu dem nächsten englischen Gerichtshofe und auf dessen Einwirkung hin wurden die Anstifter wie ihre Helfershelfer auf Befehl des Maharadscha von Mewar empfindlich gezüchtigt.

Eine Mähr, gleich dem behaupteten Christenmorde von Juden zu rituellen Zwecken, ist der in Indien noch weit verbreitete Glaube, daß die Zigeuner durch Ermordung eines Brahmanen sich himmlisches Verdienst erwerben und hierzu Menschenmord begehen. Der Glaube entstand aus dem Zigeunerspruche, daß der Tod eines Titwan oder eines Mannes mit einem Sectenabzeichen (Tilu) im Gesichte, d. i. eines Hindu, hunderten der Ihrigen nütze; in der Zeit, als Straßenraub noch häufig war, mehrte falsche Auslegung die Furcht vor Zigeunern und Verbrecherstämmen. Damals entstand auch der noch heute oft gehörte Fluch: „Der Rat (Name des verbreitetsten Zigeunerstammes) soll dich holen." In Wirklichkeit ist der Tod eines reichen Hindu den Zigeunern eine Quelle von Einnahme aus verschiedenen, jedoch rechtlich tadellosen Dienstleistungen.

Sämmtliche Zigeuner Indiens betrachten sich als ein Volk. Sie haben einen König und eine Königin, wie ihre Stammesbrüder in Europa; unter diesen regieren zahlreiche Unterhäuptlinge, Babhsiri genannt. Zu gewissen Zeiten im Jahre treffen die verschiedenen Stämme an Hauptverkehrspunkten zusammen; hier werden dann die Vertreter zu den großen Königsfesten bestimmt, die zeitweise in einer abgelegenen Gegend abgehalten werden. Die einzelnen Stämme tragen besondere Namen; meist sind diese Bezeichnungen von der Beschäftigung genommen. So nennen sich die Seiltänzer Nat; die Akrobaten und Taschenspieler Bazigar vom persischen Worte für Spiel; Perna heißen diejenigen, die bei gefährlichen Sprüngen Schwerter und Lanzen verwenden, Terakali sind Tente, die Tänze mit einer besonders Musik begleiten. Die Bezeichnung Dschalad (von dschid, abjagen) wird den Nachkommen der Henkersknechte unter den alten Maghulkaisern gegeben, weil diese bei Folterungen auch das Hautabziehen an Lebenden vollzogen. Der verbreitetste Stamm ist jener der Nat; er sitzt östlich hin bis Bengalen, südlich bis Bombay. Im nördlichen Indien und im Dekhan ist dieser Name Volksbezeichnung für Zigeuner geworden. Im Worte Tschangar, den sich ein Stamm beilegt, der zwischen Lahore und Amritsar vorkommt, wollten Ethnographen die indische Form von Zingari erkennen. Prof. Dr. Leitner verwirft diese Zusammenstellung und leitet den Namen vom Hindostani-Worte Tschhanna ab, was durchziehen heißt. Die Tschangar sind als landwirthschaftliche Arbeiter seßhaft geworden und zum Islam übergetreten, sprechen aber ihre alte besondere Sprache. Ihre Weiber tragen noch immer den rothen Unterrock der Wanderstämme, nicht Hosen wie die aus den Hindus hervorgegangenen Mohammedaner.

Als ihre Urheimath sehen die meisten Zigeunerbanden die Kalyberge in Radschputana an, speciell die Aravali-Kette, von diesen Naturwirkern Aravalla genannt; einzelne, wie der Gandila-Stamm, der, 1449 Köpfe stark, zwischen den Flüssen Dschamna im Osten und Sutlebsch im Westen herumzieht, haben die Ueberlieferung einer Einwanderung von jenseits des Indus, wo ihre Vorfahren einst ein großes Reich besessen hätten. Politische Umwälzungen mögen Einwanderungen solcher Stämme aus Afghanistan nach Indien bewirkt haben. Für die Ueberlieferung der Zigeuner, welche das östliche Flinsstromland und Radschputana als ihre Heimath bezeichnen, sprechen jedoch außer den von Anthropologen und Sprachforschern beigebrachten Beweisen auch die Ziffern der neuesten Volkszählungen. Es war zuerst der um die anthropologische Erforschung Britisch-Indiens so hoch verdiente General Alexander Cunningham, der für die Bevölkerung des Pandschab eine Scheidung der heutigen Bewohner in Nachkommen vorarischer Ansiedler, in Arier und nacharische Einwanderer verlangte, und jeder Gruppe bestimmte Niederlassungsbezirke zuwies. Die Volkszählungen bestätigten die Richtigkeit seiner Landvertheilung und brachten manchen alten Namen zu Tage; aber die Nachkommen dieser vorarischen Stämme sind alle seßhafte Kolonisten und keiner dieser geschichtlichen Namen kehrt unter Zigeunern wieder. Die indischen Wanderstämme hatten dort von jeher, so weit die Geschichte reicht, eine Gruppe für sich gebildet und haben stets außerhalb der staatlichen Ordnung gestanden. — In der Gegenwart sind die Stämme an Kopfzahl zurückgegangen; einzelne, wie Garri, Perna, Kehal, erreichen nicht einmal mehr oder knapp die Ziffer Tausend. Uebergang zu einer seßhafteren Lebensweise findet statt, die Raikda in den Pansch Mahals am Südrande Radschputanas sind sogar bereits vollständig zu Tagelöhnern geworden. Der Indier der Gangesniederung bezeichnet Radschputana als ein jenseits der indischen Welt liegendes Land und die Bedingungen zur Fortsetzung ungebundener Lebensweise sind hier noch reichlich vorhanden.

Digitized by Google

Büttikofer's Bericht über Liberia.

II. Die Bevölkerung.

(Zweite Hälfte.)

Die Kleidung ist natürlich sehr einfach, die Kinder laufen bis zum 10. Jahre ganz nackend oder tragen etwa vom 6. Jahre an einen kleinen Lendenschurz, eine Schnur, an der ein kleiner, manchmal mit Perlen gestickter Lappen herunterhängt. Junge Mädchen haben zuweilen eine doppelte Perlenschnur um die Hüften, an der ein Streifen Tuch, der kaum eine Hand breit ist, festgebunden und dann zwischen den Beinen durchgezogen; an beiden Enden befinden sich bis an das Knie reichende Quasten; diese Perlenschnüre, welche einen ansehnlichen Werth repräsentiren, sind ein von jungen Mädchen sehr gesuchter Zierrath. Das gewöhnliche Kleidungsstück bei Erwachsenen, namentlich bei Männern, ist ein baumwollenes Taschentuch, wie man sie für einen Schilling in den Faktoreien kauft, welches als Lendenschurz getragen wird. Verheirathete Frauen haben meist ein farbiges Stück Kattun (selbst gemacht oder importirt) um die Hüften. Bei Festen tragen die Männer ein gewöhnliches langes Hemd ohne Aermel oder schlagen ein Stück Tuch so um sich, daß der rechte Arm frei bleibt; auch die Frauen hüllen sich bis unter die Arme in ein großes Tuch. Schuhe oder Fußbekleidung jeder Art sind ganz unbekannt, nur die Mandingos tragen manchmal feingeschnittene hölzerne Sandalen als Schmuck. Der Kopf wird gewöhnlich bloß getragen und selten nur mit einer wollenen Mütze oder einem aus Gras geflochtenen Hute bedeckt; die Negerinnen gebrauchen manchmal Kopftücher. Schmucksachen sind sehr gesucht, in einigen Gegenden zieht man Silber vor; amerikanische Münzen werden zu Ringen für Hände, Füße, Finger und Zehen, zu Medaillons und zu schweren Ketten verarbeitet, auch eiserne und kupferne Armringe findet man häufig bei den Krus, goldene Schmucksachen nur bei den Mandingos. Glasperlen sind etwas aus der Mode gekommen; ihre Stelle haben Agatperlen eingenommen (jede derselben repräsentirt eine Mark an Werth, sie werden auch als Zahlungsmittel gebraucht); dagegen sind Korallen nicht gesucht, wohl aber Thierzähne, wenn sie in Silber gefaßt sind; der vier Eckzähne wegen wird im Innern der Kopf eines Leoparden mit einem Sklaven bezahlt. Manchmal tragen schwarze Schönheiten Silberschmuck im Werthe von 30 bis 40 Dollars an ihrem Körper. Wiederholt wird auf die große Reinlichkeit der Eingeborenen hingewiesen, sowohl was ihren Körper und ihre Wohnungen, als auch was Straßen und Plätze betrifft.

Sie zerfallen in eine große Anzahl von Stämmen; die wichtigsten sind im Westen von Monrovia: die Krus, Golahs, Broxies, Pessies, Mandingos, Dehs, Bevs und westlich von diesen die Gallinas; im Osten die Bassas und die Grebos; unter diesen sind die Krus die bekanntesten. Diese Stämme können einander kaum verstehen, und die Sprachen scheinen so verschieden zu sein, daß man manchmal zweifeln möchte, ob sie wohl demselben Stamme angehören. Alle nehmen beim Zählen 5 als höhere Einheit an, haben aber auch ein besonderes Wort für 10, sowie wenn sie weiter zählen, für 20, welch letzteres wieder gebraucht wird, um 40, 60, 80 auszudrücken (2, 3, 4 × 20). Das Wort für 100 ist in der Bevsprache erst in neuerer Zeit durch kondo (verdorben aus englisch hundred) verdrängt worden. Uebrigens wird ziemlich allgemein Negerenglisch gesprochen und auffallend ist es, wie leicht die Neger die Sprachen verschiedener Stämme lernen; es ist nichts Seltenes, Knaben von 12 bis 15 Jahren zu sehen, welche außer Negerenglisch noch 3 bis 4 Negersprachen fließend sprechen. Ueberall, wie weit man auch ins Innere vordringt, trifft man in der Sprache Beweise für den früheren Verkehr mit Spaniern und Portugiesen, so z. B. ist save (saber) allgemein gebräuchlich; ebenso hat das Wort palaver (palabra) ein sehr großes Gebiet erobert.

Die Bevölkerung eines Stammes steht unter ihrem Fürsten oder König, der übrigens sehr einfach und so arm wie sein ganzes Volk ist. Obwohl man, wenn sie erwähnt werden, nicht an das majestätische Auftreten des Königs von Aschanti denken darf, kann man doch sagen, daß sie im eigenen Hause, namentlich bei feierlichen Gelegenheiten, eine gewisse Würde zeigen; im Frieden ist das Oberhaupt Richter, im Kriege Führer. Ohne besondere Einnahmen sucht er seinen Reichthum im Besitz von Sklaven und Frauen; seine Pracht und Größe zeigt er, namentlich auf Reisen, durch ein zahlreiches Gefolge; seine Vasallen sind übrigens im Allgemeinen ziemlich unabhängig und leben als Herren im eigenen Gebiete. Steuern können sie nur in der Form des Ertrages der Arbeit ihrer Leibeigenen, Frauen und Sklaven einnehmen. Die Polygamie, wenn auch für Alle erlaubt, bildet ein Vorrecht der Reichen, die denn auch in diesem Punkte mit einander wetteifern; manche haben 20, 30, ja mitunter 50 bis 100 Frauen, von denen einzelne sich zuweilen eine sehr angesehene Stellung zu erwerben wissen. Der Sklave ist im Allgemeinen in einer durchaus nicht so beklagenswerthen Lage, wie man gewöhnlich annimmt, nur im Falle dringender Nothwendigkeit wird er verkauft. Auf drei verschiedene Weisen kann er in den Zustand der Sklaverei kommen: entweder ist er das Kind einer Sklavin oder ein Kriegsgefangener oder er hat seine Freiheit Schulden halber verloren. Viele Herren und namentlich die Fürsten besitzen Hunderte von Sklaven; im Allgemeinen genießen dieselben ziemlich große Freiheiten, doch kommen auch Fälle vor, namentlich Widerspenstigen gegenüber, wo die Herren ihre ganze Strenge, ja Grausamkeit fühlen lassen. Die Wohnungen der Neger sind meist kreisförmig oder oval, die Wände aus Zweigen geflochten und mit Lehm bestrichen, im Innern sind sie in zwei Räume zum Wohnen und Schlafen getheilt. In dem ersteru, welcher meist an einer Seite offen ist, wird gekocht, gegessen und in der Nacht dient er den Haussklaven zum Aufenthaltsort. Das Lager besteht aus gestampftem Lehm oder Holzstücken, über welche eine Matte gelegt ist, ein Holzblock dient als Kopfkissen; es ist nur für den Hausherrn bestimmt, die übrigen Glieder der Familie liegen auf bloßer Erde. Das ganze Gebäude erhebt sich auf einer Unterlage von gestampftem Lehm einige Fuß über dem Boden. Die Hütten reihen sich

Digitized by Google

ohne Regelmäßigkeit an einander. Beinahe alle Ortschaften sind befestigt; gewöhnlich mit einer starken, hohen Palissadirung umgeben oder auch in waldarmen Gegenden mit hohen Wällen von fest in einander gestampftem Lehm. Um die Ersteigung noch schwieriger zu machen, werden alle Mittel, die der Urwald bietet, angewendet, werden die Palissadenreihen verdoppelt und verdreifacht, und diese Abschließungen wieder durch Querwände verbunden. Eine besondere Sorgfalt wird auf die Verstärkung der Eingänge verwendet, in deren Nähe sich ein in Kriegszeiten immer besetztes Wachthaus befindet; diese Stätte bilden den Zufluchtsort für die, namentlich in der guten Jahreszeit, im Lande zerstreut lebenden Neger, so daß sich im Kriege viele Menschen in demselben ansammeln. Mangel an Lebensmitteln brauchen sie gewöhnlich nicht sehr zu befürchten, wohl aber Mangel an Wasser, da die Festungen meist hoch liegen. Die Kriege haben sehr verschiedene Ursachen, die theils schon von den Vorältern übernommen sind, theils der Gegenwart entstammen. Die Kämpfenden suchen sich Bundesgenossen zu verschaffen, und wenn sie sich stark genug fühlen, machen sie einen Raubzug ins feindliche Gebiet, um zu zerstören, zu morden und Sklaven zu rauben. Dem Angriff auf eine befestigte Stadt geht stets eine genaue Rekognoscirung vorher, wenn man sich auch stark genug glaubt, wird doch alle mögliche Schlauheit angewendet, um das Ziel zu erreichen. Im letzten Augenblicke noch sieht man sich wohl einmal die vermeintlich sichere Beute entschlüpfen, wenn es den Gegnern geglückt ist, sich in der äußersten Noth Bundesgenossen zu „kaufen". Der Besiegte trägt sein Schicksal, so gut er kann, schaut aber selbst nach Jahren noch nach Gelegenheit aus, Wiedervergeltung zu üben.

In ruhigen Tagen beschäftigen sich die Eingeborenen hauptsächlich mit dem Ackerbau, wobei der Reis die erste Stelle einnimmt; ein bis zwei Jahre lang wird dieselbe Stelle bearbeitet, dann läßt man sie brach liegen und bepflanzt ein neues Stück Land. Hier und da säet man in der trockenen Jahreszeit im trockenen Waldgrunde, selbst in ausgetrocknetem Morast. Die Ernte wird hauptsächlich durch Frauen, Kinder und Sklaven eingebracht; bei der Reisernte sammelt man nur die Aehren, das Stroh wird später verbrannt. Der Bedarf wird täglich auf dem Flur der Wohnungen mit bloßen Füßen ausgetreten und dann in einem Troge durch Stampfen enthülst; daß die Frucht zwischen Steinen feingemahlen würde, ist in Liberia nicht beobachtet worden. Der Saatreis wird in den Aehren aufbewahrt, doch bei der leichtsinnigen Natur des Negers kommt es häufig vor, daß er verzehrt oder verkauft wird. Im Allgemeinen haben sie einige Monate lang Mangel zu leiden, wogegen sie aber auch nach der Ernte gerne im Ueberfluß schwelgen. Außer dem Reisbau beschäftigen sie sich mit der Bereitung von Palmöl, Palmwein und dem Sammeln von Kautschuk. Der Ertrag der Jagd ist bei weitem nicht so groß, wie man bei oberflächlicher Betrachtung glauben sollte. Die Eingeborenen gebrauchen noch Feuersteingewehre mit langem Lauf, die in den Faktoreien zu 3 bis 6 Dollars verkauft werden; übrigens bedienen sich viele noch der Bogen und Pfeile. Das Pulver sieht wie Sprengpulver aus und ist schlecht, es wird in Fäßchen von 4 bis 14 englischen Pfunden verkauft; auch die Feuersteine kommen aus Europa. Anstatt Schrot werden Stücke von zerbrochenem Eisen gebraucht. Das Gewehr wird mit dem Lauf nach vorn auf der Schulter getragen, das Schloß mit einem Ueberzug von Antilopenhaut geschützt; auch eine kleine Jagdtasche, welche außer dem Schießbedarf noch die unentbehrliche Pfeife enthält, ist aus demselben Material verfertigt und oft sehr zierlich gearbeitet. Große Thiere werden mit der Haut vertheilt; Elephanten mit aus Gewehren geschossenen Speeren getödtet; sehr geübt sind die Eingeborenen im Gebrauch von verschiedenen Fallen. Viel mehr Ertrag als die Jagd giebt die Fischerei; Männer üben sie mit der Angel, mit dem Speer und dem Schleppnetz aus. Bei den Fallen, in die man die Fische hineinlockt, um sie dann mit einem hakenförmigen Netz herauszuholen, sind meistens Frauen thätig. An einzelnen Stellen hat man eine große Vorliebe für das Fischen bei Nacht bei Fackelschein, man fängt die Fische mit dem Speer oder mit dem Heber; in beiden Arten von Sport sind die Neger sehr geübt.

Die Eingeborenen lieben Salz sehr, welches sie entweder in den Faktoreien eintauschen oder selbst am Meere bereiten, indem sie das Wasser in großen, aus Messingblech verfertigten, flachen Gefäßen verdampfen lassen. Das gewonnene Salz wird für den Transport ins Innere in zierliche Körbe verpackt (etwa 1 m lang, 1 dm weit); zehn derselben haben den Werth eines Sklaven. Auf der Mandingoebene soll übrigens auch Steinsalz vorkommen. Zu ihren Genußmitteln gehört auch Rauch- und Schnupftabak; als Dose dient gewöhnlich ein Ziegen- oder Büffelhorn. Tabak wird nicht gekaut, wohl aber die Kolanuß, die in Gegenden, wo sie nicht wächst, auch als Geld gebraucht wird. Die Speisen sind im Allgemeinen sehr einfach, sie werden ausschließlich von den Frauen bereitet und gewöhnlich zweimal im Tage genossen; Reis, Maniokwurzel und, wie früher schon erwähnt, alle Arten Fleisch werden am meisten begehrt; Palmkohl, verschiedene Blätter und Früchte ersetzen sie, wenn es nöthig ist.

In Handarbeiten, Flechten, Knüpfen ꝛc., in der Verfertigung wollener Gewebe, die sie aus selbst bereiteten und gefärbtem Garn spinnen, sind sie sehr erfahren, sie beweisen hierbei, besonders bei der Wahl der Farben, recht viel Geschmack. Das Eisen weiß man mit sehr primitiven Werkzeugen, namentlich auf dem Mandingoplateau, sehr gut zu verarbeiten; die Waffen, die dorther kommen, sind nicht nur vorzüglich, sondern auch sehr zierlich. Ebenso wird Silber zu allerlei Schmuck verwendet; auf der Mandingoebene trifft man auch die Verarbeitung von Gold, worin die Arbeiter, ebenso wie im Graviren, sehr geschickt sind. Besonders hier, doch auch im ganzen Lande, versteht man die Kunst, Leder zu bereiten und dasselbe zu benutzen; überhaupt stehen in Geschicklichkeit und Fleiß die Mandingos höher als alle anderen Stämme. Da nur in einzelnen Theilen des Landes Lastthiere vorkommen und die Flüsse nur bis zu einer gewissen Grenze befahrbar sind, muß der Waarentransport im Innern durch Träger stattfinden, welche etwa 40 kg tragen, mit denen sie leicht 8 Stunden lang marschiren. Natürlich leidet der Handel wie der einzelne Reisende unter dieser Art der Waarenbeförderung durch den bösen Willen der Träger. Der Europäer ist überhaupt manchen Unannehmlichkeiten von Seiten der Eingeborenen ausgesetzt, die ihn meistens sehr höflich, manchmal aber auch unverschämt behandeln und im Allgemeinen wie einen Schwamm betrachten, der in ihre Hände gegeben ist, um ausgepreßt zu werden. Auf den Eingeborenen ist im Allgemeinen wenig Verlaß; so lange er zu essen hat, ist er wenig zur Arbeit geneigt. Einen allgemeinen Typus von seinem Charakter aufzustellen, ist unmöglich, da seine Handlungen unter der Eingebung des Augenblicks stattfinden.

Wir übergehen die wenig Neues bietenden Mittheilungen über Familienleben, Zeitrechnung ꝛc. Die Eingeborenen scheinen den schädlichen klimatischen Einflüssen kaum ausgesetzt zu sein; sie sterben an zufälligen Krankheiten, an

Digitized by Google

Altersschwäche oder an den Folgen von Entbehrungen bei Hungersnoth. Der Tod ist bei ihnen etwas sehr Trauriges, der erste Ausbruch des Schmerzes ist bei dem ganzen Dorfe ein sehr heftiger, selbst ehe der Sterbende noch den letzten Athemzug gethan hat. Bei der Leiche wird eine Todtenklage gehalten, wobei auch der Zauberer, der den Tod verursacht haben soll, herausgefordert und verwünscht wird. Das Begräbniß findet Morgens oder Abends statt; in eine 4 bis 5 Fuß tiefe Grube wird die in eine Matte eingewickelte Leiche niedergelegt; bei Reichen werden ihr kostbare Stoffe mitgegeben, auch Kostbarkeiten und Waffen und alles mit Rum oder Gin begossen und dann das Grab geschlossen. Rundum wird die Stelle mit Steinen eingefaßt (in einem Falle, den Büttikofer beobachtet hat, auch mit Ginflaschen). Die Hinterbliebenen werden nach einiger Zeit mit Trauerpomade eingerieben, die einen abscheulichen Geruch verbreitet, und dann finden große Festlichkeiten statt. Die Ansichten über die Fortdauer der Seele nach dem Tode sind bei verschiedenen Stämmen sehr verschieden.

Was Büttikofer über den Gottesdienst und die Vergnügungen der Neger mittheilt, übergehen wir, um noch einige Worte über die geheimen Gesellschaften zu sagen. Die Nor-Crah (Teufelswald), wie sie in einer der verschiedenen Sprachen heißt, ist eine Vereinigung von Königen und Hauptleuten mit allen ihren Unterthanen. An der Spitze steht der große Teufel, der durch einige Eingeweihte für seine Stellung vorbereitet wird, nachdem ihn die Gesellschaft erwählt hat. Schon im Knabenalter werden die Mitglieder affilirt. Später im Mannesalter in die höheren Geheimnisse eingeweiht. Bei den Versammlungen soll es toll hergehen und namentlich der große Teufel durch seine Masken und groteske Sprünge zu imponiren suchen. Ueber den eigentlichen Zweck ist nur bekannt, daß sich die Gesellschaft vermuthlich gegen Einführung neuer Religionen wendet; auf den Verrath ihrer Geheimnisse steht die Todesstrafe. Eine ähnliche Vereinigung besteht auch für Frauen. Trotz dieser Gesellschaften hat der Islam große Fortschritte unter den Negern gemacht.

Die Pamir-Expedition im Jahre 1883 [1]).

Chr. H. Das Jahr 1883 wird für die Erforschung des Pamir ein sehr denkwürdiges bleiben: alle früheren Expeditionen und Reisen, welche in der letzten Zeit von Rußland oder von Indien aus dorthin gerichtet waren, betrafen immer nur sehr unansehnliche Bezirke. Es fehlte bisher an einer gründlichen Untersuchung des Pamir, welche mit einem Male alle jenes Gebiet berührenden verschiedenen geographischen Fragen entschied. — Diese Lücke ist wenigstens für den östlichen Theil durch die große Pamir-Expedition ausgefüllt, welche im Jahre 1883 auf Anordnung des Generalgouverneurs von Turkestan ausgerüstet worden ist. Es nahmen vor allen daran Theil: der Generalstabskapitän Putäta, der Geologe Iwanow und der Topograph Benderský. Der Energie dieser Männer ist es zu danken, daß der östliche Theil der Pamir-Hochebene nach allen nur möglichen Richtungen durchmessen ist, und daß an der Südgrenze derselben die lang ersehnte Verbindung zwischen der russischen und englischen Marschroute hergestellt ist.

Herr Iwanow stattete am 11. (23.) April 1884 in der allgemeinen Sitzung der Geographischen Gesellschaft in Petersburg einen ersten Bericht über die Expedition ab.

Die Bedingungen, unter denen die Expedition ins Leben trat, waren äußerst ungünstig: statt acht Mitglieder konnten nur drei theilnehmen; die Geldmittel waren sehr karg bemessen und betrugen für die drei Mitglieder und eine Begleitung von zwölf Kosaken nicht ganz 6000 Rubel (ca. 12000 Mk.). Statt eines Dolmetschen mußte man sich mit einfachen Dshigiten (kirgisischen Pferdeknechten) begnügen; die nothwendigen Instrumente waren nicht rechtzeitig vorhanden und dergleichen mehr. Dazu kamen die Schwierigkeiten, welche der Expedition von Seiten der Afghanen und Kaschgaren sofort beim Beginn bereitet wurden.

Trotz aller Schwierigkeit gelang es dennoch den Mitgliedern der Expedition, die Aufgaben, welche sie sich gestellt, zu lösen: sie besuchten die offenen Seenthäler, welche dem Pamir typisch sind, sie lernten die ausgetrockneten Kessel, die Schluchten und Engpässe kennen, sie gelangten in Gebirgsthäler, welche mit Wald bestanden waren. Die Expedition durchforschte von allen Seiten fast alle bisher ununtersucht gebliebenen Punkte; nur die Kaschgarberge und der südöstliche Winkel des Pamir blieben unberührt. — Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Expedition auch mit der Natur selbst zu kämpfen hatte, bei Märschen durch wasserlose Strecken, beim Ueberschreiten von Gebirgspässen mit drohenden Abhängen war das Leben einzelner oftmals in Gefahr. — Aller Hindernisse ungeachtet ging die Expedition siegreich aus dem Kampfe hervor und sammelte ein reiches Material, welches endlich Licht in das geheimnißvolle Dunkel des Pamir bringen wird. (Die Marschroute selbst übergehen wir hier, weil sie ohne Beigabe der Karte, welche übrigens in „Petermann's Mittheilungen“ und den Londoner „Proceedings of the R. Geogr. Society“ reproducirt wurde, unverständlich bliebe.)

In der allgemeinen Sitzung vom 2. (14.) Mai setzte Iwanow seinen Bericht fort. Er schilderte die Natur des Pamir, die daselbst lebenden Völkerstämme und gab eine allgemeine Uebersicht aller gewonnenen Resultate.

Er wies auf die Aehnlichkeit hin, welche die Natur des Pamir mit dem Alaithal hat; das letztere ist gleichsam die Vorhalle des Pamir. Der östliche Theil des Pamir hat eine Wiesen- oder Steppennatur. Die Flora dieses Gebietes ist eine Mischung von Polar-, Wiesen- und Steppenflora, aber die Mischung zeigt sich hier geringer als im Alaithale, überdies sind auf dem Pamir nicht so ausgedehnte Wiesen anzutreffen wie im Alaithale. Im Westen beginnt das Gebiet der Baumvegetation. Entsprechend der Flora hat auch die Fauna einen ähnlich gemischten Charakter: hier lebt der gezähmte Jak zusammen mit dem Arkar (oder Archar), eine Art Bergschaf, welches der Meinung Kostenko's entgegen hier in großer Menge vorkommt. Im westlichen bezeigen Pamir treten Getreidearten, sogar Baumwolle auf. Das Klima ist rauh; die angestellten Nach-

[1]) Nach der russischen „Oestlichen Rundschau“ 1884, Nr. 16, und „Nachrichten d. Geogr. Gesellsch.“ 1883, Nr. 4, S. 332 bis 340. „Nowosti“ 1884, Nr. 101 u. ff.

Digitized by Google

fragen, sowie die eigenen Beobachtungen Iwanow's lassen darauf schließen, daß der Winter fast sieben Monate andauert. Auch in den heißesten Sommermonaten giebt es Nachtfröste; nach einem solchen sind alle kleinen Bäche an ihren Rändern mit Eis bedeckt, und daneben blühen am Tage die Blumen. Diese auffallende Erscheinung erklärt sich dadurch, daß die Vegetation des Pamir sich der Rauhheit des Klimas angepaßt hat. Die Schneemengen anlangend, so wird an einigen Orten Schnee in großen Mengen angetroffen, an anderen nur sehr wenig, was nur dadurch zu erklären ist, daß der Schnee an offen gelegenen Stellen unter dem Einfluß der warmen Strahlen der südlichen Sonne schnell schmilzt. Es überwiegen Westwinde. Inmitten dieser eigenartigen Natur leben die Angehörigen zweier verschiedener Volksstämme. Zu dem einen Volksstamme der Mongolen gehören die offenbar die Ureinwohner des Pamir bildenden Kirgisen, welche in vier Geschlechter (Sippen) getheilt werden. Die Pamir-Kirgisen sind den Alai-Kirgisen verwandt; sie haben dem Typus nach viel gemeinschaftliche Züge, doch sind die Pamir-Kirgisen ausgezeichnet durch einen sehr starken Haarwuchs, durch krankhafte Augen und schlechte Zähne. Die Pamir-Kirgisen sind solche Nomaden, daß sie nicht einmal während des rauhen Winters sich Winterhütten bauen, sondern auch dann in denselben zerfetzten Kibitken (Zelten) wohnen, in denen sie Sommers leben. Mit dem Beginn des Sommers ziehen sie etwa 2000 Fuß höher hinauf, um ihrem Vieh entsprechendes Futter zu verschaffen. Der Charakter der Pamir-Kirgisen ist dem der Alai-Kirgisen ähnlich, doch sind sie scheuer und noch weniger civilisirt. Unter ihnen lebt noch heute der berühmte Räuber Saib Nazar, welcher einst der Schrecken der ganzen Bevölkerung Pamirs war, doch jetzt ganz schwach ist. — Vor 15 Jahren rechneten die Pamir-Kirgisen sich zu Kokan, aber als Jakub Bek Kaschgar eroberte, veränderten sie ihre Stellung. Jakub Bek lockte sie nämlich durch betrügerische Versprechungen zur Zeit des Krieges mit China in seinen Dienst; als die Chinesen zurückgeschlagen waren, blieben die Kirgisen dem Jakub Bek unterthan; sobald aber die Chinesen aufs neue Kaschgar erobert hatten, begann der Streit darüber, ob die Kirgisen sich für Unterthanen Kokans oder Kaschgars halten sollten. Von der Entscheidung dieser Frage in dem einen oder andern Sinne ist auch die Bestimmung der russischen Grenze mit China abhängig.

Das andere Volk des Pamir, die Tadschik, gehört zum arischen Volksstamme; die Tadschik zeichnen sich im Gegensatz zu den Kirgisen durch ihr Streben nach Kultur und Seßhaftigkeit aus. Leider aber hat das Schicksal die Tadschik in die Gebiege von Pamir getrieben, welche durch Unfruchtbarkeit des Bodens charakteristisch sind. Obwohl die abgeschlossene Lage der von den Tadschik bewohnten Gegend ihnen die Möglichkeit geboten hätte, selbständig zu bleiben, so hat ihre Armuth und in Folge dessen die Abhängigkeit von ihren reichen Nachbargegenden sie zu Sklaven und Vasallen ihrer Nachbarn gemacht. Die Tadschiks stehen unter der Gewalt der Beks, welche sie mit Frohndiensten und schweren Abgaben belegen; dazu kommt, daß die Beks Sunniten und die Tadschiks Schiiten sind, und daß die Tadschiks dadurch noch rechtloser als sonst dastehen. Doch ist die Lage der Frau unter den Tadschiks besser als sonst unter Mohammedanern; die Frau ist keine Sklavin, sondern gleichberechtigt mit dem Manne, eine kunstfertige Arbeiterin. Alles, was im Hause angefertigt wird, besorgt die Frau. Der Vortragende wollte beobachtet haben, daß die Sprache der Tadschik in einzelnen Worten ihn an das Englische und Spanische erinnert hätte, und daß viele Worte dem Russischen gleichlautend sind. Bemerkenswerth ist, daß einige Gesänge der Tadschik in überraschender Weise an italienische Fischerlieder erinnern.

Iwanow schloß seine Mittheilung mit einer kurzen Uebersicht der Resultate der Pamir-Expedition; sie bestehen in Folgendem: Mit dem Namen Pamir wird das hohe Gebirgsplateau bezeichnet, von welchem der Amu-darja und der Gezi ihren Ursprung nehmen; die bisher angenommene scharfe westliche Grenze des Pamir existirt nicht; als Grenzlinie nach Westen kann eine Linie gelten, welche durch die ersten Ansiedelungen mit Getreidefeldern gezogen wird; in Betreff des Bolor-Gebirges ist hervorzuheben, daß meridionale Erhebungen im Pamir nicht existiren.

Kürzere Mittheilungen.

Schwedens Bevölkerung.

Nach dem kürzlich vom schwedischen statistischen Centralbureau herausgegebenen Bericht über die Bewegung der Bevölkerung im Jahre 1882 betrug am Schlusse dieses Jahres die Volksmenge in ganz Schweden 4 579 115 Personen oder nur 6870 (0,15 Proc.) mehr als zur gleichen Zeit des Vorjahres. Die Zunahme war ungefähr dieselbe wie im Jahre 1881, aber weit geringer als in gewöhnlichen Jahren; die Ursache war die große Auswanderung. Die Bevölkerung der Städte vermehrte sich im Laufe des Jahres um 19 993 Personen und betrug am Ende des Jahres 15,95 Proc. der Gesammtbevölkerung; die Landbevölkerung verminderte sich um 13 123 Personen. Die Verminderung traf die meisten südlichen Läne des Landes. Wie es in den Jahren starker Auswanderung gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, hatte sich das Verhältniß zwischen dem männlichen und dem weiblichen Geschlecht gegenüber den Vorjahren etwas verschlechtert. Gegen 1000 Personen männlichen Geschlechts gab es im Jahre 1882 1064 weiblichen Geschlechts; 1040 auf dem Lande und 1199 in den Städten.

Die Anzahl der im Laufe des Jahres geschlossenen Ehen bezifferte sich auf 28 967 oder 63 Ehen auf je 10 000 Bewohner des Landes. Von 1000 Ehen wurden 865 zwischen Unverheiratheten eingegangen, 29 zwischen unverheiratheten Männern und Wittwen, 86 zwischen Wittwer und unverheiratheten Frauen, 20 zwischen Wittwern und Wittwen. Im Ganzen verheiratheten sich 3085 Wittwer und 1418 Wittwen aufs Neue, davon 10 Wittwer und 2 Wittwen zum vierten Male. Das Durchschnittsalter beim Eintritt in die erste Ehe war für Männer 28,5 und für Frauen 26,9 Jahre. Das Jahr 1882 bethätigte wieder die bisher gewonnene Erfahrung, daß die meisten Ehen (44,2 Proc.) während der drei letzten Monate des Jahres geschlossen werden. Durch den Tod wurden 20 462 Ehen aufgelöst, und zwar 11 394 durch den Tod des Mannes und 9068 durch den der Frau.

Die Anzahl der geborenen Kinder betrug 138 064, wovon 134 300 lebend- und 3764 todtgeboren waren; 1890 mal

Digitized by Google

kamen Zwillings-, 26 mal Drillings- und einmal Vierlingsgeburten vor. Auf 1000 Mädchen entfielen von den lebendgeborenen Knaben 1054 und von den todtgeborenen 1390. Von sämmtlichen geborenen Kindern waren 10,3 Proc. uneheliche; auf das platte Land entfielen davon 8,5 Proc. und auf die Städte 18,1 Proc. Von den Müttern waren 4 noch nicht 15 Jahre und 28 über 50 Jahre alt.

Im Jahre 1882 starben im Ganzen 79 406 Personen, davon 63 753 auf dem Lande und 15 653 in den Städten; 40 334 waren männlichen und 39 072 weiblichen Geschlechts. Die geringste Sterblichkeit fiel auf die Jahresklassen 10 bis 20 und 20 bis 30 Jahre, nämlich 44 auf erstere und 62 auf letztere von je 10 000 Personen; die grösste Sterblichkeit zeigte das Alter über 60 Jahre mit 533 und die Jahresklasse von 0 bis 10 Jahren mit 307 Todesfällen auf je 10 000 Personen. Von den Gestorbenen hatten 5778 (2265 Männer und 3513 Frauen) das 80. Lebensjahr überschritten; zwei Frauen erreichten ein Alter von resp. 101 und 102 Jahren. Das Durchschnittsalter der Gestorbenen betrug auf dem Lande 33,5 Jahre für männliche und 37,2 Jahre für weibliche Personen; in den Städten resp. 25,3 und 31,1 Jahre. An epidemischen Krankheiten starben 13 593 Personen, davon 3665 an Diphtheritis, an Diarrhöe 2363, Masern 1721, Scharlachfieber 1364 Personen. Die gewaltsamen Todesfälle zeigen eine hohe Ziffer, nämlich 2450; von den Todesursachen sind in erster Linie zu nennen: 1432 Fälle von Ertrinken, 547 Fälle Körperverletzungen und 65 Fälle Mord oder Todtschlag. Die Anzahl der Selbstmorde war im Jahre 1882 grösser als je zuvor, denn nicht weniger als 482 Personen entleiben sich. Die Auswanderung erreichte im genannten Jahre ihre höchste Ziffer mit 50 178 Auswanderern; dagegen kehrten 3567 früher ausgewanderte Personen nach ihrer alten Heimath zurück.

W. Finn.

Die venezolanische Bergbaugesellschaft El Callao.

Der im März dieses Jahres erschienene Bericht der Direktion der Venezolanischen Bergbaugesellschaft El Callao für das Jahr 1883 theilt zunächst mit, daß der Beschluß der vorjährigen Generalversammlung, nachdem die Verhandlungen mit europäischen Kapitalisten wegen künftiger Uebernahme der Hälfte des Bergwerks abgebrochen waren, das Grundkapital auf 32 200 000 Bolivares zu erhöhen und in 32 200 Aktien zu je 1000 Bolivares zur Vertheilung zu bringen, ausgeführt ist und daß die Aktionäre die neuen Aktien zum Amtansatz gegen ihre alten Kouvons in Empfang genommen haben. Den Beweis für den guten Erfolg dieser Maßregel liefert die Steigerung des Werthes der Aktien auf dem europäischen Markte. Das Vertrauen aber, welches die Direktion in die Ergiebigkeit der Mine setzte, hat die Erwartung noch übertroffen. Denn im letzten Jahre sind 6 065 800 Bolivares Dividende (1 027 000 Bolivares mehr als im vorigen Jahre) vertheilt worden, d. h. fast 19 Procent Zinsen auf das neue Kapital, was beweist, daß der den Minen beigelegte Werth richtig berechnet war. 27 586 Tonnen Quarz (5161 mehr als 1882) wurden zu Tage gefördert, die einen Ertrag von 134 362,68 Unzen in zuwirtem Golde (28 966,60 mehr als 1882) lieferten.

Da nun die Produktionsunkosten, wenn auch geringer als im vorigen Jahre, doch immer noch so hoch sind, daß nur eine so reiche Mine, wie die von El Callao, mit einem Goldgehalt von 5 Unzen pro Tonne, sie zu verwinden im Stande ist, so hat die Direktion ihr Hauptaugenmerk darauf gerichtet, den Ausgabetat möglichst zu reduciren und trat mit dem vom Hause Rothschild mit der Prüfung der Bergwerke beauftragten Ingenieur Herrn Hamilton Smith nach Abbruch der mit dem Hause geführten Verhandlungen direkt in Verbindung. Derselbe übernahm es, auf Rechnung der Gesellschaft das Bergwerk und alle anderen im Jurnarigebiet gelegenen Minen zu untersuchen, ohne Rücksicht sein Gutachten auszusprechen und die seiner Meinung nach nöthigen Reformen anzugeben. Anfang Mai vorigen Jahres kam er nach El Callao und am 30. Juni stattete er seinen Bericht ab, der in spanischer, englischer und französischer Sprache veröffentlicht ward. Nach demselben befindet sich der Minenbetrieb in Folge der Anwendung eines ganz unvollkommenen Systems in schlechtem Stande; die Mühle, sagt er, ist so mangelhaft und die angewandte Amalgamationsmethode so ungenügend, daß nach den in El Callao und in New York mit dem Abfall gemachten Analysen und Experimenten thatsächlich täglich, so oft die Mühle arbeitet, beinahe 50 Unzen Gold im Jurnari verloren gehen, was um so mehr ins Gewicht fällt, als in jedem andern Lande ein täglich 50 Unzen Gold producirendes Bergwerk schon für eine Mine ersten Ranges gilt.

Die Schuld daran fällt weniger dem bisherigen Leiter zur Last als der Art, wie seit der ersten Organisation die Arbeiten in Angriff genommen wurden, die für den Anfang wohl genügten, allmählich aber, indem nur die Zahl der alten 5 Stampfwerke schließlich bis zu 60 vermehrt wurden, so mangelhaft wurde, daß eine entsprechende Verbesserung ebensoviel, wenn nicht mehr Kosten verschlungen haben würde, als ein ganz neues Mühlenwerk, ohne Berechnung des Zeitverlustes, welchen eine Unterbrechung der Arbeit hätte veranlassen müssen.

Demgemäß ist nun nach Herrn Smith's Vorschlag bereits im September die Ausgrabung eines neuen 300 m tiefen Minenganges (unter dem Namen Stadt Nr. 6) auf der reichsten Stelle des Bergwerks, die Herr Smith selbst aussuchte, begonnen; und um sie noch mehr zu fördern, sind mehrere „Rock drills“ bestellt, mit denen man hofft, monatlich 250 bis 30 Meter ausgraben zu können. Ferner wurde Herr Smith mit der Besorgung einer neuen, mit allen Verbesserungen der Neuzeit ausgestatteten Mühle mit 60 Stampfwerken und allem Zubehör betraut, deren Ankunft im Mai erwartet wurde, so daß sie bis zum August wird aufgestellt sein können, während ihre nöthige Ergänzung, der neue Schacht, der jährlich 40 000 Tonnen Quarz zu Tage fördern soll, allerdings vielleicht nicht vor September 1885 vollendet sein wird. Bis dahin muß das alte theure und mangelhafte Verfahren beibehalten werden. Dann aber ist, so lange die reiche Erzader nicht versiegt, der doppelte Ertrag des bisherigen zu erwarten, so daß die Kosten der einzuführenden Neuerungen schon im ersten Jahre durch den Mehrgewinn gedeckt sein werden. Und selbst wenn die Ader einmal an Stärke abnehmen sollte, so wird der Ertrag sich doch voraussichtlich stets auf der Höhe von 1883 halten, welcher der größte ist, der bisher erreicht ward; und die Unkosten werden, da die doppelte Quantität an Mineral gewonnen werden wird, sich um die Hälfte verringern.

Endlich hat die Direktion einem Beschluß der letzten Generalversammlung zufolge mit der Gesellschaft Union einen Vertrag abgeschlossen, nach welchem sie derselben, die bisher an Kapitalmangel krankte, 1 200 000 Bolivares zur Verfügung stellte, um die Arbeiten derselben zu fördern, sich die Leitung der Arbeiten, die Anschaffung von Maschinen und die Verwaltung des Fonds vorbehaltend, wogegen die Gesellschaft Union der Gesellschaft El Callao 48 der im Umlauf befindlichen Aktien (im Werthe von je 25 000 Bolivares) überläßt und sich verpflichtet, das vorgestreckte Geld mit den ersten zur Verfügung stehenden Erträgen zurückzuerstatten. Als Bürgschaft tritt die Union der Gesellschaft El Callao ihren Besitz im Valle de Mocupia ab, behält sich aber das Recht des Rückkaufs vor. Eine neue Mühle 2c. ist im Oktober vorigen Jahres in den Vereinigten Staaten bestellt, nachdem man sich der Existenz einer reichen Goldader vergewissert hatte, und wird spätestens im Juni aufgestellt sein und Anfang Juli zu arbeiten beginnen unter Aufsicht des Ingenieurs L. M. Davis.

F. Sch.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Aus Madrid wird dem „Standard“ gemeldet: Nach langen Unterhandlungen sind die spanische und französische Regierung übereingekommen, die Genehmigung zum Bau zweier verschiedener Eisenbahnen über die Pyrenäen zu ertheilen. Die erste Linie wird die Eisenbahn von Madrid nach Saragossa über Huesca und Canfranc nach einem 4 km langen Tunnel in Somport verlängern und von dort nach Oloron in Frankreich laufen. Diese Linie wird von großer Wichtigkeit für Aragon und das Ebrothal und künftighin die kürzeste Route zwischen Paris und Madrid sein. Die zweite wird die Pyrenäen von Lerida über die Thäler der Noguera und Pallaresa durchschneiden bis zu einem 3 km langen Tunnel in Salamut, ehe die Linie das französische Departement Ariège betritt. Letzterer Linie misst die französische Regierung die größte Bedeutung bei, weil sie ihr späterhin über Valencia und Cartagena die kürzeste Eisenbahnverbindung für Truppensendung und den Handelsverkehr nach Algier hin zu liefern verspricht.

Asien.

— Indonesien oder die Inseln des Malayischen Archipels von A. Bastian. 1. Lieferung. Die Molukken. Mit drei Tafeln. Berlin, Ferd. Dümmler. 1884. Bastian beginnt hiermit ein Werk, welches ein Seitenstück und eine Ergänzung zu seinen „Völkern des östlichen Asiens“ zu werden verspricht. Allerdings treten die Reisen in den Hintergrund und nur flüchtig werden einige Notizen von Halmahera, Tidor und den Nachbarinseln mitgetheilt. Hauptsache ist die Einheimsung ethnologischen Materials und viele ist denn namentlich auf physischem Gebiete wieder reichlich ausgefallen, mit den nöthigen Paralleln aus anderen Völkerkreisen, wie bei Bastian selbstverständlich. Scheinbar ungeordnete Massenanhäufungen, lassen sie doch bereits primordiale Streisungen im Werdeprocess erkennen, und jetzt, wo es sich mehr und mehr zu klären beginnt, wird das Ganze bald auf eine Reihe klar durchsichtiger Elementargesetze reduciert sein, so dass dann, in der Psychologie als Naturwissenschaft auf ethnischer Grundlage, die Organisation des Menschheitsgedankens vor uns liegt aus allen Zeiten und Völkern (S. 5).

Der Autor, dessen Art zu arbeiten hinlänglich bekannt, der hier „nochmals einige Beiträge zusammengestellt für die Ethnologie“ entschuldigt sich denn auch (S. 133) wegen seiner burchaus von anderen in der Form abweichenden Schriften. Es würde, meint er, über dieselben „wieder manch saures Gesicht gemacht werden von denen, die es als ihr Recht beanspruchen, dass ihnen nicht nur die Speise zugetragen werde, sondern dass man diese auch zu kochen die Pflicht habe und dann mit eigenen Händen diejenigen noch fütterr, welchen es zu unbequem ist, zwischen den Zeilen zu lesen, was dort geschrieben steht.“ Aber bei der großen Arbeitshäufung stellt B. sein Material gern, die Hilfe und Mitarbeit gewähren wollen, „gewissermaßen im Rohzustande“ zur Verfügung. „Das Hauptangenmerk war auf dieser wie auf den früheren Reisen besonders auf die psychologischen Erfordernisse der Ethnologie gerichtet, da sich jeder seine Specialität zu wählen hat. Was sich außerdem an anthropologischen, historischen, philologischen Notizen bot, habe ich ebenfalls aufgegriffi und jetzt hinzugefügt.“ Dahin gehören die Vokabularien von verschiedenen Molukken. S. 120 bis 131.

Vom Konservator A. Krause sind die einzelnen wichtigen ethnographischen Stücke, die Bastian für das Berliner Museum erwarb, beschrieben und auf drei Lichtdrucktafeln abgebildet worden; so Musikinstrumente, die Apparate zur Bereitung des Sago, Harnische aus Schnürgeflecht, von Mandbar zur größern Widerstandsfähigkeit mit Muschelschalen besetzt, Schmuck, Kleidungsstücke und Matten, letztere in Buntdruck, um das geschmackvolle Ornament und die feine Farbenstimmung zu zeigen.

— Nach einer Meldung aus Simla wird eine gemischte englisch-russische Kommission im Herbste dieses Jahres nach dem Norden Afghanistans aufbrechen, um die Grenze festzustellen. Man soll sich geeinigt haben, dass die Grenze dem Laufe des Oxus bis Chodscha Salih folgt, dann nach Süden und Westen abweicht und an den kultivierten Landstrichen entlang nach Puli Khatum am Heri-rud-Flusse läuft. Sieht man selbst davon ab, dass der „Kawkas“, das amtliche Organ des Fürsten Dondukow Korsakow, bereits offen Balch, Herat und das ganze Murghab-Thal beanspruch, so liegt auch die oben bezeichnete Linie bedeutend weiter südlich als die meist auf englischen Karten angegebene, und sofort haben sich auch englische Stimmen erhoben, die über den Verlust eines fruchtbaren Streifens von Afghanistan und die Verschiebung der russischen Machtsphäre bis auf eine Entfernung von 150 engl. Meilen an Herat und auf 80 Meilen an Meschhed heran Alarm schlagen. Beträgt doch die Entfernung zwischen Herat und der nächsten englischen Garnison Ketta 514 englische Meilen, in nur noch Kandahar bin 145 Meilen. Indem gewinnt die Verlängerung der transkaspischen Eisenbahn, die jetzt bis Kizil-Arwat geht, deren Fortführung auf Aschabad aber Fürst Dondukow schon zugelagt hat, bis nach Herat hin immer mehr Wahrscheinlichkeit.

Inseln des Stillen Oceans.

— Tawhiao, der Maorikönig in Neu-Seeland, und fünf Häuptlinge sind in London angelangt, um der englischen Königin ihre Beschwerden über ihnen zugefügtes Unrecht von Seiten der Kolonialregierung vorzutragen. Der ihrer Ankunft wurde auf einer zahlreich besuchten Versammlung der Maoris eine Resolution angenommen, dass die Maoris am Christenthume festhalten und die Königin Victoria lieben und ehren wollen. Auf Anlaß der Ankunft des Königs in England weist das „Athenaeum“ auf das nahe bevorstehende Erscheinen eines Werkes von J. H. Kerry-Nicholls, betitelt: The King-Country; or Explorations in New Zealand (Samuylon Low und Komp.), hin. Dasselbe enthält einen Bericht über eine Reise durch das Maori-Land mit Beschreibungen von der „Kale Country“ dem Wanderlande der Antipoden), den Gegenden um den See Taupo, einer Besteigung des thätigen Vulkans Tongariro und dem Berge Ruahapehu. Beigefügt ist eine Karte und zahlreiche Illustrationen, sowie Porträts vom Könige und berühmten Maorihäuptlingen.

Inhalt: Désiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen. VI. (Mit sieben Abbildungen.) — Emil Schlagintweit: Wander- und Zigeunerstämme im nordwestlichen Indien. II. (Schluß.) — Büttikofer's Bericht über Liberia. II. (Zweite Hälfte.) — Die Pamir-Expedition im Jahre 1883. — Kürzere Mittheilungen: Schwedens Bevölkerung. — Die venezolanische Bergbaugesellschaft El Callao. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Inseln des Stillen Oceans. (Schluß der Redaktion: 6. Juli 1884.)

Redaktion: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Désiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen.

(Die Abbildungen, sofern nichts anderes bemerkt ist, nach Photographien.)

VII.

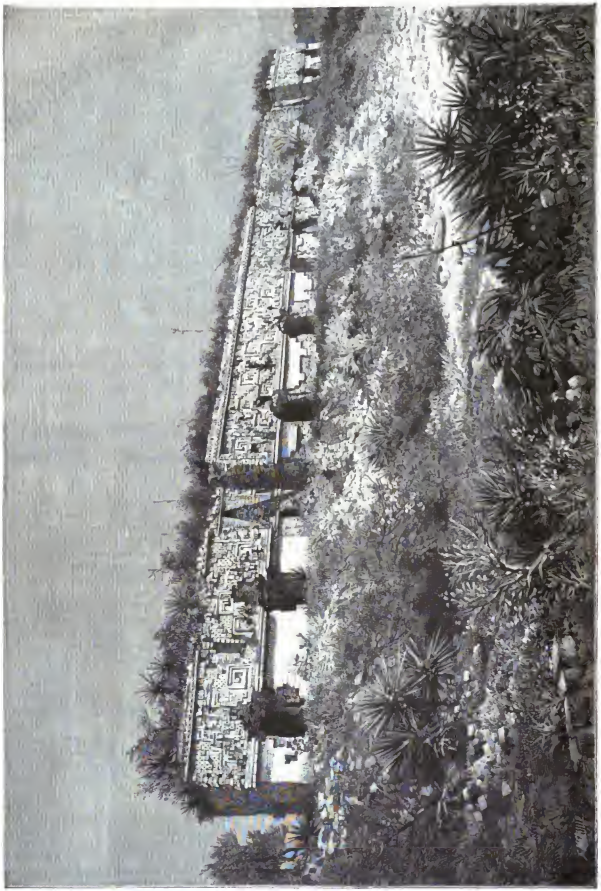
Zwei Kilometer von der Hacienda Uxmal liegen die berühmten Ruinen gleichen Namens, die Rivalen derer von Chichen, aber zum Theile jüngeren Ursprungs. Letztere scheinen ihrer Erhaltung nach jener Renaissanceperiode anzugehören, von welcher wir bei Kabah gesprochen haben. Uxmal ist so oft besucht und beschrieben worden, daß wir uns auf das Nöthigste zur Erläuterung der Abbildungen und auf das Hervorheben derjenigen Merkmale beschränken können, welche für das junge Alter gewisser Denkmäler sprechen.

Der „Palast des Gouverneurs" ist wohl das größte, prächtigste und am besten verstandene unter den alten Denkmälern Amerikas; er steht auf drei über einander gesetzten Pyramiden, wodurch seine Großartigkeit vermehrt wird, ist zugleich einfach und reich, bescheiden und doch auch prächtig. Die einfach glatte Untermauer steht zu dem großen reich verzierten Friese darüber in scharfem Gegensatze; letzterer zeigt auf einer Länge von 100 m eine Guirlande von kolossalen Köpfen und darunter Mäanderfiguren in Hautrelief auf einem glatten Untergrunde von steinernem Gitterwerke und macht einen wundervollen Eindruck. Der Palast ist trotz der drei Jahrhunderte, seitdem er verlassen ist, gut erhalten und wäre es noch besser ohne den Vandalismus früherer Besitzer, welche aus der Basis Steine zum Bau ihrer Hacienda entnahmen. Der Name Uxmal soll „dreimal gebaut" bedeuten, sei es, daß die Stadt zweimal zerstört und dann wieder aufgebaut oder daß die Denkmäler zu drei verschiedenen Zeiten errichtet wurden. Besonderes Interesse verdienen die Details von der Haupthür des Palastes und die prächtige „Inschrift", welche auf unserer zweiten und dritten Abbildung dargestellt sind. Die hölzernen Thürstürze sind herausgenommen worden und der vorspringende Sims ist herabgestürzt; darüber befanden sich herrliche Ornamente in Hautrelief, welche von den ersten Entdeckern zerstört oder entfernt wurden. Noch höher sind drei Adler mit halb entfalteten Flügeln angebracht, ferner ein runder Fußgestell mit einer verstümmelten Büste, deren fehlender Kopf den gewaltigen Federschmuck trug, der auf allen yucatekischen Reliefs wieder erscheint. An dem Sockel der Büste finden sich drei umgekehrte Köpfe von vortrefflicher Ausführung und zu beiden Seiten die sogenannte „Inschrift".

Weiterhin kommt der „Palast der Nonnen", ein großes Pacallelogramm, das von vier reich verzierten Gebäuden verschiedenen Stiles gebildet wird. Der nördliche Flügel umschließt Theile eines kleineren und anscheinend ältern Gebäudes, das wahrscheinlich dem ältesten, zerstörten Uxmal angehörte, während das umgebende jüngere Bauwerk aus der mehrfach erwähnten Renaissanceperiode stammt.

Das „Haus des Zwerges", auch „Haus des Zehers" (Casa del Adivino) genannt, ist ein sehr niedlicher Tempel auf der Spitze einer fast 100 Fuß hohen und sehr steil aufsteigenden Pyramide. Er besteht aus zwei Theilen, einem obern auf der höchsten Terrasse und einem darunter gelegenen, der nach Westen, den Gebäuden der Stadt zugekehrt ist, und war sehr reich geschmückt, so daß man annimmt,

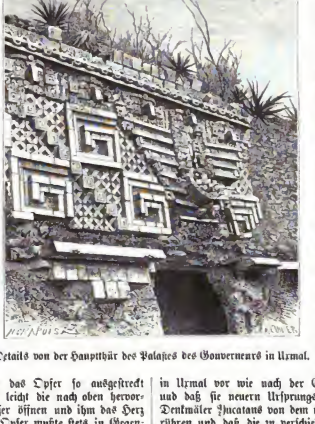
Digitized by Google



Palast des Gouverneurs in Uxmal.

Digitized by Google

daß er der Hauptgottheit geweiht war. Je eine große Treppe, die eine im Osten, die andere im Westen, führte zu den beiden Gebäuden. Im Jahre 1656 besuchte der Pater Cogolludo diesen Tempel und berichtet, daß die Treppe so steil war, daß er schwindelig wurde; in dem einen Saale fand er Opfergaben von Kakao und Spuren von ganz kürzlich verbranntem Kopalharze. Also opferten noch 115 Jahre nach der Conquista die Indianer von Uxmal ihren alten Göttern und hatten ihren alten Glauben noch nicht aufgegeben; auch mußten damals die Gebäude noch gut erhalten sein. Sagt doch 30 Jahre früher (1626) Lizana, daß sich unter jenen Baulichkeiten einige so neue und weiße und mit so vorzüglichen hölzernen Thürstürzen befänden, daß man meinen sollte, sie seien kaum 20 Jahre alt. Auch giebt er an, daß die Indianer diese Paläste nicht bewohnten, sondern in den Wäldern Strohhütten besäßen; sie benutzten dieselben vielmehr als Tempel und Heiligthümer.



Details von der Hauptthür des Palastes des Gouverneurs in Uxmal.

Uxmal ist die einzige Stadt, deren Gebäude so gruppirt sind, daß man sie von einem Standpunkte aus übersehen kann. Zur Linken liegt in der Ferne die Casa de la vieja oder „das Haus der Alten", dann der Palast des Gouverneurs und rechts davon etwas tiefer das Haus der Schildkröten, so benannt nach einer Reihe dieser Thiere über dem obern Gesimse; dahinter eine große Pyramide ohne Gebäude, aber mit großer Plattform, genannt Cerro de los sacrificios (Hügel der Opfer), wo die Menschenopfer stattgefunden haben sollen. Es wäre das eine Nachahmung mexikanischer Tempel, welche aus einer Pyramide mit kleinen hölzernen Kapellen und dem teocalli bestanden, einem gewölbten Steinblock, auf welchem das Opfer so ausgestreckt wurde, daß der Priester ihm leicht die nach oben hervortretende Brust mit dem Messer öffnen und ihm das Herz herausreißen konnte. Dieses Opfer mußte stets in Gegenwart des Volkes am Rande der Pyramide stattfinden, von wo der leblose Körper herabgeworfen wurde, damit sich die Unterstehenden darin theilten. Die Tolteken dagegen, welche keine Menschenopfer kannten, hatten wirkliche Tempel auf ihren Pyramiden, ähnlich denen in Yucatan, wo sie diese Art der Architektur entwickelten. Wenn wir also bei den Mayas in Yucatan Menschenopfer und die damit zusammenhängende Anthropophagie finden, so können wir beides nur mexikanischem Einflusse zuschreiben, und auch die Historiker versichern übereinstimmend, daß erst die Azteken diesen schauerlichen Gebrauch auf der Halbinsel einführten. Dorthin kamen sie aber erst, wie früher nachgewiesen, im Jahre 1440. Mithin können auch alle mit Menschenopfern zusammenhängenden Gebäude nicht ältern Datums sein und folglich sind gewisse Denkmäler in Uxmal modernen Ursprungs.

Rechts von der zuletzt besprochenen Pyramide liegt eine solche mit Stufen, wie sie sich auch in Chichen und Palenque finden; rechts von dieser, aber näher, die Casa de las palomas (Taubenhaus), so benannt wegen der großen, von Löchern durchbohrten Thürme, welche Theile der öfters erwähnten dekorativen Mauer bilden. Letztere findet sich in Uxmal nur an den zerfallensten Monumenten und wäre demnach ein Merkmal höhern Alters. Näher als diese Gebäude liegen im Walde zerstreut verschiedene Ruinen, darunter das Tlachtli oder Haus für das Ballspiel, welches in Uxmal wie in Chichen und auf dem Hochplateau das nationale Spiel war. — Im Vordergrunde endlich zeigt sich der südliche Theil des Palastes der Nonnen mit seinem großen Eingangsthore.

Daß die Bauwerke Uxmals noch lange nach der Eroberung durch die Spanier sich in vortrefflichem Zustande befanden, beweist auch eine Urkunde des Königs von Spanien vom Jahre 1674 (siehe Stephens, Incidents of travels in Yucatan I, p. 323), wonach noch damals die Indianer dort ihre Götzen verehren, ihnen Weihrauch spenden und zu ihren Ehren andere abscheuliche Opfer bringen, „wie sie es notorisch und öffentlich jeden Tag thun". Noch aus dem Jahre 1688 haben wir die Nachricht, daß in einzelnen Gebäuden sich die Thüren noch im Stande befanden, ebenso die Eisternen. Beweise genug, daß manche Gebäude in Uxmal vor wie nach der Conquista bewohnt worden, und daß sie neuern Ursprungs sind, daß überhaupt die Denkmäler Yucatans von dem noch vorhandenen Volke herrühren und daß die zu verschiedenen Zeiten von den toltekischen Eroberern gegründeten Städte des Landes nicht älter sind als das 11. Jahrhundert, während die jüngsten dem 15. angehören.

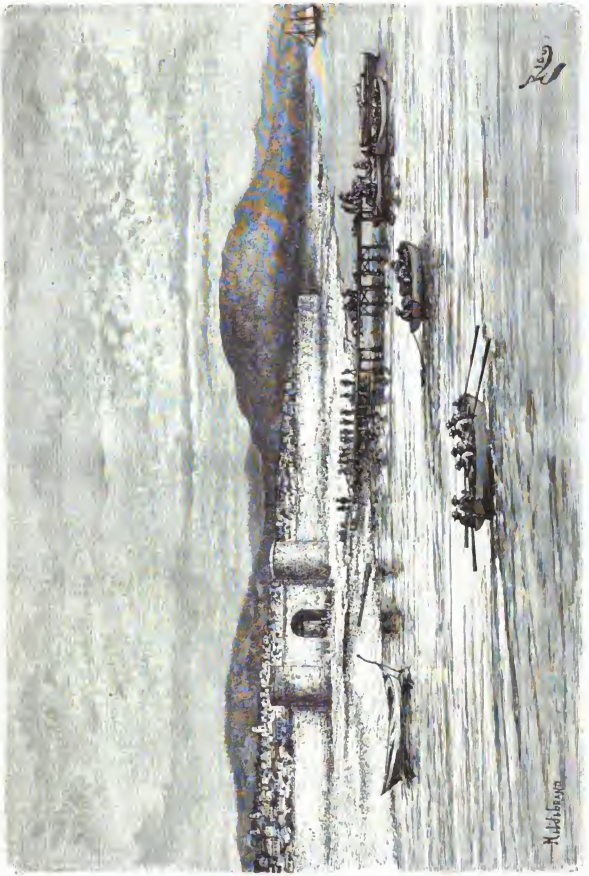
Ueber Muna kehrte Charnay nach Merida zurück und schiffte sich in dessen Hafenstadt Progreso nach Süden, nach Carmen und Frontera in dem mexikanischen Staate Tabasco ein. Am folgenden Morgen war bereits Campeche erreicht, und da der Dampfer „Asturias" nur eine Nußschale war, so konnte er sich dem Lande so weit nähern, daß der Reisende eine Skizze der Stadt zu entwerfen vermochte. Größere Dampfer müssen hier, wie in Progreso, vier Seemeilen von

Digitized by Google

„Inschrift" vom Hause des Gouverneurs in Uxmal.

Das Haus des Zwerges in Uxmal.

Digitized by Google



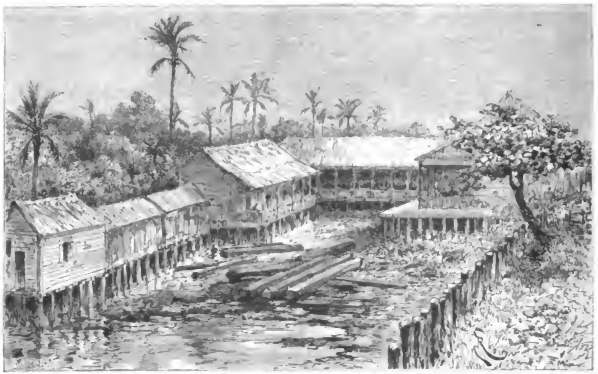
Campeche. (Nach einer Skizze Charnay's.)

der Küste entfernt ankern, wo man das Land kaum unterscheiden kann.

Campeche steht an der Stelle einer ehemaligen Indianerstadt, welche Antonio de Cordova bei der ersten unglücklichen Expedition im Jahre 1517 besuchte. Die Spanier wurden von den Eingeborenen empfangen und in einen aus Kalk und Sand erbauten Tempel geführt, auf dessen Mauern große Schlangen ausgemeißelt waren, und wo sich ein blutbefleckter Altar befand. Indianer beiderlei Geschlechts strömten in Masse herzu, anscheinend friedfertig, aber zuletzt brachte man Räucherbecken, und Priester mit blutbefleckten Haaren verkündeten den Fremden, daß sie bei Todesstrafe das Land verlassen müßten, ehe die Räucherbecken ausgebrannt seien, worauf diese sofort entflohen. Erst 1541 nahmen sie dann den Ort in Besitz. Jene Tempel, jetzt vollständig verschwunden, erinnern mit ihren Priestern und Ceremonien durchaus an Mexiko und an die alte toltekische Architektur.

Campeche wurde mit der Zeit die reichste Stadt Yucatans; da es wiederholt von englischen und französischen Piraten geplündert wurde, erhielt es eine dicke schützende Mauer, welche heutigentags mehr ein Hinderniß ist als ein Nutzen. Die Gräben, Zugbrücken und Mauern geben ihr ein kriegerisches Aussehen, auf welches ihre Bewohner allerdings stolz sind; genützt haben sie ihr nur einmal, als sie von den Einwohnern Meridas vergeblich belagert wurde. Durch ihre krummen Straßen und ihre ungleichen hohen Häuser unterscheidet sie sich von den übrigen mexikanischen Städten. Bemerkenswerthe Gebäude besitzt sie aber nicht.

Die reichen Kaufleute haben außerhalb der Mauern Lusthäuser (Ximeos), wo die tropische Flora ihre ganze Pracht entfaltet, und die die Stadt mit einem grünen Gürtel



Fonda Grijalva in Frontera.

umgeben. Vom Meere aus gesehen bietet die Stadt, auf sanft ansteigendem Ufer gelegen und sich gegen die Abhänge zweier Hügel lehnend, zur linken Hand einen Palmenwald, einen reizenden Anblick dar. Das niedliche Dorf Lerma, 8 km nach Südwesten entfernt, dient den Städtern zum Badeaufenthalt.

Nachmittags um 4 Uhr verließ der Dampfer Campeche und landete am folgenden Morgen in Carmen auf der gleichnamigen langgestreckten Insel, welche die große Laguna de Terminos vom Meere abschließt. Dort ist die große Niederlage für die Farbhölzer, welche nach Campeche benannt werden, und der Sitz reicher Häuser, welche in jenem wenig bekannten Handel ihre Vermögen erworben haben, einem Handel, welcher einen langen Aufenthalt im Lande und eine vollkommene Orts- und Menschenkenntniß verlangt. Eine der ersten Firmen ist die der Herren Aniyan, deren Gründer Charnay früher vor 25 Jahren gekannt hatte; derselbe war gestorben, aber seinen Bruder Don Benito und seinen Sohn Don Pancho traf der Reisende an und wurde mit alter Freundlichkeit empfangen. Don Benito, Besitzer der großen Insel Chinal, welche von zwei Armen des mittlern Usumacinta umflossen wird, hatte in den dortigen Ruinen bei einer Nachgrabung Kanonenrohre von 1½ m Länge und Kugeln, beides aus gebranntem Thone, gefunden. Charnay erklärt sich dieses merkwürdige Vorkommen so, daß nach der großen Schlacht zwischen Cortez und den Truppen von Tabasco bei der Hauptstadt Centla, dem heutigen Comalcalco, worin ersterer von allen seinen Angriffsmitteln Gebrauch machen mußte und seine Artillerie Wunder verrichtete, die Indianer, über die Wirkungen der Kanonen erstaunt, dieselben nachzuahmen suchten. Ohne die Wirkung des Pulvers und das Eisen zu kennen, begnügten sie sich in ihrer Naivetät, die Gestalt der neuen Maschine in gebranntem Thone nachzuahmen, indem sie schon davon die gewünschte Wirkung erhofften. Als dann der betreffende Häuptling starb, legte man ihm Kanonen

Digitized by Google

und Kugeln ins Grab. Ein weiterer Beweis dafür, daß manche Grabhügel und Antiquitäten sehr jungen Datums sind.

Von Carmen bis Frontera, an der Mündung des Usumacinta in der Provinz Tabasco, dauert die Fahrt 12 Stunden. Charnay langte dort genau ein Jahr, nachdem er es verlassen hatte, an. Geändert hatte sich inzwischen nichts, nur war der kleine Landungsquai noch mehr verfallen und noch immer erhebt sich dieselbe schlechte Herberge auf Pfählen über den Schlamm des Rio Tabasco, wie das letzte Stück des Usumacinta nach seiner Vereinigung mit dem von Westen kommenden Rio Grijalva heißt. Die Fonda empfängt die Ausdünstungen der Gewässer aus erster Hand, aber es giebt keine Wahl und überhaupt ist die ganze Stadt höchst ungesund und ein Herd für Pocken, Dysenterie und gelbes Fieber, welchem im letzten Jahre 300 Menschen erlegen waren.

Charnay benutzte die Zeit, welche er auf eine Schiffsgelegenheit wartete, die ihn den Usumacinta hinaufbringen sollte, um die nächste Küstenstrecke und die Flußufer zu durchstreifen, wobei es ihm mit Hilfe von Herrera's Angaben gelang, die wahre Lage der alten Hauptstadt Centla zu ermitteln. Damals floß nämlich der Rio Grijalva nicht in seinem jetzigen Bette, sondern etwa 20 Wegstunden westlicher in dem Bette des Rio Seco bei der Stadt Comalcalco vorbei, deren Ruinen Charnay besucht hat. Später hat irgend ein Naturereigniß oder Menschenhand seinen Lauf abgelenkt. Bei Gelegenheit seines Zuges und der großen Schlacht gegen die Bewohner von Tabasco machte Cortez an dem Aestuar eines Flusses Halt, welcher sich durch zwei Mündungen in das Meer ergoß; las dos Bocas heißen noch heute die Mündungen des Rio Seco. Die Barre des Flusses, welchen Cortez hinaufzog, darf auch deshalb nicht beim heutigen Frontera gesucht werden, weil wir wissen, daß nur seine kleinste Karavelle dieselbe passiren konnte, während bei Frontera jetzt alle Tage dreimal so große Schiffe einlaufen. Ferner heißt es, daß sich Cortez auf eine kleine Insel gegenüber dem Dorfe zurückzog; bei Frontera giebt es aber nur eine sehr große, welche etwa eine Stunde entfernt ist; daß seine Soldaten den Fluß durchwateten, um die Arbeiten der Indianer zu sehen, während der heutige Grijalva überall sehr tief und breit ist und nicht durchfurirt werden kann. Cortez passirte weiters prächtige Kakaopflanzungen; solche giebt es aber bei Frontera nicht, sondern erst weiter westlich am Rio Seco. Alle diese Umstände sprechen dafür, daß an den Ufern des letzteren die große Schlacht stattfand und die indianische Hauptstadt Centla lag.

Büttikofer's Bericht über Liberia.

III. Bilder aus dem Leben im Innern.

Wir machen den Versuch, im Folgenden aus einzelnen, dem historischen Theile des Berichtes entnommenen Scenen ein Gesammtbild zusammenzustellen, um dadurch einen besseren Einblick in die anstrengende, aufopferungsfähige Thätigkeit Büttikofer's und Sala's zu gewähren.

Monrovia, die Hauptstadt des Landes, zählt 3000 bis 4000 und nicht, wie häufig angegeben wird, 7000 Einwohner; es liegt auf dem nördlichen Abhange des Messurade und trägt insofern einen ganz amerikanischen Charakter, als es breite, von Osten nach Westen laufende Straßen hat, die von anderen rechtwinkelig geschnitten werden; in den letzteren selbst sieht es aber wenig amerikanisch aus. Hier und da steht ein einzelnes Haus oder eine Hütte, in der Regel mitten auf einem, mit allerlei Sträuchern und Unkraut bewachsenen Grundstücke, auf dem sich eine einzelne Kokospalme, häufiger eine Gruppe Mangobäume erhebt. Unter fünf oder sechs Häusern findet man eine Ruine, die nicht dem Zahne der Zeit, sondern den Beißwerkzeugen der Termiten zum Opfer gefallen ist. Die Geschicklichkeit, welche diese Insekten im Zerstören besitzen, ist bekannt, und wer in Liberia ein Haus baut, muß aufpassen, daß nicht altes Holzwerk mit Ausnahme einer dünnen Hülle während der Arbeit weggefressen wird, so daß das Gebäude noch vor der Vollendung einstürzt. Eigenthümlich ist es, daß alle Gebäude auf dem sandigen Ufergrunde des Flusses ganz oder beinahe ganz von diesen Feinden verschont bleiben. Die wahrscheinliche Ursache muß darin gesucht werden, daß der Boden durch das Meer und das Brackwasser angefüllt und dadurch ganz von Salztheilen durchdrungen ist; zur Entschädigung aber wird die Gegend am Flusse durch Legionen von Muskiten gequält.

Wir übergehen die Beschreibung des Aufenthaltes in der Stadt und die Berichte von Besuchen bei den schwarzen Autoritäten, an welche die Reisenden eine Empfehlung mitbrachten, um einige allgemeine Bemerkungen Büttikofer's über die Technik des Reisens in Afrika mitzutheilen, die alle Beachtung verdienen. „Unsere Art zu reisen", sagt er, „war natürlich der Natur der Sache nach sehr von der der geographischen Reisenden verschieden; letztere legen den Schwerpunkt ihrer Thätigkeit darauf, daß sie auf anhaltenden Märschen mit möglichst geringem Zeitverlust weit in das Innere, in unbetannte Gegenden vordringen. Auf solchen Reisen, wobei große Karawanen von Trägern und anderm Gefolge nöthig sind, kann der Beobachter des Thierlebens nur wenig profitiren, da das unvermeidliche Geräusch, der Gesang und der Lärm einer solchen Menschenmenge alle Thiere verscheucht und außerdem die Zeit zum Sammeln und um das Gesammelte zuzubereiten ganz fehlt. Dies ist auch der Hauptgrund, weshalb die bis jetzt in Afrika unternommenen Reisen verhältnißmäßig wenig Erfolg auf zoologischem Gebiete gehabt haben." Demgemäß hatte Büttikofer sich entschlossen, an verschiedenen Orten, die eine oder einige Tagereisen von einander entfernt waren, sich einige Monate lang niederzulassen und sich unter einem Zelte oder einer Palmenhütte vorübergehend ein Heim zu gründen. Der Transport seiner Ausrüstung erforderte 30 bis 40 Träger, die bei Ankunft am Bestimmungsorte jedesmal abgedankt und nach Bedürfniß durch neue ersetzt wurden, wodurch allerdings manche Schwierigkeiten entstanden.

Bald nach ihrer Ankunft im Lande befanden sich Büttikofer und Sala mitten im Jagdterrain und zwar in der Golahstadt Bavia auf dem rechten Ufer des gleich-

Digitized by Google

namigen Flusses; die Niederlassung ging dort schnell und glücklich von statten. Die Reisenden hatten bald nach ihrer Ankunft mit dem Hauptmann der vermunderten Eingeborenen Bekanntschaft gemacht und eilten dann nach dem Flusse, um eine geeignete Stelle zu suchen, wo man die Sträucher niederschlug und sich vorbereitete, eine Wohnung aufzurichten. Einer nach dem andern kamen die Träger an und legten ihre Last auf dem Boden nieder; jeder bekam ein Glas Schnaps und etwas Tabak, Lebensmittel hatten sie selbst mitgebracht, und dann begaben sie sich in die nahegelegene Stadt, um ein Nachtquartier zu suchen. In kurzer Zeit war ein leichtes Gerüst aufgeschlagen, die Zeltleinwand darüber gebreitet und die Bagage unter derselben niedergelegt; bald knatterte ein lustiges Feuer und das Essen wurde bereitet, so gut wie die Verhältnisse es erlaubten. Der Hauptmann brachte das gewöhnliche Gastgeschenk, ein Huhn, und empfing eine Flasche Gin und ein Par Tabak als Gegengeschenk. Früh legte man sich, mit Ausnahme der Wachen, nieder und ruhig verging die erste Nacht in der Wildniß. Die nächsten Tage wurden benutzt, um sich etwas besser einzurichten und man hatte Muße, sich die Umgebung näher anzusehen. Obwohl man das Lager absichtlich weit vom Negerdorfe aufgeschlagen hatte, kam die schwarze Gesellschaft häufig, um die Reisenden in ihrem Zelte zu besuchen, wobei natürlich allerlei Bitten vorgebracht wurden. Einer der zudringlichsten Bittsteller war der König selbst, der sich am frühen Morgen in den Wald begab und sich durch einen Trunk Palmwein erfrischte, worauf er seine weißen Freunde aufsuchte, um bei ihnen ein Morgenschnäpschen zu trinken, was gewöhnlich die Folge hatte, daß er berauscht wurde, da Schnaps auf Palmwein selbst für einen Negermagen etwas stark ist. Er zeigte dann eine außergewöhnliche Lustigkeit und führte auf dem Vorplatz allerlei Solotänze auf, bis bald Abspannung eintrat und er sich auf ein paar Kisten zum Schlafen niederlegte. Der Vorrath an geistigen Getränken war jedoch sehr gering, so daß seine Bitte manchmal unerhört blieb; dann brachte er irgend einen Gegenstand, dessen er sich zuweilen nicht auf ehrliche Weise bemächtigt zu haben schien, herbei, um ihn gegen Branntwein zu vertauschen; häufig war es ein Huhn, welches der schwarze Herr sehr sorgfältig in den Falten seiner königlichen Toga verbarg und welches er nur unter der Bedingung hergab, daß es sofort geschlachtet und gerupft werde, wie es schien, um unangenehme Auseinandersetzungen mit seinen Unterthanen zu vermeiden.

Die Ausbeute der Jagd war trotz aller von den Eingeborenen vorher gegebenen Versicherungen sehr gering; man beschloß also, das Hauptquartier zu verlegen, wobei man auf viel mehr Schwierigkeiten stieß, als man vermuthet hatte, da der König-Dolmetscher, welcher versprochen hatte, die nöthigen Träger zu liefern, nur einen kleinen Theil derselben zu beschaffen im Stande war. Mit Zurücklassung eines Theils des Gepäcks kam die Karawane in Soforé an, wo, wie berichtet worden war, Lebensmittel im Ueberfluß vorhanden sein sollten; das Gegentheil war der Fall, die Kassaven waren noch nicht reif und der letzte Reis war zur Aussaat verwendet worden. Leider hatte man sich nicht gehörig verproviantirt und mußte gegen ungeheuer hohe Preise das Nöthige von den Negern zu kaufen suchen. Büttikofer beschloß daher, einen Zug zur Erlangung von Lebensmitteln zu machen; der älteste Sohn des Häuptlings, in dessen Gebiet er sich befand, erklärte sich bereit, ihn zu begleiten, vorher aber mußte Duwri, so hieß er, seine Hausgötter befragen und Büttikofer erhielt die Erlaubniß, der Konsultation beizuwohnen. Nachdem man in seinem Schlafzimmer Platz genommen hatte, nahm Duwri einen in ein Taschentuch gewickelten Gegenstand aus einem Kästchen; die Hülle wurde vorsichtig abgewickelt und es erschien eine häßliche, aus Lappen verfertigte, etwa einen Fuß lange Puppe. Dieser wurde nun die Frage vorgelegt, ob Duwri den weißen Mann begleiten dürfe, einige gespaltene Palmkörner wurden als Würfel gebraucht und einige günstige Würfe brachten die ersehnte Erlaubniß. Nun wurde die Puppe wieder eingewickelt, einigemal von links nach rechts und von rechts nach links umgedreht, danach wieder ihrer Hülle entledigt, um über den für die Abreise günstigsten Tag befragt zu werden. Diesmal war das Orakel nicht günstig; der Zahl der mit dem Rücken nach oben gekehrten Palmkerne nach mußte man die Abreise verschieben. Duwri jedoch ließ sich nicht abschrecken; er sagte, sein Gigri sei eigensinnig, nahm einige der unglücklig gefallenen Körner, taufte dieselben klein und spuckte sie dem Fetisch ins Gesicht; danach wiederholte er die Procedur des Einwickelns und Umdrehens und erneuerte seine Fragen. Der Gigri schien wirklich dem baldigen Aufbruch sehr abgeneigt zu sein, denn wieder fielen die Würfel ungünstig; doch Duwri blieb standhaft und wiederholte das eben beschriebene Verfahren, bis endlich die Antwort kam, man dürfe am folgenden Morgen abreisen. Die Reise ging durch einen moraftigen Landstrich über Dämme von Rundholz und über durcheinander liegende Baumstämme, dann in westlicher Richtung durch den ausgedehnten Urwald. Die Wanderer gingen, der Gewohnheit der Eingeborenen gemäß, ziemlich schnell und legten etwa fünfviertel Wegstunden in einer Zeitstunde zurück; so erreichte man endlich die Stadt Bofeh, einen Ort, der aus etwa 20 theils ovalen, theils kreisrunden, stark gebauten Lehmhütten bestand, deren Mauern ganz ungewöhnlich — bis zu 3 Fuß — dick waren, so daß es in den Gebäuden angenehm kühl war; westlich vom Orte kreuzten sich zwei wichtige, der Handelsinteressen wegen gut unterhaltene Straßen. In der Umgegend schien eine entsetzliche Noth zu herrschen: unter elenden Hütten kauerten ganz abgemagerte Neger um ein Feuer, über welchem Kräuter und Pflanzen in einem Topfe brodelten. Auf die Frage, ob sie nichts Anderes zu essen hätten, zeigten sie ihre mageren Hände, schlugen auf ihren eingesunkenen Unterleib und sahen den Frager traurig an. Nach vielen Schwierigkeiten kam Büttikofer in Guepenah an, wo er seine Kleider trocknete und sich an einem guten Mahle erquickte, welches allerdings nach unseren Begriffen nicht sehr einladend war. Es bestand aus Tomboy, gestampften Kassaven mit Palmöl und einheimischem Pfeffer, „einem Gericht, so scharf und beißend", sagt Büttikofer, „daß es einen halb Erstarrten hätte erwärmen können"; dazu etwas Reis und eine Rhinocerosvogelspitze, die man zum Geschenk empfangen hatte. Das schmeckte trefflich aus dem vom Rauch geschwärzten hölzernen Napf mit dem großen hölzernen Löffel in demselben, und herrlich schliefen die Reisenden auf dem harten Lager von Lehm, welches mit einer Matte bedeckt war, während der gebräuchliche Holzblock als Kopfkissen diente.

Die ganze Stadt lief herbei, um die weißen Männer zu sehen, und wenn die Reisenden sich dem nicht widersetzt hätten, würde man sie entkleidet haben, um sich zu überzeugen, daß sie echte Weiße und nirgends an ihrem Körper schwarz gefärbt seien. Auf dem Platze vor der Hütte, den man schnell aufgeräumt hatte, riefen einige Trommelschläge und der Ton der Kastagnetten zum Tanz. Bald wirbelten die jungen Leute des Stammes wild durcheinander, während ihre nackten Körper vom Schein der Flammen erleuchtet wurden. Immer lauter erschallte die Trommel, immer

Digitized by Google

stärker klapperten die Kastagnetten, immer wilder ertönten die monotonen, aber streng rhythmisch vom Chore der Tänzer gesungenen Lieder in der stillen Nacht. Während einer Pause zeigte ein Feuerfresser, ein Mann, der seine europäischen Kollegen weit hinter sich zurückließ, seine Kunststücke, wobei er durch seine durchaus nicht keuschen Geberden die Lachlust seiner Zuschauer erweckte; auch die schwarzen Schönen stimmten ohne Rückhalt in das Gelächter ein, während von der Anstrengung des Tanzens ihnen der Schweiß am Körper herunterlief.

Am folgenden Morgen machte sich der Feuerfresser in anderer Weise nützlich; da Mangel an Trägern bestand, erbot er sich gegen doppelten Lohn doppelte Fracht zu tragen; unterwegs betrug er sich sehr widerspenstig, doch brachte ihn der vorgehaltene Revolver jedesmal bald dazu, daß er auf die Knie fiel und um Vergebung flehte; eine Nacht Einschließung in den Block am nächsten Nachtquartier machte ihn gefügiger.

Wir übergehen eine ganze Periode, um den Faden der Erzählung mit dem Eintritt der guten Jahreszeit wieder aufzunehmen; sie wurde nach allen vorhergegangenen traurigen Erfahrungen, nach Krankheit und Mangel an Lebensmitteln mit doppelter Freude begrüßt. Die halbverschimmelten Sammlungen wurden gelüftet und getrocknet und man konnte, obwohl noch durch geschwollene Füße und Geschwüre an den Beinen gehindert, doch anfangen, größere Ausflüge zu machen; mit dem Häuptling war man leider auf gespannten Fuß gekommen, so daß es nicht möglich war, die zur Weiterreise nöthigen Träger zu erhalten. Glücklicherweise hatte man sich Vorräthe anschaffen können, welche bis über die zweite Regenzeit genügend waren, und mit denen man sich diese traurige Periode, während welcher das Wasser alles überschwemmt hatte, die Zeit vertreiben konnte; es war ganz unmöglich, die Wohnungen zu verlassen und auf die Jagd zu gehen. Immer unangenehmer wurde das Verhältniß zu dem Häuptling Sicky; sein Sprößling, der bei den Weißen im Dienste gestanden hatte, war wegen Diebstahls weggeschickt worden und hatte sich bei seinem Vater wegen angeblicher Mißhandlung beklagt. Der letztere, der eben von einem Kriegszuge zurückgekommen war, kam zornig mit etwa zwanzig mit Säbeln bewaffneten Kriegern zu der Wohnung der Weißen und bedrohte die Europäer, während das Gefolge, um den Effekt zu erhöhen, die Säbel schwang. Sala lag krank in der Hängematte, und da die Gesellschaft Büttikofer allein sah, glaubte sie auch mit ihm allein zu thun zu haben und wurde immer verwegener; Büttikofer mußte sich mit einem Revolver in der Hand an der Wand eine Rückendeckung zu verschaffen suchen, als Sala, der den ganzen Vorgang beobachtet hatte, auch seinen Revolver ergriff und mit einem Sprunge an seiner Seite war.

Beide drangen nun auf die Neger ein und es glückte ihnen, dieselben, ohne einen Schuß zu thun, zum Rückzuge zu bewegen. Nach dieser Zeit war der Zustand sehr ernst; man hatte dem Könige wohl gesagt, daß man mit ihm unterhandeln wolle, wenn er allein käme, doch er ließ sich nicht mehr sehen; dagegen verbot er seinen Unterthanen auf das Strengste, den Fremden Lebensmittel irgend welcher Art zu verkaufen, und niemand durfte in den Dienst der Weißen eintreten oder eine Botschaft für sie nach der Küste bringen. So von allem abgeschnitten, mußte man auf das Schlimmste vorbereitet sein und man nahm daher alle möglichen Sicherheitsmaßregeln. Da man gut bewaffnet war, hatte man einen Angriff am hellen Tage kaum zu befürchten; desto mehr mußte man bei der Nacht auf der Hut sein, da zu nächtliche Angriffe zur Kriegführung der Neger gehören. Darum wurde bei Nacht abwechselnd Wache gehalten und man hatte alle Sammlungen, Waffen, Instrumente und einigen Mundvorrath bei der Hand, um alles im äußersten Falle auf ein Floß zu bringen und auf demselben die Flucht zu nehmen. Es war gewiß ein verwegener Plan, in der Nacht auf einem solchen Fahrzeuge einen Fluß befahren zu wollen, der voller Stromschnellen und Wasserfälle war; doch hoffte man, daß, da der Fluß zwölf Fuß gestiegen war, alle Sandbänke mit Wasser bedeckt sein würden, und glaubte sich auf demselben wenigstens den Verfolgern entziehen zu können, um an der ersten günstigen Stelle eine Landung zu versuchen und auf dem Landwege weiter zu reisen.

Der König wollte es jedoch zu keinem offenen Streite kommen lassen, sondern schien entschlossen, seine Gegner systematisch auszuhungern, um sie so zu zwingen, ihre Station, natürlich mit Hinterlassung des Gepäcks, zu verlassen. Dieser Plan glückte ihm nicht; allerdings waren die Lebensmittel mit Ausnahme des Reisvorraths bald aufgezehrt, doch von letzterm hatte man so viel, daß man den kommenden Ereignissen mit Ruhe entgegensehen konnte, um so mehr als man keine Bedienten mehr zu ernähren hatte. Unter diesen Umständen erforderte das Kochen, welches man selbst verrichtete, wenig Mühe. Kaffee, Thee, Zucker, alles, was man als unentbehrlich ansieht, war schon lange verbraucht, ebenso das Palmöl, dessen Mangel sich am unangenehmsten fühlbar machte. So lange noch einiger Vorrath desselben vorhanden gewesen war, hatte man wenigstens hier und da noch einen Vogel oder ein Eichhörnchen braten oder ein Affenbeefsteak bereiten können; jetzt aber war man darauf angewiesen, die immer spärlichere Beute zu kochen oder, nach dem Beispiel der Neger, sie mit dem Pelz ins Feuer zu legen und so schmoren zu lassen; meistens jedoch mußte man sich mit Reis und Salz begnügen. Zum Getränk diente Regenwasser, welches, so lange noch einiger Vorrath vorhanden war, mit Citronensaft vermischt wurde; auch hier war man schließlich auf die unvermischte Flüssigkeit angewiesen.

Von Anfang August bis zu den letzten Tagen des Septembers hatte man beinahe keinen einzigen trockenen Tag; die Regenfluthen folgten einander unaufhörlich, alle Bäche waren aus ihren Ufern getreten, ausgedehnte Waldflächen standen unter Wasser und mancher Riese unter den Bäumen, der Jahrhunderte lang den Elementen getrotzt hatte, wurde von den Wellen unterspült und stürzte mit furchtbarem Krachen nieder, wobei er weit und breit Stämme und Aeste zerschmetterte; mancher Baum, der in seinem Falle auf gehalten worden war, hing drohend über den Pfaden, welche durch den Wald führten. Aus dem Boden drang das Grundwasser in die Hütte; das Dach, welches anfänglich dem nassen Elemente Trotz zu bieten schien, konnte es nicht länger, die Termiten hatten die Palmblätter, aus denen es bestand, verzehrt. Bei der Arbeit war man genöthigt, unter dem aufgespannten Regenschirm zu sitzen und deuselben über die Decken des Lagers aufzuspannen, um wenigstens diese trocken zu erhalten. Daß alles Lederwerk schimmelte, alles Eisenwerk verrostete, ist klar. Die Bälge von Vögeln und Säugethieren mußten mit Mühe über dem Feuer getrocknet werden; wurden sie dann während der Nacht in den Kasten gelegt, so waren sie am andern Tage wieder feucht, so daß man fortwährend in der Furcht schwebte, die Frucht so vieler Mühe und Arbeit verderben zu sehen.

Der Gesundheitszustand war gerade während dieser traurigen Zeit günstiger als zuvor, was wohl hauptsächlich dem Umstande zugeschrieben werden muß, daß die Reisenden keine ermüdende Jagdausflüge zu machen hatten; beide

Digitized by Google

litten übrigens an geschwollenen Füßen und Geschwüren an den Beinen, die trotz der größten Reinlichkeit und der besten Pflege immer größer wurden; jedenfalls trug der nasse, lehmige Boden in der Hütte hieran große Schuld. Hin und wieder kamen noch Leute aus der Stadt und zwar meistens und die Essenszeit, um sich zu überzeugen, ob die Nahrungsmittel der Jäger noch nicht bald aufgezehrt seien; bald aber, als sie bemerkt hatten, daß Vorrath genug vorhanden war, blieben sie weg, da sie es milde waren, den ziemlich mühsamen Weg zu machen, was sie nur gethan hatten, um sich, wie sie glaubten, an der Verlegenheit und dem Hunger der Weißen ergötzen zu können, deren Vorräthe, wie sie vermutheten, aufgezehrt waren.

So kam es denn, daß Büttikofer und Sala oft eine ganze Woche lang niemand sahen, was übrigens insofern ganz angenehm war, als die Gefahr, bestohlen zu werden, hierdurch verringert wurde. Dieser Zustand dauerte zwei Monate lang, so daß man sich an der Küste, wo man nichts mehr von unseren Reiseaben hörte, ernstlich zu beunruhigen anfing. Endlich glückte es im Oktober einen vorbeigehenden Pfeffneger zu bestimmen, einen Brief mitzunehmen; derselbe war an Mr. Day, einen Missionar zu Mühlenburg, gerichtet und machte ihn mit dem Zustande bekannt, in welchem Büttikofer und Sala sich befanden, während gleichzeitig um Mitwirkung zur Abhilfe gebeten wurde. Bald erschienen denn auch einige Träger mit Vorräthen und brachten die Nachricht mit, daß bald andere folgen würden, um die Bagage der Reisenden zu holen. Als das ganze Gepäck wieder bei einander war, stellte es sich heraus, daß einige bis dahin in Bavia zurückgebliebene Kisten erbrochen und geplündert waren, worauf der Reisende sich weigerte, den Trägerlohn zu bezahlen. Der Häuptling, dem die ohne Bezahlung weggeschickten Träger gehörten, strengte nun einen Proceß gegen Büttikofer an und, da ein solches gerichtliches Verfahren gegen einen Weißen nicht zu den täglichen Ereignissen gehört, wollen wir die Geschichte desselben etwas ausführlicher referiren. Die Reisenden bereiteten sich gerade zur Reise nach Monrovia vor, als ein in Lumpen gehüllter Konstabler, der einen großen Knüppel in der Hand trug, Büttikofer eine schriftliche Vorladung brachte, „am folgenden Tage vor dem Magistrat in der liberischen Kolonie Arthington zu erscheinen, um sich wegen eines Betrages von 33 Dollars zu verantworten, die er dem König von Bavia, Zoru Dubbah, schuldig sein solle". Glückicherweise war Büttikofer allein verklagt und Sala konnte als Zeuge auftreten, auch Mr. Day hatte sich dazu bereit erklärt. Man zog zusammen nach dem etwa 1½ Stunde entfernten Wohnsitze des schwarzen Friedensrichters, Mr. Moore, wo man zur bestimmten Stunde den feindlichen König mit einem großen Gefolge von Männern und Frauen antraf; fünf Männer sollten als seine Zeugen auftreten. Der König hielt eine lange Rede, in der er viel log und von erwiesenen Wohlthaten sprach; dann brachte er seine Forderungen vor, die Zeugen küßten die Bibel und legten ihre Erklärungen ab; Büttikofer rief seine Zeugen auf, doch wie wir gleich sehen werden, vergebens. Interessant war das Verhör der schwarzen Zeugen, von denen nur wenige Englisch verstanden und die Weise, wie die Augenzeugen ihre Mittheilungen bekräftigten. „You look it"? (Habt ihr es gesehen?) fragte der Richter, wobei er die Zeugen streng ansah und dabei mit dem Zeigefinger das untere rechte Augenlid weit nach unten zog. Dann verrichtete der Zeuge die gleiche Handlung und sagte „Yes Daddy, me look it" (Ja, Herr, ich sah es). Hierauf fuhr der Richter fort: „For true?" (wirklich?) worauf der Zeuge antwortete: „Yes Daddy, for true true."

Der Friedensrichter, ein schwarzer Pflanzer und Grenznachbar der klägerischen Partei, befand sich in einer schwierigen Lage: Hier die Fremden, die vielleicht das Recht auf ihrer Seite hatten (er ließ selbst ihre Notizbücher als Beweisstücke zu), aber auch Geld besaßen, während die Gegenpartei zu seinen, ihm manchmal schon recht unbequem gewordenen Nachbarn gehörte; um beide zufrieden zu stellen fällte er, nach reiflicher Ueberlegung, wie er sagte, ein salomonisches Urtheil.

Zoru Dubbah, König von Bavia, mußte seine Forderung auf 5,50 Dollars reduciren, die ihm Mr. Buttercoffee (wie Büttikofer hier genannt wurde) anebezahlen mußte. Zwar hätte ihm noch der Appell bei der Quarterly Court freigestanden, doch seine Zeit war ihm zu kostbar, um dieselbe mit Proceßen zu verlieren; er nahm also das Urtheil an, legte 2,50 Dollars als Proceßkosten auf den Tisch, auf welchem wegen Mangel an Papier die Rechnung niedergeschrieben war, und zahlte seine Gegenpartei mit Waaren aus. Nun begaben sich Büttikofer und Sala nach Monrovia und von da nach dem Grand Cape Mount Distrikt.

Die erste Etappe war Robertsport, eine liberische Kolonie in reizender Gegend, deren Hauptzierde der Fisherman'sche Hügel bildet, welcher etwa 4 Stunden lang, 1½ bis 2 Stunden breit ist. Am östlichen Ende des Sees breitet sich eine weite Fläche aus, die im Allgemeinen sandig ist und auf welcher ausgedehnte Grasländer, hochstämmiger Wald und Krüppelholz mit einander abwechseln; südlich vom See erhebt sich das ganz isolirte Cape Mount Gebirge; ein Bächtel von Morästen und Grassteppen trennt beide. Das Centrum des Gebirges befindet sich an der Westseite, von wo die Hügel strahlenförmig auslaufen; sieben solcher Ketten zählt man im Ganzen, die sich bis zu 320 m erheben; alle diese Hügel sind mit dichtem Urwald bedeckt. Bruchstücke des massiven Gesteins, vermuthlich eines Granits, bilden mit eisenhaltigem Lehm sogenannte Schuttkegel, die man auch an der südlichen, ziemlich steil ins Meer abfallenden Hügelkette findet, wo sie durch die ruhelos an ihnen nagende See bestürmt werden. Doch verlassen wir Robertsport, um einen Blick auf das Jägerleben zu werfen. Man hatte sich in Hothic hänschen eingerichtet; gewöhnlich zogen die Jäger früh am Morgen aus, jeder von einem Jagdhunden begleitet, der besonders für diesen Zweck abgerichtet war. Diese Jungen verstanden es wie ein Spürhund, die Spuren des Wildes beinahe im Dunkeln zu finden; ihren scharfen Ohren und gutem Gesicht entging weder das geringste Geräusch noch die geringste Bewegung. Wenn ein Schuß gefallen war, stürzten sie sich auf das Wild los, um denselben, im Falle es noch nicht todt war, keine Zeit zur Flucht zu lassen; auf dem Rückwege trugen sie die Beute. Dieser wurde gewöhnlich gegen 10 Uhr angetreten, wenn die Sonne heftiger zu brennen anfing und die Thiere sich in ihre Schlupfwinkel zurückgezogen hatten, um ihr Morgenmahl zu verdauen, so daß im Walde tiefe Stille herrschte. Nach dem Frühstück wurde die Beute präparirt, und dann ging es um 4 Uhr wieder in den Wald, bis die zunehmende Finsterniß zum Aufgeben der Tagesarbeit zwang. Manchmal erlaubte es der Mondschein, auf größere Thiere auf den Anstand zu gehen; gewöhnlich setzten sich die Jäger dann auf einen Termitenhügel nieder, oder bestiegen ein sogenanntes Nest, d. h. einige in der Höhe von 6 bis 10 Fuß zwischen den Aesten eines Baumes angebrachte Hölzer; die nächtlichen Ausflüge lieferten jedoch im Allgemeinen wenig Beute. Die Erzählung der Jagdzüge wechselt ab mit Mittheilungen von einzelnen Zügen aus dem Verkehr mit den Negern, deren

Digitized by Google

einige wir hier einflechten wollen. Im Anfange des Jahres 1881 erhielten unsere Reisende den Besuch eines Eingeborenen von listigem und interessantem Aeußern, der sich James Payne[1]) nannte und ein Neffe des Königs Sandfish von Cobolia zu sein vorgab. Er überbrachte die Grüße seines Oheims und Auftraggebers und zugleich eine Aufforderung, denselben bald zu besuchen, da er einen lebendigen Leopard zu verkaufen habe; gleichzeitig erbat er sich, zum Zeichen, daß er seinen Auftrag erfüllt habe, einige Blätter Tabak. Durch Erfahrung klug gemacht, benahmen sich die weißen Jäger sehr zurückhaltend; einige Tage später kam der Mann zurück und brachte einen Korb Kaffawen und ein weißes Huhn als Gegengeschenk für den Tabak; er erzählte, daß das Herz seines Oheims „barnieder lag", weil die weißen Männer ihm zu mißtrauen schienen; darum sende er das Huhn als Symbol seines Herzens, welches ebenso rein und steckenlos sei. Er drängte sehr, daß die Reisenden ihm versprachen, ihn am nächsten Tage nach Cobolia zu begleiten, und ihm ein Gegengeschenk machten, welches dorthin vorausgeschickt werden sollte. Wer nicht kam, war John Payne, und erst einige Wochen später kam Büttikofer wirklich nach Cobolia; er landete Morgens um 8 Uhr an einer Sandbank, auf welcher viele Frauen und Mädchen, theilweise in sehr primitiver Toilette, mit Waschen beschäftigt waren; ungenirt begaffen sie die Weißen, die ersten Exemplare einer für sie neuen Rasse. Bald wurden Büttikofer und Sala nach dem Palaverhaus gebracht und hier dem Könige Maruna (mit dem englischen Namen Sandfish) vorgestellt. Er trug eine Toga von bunten Baumwollenzeug und auf dem grauen Haar ein Käppchen von Löwenhaut; ein kurz geschnittener grauer Schnurrbart über einem Mund voll prächtig weißer Zähne zierte sein intelligentes Gesicht. Nachdem er einige Worte mit den Gästen gewechselt hatte, wurden letztere mit Reis und Leopardenbraten bewirthet, worauf das Gespräch (trotzdem der König englisch sprach, mit Hilfe eines Dolmetschers) fortgesetzt wurde, und während desselben wurde auch die Geschichte von John Payne zur großen Belustigung des Königs erzählt; es ergab sich, daß an allem, was dieser „Gentleman" vorgebracht hatte, kein wahres Wort gewesen war. Cobolia ist ein bedeutender und wichtiger Ort, dessen Umgebung jedoch durch die häufigen Kriege sehr gelitten hat.

Kurze Zeit nachher starb Sala in Robertsport in Folge klimatischer Einflüsse. Um sich zu zerstreuen, zog Büttikofer mit seinem rothhärtigen Jäger Jack Timmery am 16. Juni nach dem Innern; die Reise ging den Morfi-Fluß hinauf zwischen den hohen Mangroven hin, die weiter stromaufwärts durch Weinpalmen ersetzt wurden, deren riesenhafte, 20 bis 30 Fuß lange Blätter sich über dem Wasser wölbten. Große Wälder von Oelpalmen, welche mit Reisfeldern abwechselten, zogen sich am Flusse entlang und der Anblick dieser reichen Tropennatur machte einen überwältigenden Eindruck, sowohl durch seine Größe als durch die Neuheit der ausgedehnten Palmenwälder mit ihren schuppigen, schlanken Stämmen, die, von unten bis oben, cylindrisch sich 80 Fuß und noch höher erheben, und von den zierlichen Fächerkronen überragt werden. Zwischen ihnen sieht man nur selten einen andern Stamm und gewöhnlich bedeckt auch kein niedriges Gesträuch den Boden; es war, als ob man sich in einem gothischen Dome befände, dessen Spitzbogen und hohe Kuppeln sich im Halbdunkel verlieren. Hier und da, einem knorrigen Baumstamme ähnlich, lag ein Krokodil am Ufer, welches sich bei Annäherung des Bootes langsam und ohne Geräusch in das nasse Element zurückzog; im Schatten der Blätter saß ein einsamer Schlangenhalsvogel, um den Fischen aufzulauern. Wenn man sich einem bewohnten Orte näherte, intonirte der Steuermann eine Improvisation, in welche die neun Ruderer im Rhythmus in klagenden Molltönen einfielen.

„Merkt auf", sang der Steuermann, „ihr Leute von Cambama, und hört, was ich sage! Kommt herunter an das Wasser, kommt alle, die ihr laufen könnt. Der weiße Mann kommt zu euch aus dem großen Amerika. Ihr kennt ihn alle, den Mann, der von Kap (Monrovia) zu uns gekommen ist, den blanken Jäger von Bendo und Buluma. Wen gäbe es, der nicht schon von ihm gehört hätte, von ihm und seinem flemmingbu (Hinterlader), der stets geladen ist, immer schießt und nie aufhört. Ihr Leute von Cambama, freuet euch. Der listige Feind wird nun nicht mehr euren Reis schneiden und eure Frauen und Kinder wegschleppen. Im Frieden könnt ihr euren Palmenwein trinken und süßes Oel im Ueberfluß für euch bereiten. Der weiße Mann ist stark und behende, wie keiner von uns. Dem wilden Büffel weicht er nicht aus, den grimmigen Leopard sucht er in seinem Lager auf und den Alligator, der am Ufersrande lauert, erwürgt er und wirft ihn ins Wasser. Der weiße Mann ist freundlich und gut, er giebt und zu trinken und macht uns satt[1]). Er setzt sich bei euch am Herdfeuer nieder und horcht gern euren Erzählungen; er kommt und ist der Gast eures Königs. — Kommt her, wir bringen ihn und den rothen Jack. Kommt, kommt alle herunter, alle, die ihr laufen könnt, kommt, kommt herunter, wir sind gekommen und legen an." Dieser Jackey, eigentlich Jackson Timmery, der schon erwähnte Jäger, war im ganzen Lande bekannt; er war in einem der amerikanischen Sklavenstaaten geboren; seine Mutter war eine Mulattin, während sein Vater wahrscheinlich ein rothhaariger Irländer gewesen ist, wie seine blauen Augen, weiße Hautfarbe, sein rothes Haar und eben solcher Bart zu beweisen schienen. Mit einer Anzahl farbiger Kolonisten nach Afrika gekommen, erwarb er sich durch längere Reisen im Innern als Händler und Jäger für verschiedene Faktoreien eine bewunderungswürdige Kenntniß des Landes, der Bewohner, ihrer Sprache und ihrer Sitten. Er verkehrte in der leichtesten, angenehmsten Weise mit ihnen und war unerschöpflich in Scherzen und treffenden Ausfällen, wie die Eingeborenen dieselben so sehr lieben. Wo er sich nur zeigte, entstand Lust und Fröhlichkeit, die Frauen wurden nicht müde, ihn durchzuhecheln und auf seinen rothen Bart wurden zu seinem Schmerze Gedichte gemacht. Als Jäger und Reisegefährte war Jack unbezahlbar; wo der weiße Mann keinen Rath mehr wußte und nicht weiter konnte, da half er. Nur in den Küstenorten trug er Schuhe, im Innern des Landes ging er immer barfuß. Seine Waffe bestand aus einem alten Vorderlader und anstatt mit Schrot und Kugeln lud er gewöhnlich mit Bruchstücken eiserner Töpfe; ein Schlachtmesser und ein leinener Sack vollendeten seine Ausrüstung.

Bei König John in Coro hielt man sich auf und lernte ein verhältnißmäßig gut eingerichtetes Staatswesen kennen. Der König ist in Monrovia erzogen und trug sich in seiner Jugend ganz europäisch; nach dem Tode seines Vaters jedoch sagte er der Civilisation wieder lebewohl, kehrte nach Hause zurück und kleidete sich nach der landesüblichen Weise.

[1]) Die Eingeborenen haben die Gewohnheit, wenn sie bei Liberiern gedient haben oder durch dieselben erzogen sind, später deren Namen anzunehmen.

[1]) Die Eingeborenen behaupten, daß Branntwein stark mache, daher der oft gehörte Ausdruck „make me strong" (mach mich stark) als Bitte um Branntwein.

Digitized by Google

Da er viele Frauen und Sklaven hat, wird er für reich gehalten; bei dem Tode seines Vaters hatte er schon acht Frauen, da ihm derselbe noch 20 hinterließ, kam er einigermaßen in Verlegenheit, aus der er sich jedoch dadurch zu retten suchte, daß er die überflüssigen Schönen an einzelne seiner Unterthanen, denen er eine Ehre beweisen wollte, verheirathete oder aber die Aeltesten in Gesellschaft einiger Sklaven in den Wald schickte, um dort eine Farm anzulegen; in dieser Weise verschaffte er sich ein ganz nettes Einkommen. Die Sklaven werden übrigens beinahe überall sehr gut behandelt und auch, so lange sie sich gut betragen, nur selten verkauft. Wenn sie sich jedoch des Diebstahls schuldig machen oder gar bei dem weiblichen Theile der Hausbewohner dem Herrn in den Weg treten, werden sie tüchtig durchgeprügelt, bekommen eine schwere Kette um den Hals und werden mit dem Fuße an einen gewaltigen hölzernen Block, an dem eine Kette befestigt ist, geschmiedet. Auf diese Weise fesselt man auch die neuen Sklaven, die man erst an den Herrn gewöhnen will. In Coro fand man eine Schule, wo ein Mandingoderwisch die Kinder im Lesen und Schreiben der arabischen Sprache sowie im Singen und Beten unterrichtete; er leitete auch die gottesdienstlichen Uebungen der zahlreichen zum Islam übergegangenen Einwohner. Schon am frühen Morgen rief der Munzzin die Gläubigen zum Gebete und bald erschallte das eintönige Allah il Allah klagend in die Ohren der Reisenden. Bald fing auch die Schuljugend ihre Uebungen an, recitirte Koranverse und schrieb auf kleine Brettchen nach Diktat neue, um dieselben für das nächste Mal zu lernen. In ihrer Mitte thronte der schwarze Al Hasij im weißen Talar, die rothe Mütze auf dem Haupte, mit ernstem, würdigem Gesichte; der Eindruck war viel feierlicher, als wenn er sich erhob und auf seinen zierlich ausgeschnittenen, hölzernen Sandalen einherstolperte.

In der ganzen Gegend kannte man die Schimpansen, die man dort Baboons nennt, sehr gut; man nimmt an, daß sie viel höher als andere Thiere stehen. Wohl schießt man hier und da einen, doch nie — und das beweist, wie hoch man ihn stellt — wird sein Fleisch gegessen, obwohl, wie schon erwähnt, die Eingeborenen alles verzehren, was in ihre Hände fällt, auch alle anderen Affen. Der Baboon ist, wie die Neger es ausdrücken, too much like man — zu menschenähnlich. Wirklich muß man zugeben, daß das Thier einem alten Buschneger recht ähnlich sieht, und manchmal stand Büttikofer auf dem Punkte, einen solchen anstatt eines Schimpansen zu schießen. Auf das Tödten dieser Affen ist eine Buße gesetzt und der Jäger muß zehn Tage lang an einer gewissen Stelle für den Getödteten Speise niederlegen. Man erzählt von ihm, daß er auf den Hinterfüßen geht wie ein Mensch, daß alle Thiere nicht klettern, sondern sich eines Stockes bedienen, daß sie sich auch mit demselben vertheidigen und mit der geballten Faust auf die Brust trommeln, daß man es stundenweit hören kann.

Wie natürlich, spielt der Baboon eine große Rolle in den zahlreichen Fabeln, welche bei den Negern von Mund zu Mund gehen; dabei theilen sie ihm eine ganz menschenähnliche Rolle zu, wie folgende Geschichte beweist, die unserm Reisenden von einem alten Manne, der in seinen jungen Jahren ein großer Jäger war, erzählt wurde.

„Sie haben gewiß", hob dieser an, „auf der Jagd die auffallenden, rein gehaltenen offenen Stellen, die man sich gewöhnlich nicht erklären kann, im Walde angetroffen. Das sind die Feuerherde der Baboons. Diese Thiere binden nämlich ein Bergnügen daran, den Menschen in jeder Beziehung nachzuäffen. Auf diesen offenen Stellen nun schleifen sie ungeheure Mengen Holz zusammen, die sie zu einem hohen Scheiterhaufen aufthürmen. Dann stellt sich einer der Gesellschaft, als ob er das Holz in Brand steckt, indem er ein kleines Stück Holz nach Art eines Schwefelholzes an seinem Hintertheil entlang streicht, es dann sorgfältig zwischen den hohlen Händen hält und so zum Holzstoß trägt. Jetzt fangen alle an, das vermeintliche Feuer erst vorsichtig, dann immer stärker anzublasen, bis ihnen zuletzt die Zunge aus dem Halse hängt. Hierauf kauern sie sich mit den Ellenbogen auf den Knien um das Holz nieder und strecken die Hände aus, als ob sie sich wärmen wollten. So kann man sie bei nassem Wetter wohl halbe Tage lang um das vermeintliche Feuer sitzen sehen." Trotzdem Büttikofer alles mögliche that, um eine ganze Familie Schimpansen im Walde zu beobachten oder auch nur eines einzelnen alten Exemplares sich zu bemächtigen, da dasselbe nur zu sehen, glückte ihm dies nie; alle Nachrichten stimmten darin überein, daß ein sehr alter männlicher Schimpanse an Größe und Kraft dem Gorilla nur wenig nachsteht. Dies scheint durch eine Begegnung bestätigt zu werden, welche Jackson mit einem Trupp Schimpansen hatte, während Büttikofer krank im Bette lag.

Gegen Ende November hörten die Einwohner in einer Nacht in den Wäldern, welche die Abhänge der Berge bedecken, ein Gebrüll, so daß jeder glaubte, der Feind habe die Wachen überfistet und nähere sich der Kolonie von der Rückseite her. Bald zeigte es sich, daß der Lärm von Schimpansen herrührte, die wahrscheinlich durch die reifen Früchte in die Bergwälder gelockt waren. Jackson, der eine so günstige Gelegenheit nicht unbenutzt vorbeigehen lassen wollte, begab sich in der folgenden Nacht auf den Anstand, aber umsonst. Schon wollte er, nachdem er beinahe die ganze Nacht vergeblich gewacht hatte, den Rückzug antreten, als ein ganzer Trupp Schimpansen herangeschlichen kam, welche die in Menge herumliegenden wilden Pflaumen zusammenzuraffen und in den weit geöffneten Mund zu schieben begannen.

„Ich suchte," so erzählte Jackson einige Stunden später, „mir den größten aus und gab Feuer auf ihn. Das Thier fiel und blieb auf dem Bauche liegen, während die anderen Thiere erschrocken wegliefen. Sehr vergnügt sprang ich von dem bug-a-bug-pile (Termitenhügel) nach unten, um den geschossenen Affen zu besehen und dachte gar nicht daran, mein Gewehr erst zu laden. Als jedoch seine weggelaufenen Kameraden mich bemerkten (sie hatten sich nicht weit entfernt und sahen sich auf ihrem Versteck nach mir um), kamen alle mit Ausnahme zweier kleiner Affen auf mich los, stellten sich auf die Hinterfüße, ließen mich ihre Zähne sehen, schlugen mit der geballten Faust auf die breite Brust und fingen ein so schreckliches, wüthendes Gebrüll an, daß ich mein Gewehr liegen ließ und die Flucht nahm. Sie wissen wohl, daß ich nicht leicht bange werde, und es war nicht zum ersten Male, daß ich Baboons schieße, aber diese Burschen machten mir es doch zu arg. Sie sind ein großer Mann, doch verschiedene derselben waren gut so groß und in den Schultern noch breiter als Sie. Als ich mich von dem ersten Schrecken etwas erholt hatte und zurück ging, um mein Gewehr und den todten Affen zu holen, war der letztere mit seinen Kameraden verschwunden."

Büttikofer fährt fort: So schwach ich auch mich fühlte, so hatte ich doch zu Hause keine Ruhe, sondern folgte Jackson nach dem Schauplatze seines Abenteuers. Wir fanden noch deutliche Spuren von der Anwesenheit der Schimpansen und an einigen Handvoll zusammengeballter Früchte konnte man deutlich sehen, mit welcher Eile sie die Flucht ergriffen hatten. Die Baumblätter, wo der getroffene Affe

Digitized by Google

gelegen hatte, waren mit Blut bedeckt, aber trotz alles Suchens konnte keine weitere Blutspur gefunden werden. Trotzdem die beiden Jäger jetzt zehn Nächte lang die Wache hielten, waren sie nicht im Stande, eine Spur der Affen zu entdecken.

Wiederholte Fieberanfälle zwangen Büttikofer endlich, seine Thätigkeit aufzugeben; sein Gesundheitszustand wurde immer schlechter und schließlich rieth ihm der Arzt eines zu Monrovia auf der Rhede liegenden Kriegsschiffes, sobald als möglich nach Europa zurückzukehren, welchem Rathe er Ende April 1882 Gehör gab.

Kürzere Mittheilungen.

Meteorologische Beobachtungen im westlichen Stillen Ocean.

Ein neuerdings veröffentlichter Erlaß des Generalinspektors der kaiserlich chinesischen See-Zoll-Aemter bestimmt, daß die in den Traktathäfen und den Leuchtthürmen gemachten meteorologischen Beobachtungen in Zukunft dem Astronomen des Observatoriums von Hongkong übersandt werden sollen; ausdrücklich wird dieser Bestimmung hinzugefügt, daß es augenblicklich noch nicht in der Absicht der chinesischen Regierung liege, einen meteorologischen Beobachtungsdienst in China einzuführen. Was die Zahl der in diesem Gebiete des Stillen Oceans befindlichen meteorologischen Observatorien anbetrifft, so sind aus den letzten Jahren erfreuliche Fortschritte zu verzeichnen. Centralobservatorien der verschiedenen Regierungen befinden sich in Japan, Peking (russisch), Hongkong (englisch) und Batavia (holländisch); die anglikanischen Kolonien, über die sich ein wahres Netz von kleineren meteorologischen Stationen hinzieht, besitzen ebenfalls zahlreiche Centralobservatorien, und wie es einerseits sehr wahrscheinlich ist, daß diese Reihe von Observatorien noch weiter nach Süden hin fortgesetzt werden wird — in der That werden augenblicklich schon die ersten Schritte zur Gründung eines Observatoriums auf Neuseeland gethan — so wird vermuthlich andererseits auch die russische Regierung ihre Stationen noch nordwärts über Wladiwostock hinaus vorschieben. Der Jesuitenorden unterhält ebenfalls eine Anzahl von Hauptobservatorien in Korea, China und Manila, sowie an verschiedenen anderen Punkten. Für das Studium der Teifuns, jener schrecklichen Plage des Chinesischen Meeres, hat namentlich Pater Faura auf Manila Wichtiges geleistet, und die Bedeutung seines Observatoriums muß naturgemäß noch zunehmen, sobald die chinesischen See-Zoll-Aemter am Südtap von Formosa selbstregistrirende meteorologische Instrumente aufstellen lassen. Denn während jedes einzelne Observatorium sich zunächst damit beschäftigt, den eigenthümlichen Charakter seines lokalen Klimas in allen seinen Veränderungen zu erforschen, können wir doch nur durch eine Vergleichung der in den betreffenden Jahrbüchern der verschiedenen Beobachtungsstellen veröffentlichten Resultate einen Einblick in die Gesetze erlangen, nach denen die allgemeinen Bewegungen der Atmosphäre stattfinden, und die den Grund für den eigenthümlichen Charakter jedes lokalen Klimas bilden. So entstehen die Teifuns des Chinesischen Meeres wohl aus lokalen Ursachen (Hitze und Feuchtigkeit), die Form und Richtung ihrer Bahnen aber wird durch die allgemeinen Gesetze der atmosphärischen Bewegung in jenen Regionen bestimmt. („Nature.")

Der Handel Japans mit Korea.

Der Handelsverkehr mit Korea, auf den die Kaufleute Japans seiner Zeit so große Hoffnungen setzten, scheint sich mehr und mehr zu einer traurigen Enttäuschung für sie zu gestalten. Das „Kampo Schimbun" (die officielle Zeitung) veröffentlichte kürzlich einen Bericht des japanischen Konsuls in Ninsen auf Korea, dem die nachstehenden Einzelheiten entnommen sind.

Der Export des Hafens von Ninsen belief sich im November vorigen Jahres auf 16 342 Yen, der Import aber auf 168 690 Yen, was für den letztern einen Ueberschuß von 122 258 Yen ergiebt. Die Waaren werden hier nicht gegen Geld, sondern gegen andere Waaren ausgetauscht. Daraus folgt, daß die Gesammtsumme des Exports genau den Werth des Umsatzes darstellt, der stattgefunden hat. Diese Differenz von 122 258 Yen muß nun auf den folgenden Monat, den December, übertragen werden, in dem sich die Einfuhr auf 36 673 Yen und die Ausfuhr auf 48 369 Yen belaufen, also ein neues Deficit von 11 696 Yen sich gebildet hat, das, zu dem des November gerechnet, eine Summe von 133 954 Yen ergiebt. Diese beträchtliche Summe aber repräsentirt den Werth der am Schlusse des Jahres 1883 unverkauften Waaren.

Aus den obigen Zahlen ist leicht ersichtlich, wie traurig die kommerzielle Lage in diesem Hafen ist. Die Preise der wichtigsten Artikel, Kupfer und Blei, sind bedeutend heruntergegangen und die Shirtings (baumwollene Hemdenstoffe) gehen nicht mehr durch die Hände der japanischen Kaufleute. Da Kupfer und Blei nur zur Münzfabrikation verwendet werden, hat die Nachfrage nach diesen Metallen nur eine vorübergehende Bedeutung haben können, und so vermindert sich der Gegler danach dem auch zusehends. Wenn aber der Absatz von Kupfer und Blei gänzlich aufhören wird, besitzen die Japaner keinen andern Artikel mehr, der für den Markt von Korea geeignet wäre, und so werden ihre angestrengten Bemühungen, den Handel in diesem Lande zu entwickeln und zu fördern, ihnen schließlich anstatt der erwarteten befriedigenden Resultate nur schwere Verluste eingetragen haben.

An diesen allerdings ziemlich hoffnungslos klingenden Bericht knüpft das officielle japanische Blatt einige Betrachtungen über die Ursache der in den anderen Häfen Koreas nicht minder fühlbaren unerfreulichen Verhältnisse. Mit dem Augenblicke, wo das Land dem Verkehr anderer Nationen geöffnet worden ist, und Europäer und Amerikaner in den offenen Häfen sich niedergelassen haben, ist die japanische Handelswaare ebenso entbehrlich geworden, wie der japanische Kaufmann, der in gar vielen Fällen bisher auch nur aus dem Import von Waaren europäischer und amerikanischer Provenienz reichen Gewinn gezogen hatte.

So müssen wir denn ernstlich erwägen, heißt es am Schlusse jener Betrachtungen, welche Maßregeln wir zu ergreifen haben, um den japanischen Handel nicht ganz aus Korea verschwinden zu lassen. Wir sehen nur ein Mittel: die Einführung anderer neuer Waaren japanischer Provenienz. Es wird nicht leicht sein, sie in Aufnahme zu bringen, da man zu diesem Zwecke zuerst den Gewohnheiten, den Sitten und der Lebensweise der Koreaner etwas Gewalt anthun muß; mit der gehörigen Ausdauer wird dies jedoch unseren Kaufleuten sicher gelingen.

Ein sehr wohlgemeinter Rath, dessen Befolgung aber voraussichtlich an den einmal bestehenden Verhältnissen nicht viel mehr ändern wird. Bei dem besten Willen kann Japan

Digitized by Google

die Konkurrenz mit Europa und Amerika nicht aushalten. Während des Jahres 1883 wurden in den Häfen von Fusan und Gensan-schin an japanischen Waaren für 185 607 Yen eingeführt, an europäischen und amerikanischen dagegen für 1 773 379 Yen, also fast das Zehnfache!

(„L'Exploration".)

Das Ende der Greely'schen Nordpolexpedition.

Wiederum hat eine Polarexpedition der Vereinigten Staaten ein trauriges Ende genommen; es war die nördlichste aller internationalen Polarstationen, am Lady Franklin Sunde gelegen, welche unter Lieutenant Greely am 14. August 1881 besetzt wurde, und sie ist auch die einzige, welche von schwerem Unglück betroffen worden ist. Der Versuch, welchen der Dampfer „Neptun" im Sommer 1882 machte, sich mit Greely in Verbindung zu setzen, mißglückte ebenso wie die 1883 unternommene Fahrt der Schiffe „Proteus" und „Dantic", von denen ersteres unweit des Kap Sabine im Smith-Sunde vom Eise zerdrückt wurde. Endlich wurde im Frühling dieses Jahres Commender Schley mit den Schiffen „Thetis", „Bear" und „Alert" zur Hülfeleistung ausgesandt, und ihm glückte es, wenigstens die sechs Ueberlebenden der Expedition zu retten. Am Morgen des 17. Juli traf Comm. Schley mit denselben auf der „Thetis" und der „Bear" in St. Johns auf Neufundland ein. Am 22. Juni hatte er sieben Ueberlebende nahe am Kap Sabine an der Mündung des Smith-Sunds gerettet, nämlich Lieutenant Greely selbst, vier Sergeanten, einen Hospitaldiener und einen Gemeinen. Einer, Sergeant Ellison, der beide Hände und Füße durch Frost verloren hatte, starb am 6. Juli, drei Tage nach der Amputation, welche sich als nothwendig herausgestellt hatte. Die Expedition zählte ursprünglich 25 Männer, von denen 17 durch Hunger und Frost an derselben Stelle, wo die überlebenden gefunden wurden, zu Grunde gegangen sind. Ein achtzehnter ertrank beim Suchen nach Lebensmitteln. Die beiden Dampfer haben 12 Leichen an Bord; fünf andere, welche man unweit des Lagers am Smith-Sunde in einem Eisfort beigelegt hatte, wurden in die See hinausgetrieben. Ein Mann starb im Januar, die übrigen im April, Mai und Juni.

Im August 1883 verließ Lieutenant Greely seine Station Fort Conger und erreichte, südwärts ziehend, am 29. September Baird Inlet, wo seine gesammte Mannschaft in guter Gesundheit eintraf. Er ließ sämmtliche Boote zurück und trieb 30 Tage lang auf einer Eisscholle im Smith-Sunde umher. Dann bezog er am 21. Oktober ein sündiges Lager an derselben Stelle, wo ihn Commendor Schley auffand. Neun Monate lang lebten sie nun von den geringen Vorräthen, die sie von Fort Conger mitgebracht hatten, und wozu noch das kam, was Sir George Nares 1875 in Payerhafen und auf Kap Isabella (dieser Proviant hatte durch die Länge der Zeit gelitten), ferner Beebe 1872 am Kap Sabine vergraben hatte, und was 1883 vom Wrack des „Proteus" gerade an der Stelle, wo Greely lagerte, gerettet worden war. Nachdem dies aufgebraucht war, mußten sie von gekochtem Seehundsfell, Theilen ihrer Kleidung, Flechten und Garnelen sich ernähren, welche letzteren sie fingen, so oft sie kräftig genug zu Ausflügen waren. Alle Aufzeichnungen und Instrumente, die man von Fort Conger mitgebracht hatte, sind gerettet worden.

Commander Schley berichtet, daß kein Vorbringen von Hare Island nach dem Smith-Sunde ein beständiger Kampf mit dem Eise in Gestalt von anscheinend unpassirbaren Schollen war, das nur durch Ausmerksamkeit und Geduld zu überwinden war. Keine Gelegenheit zum Vorwärtsdringen wurde verabsäumt. Mehrere hundert Seemeilen weit mußten die Schiffe sich ihren Weg durch Eis von 3 bis 6 Fuß und mehr Dicke hindurchrammen. Seit ihrer Rettung haben sich die 6 Ueberlebenden sehr erholt; aber im Augenblick ihrer Auffindung und noch mehrere Tage später war ihr Zustand höchst kritisch. 48 Stunden später hätte man sie wahrscheinlich nicht mehr am Leben getroffen.

Die Jahreszeit im Norden war weiter vorgerückt und das Eis geschlossener als seit Jahren. Smith-Sund war nicht offen. Das winterliche Wetter in der Gegend der Melville-Bai war das schlimmste, was man seit 20 Jahren erlebt hat.

Lieutenant Greely's Expedition ist bis zu dem nördlichen Punkte, der je erreicht worden ist, vorgedrungen. Er telegraphirt darüber:

„Zum ersten Male in drei Jahrhunderten tritt England die Ehre an, am weitesten nach Norden vorgedrungen zu sein. Lieutenant Lockwood und Sergeant Brainerd erreichten am 13. Mai Lockwood Island in 83° 24' nördl. Br. und 44° 5' westl. L. Gr. Sie saben von einer 2000 Fuß hohen Erhebung kein Land gegen Norden oder Nordwesten, aber im Nordosten Grönland und Kap Robert Lincoln in 83° 35' n. Br. und 38° w. L. Lieutenant Lockwood wurde 1883 durch das offene Wasser an der Küste Nordgrönlands zurückgetrieben, und seine Rückreise entging mit Mühe dem Schicksal, in den Polarocean hinausgetrieben zu werden. 1882 wurde Dr. Pavy, welcher Markham's Route (von 1876) folgte, einen Tag lang im Polarocean nördlich vom Kap Joseph Henry herumgetrieben und rettete sich dann auf das Land, wobei er fast alles, was er bei sich hatte, einbüßte. Im Jahre 1882 machte ich eine Frühlings- und später eine Sommertour in das Innere von Grinnell-Land und entdeckte dabei den See Hazen, der 60 Miles lang und 10 Miles breit ist."

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ein Bericht des Ministers des Innern über die Sanitätsverhältnisse Ungarns im Jahre 1880 schildert dieselben nach der „A. Z." als geradezu entsetzliche. Die Vermehrung der Bevölkerung in diesem Jahre betrug (bei ca. 16 Mill. Einwohnern) nicht mehr als 68 707 Seelen. Die Sterblichkeit, besonders unter den Kindern, ist im ganzen Lande eine außerordentlich große. Im Jahre 1880 ist mehr als eine Viertelmillion Kinder unter 7 Jahren geboren, darunter ca. 40 Proc., ohne daß ein Arzt zu Hilfe geholt worden wäre. Man kann leicht ermessen, wie fürchterliche Fahrlässigkeiten in dieser Hinsicht vorkommen, wenn man erfährt, daß in 9816 Fällen Eltern und Vormünder wegen Vernachlässigung der pflichtgemäßen, gesundheitlichen Obsorge bestraft wurden. Zahlreiche Kreisarztstellen bleiben wegen ungenügender Bezahlung unbesetzt, so daß in manchen Bezirken für die unteren Klassen ärztliche Hilfe überhaupt nicht zugänglich ist. Wäre nicht die Gesundheitspflege demnach ein Gebiet, auf welchem sich die Magyaren mehr Ehre und Vortheile erwerben könnten, als in der Bergewaltigung des Deutschthums?

— Der leidenden Menschheit bietet Corsica — sagt H. Toepfen in einem vor der Geographischen Gesellschaft in Hamburg (s. deren Mittheilungen 1882—83, Heft 1) gehal-

Digitized by Google

tenen Vortrage — noch eine seltene Fülle von Mineralquellen, und zwar auf dem westlichen Abhange der Hauptgebirgskette vorwiegend schwefelhaltige, im Osten hauptsächlich eisenhaltige. Unter jenen nimmt die Quelle von Guagno, unter diesen die von Orezza den ersten Rang ein. Es geht den Heilquellen Corsicas aber um nichts besser als dem milden Winterklima seiner Westküste: sie werden lange nicht so stark besucht, wie ihre Eigenschaften es verdienten. Die Eisenquelle von Orezza z. B. übertrifft die berühmtesten Eisenquellen Mitteleuropas, wie Spa und Schwalbach, fast um das Doppelte an Eisengehalt, lockt aber nur in den heißesten Sommermonaten ein paar hundert wohlhabende Corsen aus den Hauptstädten an. Diese suchen dort noch dazu oft weniger Heilung als Sommerfrische, wofür sich ihnen übrigens am Fuße des Hochgebirges viel geeignetere Orte darbieten würden. Im Gegensatz zu dem Besuch der Quelle ist der Versandt des Wassers, namentlich nach Frankreich, sehr bedeutend. Man kann es sogar in Deutschland durch Vermittelung der Lübecker Firma O. Gerken bekommen. Guagno, welches am Westfuße des Monte Rotondo-Massivs liegt, hat eine Schwefelschwadelle und bezieht seine Kranken, wenn man so sagen darf, hauptsächlich vom Festlande, da Corsica arm ist an Krankheiten, welche durch solche Quellen geheilt werden. Der Reichthum Corsicas an Mineralquellen scheint übrigens in historischer Zeit schon abgenommen zu haben; denn man findet auf der Insel sünfzehn Ortschaften, deren Namen auf das frühere Vorhandensein von solchen Quellen schließen lassen, wie Le Caldane, Termi Caldi, Fontane Caldane u. s. w.

Asien.

— Der neue Weg vom Aral-See zum Meerbusen Mertwij Kultuk am Kaspischen Meere wird bereits benutzt. Ein Telegramm meldet, daß bereits ein Waarentransport diesen Weg eingeschlagen habe. Dazu berichtet der Korrespondent der „Moskauer Zeitung" aus der Festung Nowo-Alexandrowsk am Amu-Darja Folgendes über jenen Weg. Am 31. März um 11 Uhr verließen unsere Festung 400 Soldaten, welche auf dem neuen Wege heimkehren; sie gingen den vom Amu-Darja in großen Böten bis zu der Stadt Kungrad geschafft; von hier aus können sie auf Kameelen in 10 Tagen den Mertwij Kultuk, den großen Busen des Kaspischen Meeres, erreichen. Uebrigens wird der Mertwij Kultuk jetzt gewöhnlich Tschernajew-Busen genannt. Hier werden die Soldaten auf großen Dampfern in zwei Tagen nach Astrachan befördert. Auf diese Weise wird der früher übliche drei Monate dauernde Marsch durch die Sandwüste des Kaspisees und weiter nach Orenburg vermieden; der Weg über den Tschernajew-Busen dagegen erfordert höchstens einen Monat und bietet dabei einige beauemе Erholungspunkte. Weiteren Nachrichten zufolge ist die Abtheilung glücklich in Astrachan eingetroffen und eine andere unter dem Kommando eines Generalstabsofficiers soll zum Ersatz aus Astrachan bereits abgesandt worden sein.

— Einige der interessantesten Daten, die der „Census Report" von Indien enthält, sind dieienigen, welche sich auf die von dem Volke gesprochenen Sprachen beziehen. Die Sprache, welche hierunch die meisten Vertreter zählt, ist Hindustani oder Urdu; dieselbe begreift 82 Millionen unter sich und wird durch alle Staaten und Provinzen Indiens gesprochen; doch schließen die Ziffern auch die Hindi sprechende Bevölkerung ein. Zunächst kommt Bengali mit 39 Millionen, meistens in Bengalen und Assam. Telugu, wiewohl von einer kleinern Anzahl gesprochen (über 17 Mill.), dehnt sich über ein viel größeres Gebiet aus. Marathi, welches über die indischen Provinzen weit verbreitet ist, wird von 19 Millionen gebrochen; Pandschabi von 14 Mill., Tamil von 12 Mill., Gujerati von 9 Mill., Canaresisch von 8 Mill. Englisch wird als Muttersprache von 202 920 Personen gesprochen, von denen nicht mehr als 150 000 reinen Blutes sind.

— Frankreich ist dabei, sein ostatlantisches Kolonialreich abzurunden: das Königreich Kambodia ist förmlich in Cochinchina einverleibt worden. Kambodia steht schon seit 1863 unter französischem Protektorate, jetzt aber ist die französische Regierung zur förmlichen Einverleibung geschritten und hat den König Norodom mit einer Pension von 300 000 Piastern entschädigt. Die Bevölkerung von Kambodia, das einen Flächenraum von etwa 84 000 qkm besitzt, beträng nach der officiellen Zählung im Jahre 1874 945 954 Menschen, darunter 106 704 Chinesen, 26 000 Chams und Malaien, 4551 Annamiten und 4628 wilde Laos.

Afrika.

— Das „Bolletino della Società geografica italiana" vom Mai dieses Jahres enthält einen kurzen Bericht über Maurizio Buonfanti's Reise durch Nord-Afrika. Derselbe hatte Tripoli im Anfang April 1881 verlassen und zog in der Richtung des Tsad-Sees auf dem von verschiedenen neueren Reisenden zurückgelegten Wege. Sein Hauptzweck war, in die bisher unerforschte Gegend südlich von Adamaua vorzudringen, die ausicheren Verhältnisse auf der Grenze zwischen Bornu und Adamaua machten jedoch ein weiteres Vorgehen in dieser Richtung unmöglich. Er mußte nach Kuka zurückkehren, von wo er sich westwärts wendete und dem von Mastari nach Kano eröffneten Wege folgte; über Gando erreichte er den Niger bei Say, etwa in der Mitte zwischen Timbuktu und dem Einfluß des Binue. Dann wandte er sich nordwärts und erreichte Timbuktu und zwar in der trockenen Jahreszeit. Von Timbuktu wurde der Weg durch die Staaten Massina und Bambarra nach dem beinahe unbekannten Gebiete von Tombo fortgesetzt, doch die Reise endete unglücklich. Die Expedition wurde in den Shangistaaten von den Eingeborenen angefallen und geplündert, von 250 Begleitern blieben Buonfanti nur noch sechs übrig. So erreichte er unter großen Mühseligkeiten das Bussanga-Land, nördlich von Dahomay, wo er eine katholische Mission fand, welche es ihm möglich machte, seine Reise nach der Küste von Guinea fortzusetzen. Am 5. März 1883 kam er in Lagos an; alle seine wissenschaftlichen Sammlungen sind verloren.

— Im April und Mai dieses Jahres hat Dr. Schweinfurth eine Reise nach dem Gebiete im Westen des Fajum ausgeführt, welche für Geographie, Geologie und Archäologie interessante Ergebnisse hatte. Er fand die Gestalt des Birket el-Qerun, jenes Brackwasser-Sees, welcher die tiefste Senkung des Fajum einnimmt, ganz anders, als sie auf den bisherigen Karten erscheint. Nördlich desselben wurde ein bis dahin unbekannter altägyptischer Tempel entdeckt und wenige Marschstunden westlich der Pyramiden von Gizeh die bisher in Unter-Aegypten noch nicht bekannte Kreideformation aufgefunden.

— Aegypten hat, vom Mahdi bedrängt, seinem alten Feinde Abessinien die Hand zum Bunde gereicht: König Johannes zieht den in Kassala, Gelabat, Gedaref und Dschira von den Russländischen mehr oder weniger bedrängten Aegyptern mit drei Heerhaufen zu Hilfe und erfocht dafür das Bogos-Land abgetreten und die Befreiung aller über Massauah eingeführten Waaren von jedem Zoll.

— Eine willkommene Vervollständigung der kurzen Notiz über Angra Pequena im „Globus" Bd. 45, S. 253, giebt der in den „Annalen der Hydrographie" Bd. 12, S. 260 veröffentlichte Reisebericht des Kapitäns Aschenborn von S. M. Kanonenboot „Nautilus", dem eine kartographische Skizze der Bucht und zwei Ansichten derselben mit den Lüderitz'schen Niederlassungen beigegeben sind. Die Vortrefflichkeit des Hafens wird bestätigt. An einem guten Landungsplatze liegen die Baulichkeiten der Lüderitz'schen Niederlassung. In ihrer Nähe befinden sich einige Kraale der Eingeborenen, deren Männer wie Frauen im Dienste der Niederlassung beschäftigt werden. Außer-

Digitized by Google

dem hat Herr Lüderitz auf den Wunsch des „Kapitäns“ Joseph Fredericks, des „Königs“ der Eingeborenen, in der Mission Bethanien eine Verkaufsstelle eingerichtet. Dorthin soll ein Landwirth berufen werden, um die Eingeborenen eine rationelle Bebauung des Bodens zu lehren, zu welchem Zwecke von dem „Könige“ noch sieben Morgen guten Bodens gelehnt sind. Den Verkehr mit dem Binnenlande vermitteln stark gebaute Wagen von 40 Centnern Tragfähigkeit, den mit der Kapstadt ein Schuner von geringem Tiefgange; endlich laufen zwei andere Schiffe der Firma zwischen Europa und der Ansiedelung.

Das Klima ist ein gutes, der Temperaturwechsel ein geringer, Flußmündungen oder Sümpfe sind nicht vorhanden. Die höchste dort beobachtete Wärme betrug 42.5° C., ein kühler Seewind weht fast fortwährend, und das Wasser hat wegen des kühlen nördlichen Küstenstromes sogar nur eine Temperatur von 17.5° C. Eine Menge von kleinen Sträuchern wächst in Folge der häufigen Niederschläge zwischen den Steinen und im Sande der Bergschluchten. Sonst ist das Land absolut kahl. Der Boden besteht aus verwitterten vulkanischen Felsgestein und Sand und so umgiebt ein etwa 20 engl. Meilen breiter Gürtel von Flugsand den Hafen in einer Entfernung von 4 bis 10 englischen Meilen, wodurch natürlich die Verbindung mit dem Innern des Landes sehr erschwert wird. Zudem hat Angra Peuuena kein Wasser und muß sich dasselbe von Kapstadt kommen lassen, so daß die Tonne Wasser auf 33 englische Schilling zu stehen kommt.

Die der Bucht vorgelagerten Inseln waren, wie ihre Namen (Pinguin-Inseln) besagen, früher nur ein Aufenthaltsort von Pinguinen und Robben; jetzt wohnen einige Arbeiter auf denselben, die den leider schon zur Neige gehenden Guano sammeln. Eine Menge verschiedener Seevögel nistet noch dort. Zwei Züge mit dem Schleppnetz in der Bucht reichten aus, die Mannschaft des „Nautilus“ mit Fischen zu versorgen. Von wilden Thieren ist nur der Schakal vorhanden. Antilopen und Springböcke kommen nicht vor, Schlangen und Skorpione nur vereinzelt.

Der Mineralreichthum des Landes soll ein großer sein; mit Erfolg wird nach Kupfer, Silber und Gold gegraben. In die Felsmasse eingetriebene Eisenstücken konnten taschenvoll gesammelt werden.

Dem bei der Faktorei liegenden etwa 150 m hohen Berge hat Herr Lüderitz den Namen Nautilushöhe beigelegt und auf ihm ein weithin sichtbares Kreuz errichtet.

Unterdessen hat Generalkonsul Nachtigal auf der „Möwe“ am 4. Juni Madeira passirt, um die Besitznahme von Angra Peuuena für das Deutsche Reich zu vollziehen, die deutsche Flagge zu hissen und die Geltung der deutschen Gesetzgebung auf dem Territorium zu proklamiren; so heißt es wenigstens.

Nordamerika.

— Ueber die Bedeutung der skandinavischen Auswanderung nach den Vereinigten Staaten finden wir in L. Bastarg's „Sommerfahrten in Norwegen“ (II, S. 183 ff.) folgende interessante Angaben. Die Zahl dieser Einwanderer beträgt zur Zeit über eine Million, wovon ungefähr 90 Proc. in den nordwestlichen Staaten, namentlich Minnesota und Wisconsin leben. Weitaus die Mehrzahl sind Ackerbauer, doch findet man auch viele Handwerker, Bergleute und Seeleute. Wiederholt haben diese beiden Staaten norwegische oder schwedische Staatssekretäre gehabt. Gegenwärtig sind in Minnesota 107, in Wisconsin 123, in Jowa 112 und in Illinois 104 Staatssämter mit Skandinaviern besetzt. Ebenso zahlreich sind sie in den gesetzgebenden Versammlungen dieser Staaten vertreten. In Chicago, wo ungefähr 40 000 Skandinavier leben, findet man sie als Aldermen, County Commissioners, Sheriffs, Friedensrichter u. s. w. Namentlich sind von den Feuerleuten und Polizeibeamten viele Skandinavier. An den Universitäten von Minnesota und Wisconsin lehren mehrere skandinavische Professoren. — In den verschiedenen Theilen des amerikanischen Nordwestens giebt es nicht weniger als 700 skandinavische Kirchen und fünf große Kollegien zur Ausbildung von Geistlichen, daneben eine sehr bedeutende Anzahl von Elementarschulen. In kirchlicher Hinsicht bilden die Skandinavier solche verschiedene Sonden, jede mit einem Präsidenten und Kirchenrath. Das Altste skandinavische Blatt, „Hjaverlandet og Emigranten“, erschien 1851. Die Zahl aller Zeitungen beträgt jetzt über 90, welche in einer Stärke von etwa 80 000 Exemplaren verbreitet werden. In neuerer Zeit gehen auch viele Norweger (doch mehr Dänen) nach der nördlichen der beiden großen Inseln von Neu-Seeland, wo Makarete und Norsewood in dem Grade skandinavisch sind, daß selbst die dortigen deutschen Familien dänisch (norwegisch) reden.

— „L'Exploration“ druckt folgenden Brief des Herrn van Hesse-Wartegg aus Wien, der sich augenblicklich auf einer Reise in Mexika befindet, ab: „Patzcuaro. Staat Michoacan (Mexika), 25. April 1884. Erlauben Sie mir, Ihnen mitzutheilen, daß ich nach einer mehrmonatlichen Reise in Centralamerika und Mexika jetzt einige Wochen im Staate Michoacan, der Wiege der eingeborenen Tarasco-Indianer, zubringe, um eine genaue Karte herzustellen, die Höhen der Umgegend, der Seen Patzcuaro, Chapala und Cuitzco zu bestimmen, die zwar Humboldt und Calderon de la Barca schon besucht haben, die aber trotz alledem noch großentheils unbekannt ist.

Ich habe einen schönen Erfolg bei meinen Ausgrabungen zu Tzintzuntzan, der alten Hauptstadt der Könige von Michoacan, zu verzeichnen, bei denen ich eine große Menge sehr verschiedenartiger und künstlerisch behandelter Töpferwaare, Figuren und Statuetten in Stein und gebrannter Erde, wie auch andere Gegenstände von einigem historischen Werthe gefunden habe. Außerdem habe ich die Traditionen und Sagen der Einwohner gesammelt, die die Inseln dieser Seen bevölkern — Indianer, deren Rasse sich rein erhalten hat und deren Typus durch die Mischung mit den wenigen Mexikanern, die zuweilen zu ihnen stoßen, sehr wenig getrübt ist. In ihren Sitten, ihren Sagen und vielen anderen Einzelheiten macht sich eine große Aehnlichkeit mit solchen der asiatischen (?) Rassen bemerklich, und diese Indianer behaupten, selbst die Nachkommen eines Volkes zu sein, das über ein „großes Wasser“ gesetzt und an der Küste des Stillen Oceans an einem von ihnen ganz deutlich bezeichneten Punkte gelandet sei: nämlich an einem schmalen Halbwege südlich von Manzanillo, wo man Inschriften in Bilderschrift und ein Abbild der Sonne auf den Felsen findet.

Ich habe auch mehrere barometrische Höhenmessungen in der Gebirgsgruppe im Süden des Papacalepetl, der von mir bestiegen ist, gemacht.

Ich nehme mir die Freiheit, diese wenigen Mittheilungen an Sie zu richten, weil meine Sammlungen ohne Zweifel (?) dazu beitragen werden, den Gelehrten weitere Beweise für die asiatische Herkunft der eingeborenen Rassen von Amerika zu liefern.“

Inhalt: Désiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen. VII. (Mit sechs Abbildungen.) — Büttikofer's Bericht über Liberia. III. (Schluß.) — Kürzere Mittheilungen: Meteorologische Beobachtungen im westlichen Stillen Ocean. — Der Handel Japans mit Korea. — Das Ende der Greely'schen Nordpol-Expedition. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 20. Juli 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, II Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Désiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen.

VIII.

Während seines Aufenthaltes in Frontera sammelte Charnay alle Töpfereierzeugnisse und brachte davon eine Anzahl zusammen, obwohl dieselben in Tabasco seltener sind als in anderen Staaten und die in den Wäldern gefundenen meist unachtsamer Weise zerbrochen werden. So besitzt das Museum in Mexiko kein einziges solches Stück. Unter denen, welche der Reisende erhielt, befanden sich verschiedene Figuren, die mehr oder weniger den Idolen aus dem Berglande glichen, sich aber in einigen Punkten denen von Palenque näherten. Zwei der schönsten finden unsere Leser umstehend abgebildet; das Prädikat „schön" ist freilich nur relativ zu verstehen, denn sie bestehen aus grobem Thone und sind etwas ungestaltet, dabei aber sehr merkwürdig.

Nach langem Warten wurde endlich Charnay durch die Abfahrt eines kleinen Dampfers aus der ungesunden und langweiligen Stadt erlöst, gelangte aber auf demselben mit Mühe und Noth nur etwa 190 bis 200 km auf dem Usumacinta aufwärts bis Montechristo und hatte für diese kurze Strecke dem Kapitän, auf dessen Anständigkeit er vertraut hatte, nicht weniger als 500 Francs zu zahlen. Dort theilte er seine Expedition in zwei Hälften; sein Diener Julian sollte mit dem Gepäck, den Geräthen und der Kiste voll Silbergeld zu Boote nach Tenosique weiter stromauf gehen, er selbst und Lucian ritten, die mächtigen Windungen des Usumacinta abschneidend, mit einem Führer quer durch das Land dorthin. Sie erreichten es zeitig am folgenden Tage. Tenosique ist das letzte Dorf in der Ebene; zwei Stunden davon liegen die Vorberge der Cordilleren und die „Boca del rio", die Stelle, wo der feinem Laufe nach unbekannte Fluß in langen Stromschnellen aus dem Gebirge tritt, das die Heimath der Lacandonen ist. Der Ort, aus elenden Hütten bestehend, liegt zum Schutze gegen die periodischen Ueberschwemmungen auf einer Anhöhe; an Hilfsmitteln oder Annehmlichkeiten bietet er nicht das Geringste, rühmt sich aber eines hohen Alters. 1535 gründete Francisco Gil, ein spanischer Abenteurer, der mit einigen Soldaten aus Guatemala kam, um sich Montejo's Expedition zur Eroberung Yucatans anzuschließen, einen Posten, dessen Stelle früher offenbar ein indianisches Dorf einnahm. Noch bis vor 30 Jahren soll es sich diesen ursprünglichen Charakter bewahrt haben; damals hatte es noch seinen Kaziken, die Topiles, dessen Stellvertreter, und auf dem großen Platze den Picote oder Gerichtspfeiler, wie er sich in allen yucatekischen Ruinen findet, und an dessen Stelle jetzt der Stock zum Einspannen der Füße von Uebelthätern getreten ist. Neuerdings hat der Ort eine erhöhte Wichtigkeit dadurch erhalten, daß in Folge der zunehmenden Seltenheit von Mahagonistämmen in den Wäldern Tabascos die Holzfäller in die noch unerforschten Thäler des Staates Chiapas, an den obern Usumacinta und bis nach Guatemala vorgedrungen sind. Tenosique ist der Ausgangspunkt für diesen Verkehr geworden; dort wohnen auch die Agenten der beiden Häuser, welche denselben bis jetzt monopolisirt haben. Der erste beste kann sich übrigens nicht mit dem Mahagoniholzhandel befassen; denn dazu gehört ein ansehnliches Kapital und eine genaue Kenntniß des Landes und seiner Bewohner; viele haben sich schon, verführt durch den

Digitized by Google

kolossalen Gewinn ihrer Vorgänger, dabei ruinirt durch Mangel an Erfahrung. Das Mahagoni an sich kostet nichts, und Bäume, schlank wie die Fichten, riesenhaft und prachtvoll, sind in Menge vorhanden; der Staat erhebt nur eine leichte Steuer von fünf Franken für den Stamm und es kommt nur darauf an, denselben sich zu holen. Aber darin liegt eben die Schwierigkeit. Zunächst handelt es sich darum, neue Plätze zu entdecken, wo der Baum in Menge vorkommt. Dazu hat der Großhändler seine Monteros, thatkräftige, an das Leben in der Wildniß gewöhnte Männer, die einzeln in Begleitung von zwei Indianern und eines mit Lebensmitteln beladenen Maulthieres auszuziehen, bewaffnet mit Revolver und Flinte, weniger für die Vertheidigung, als um Wild damit zu erlegen. So dringen dieselben in den dichten Wald ein, öffnen sich mit dem Waldmesser einen schmalen Weg und bleiben oft zwei bis drei Monate auf der Suche nach dem kostbaren Holze in den unerforschten Einöden, wo sie sich allabendlich ein Schutzdach gegen den strömenden Regen bauen, mit wilden Thieren kämpfen und den ganzen Tag auf feuchtem, fiebererzeugendem Terrain herumirren müssen. Die angetroffenen Bäume werden gezählt, gezeichnet und ihre Zahl bei der Heimkehr dem Auftraggeber mitgetheilt. Ebenso muß der Montero die Schwierigkeiten, welche sich dem Wegschaffen der Stämme entgegenstellen, und die Kosten desselben überschlagen. Wie oft trifft er bei seinen langen Wanderungen

Terracotta-Idole aus Tabasco. (Nach einer Photographie.)

auf einen Schatz von Bäumen, dem er sich nicht nahen kann, weil das Fehlen von Straßen, unebener Boden, allzu üppige Vegetation ihn hindern. Ein Weg läßt sich wohl anlegen, aber es muß auch ein Fluß in der Nähe der Bäume sich befinden, denn falls er weiter als zwei Wegstunden entfernt ist, wird die Ausbeutung zu kostspielig. Ferner gilt es Arbeiter zu beschaffen, welche wenig zahlreich und den großen Unternehmern stets verschuldet und zur Dienstleistung verpflichtet sind. Ohne diese alte Sitte, welche schon vor Alters bei den Maya galt, wäre kein einziger Arm zu erhalten. Ist aber der Indianer einmal verschuldet, so wird er auch zum Sklaven des Gläubigers; bei seiner Charakterschwäche und Trunksucht geräth er immer tiefer in Schulden und muß sein Leben lang Zwangsarbeit verrichten. Stirbt er, so geht die Verpflichtung auf seinen Sohn über. Ohne diese Sitte erhielte Europa kein Mahagoniholz und wir müßten alle in sichtenen Bettstellen schlafen, was freilich auch kein Schaden wäre. Da der Indianer seinen Herrn nicht verlassen darf, ohne seine Schulden zu bezahlen, so übernimmt der Mahagonihändler dieselben, und da jeder Indianer seine 2000, 3000, auch wohl 5000 Francs kostet, und man mitunter 200 bis 300 Leute braucht, so kann man sich einen Begriff von den Summen machen, welche in diesem Handel stecken.

Sind endlich die Arbeiter zusammengebracht, so werden sie von dem Montero an den ausgekundschafteten Platz geführt, wo mitten im Urwalde, 30, 40 oder 60 Stunden von jeder menschlichen Wohnung entfernt, Ranchos errichtet werden. Dann bedarf es unaufhörlicher Nachschübe, um der Ansiedelung die nöthigen Geräthschaften und Lebens-

Digitized by Google

Das Fällen des Mahagonibaumes. (Nach einer Skizze Charnay's.)

Digitized by Google

mittel zuzuführen. Nun werden die Bäume gefällt, entrindet und vierkantig zugehauen; aber sie liegen weit von einander entfernt, der Fluß ist nicht nahe und für jeden Stamm muß ein besonderer Pfad geöffnet werden. Ochsen schleppen das Holz zum Flusse; aber dieselben sind im Staate noch seltener als Menschen, und man muß sie von der andern Seite der Cordilleren, aus den Ebenen von Chiapas 150 Stunden weit herholen. Sie sind dort nicht theuer und kosten das Stück nur 100 Francs, aber der weite und schwierige Weg und der Futtermangel reducirt eine Herde um drei Viertel ihrer ursprünglichen Stärke, und was wirklich seinen Bestimmungsort erreicht, kommt dort in einem jämmerlichen Zustande an und kostet das Haupt nun 400 Francs. Durch Anstrengung und schlechtes Futter — man kann ihnen nur Baumblätter geben — gehen auch dort so manche zu Grunde; oft führen auch die Arbeiter, wenn sie lange kein frisches Fleisch gehabt haben, absichtlich Unglücksfälle herbei, um dann das verwundete oder erschlagene Thier verspeisen zu können. Unaufhörlich müssen neue Ochsen zugeführt werden, und damit steigen auch die Anschaffungskosten des Mahagoni.

Ist der Stamm endlich am Flußufer angelangt, so wird er auf allen Seiten mit einer Marke versehen und den Wellen übergeben, um beim nächsten Hochwasser hinabzuschwimmen; bleibt er irgendwo in einer Bucht oder an einem Felsen hängen, so wird er vielleicht im folgenden Jahre flott. Zur Zeit der Flußschnelle begeben sich dann die Indianer von Tenosique auf leichten Booten zur Boca del rio, wo der Fluß die Stämme zu Hunderten gleichsam ausspeit. Für jeden Stamm, den sie bergen, erhalten sie $2^1/_2$ Francs; da jeder gezeichnet ist, vereinigen sie das Eigenthum jeder Unternehmerd zu Flößen und bringen es so nach dem Dorfe. Man ersieht aus dieser Darstellung, wie viel Geld, Arbeit und Gefahr zur Erlangung des Mahagoni aufgewendet werden muß; die Epidemien unter den Ochsen, das Fieber, welches unter den Arbeitern aufräumt, und die nicht seltene Unredlichkeit der Monteros sind dabei gar nicht in Rechnung gezogen.

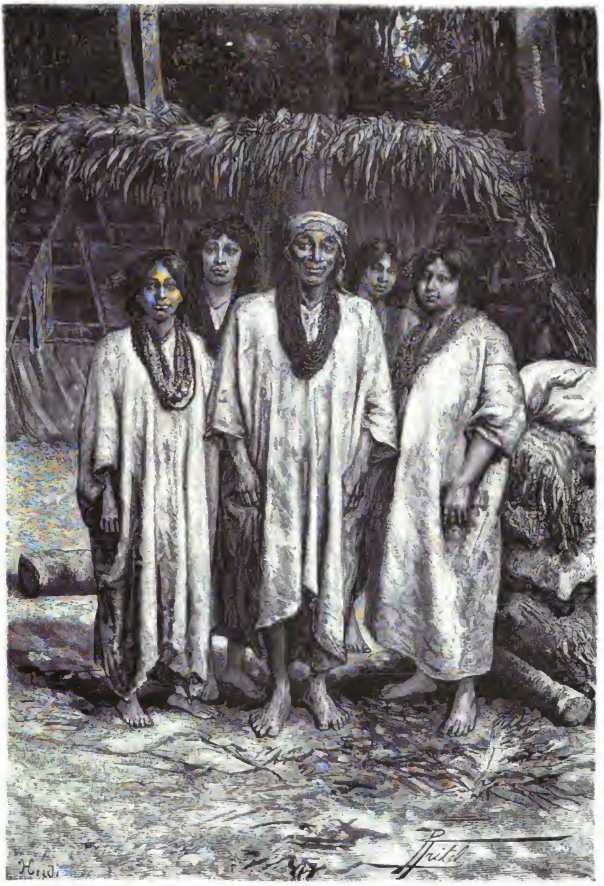
Don Pepe Mora. (Nach einer Skizze Charnay's.)

Inzwischen erhielt Charnay über die Ruinen, welche am obern Usumacinta existiren sollten und die er aufsuchen wollte, so widersprechende Nachrichten, daß er fast an eine großartige Mystifikation dachte. Zuletzt aber fand er einen Gewährsmann, der jetzt politischer Chef in Tenosique ist, Suarez mit Namen, dessen Angaben sehr bestimmt lauteten; derselbe war der erste, der sie überhaupt gesehen. Sie sollten ca. 50 Stunden von Tenosique entfernt jenseits der Sierra und am linken Ufer des Usumacinta liegen; sein Weg führt dorthin, aber die einzuschlagende Richtung ist bekannt. Suarez fand sie zwölf Jahre früher, wo sie von den Lacandonen noch sehr verehrt wurden; sie unterhielten dort Wachen und feierten an bestimmten Tagen religiöse Ceremonien. Sie litten es nicht, daß man die Tempel berührte; aber seitdem ein großes Götzenbild, das sie besonders anbeteten, herabgestürzt ist, haben sie den Ort verlassen.

Auf diese Aussage hin unternahm Charnay die Reise, vor deren Beginn er unendliche Schwierigkeiten bei Beschaffung von Lebensmitteln, Maulthieren, Packsätteln und dergleichen zu überwinden hatte. Am 15. Mai 1882 wurde mit schlechten, nur halb belasteten Thieren die Reise in östlich-südöstlicher Richtung angetreten. Der Weg war abscheulich, aber der Wald, den man durchzog, mit seinen Riesenstämmen und mächtigen Lianen von überwältigender Großartigkeit. Es ist die Straße nach dem See Peten in Guatemala, der man folgte; ihre Stationen sind auf der Karte mit Namen bezeichnet, aber Wohnungen oder Menschen findet man dort nicht. Nur einem einzigen Reisenden begegnete Charnay. Zur Zeit der Conquista jedoch gab es hier volkreiche Städte, wie noch vorhandene Trümmer und die Angaben gleichzeitiger Schriftsteller (Cogolludo und Villa Gutierre Soto Mayor) beweisen. Von ihrer Bevölkerung sind nur dürftige Reste übrig geblieben, die in den Wäldern umherirren.

Nachdem man bereits mehrere Maulthiere verloren, erreichte man am sechsten Tage die Stelle, wo man von dem Wege nach Peten südwärts abbiegen und die aus Kalk bestehende Bergkette überschreiten mußte, welche das rechte Ufer des Usumacinta begleitet. Ueber die Abhänge des

Digitized by Google



Lacandonen. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

Mirador ging es auf sehr schwierigem Wege hinauf zur Subida del Aguila, die zwar nur eine Höhe von 450 m hat, aber durch Steilheit, sowohl als auch scharfe Felskanten tödtig fällt. Jenseits erreichte man bald die Ebene und den Rio Chotal, an dessen Ufer man einen alten Monteco, Don Pepe Mora, traf, der schon seit drei Monaten in Begleitung zweier Indianer ein elendes Leben in der Wildniß führte und schwer vom Mangel an Lebensmitteln und vom Fieber zu leiden hatte. Hier war das Land der Lacandonen erreicht; es zeigten sich Spuren ehemaliger Kulturen, Citronen-, Breiapfel- und Cheirmojabäume, Felder von Rohr zur Herstellung von Pfeilen und Reste von Hütten, welche die Indianer beim Nahen der Mahagonisucher verlassen hatten. Am selben Abend lagerte die Karavane am rechten Ufer des Usumacinta, an der Stelle, welche Paso Nachitlan heißt, und unterhalb derer die gesuchten Ruinen liegen sollten. Charnay hatte von Tenosique aus eine Anzahl Leute dorthin vorausgeschickt, welche ihm einen Pfad durch den Urwald gebahnt hatten; ihre zweite Aufgabe aber, die Herstellung eines Bootes, hatten sie in unverantwortlicher Weise vernachlässigt. Zur Vollendung desselben hätte es noch mindestens einer Woche mehr bedurft, und so lange reichten die mitgenommenen Lebensmittel nicht. Als der Reisende noch überlegte, was zu thun sei, damit er sein nahes und doch so fernes Ziel erreiche, kam in einem Boote ein Mann angetrieben, in ein langes weißliches Gewand gekleidet und sich mittels eines Blattes der Fächerpalme gegen die Sonnenstrahlen schützend. Als er die Fremden erblickte, wollte der Lacandone — denn ein solcher war es — sofort Kehrt machen; aber einer von Charnay's Begleitern, der glücklicherweise Maya sprach, rief ihn an und versprach ihm Wunderdinge, wenn er landen wollte, was er dann auch schließlich that. Es war ein hochgewachsener alter Mann, der seine große weitärmelige Tunika mit Würde trug und dem Reisenden lächelnd die Hand schüttelte; doch warf er im Lager furchtsame Blicke nach rechts und links. Außer seinem Gewande, das aus grobem, aber geschmeidigem Baumwollstoffe gemacht war, trug er ein Stück vom selben Zeuge auf dem Kopfe, vielleicht um seine Kahlköpfigkeit zu verbergen, und am Halse ein riesiges Halsband von zwanzig Windungen, das aus Körnern, Glasperlen, Hundezahnen und einigen durchbohrten Münzen bestand; in der Hand hielt er Bogen und Pfeile. Es war ein Häuptling der Lacandonen, der gegen eine Anzahl Aexte, Säbel, Stoffe, Messer, Salz und Angelhaken hocherfreut einwilligte, Charnay und dessen Leute in seinen zwei Booten nach den Ruinen zu bringen, und sich sofort mit dem des Maya kundigen Begleiter Charnay's auf den Weg machte.

Am folgenden Morgen hatte der Reisende das Glück, ein Wildschwein, einen Hokko und ein halbes Dutzend Aras zu erlegen, wie überhaupt jener Strich Landes reich an Wild ist. Als er darauf wartend am Flußufer saß, erschien plötzlich ein mit drei Weißen besetztes Boot, das er höchlichst überrascht anrief. Es kam herbei und seine Insassen berichteten, daß sie zu der Expedition des Don Alfredo gehörten, der sich in der bewußten Ruinenstadt aufhalte, und daß sie vergeblich den Fluß hinaufgefahren seien, um bei den Lacandonen Lebensmittel, an denen sie Mangel litten, zu holen. Freilich beschlich dem Reisenden ein bitteres Gefühl, daß ihm nach solchen Opfern an Zeit und Geld und so vielen Anstrengungen ein Anderer in der Entdeckung der Ruinenstadt zuvorgekommen sei; aber er mußte gute Miene zum bösen Spiele machen, zumal er erfahren hatte, daß Don Alfredo im Besitze eines großen Bootes sei, wie er es brauchte, um alle seine Geräthe und sein Material zum Abklatschen von Denkmälern fortschaffen zu können. Er theilte den Fremden also von seinem Vorrath und sonstigen Lebensmitteln mit, ließ sie von dreien seiner Leute begleiten und richtete unter Uebersendung seiner Visitenkarte an Don Alfredo die dringende Bitte, ihm sein großes Boot senden zu wollen. Das that derselbe denn auch am folgenden Morgen, und nach dreistündiger Fahrt konnte Charnay die Bekanntschaft des Fremden machen; es war Mr. Alfred Maudslay aus London, der auf seinen Reisen durch Guatemala (vergl. Proceedings of the R. George. Soc. 1883 April) bis zu dieser

Idol aus einem lacandonischen Tempel.
(Nach einer Photographie.)

auf mexikanischem Boden gelegenen Ruinenstätte vorgedrungen war. Großmüthig bot der Engländer dem Franzosen an, die Ruinenstätte nach seinem Belieben zu untersuchen, zu taufen, zu photographiren und abzuklatschen; er selber sei nur einfacher Tourist und habe nicht die Absicht, etwas darüber zu schreiben oder sonstwie zu veröffentlichen. Das lehnte der Franzose ab; sonst aber lebten, arbeiteten und verließen sie den Ort zusammen, jeder in der Ueberzeugung, daß der andere ihm mehr genutzt habe als er jenem. Die erste Entdeckung desselben konnte sich überdies keiner von beiden zuschreiben; denn, wie erwähnt, hat Suarez die Ruinen entdeckt, der Feldmesser Palay de Palisfada dort eine Konzession abgesteckt und auch Holzfäller haben bereits dort gearbeitet, wie ein zurückgelassener, zugehauener Baum-

Digitized by Google

stamm bewies. Charnay taufte sie nach dem Namen eines Americaners, der einen Theil seiner Reisekosten bestritten hatte, „Bille Lexillard“.

Ueber ihre Ausdehnung und die Anzahl ihrer Gebäude kam Charnay nicht ins Reine, da die dichte Vegetation, welche die Ruinen bedeckte, und seine wegen der Entfernung von jedem bewohnten Orte geringen Hilfsmittel eine genaue Untersuchung unmöglich machten. Nach Analogie der früher besuchten Ruinenstädte muß sie indessen 15 bis 20 Tempel und Paläste für den Kaziken und die Oberhäuptlinge besessen haben, während das gemeine Volk und die Sklaven ringsum in längst verschwundenen leicht gebauten Hütten wohnten. Die Trümmer liegen auf dem linken Ufer des Usumacinta, die untersten auf Terrassen, die sich etwa 20 m über den Fluß erheben, und ziehen sich dann an den Abhängen natürlicher Hügel hinauf, welche durch Steinaufmauerungen gestützt, mit Treppen versehen und zu Esplanaden umgeformt worden sind. Das ist genau so wie in Palenque, nur sind die Bauwerke nicht so zahlreich, ansehnlich und mit Skulpturen geschmückt; das verwendete Material, das Innere und die Ausschmückung, Inschriften und Basreliefs gleichen ebenfalls denen in Palenque.

Das erste Bauwerk, welches Charnay untersuchte, ist ein Tempel, welcher 150 m vom Flußufer auf einer ca. 40 m hohen Pyramide steht. Für einen Tempel hält es der Reisende, weil es ein großes steinernes Idol und Nischen enthält, in welchen sich wahrscheinlich einst kleinere Götzenbilder befanden, da deren Wände von dem Rauche von Opfern geschwärzt sind. Das Idol, dessen Kopf abgebrochen war, lag mitten zwischen den Trümmern; das Gesicht ist vollständig verstümmelt, weshalb Charnay vermuthet, daß die Stadt durch Feinde zerstört wurde; denn das erste, was der Sieger that, war stets, die Götter der Besiegten zu vernichten, und in den mexikanischen Handschriften wird die Niederlage eines Stammes immer durch ein kleines Gebäude mit vorspringendem Gesimse, also einen Tempel, dargestellt, in welchen ein Krieger mit einer brennenden Fackel in der Hand eindringt. Das Idol ist einzig in seiner Art und sehr schön; weder in Tabasco noch Yucatan hat Charnay seinesgleichen gefunden. Es stellt einen Mann dar, der mit gekreuzten Beinen nach orientalischer Weise dasitzt und beide Hände auf die Knie legt. Die Haltung ist würdig, voll Ruhe und Heiterkeit, wie bei einem Buddhabilde. Auf dem Haupte trägt er einen gewaltigen Kopfputz in Gestalt eines phantastischen Kopfes mit Diadem und Medaillons, das Ganze von einem Walde großer Federn eingerahmt, wie sie im gleichen Stile und gleicher Ausführung die Säulen von Tula und Chichen-Itza zeigen. Wunderbar proportionirt ist die Büste; Schultern und Brust bedeckt eine Art Bischofsmäntelchen, das zwischen reichem Perlenbesatz drei Medaillons, ähnlich den römischen Militärdekorationen, zeigt, zwei auf den Schultern und eines vorn auf der Brust. Aehnlicher Schmuck, nur weniger erhaben gearbeitet, bedeckt den Unterleib und endet in ein Medaillon, das größer als die anderen drei ist und an welches sich unten ein franzenbesetztes maxtli anschließt. An den Unterarmen trägt die Statue breite Armbänder.

Weiteres über die Greely-Expedition.

In der „Mail“ vom 21. Juli kommentirt ein englischer Fachmann, leider ohne seinen Namen zu nennen, die bisher aus Philadelphia eingelaufenen Telegramme über die Greely-Expedition; das Interessanteste aus seinen Ausführungen geben wir im Nachfolgenden wieder. Es ist noch nicht an der Zeit — sagt er — irgend jemanden wegen des bekannten traurigen Ausgangs der Expedition eines Versehens anzuklagen; soweit die Nachrichten bis jetzt reichen, scheint Lieutenant Greely den Umständen nach am besten gehandelt zu haben, als er seinen Rückzug von der Station Fort Conger nach Süden antrat. Gewiß war er überzeugt, daß sein Vaterland alle Anstrengungen machen würde, seine braven Pioniere zu retten, aber niemand wußte auch besser als er, welche fast unüberwindlichen Schwierigkeiten sich jedem Schiffe bei einem Versuche, so weit nach Norden vorzudringen, in den Weg stellen mußten. Kein Wunder also, daß das Häuflein Männer sich im August 1883 entschloß, lieber nach Süden vorzudringen, als in dem ungastlichsten Gebiete der Erde noch einen dritten Winter auszuharren. Es mag daran erinnert werden, daß im vorigen Herbste die schwedische Expedition unter Baron Nordenskiöld, welche nordwärts bis Kap York (ca. 76° nördl. Br., an der Nordküste der Baffins-Bai) kam, von Eskimos hörte, daß die Greely'sche Expedition ihre Station verlassen habe und auf einer südlicher gelegenen Insel lagere. An diesem Gerüchte war, wie man jetzt sieht, etwas Wahres; leider aber gelang es der unglücklichen Abtheilung nicht, weiter nach Süden zu gelangen als bis Kap Sabine auf Ellesmere-Land am Eingange des Smith-Sund, etwa 150 englische Meilen von ihrer Station am Lady Franklin-Sunde (oder speciell an der Discovery-Bai) und 300 bis 400 Meilen von Upernivik, dem nächsten dänischen Posten. Jetzt ist es freilich leicht zu sagen, daß es viel besser für sie gewesen wäre, in ihren verhältnißmäßig bequemen Quartieren in Fort Conger zu bleiben, wo vielleicht alle Mitglieder am Leben erhalten und in diesem Sommer von den Schiffen „Bear“ und „Thetis“ gerettet worden wären. Ist aber ein Irrthum begangen worden, so hat man schwer dafür gebüßt: als die Expedition im letzten August die Discovery-Bai verließ, fehlte kein Mann; aber die wenigen Monate auf den nackten Klippen von Kap Sabine haben 19 Männern das Leben gekostet.

Die Greely'sche Expedition wurde bekanntlich von der Regierung der Vereinigten Staaten als ein Glied jener Kette internationaler Stationen ausgesendet, deren Hauptaufgabe es war, nach einem vorher bestimmten Plane regelmäßige Beobachtungen über die meteorologischen und anderen physikalischen Verhältnisse im Polargebiete anzustellen. Da der Beobachtungspunkt der Greely-Expedition viel nördlicher lag als irgend ein anderer, so brach sie ein Jahr früher als diese auf, um ihren Posten bestimmt zur rechten Zeit zu erreichen und ihre Beobachtungen nicht später als im August 1882 beginnen zu können. Sie war sowohl mit wissenschaftlichen Instrumenten als auch mit allem, was für ein behagliches Leben unter ungewöhnlich schwierigen Verhältnissen erforderlich war, auf das beste ausgerüstet. Der mitgeführte Proviant konnte leicht so eingetheilt werden, daß er bis zum heurigen Sommer reichte, und man weiß

Digitized by Google

aus Briefen, welche Lieutenant Greely kurz nach seiner Ankunft auf der Station geschrieben hat, daß die Gegend um Lady Franklin-Bai (81° 44′ nördl. Br.) an Moschusochsen sehr reich ist. Ueberdies waren zwischen der Station und der Baffins-Bai Depots von Lebensmitteln und Booten in kurzen Zwischenräumen angelegt worden. Auch wußte Greely, daß man in den Sommern 1882 und 1883 Anstrengungen machen würde ihn zu erreichen, und er selbst hatte die Passage durch den schwierigen Sund zwischen Kap York und Lady Franklin-Bai nach Norden (also durch den Smith-Sund, das Kane-Bassin und den Kennedy-Kanal) mit einer noch nicht dagewesenen Schnelligkeit ausgeführt. Kein Wunder darum, daß er und seine Leute unruhig wurden, als zwei Jahre hinter einander kein Zeichen von Hilfeleistung erschien. Bis zur dritten Juliwoche dieses Jahres hatte man seit dem 15. August 1881 auch nichts von Greely gehört; jenes Datum trug ein langer Brief von ihm, worin er sich höchst hoffnungsvoll und freudig aussprach. Die beiden Versuche im Sommer 1882 und 1883, die Station zu entsetzen, mißglückten bekanntlich. Mehr Erfolg hatte ein dritter, welcher 1884 von den beiden Dampfern der Vereinigten Staaten, „Bear“ und „Thetis“, unternommen wurde, denen zur Unterstützung und als Zufluchtsort das von England zur Verfügung gestellte Polarschiff „Alert“ folgte. Das Vorgehen dieser Hilfs-Expedition ist allen Lobes werth; nur die äußerste Entschlossenheit und Geschicklichkeit befähigte sie, mit ihren Schiffen die furchtbaren Eishindernisse und Stürme der Melville-Bai und des Smith-Sund zu überwinden. Und um Haaresbreite wären sie zu spät gekommen; trafen sie doch den Lieutenant Greely an, wie er seinen nunherliegenden Gefährten die Sterbegebete vorlas! Es giebt kaum einen traurigern und ödern Fleck auf Erden, als Kap Sabine, wo die unglückliche Expedition im vergangenen Herbste strandete. „Der rothe Syenit-Felsen, welcher Kap Sabine bildet“ — schreibt Sir George Nares, der Leiter der englischen Expedition von 1875,76 — „und die Inseln in der Nähe des Payer-Hafens sind im äußersten Grade unfruchtbar und öde. Während der drei Tage, welche wir dort aufgehalten wurden, bekamen wir sehr wenig animalisches Leben zu Gesicht, obgleich Streifpartien von den Schiffen aus die ganze unmittelbare Nachbarschaft erforschten.“ In das Ende des Kaps oder der Halbinsel ist eine Bucht eingeschnitten, vor welcher verschiedene Inseln, Brevoort, Payer, Stallknecht u. s. w. liegen. Dort hinterließ 1875 Sir George Nares 250 Rationen, welche Greely nicht gefunden zu haben scheint. Ebenso hat er von den 50 000 Pfund Proviant, welche die früher zu seiner Rettung ausgesandten Expeditionen für ihn vergraben haben, nur 250 Pfund aufgefunden. Das war ein großes Unglück, da Greely bei seinem Rückzuge von Lady Franklin-Bai fast alles, selbst die Boote, einbüßte und zurücklassen mußte; denn wie einst die Männer von der „Polaris“, so wurde auch seine Abtheilung eine Zeitlang auf einer Eisscholle nach Süden getrieben.

Wir fügen hier den telegraphischen Bericht über die Auffindung der letzten Ueberlebenden ein. Als „Thetis“ und „Bear“ an der Brevoort-Insel anlangten, wurden Streifpartien ausgeschickt, nun nach Cairns (Steinhaufen) und darin enthaltenen Berichten zu suchen. Ein solcher wurde auf dem Gipfel der Brevoort-Insel gefunden; er datirte vom Oktober 1883 und gab an, daß die Greely'sche Expedition ein ständiges Lager bei Kap Sabine bezogen habe; sie befand sich damals wohl, hatte aber nur noch für 40 Tage Lebensmittel und litt empfindlich Noth. Sofort wurden alle Streifpartien zurückgerufen und Obermaschinist Lowe erhielt den Befehl, mit der Dampflaunch des „Bear“ voranzufahren, während die Schiffe nachfolgen. Die Launch erreichte das Lager der unglücklichen Expedition zuerst und setzte mit der Meldung zurück, daß sich nur noch sieben davon am Leben befänden und daß Lieutenant Greely und zwei andere Männer im Sterben lägen.

Kapitän Schley, Dr. Emory und Fähnrich Reynolds waren bald wiederum unterwegs nach dem Lager, reichlich versehen mit Stärkungs- und Nahrungsmitteln, Kleidern und dergleichen. Unterwegs wurde Milchpunsch zubereitet. Der herrschende Wind steigerte sich zum Sturme und nur durch das sorgfältigste Manövriren der Launch war es möglich, das Lager zu erreichen. Die Wellen schlugen über Bord und durchnäßten jedermann daselbst. Als die Hilfsbringenden das Lager erreichten, mußten sie das Zeltdach durchschneiden, um zu den Unglücklichen zu gelangen. Lieutenant Greely hatte gerade noch Kraft genug sich auf Händen und Knien aufzurichten. Er trug Pelzkleidung und eine rothe gestrickte Kappe, welche seine Hagerkeit nur um so schärfer hervortreten ließ. Aller Augen füllten sich mit Thränen beim Anblicke seiner langen Kopf- und Barthaare, seines verfallenen Gesichtes, seiner tief eingesunkenen Augen, welche mit verstärktem Glanze durch die Brillengläser hindurchsahen, und als er seine schwache Stimme hören ließ, die er zwar zu bemeistern suchte, die aber seine überwältigenden Gefühle klar erkennen ließ.

Zu jeder Seite lag ihm ein Gefährte, beide im Sterben — Korporal Ellison, mit abgefrorenen Füßen und nicht im Stande sein Haupt zu erheben, und der Soldat Maurice Connell in einem Schlafsacke, dem Hungertode nahe. Die vier anderen, Sergeant Brainard, die Soldaten Long und Fredericks und der Lazarethgehilfe Beberdeck waren gerade noch im Stande aus dem Zelte hinauszuwanken. Zunächst stärkte man sie mit etwas Milchpunsch und Ammoniak, dann folgten Brühe und warme Milch. Alle waren für den Augenblick durch das Bewußtsein, gerettet zu sein, erregt; ihr Bitten um Essen war herzzerreißend, doch mußte ihnen feste Nahrung noch verweigert werden. Sorgsam führte man sie nach der „Thetis“ über und pflegte sie zärtlich. Einige Tage nach der Rettung war ihr Zustand noch ein bedenklicher, da auf die erste Freude tiefe Niedergeschlagenheit folgte. Der Gesundheitszustand war bei allen schwach, Sprache und Bewegung leise und langsam. Ellison verlor vor seinem Tode den Verstand.

Nun zurück zu den Ausführungen in der „Mail“. In Betreff der Einzelheiten der Arbeit, welche die unglückliche Expedition während ihres fast dreijährigen Aufenthaltes in so hohen Breiten geleistet hat, muß man die Veröffentlichung der Berichte abwarten. Zum Glücke sind Abschriften aller Beobachtungen und die Instrumente gerettet worden, so daß der Gewinn für die Wissenschaft vielleicht ein ungewöhnlich hoher ist. Leider sind die Photographien verloren gegangen. Während die Hauptaufgabe der Expedition in dem Anstellen von regelmäßigen physikalischen Beobachtungen bestand, hat sie doch daneben ihre exceptionelle Position benutzt, um unsere Kenntniß der arktischen Geographie zu vermehren.

Man erinnert sich des mühseligen Marsches des Kommandeurs Markham und seiner Leute von der Nares'schen Polarexpedition über das sogenannte „paläokrystische Eis“, um wenigstens einen Versuch zu machen, den Nordpol zu erreichen (vergleiche die treffliche Auseinandersetzung: „Die englische Nordpolexpedition, der Smiths-Sund und die Nordpolarfrage“ in Bd. 31 dieser Zeitschrift, speciell S. 154). Nachdem sie ca. 60 englische Meilen zurückgelegt hatten, mußten sie unverrichteter Sache umkehren und froh sein,

Digitized by Google

mit dem Leben davon zu kommen. Sie hatten indessen die Genugthuung, bis zur höchsten je erreichten Breite vorgedrungen zu sein, nämlich bis 83° 20′ 26″ oder ca. 40 englische Meilen nördlicher als Parry 1827 im Meere von Spitzbergen. Es war nicht zu erwarten, daß eine Expedition der Vereinigten Staaten zwei bis drei Jahre fast an derselben Stelle, wie die englische unter Nares, verweilen würde ohne zu versuchen, ihre Flagge weiter nach Norden zu tragen als jene. Und so ist denn auch Lieutenant Lockwood um 4 bis 5 englische Meilen (83° 24′) nördlicher gewesen als Markham, und um 19 Längengrade östlicher als die Engländer.

Lieutenant Lockwood, der sich leider unter den Todten befindet, scheint eines der thätigsten und unternehmendsten Mitglieder der Expedition gewesen zu sein. Im Jahre 1883 drangen er und Sergeant Brainerd in die Lady Franklin-Bai und deren Fortsetzung, den Archer Fjord, ein; 90 englische Meilen von der Beatrix-Bai (am Ende des Archer Fjord) stießen sie auf den Anfang eines von dem Westmeere her einbringenden Fjords, welcher vorläufig Greely Fjord getauft wurde. Von dem Mittelpunkte desselben in 80½° nördl. Br. und 78½° westl. L. Gr. sah Lockwood, daß in 20 Meilen Entfernung gegen Westen die nördliche Küste des Fjord ihr Ende erreichte, während die südliche Küste 50 Meilen weit sich ausdehnte. In 70 Meilen Entfernung zeigte sich Kap Lockwood, das anscheinend einer andern Insel als Grinnell-Land angehörte. Dieses neue Land erhielt den Namen Arthur-Land. (Wir übergehen weitere geographische Details, die nach den bisher vorliegenden Berichten unverständlich bleiben, vollends ohne Karte.)

Selbst noch im März dieses Jahres, als schon der Tod seine Ernte unter den Mitgliedern der Expedition am Kap Sabine zu halten begann, wurden noch Entdeckungen gemacht. Damals erblickte Sergeant Long, als er jagte, vom Berge Carey (nordwestlich von Kap Sabine) gegen Hayes-Sund in nordwestlicher Richtung und sah auf dessen Nordküste drei Kaps jenseit des letzten, welches Sir George Nares im Jahre 1876 gesichtet hatte. Der Sund selbst ist 20 englische Meilen länger als ihn die Nares'sche Karte darstellt. Auf seiner schon früher erwähnten) Reise nach Norden gelang es Lieutenant Lockwood, 7 Grade weiter östlich vorzudringen als der englische Lieutenant Beaumont im Jahre 1875. Von einem 2000 Fuß hohen Berge sah er sein Land im Norden oder Nordwesten von Grönland; aber gegen Nordosten, unter 83° 35′ nördl. Br. und 38° 82′ westl. L. Gr. sah er ein Vorgebirge, dem er den Namen Robert Lincoln gab. Dies ist interessant, weil daraus zu folgen scheint, daß im Norden der amerikanischen Küste das Meer verhältnißmäßig inselleer ist, während gegen Nordosten der Archipel längs der grönländischen Nordküste wahrscheinlich sich weithin erstreckt, vielleicht sogar bis zu den Inseln im Nordwesten von Franz-Josef-Land.

Lieutenant Greely selbst machte im Sommer 1882 einen Ausflug in das Innere von Grinnell-Land, auf dessen Ostküste seine Station gelegen war; hierbei entdeckte er einen See, 60 englische Meilen lang und 10 breit, den er nach General Hazen, dem Chef des Signal Service der Vereinigten Staaten, benannte. Aus allem bisher geht hervor, daß, abgesehen von der strikt naturwissenschaftlichen Arbeit der Greely-Expedition, die geographischen Forschungen derselben sehr umfangreich gewesen sind, viel umfangreicher als die der englischen Expedition unter Nares. Dieselben erstrecken sich östlich und westlich von Fort Conger über etwa 40 Längengrade und nordwärts über 3 Breitengrade und ermöglichen es, die Nordküste von Grönland auf den Karten genauer darzustellen und besonders nach Osten und Nordosten hin zu verlängern. Ebenso erhält Grinnell-Land eine andere Gestalt auf der Karte und neu hinzugekommen ist Arthur-Land.

Das „paläokrystische Eis", jene neue Entdeckung resp. Theorie von Nares (vergl. über dieselbe „Globus", Bd. 31, S. 173 f.), hat sich als eine Fabel herausgestellt; es giebt im Norden von Grönland und Grant-Land kein „Meer ewigen Eises"; es ist jetzt klar, daß das Eis irgend eines Theiles des Arktischen Meeres seine zwei Jahre hintereinander dasselbe ist. Es muß nothwendigerweise beständig in Bewegung sein, an manchen Stellen angehäuft zu „paläokrystischen" Massen, während an anderen das Meer verhältnißmäßig offen ist.

Eine Frage scheint endgültig gelöst zu sein. Es ergiebt sich aus dem, was wir über die Greely'sche und die zu ihrer Hilfe ausgesandten Expeditionen wissen, sowie aus den Erfahrungen früherer Unternehmungen, daß der Smith-Sund weder für Schiffe noch auch für Schlitten einen Weg zum Nordpole darbietet. Was Lieutenant Lockwood gegen Nordosten erblickte, scheint darzuthun, daß der Weg über Franz-Josef-Land aussichtsreicher als je ist, und daß, wenn wiederum ein Versuch, den Pol zu erreichen, gemacht werden sollte, der Ausgangspunkt wahrscheinlich zwischen diesem Archipel und den Neusibirischen Inseln gewählt werden wird.

Die amerikanische Presse hat unter dem frischen Eindrucke der Trauernachrichten von Kap Sabine allgemein die Hoffnung ausgesprochen, daß keine weiteren Nordpolexpeditionen mehr unternommen werden sollten; doch zeigt die Erfahrung, daß solche Eindrücke nicht von langer Dauer sind und daß Polarexpeditionen in Amerika ebenso wenig ein Ende nehmen werden, weil die Greely'sche Expedition von solchem Mißgeschicke betroffen wurde, als sie es in England nach dem Verluste der beiden Schiffe „Erebus" und „Terror" gethan haben. Doch hat Amerika inzwischen genug gethan, daß es vorläufig Europa die Aufgabe, die Entdeckung im arktischen Gebiete weiterzuführen, überlassen darf. Ob 19 Menschenleben ein zu hoher Preis für einen weitern Sieg über die Unwissenheit ist, das ist eine Frage, auf welche mehr als eine Antwort gegeben werden kann; sie muß verschieden ausfallen je nach dem, was einer des Lebens für werth hält. Aber eins ist gewiß, daß Lieutenant Greely und seine Leute, ob todt oder lebend, sich für jetzt und immer die Bewunderung aller edelgesinnten Leute erworben haben.

Digitized by Google

Die Reise des Dr. Néis im Lande der Laos.

Wir entnehmen dem „Journal des Débats“ folgende Mittheilungen über die letzte Reise des Doktor Paul Néis zu den Laos. Er trat dieselbe am 11. December 1882 von Saigon an, verließ Phnom Penh am 19. December, fuhr auf dem Mekhong über Kratieh, Stung-Treng, Bassac, Lakhon und Pôn-Pissay bis Vien-Schan, der alten Hauptstadt eines Laosreiches, und gelangte endlich nach Luang Prabang. Auf dieser Reise, wo er überall den Spuren Mouhot's, Harmand's und namentlich der großen unter Leitung von Doudart de la Grée und Francis Garnier unternommenen Expedition folgte, konnte er nur wenig Neues beobachten.

Unter dem 18. Breitengrade aber verändert der Fluß seine Richtung und beschreibt erst gegen Westen, dann gegen Norden, beinahe im rechten Winkel, zwei scharfe Ecken, an deren nördlichsten Luang Prabang liegt; er bespült dort den südlichen und westlichen Fuß einer ausgedehnten Hochebene, welche sich im Osten bis nach Annam, im Norden bis nach Tongking und China erstreckt. Dieses Gebiet ist etwa so groß wie das halbe Frankreich und noch niemals von dem Fuße eines Europäers betreten worden; hier sollte Néis seiner Instruktion gemäß ein Feld für seine Forschungen suchen.

Zahlreiche Wasserläufe durchfurchen diese Hochebene, sie wenden sich theils zum Mekhong, theils bewässern sie die nördlichen Provinzen von Annam. Im Norden fließt ein großer Fluß von Nordwest nach Südost, der von den Laos Nam-The genannt wird und dessen mittlerer Lauf nicht bekannt ist; er scheint mit dem Song-Maa der Annamiten, welcher die Provinz Thanh-Hoa durchläuft und sich in den Golf von Tongking ergießt, identisch zu sein. Bisher war dies Land bewohnt von einer Laos-Bevölkerung Namens Phuông, welche theils an Annam (Fürstenthum Tian-Ninh), theils an Luang Prabang und an Siam Tribut bezahlte. Die Leute waren ruhig und arbeitsam, lebten von Ackerbau und Viehzucht und züchteten namentlich eine geschätzte Pferderasse. Durch ihr Gebiet hin unterhielt man von Luang-Prabang aus Handelsverkehr mit Annam und Tongking. Doch dieses Land, welches sich früher eines großen Wohlstandes erfreute, ist seit zehn Jahren ein Opfer der Hos-Kamoi (Diebe, Räuber) genannten Stämme geworden, welche immer mehr Dörfer in Ruinen verwandeln, immer mehr Aecker verwüsten, immer mehr Menschen niedermetzeln oder dieselben zwingen, sich in die unzugänglichen Berggegenden zu flüchten.

Die Hos sind Banden, welche auf Plünderung ausziehen, Reste der großen Taiping-Armee und Brüder der Schwarz- und Gelbflaggen in Tongking. Sie ergänzen sich aus den Abenteurern aller Nationen, welche durch den Reiz der Beute herbeigezogen werden, besonders jedoch aus Chinesen, welche aus dem Heere der beiden Provinzen Kuang oder Yünnans desertiren, oder welche das Elend aus ihrem Lande vertrieben hat. Vor einem Jahrzehnt haben sie sich zuerst im Thale des Nam-The niedergelassen und Einfälle in das Gebiet der Phuông gemacht. Jedes Jahr haben sie ihre Raubzüge weiter nach Süden ausgedehnt und sind jedesmal in größerer Zahl wiedergekehrt, bis sie zuletzt ein blühendes Land zu Grunde gerichtet haben und jetzt die Ufer des Mekhong und das annamitische Reich bedrohen.

Man darf jedoch diese Hos-Kamoi nicht mit einer andern chinesischen Bevölkerung verwechseln, die nordwestlich von Luang Prabang wohnt und sich auch den Namen Hos beilegt. Diese sind zum Theil Musselmänner, Ueberbleibsel der Panthais aus der großen Insurrektion in Yünnan, welche dem Untergang ihres Reiches Tali-Fu entgangen und nach dem obern Laos ausgewandert sind; sie sind friedlich und fleißig und beschäftigen sich mit Ackerbau und Handel.

Dr. P. Néis entschloß sich, als er die erste große Wendung des Mekhong erreicht hatte, wo ein bedeutender, Nam-San genannter Fluß von Norden einmündet, dem Laufe des Hauptstromes nicht weiter zu folgen und längs des Nebenflusses in das Gebiet der Phuông einzudringen. Nach wenigen Tagen gelangte er nach Nuong-Khan, der Hauptstadt der Gegend, wo er zwei französische Missionare traf, die von Annam gekommen waren. Er ließ sich in dieser Stadt nieder, wo er seine geographischen, anthropologischen und kommerziellen Forschungen fortsetzte und von allen Seiten Nachrichten über die verschiedenen ihm gestellten Aufgaben einzog. Bald jedoch wurden seine Arbeiten durch die Nachricht von einem Einfall der Hos unterbrochen. Er dachte einen Augenblick daran, die Vertheidigung der Stadt zu organisiren, aber die Kleinmüthigkeit, die Unthätigkeit und Feigheit der Einwohner machte dies unmöglich, und er sah sich genöthigt, sie ihrem Schicksale zu überlassen. Da kein Widerstand möglich war, mußte er eilig nach dem Mekhong flüchten, wobei er gezwungen war, beinahe sein ganzes Gepäck zurücklassen; die beiden Missionare retteten sich nach Annam. Bald nachher wurde die Stadt von den Hos genommen und zerstört, alle Einwohner, die sich nicht in das Gebirge hatten retten können, wurden niedergemetzelt; Néis hatte gewissermaßen die letzte Hauptstadt der Phuông fallen sehen.

Er folgte nun wieder dem Mekhong stromauf und gelangte am 8. Juni 1883 krank und von Anstrengungen erschöpft nach Luang Prabang, wo er von dem alten König mit der größten Freundlichkeit empfangen wurde; derselbe sorgte aufs beste für ihn und ließ ihm ein Haus bauen, in dem er sich erholen und seine Arbeiten fortsetzen konnte. Néis that dies sieben Monate lang, wurde zwar während dieser Zeit mehrere Male von heftigem Gallenfieber ergriffen, nahm aber nach jedem Anfall seine Studien mit neuem Eifer wieder auf. Auf seine Untersuchungen im Gebiete der Phuông folgte die Erforschung des Nam-Kan und des Nam-Ou, zweier Nebenflüsse des Mekhong, deren Lauf er etwa 100 km weit erforschte; ersterer kommt von Osten, letzterer von Norden. Gerne hätte er auch den Nam-The erforscht, dessen Thal ganz von Hos bewohnt wird, doch würde er dort einem sichern Tode entgegengegangen sein, und der König von Luang sowie die siamesischen Beamten wollten ihn nicht dorthin ziehen lassen. Nach seinen persönlichen Beobachtungen und den ihm gemachten Mittheilungen war er im Stande, eine Karte vom Gebiete der Phuông zu entwerfen.

Endlich im Januar 1884 entschloß sich der Reisende, den Rückweg nach Saigon anzutreten, da alle seine Hilfsmittel erschöpft waren. Er konnte seinen Weg nicht, wie er geplant hatte, durch Tongking nehmen, da die Hos ihm

Digitized by Google

den Weg versperrten und der Krieg zwischen Frankreich und China ihm dort Hindernisse in den Weg gelegt haben würde. Er entschloß sich daher, durch Siam zurückzukehren, nicht jedoch ohne einen Abstecher nach Xieng-Mai, der Grenzstadt gegen Birma und dem bedeutendsten Centrum des westlichen Laos, wo der englische Einfluß vorherrscht, gemacht zu haben. Hier wurde er schlecht empfangen, konnte nicht einmal ein Boot bekommen und mußte zu Fuß Lathon erreichen, wo er sich auf einem Nebenfluß des Nam-Ping, des westlichen Armes des Me-nam einschiffte. Am 28. April kam er in Lumpen, barfuß, aber gesund, ohne Geld, aber mit allen seinen gesammelten Notizen, seinen naturwissenschaftlichen Sammlungen und Proben von allen Tauschgegenständen der Laos in Bangkok an.

Dr. Reis hat auf dieser Reise alle die Eigenschaften eines Reisenden gezeigt, welche man bei ihm vorausgesetzt hatte und wodurch die Aufmerksamkeit des Gouverneurs von Kochinchina und des Ministers des öffentlichen Unterrichts auf ihn gelenkt worden war: Ausdauer, Geduld, Entschlossenheit und Geschicklichkeit im Umgange mit den Eingeborenen. Mit den Häuptlingen der verschiedenen Stämme, die er besucht hat, war er im Stande, freundliche Beziehungen anzuknüpfen, welche der französischen Kolonie in Kochinchina zu Gute kommen werden, da er eine Menge Informationen mitbringt, die den Kaufleuten nützlich sein werden. Wenn er auch durch den Räuberstamm der Hos verhindert worden ist, die Hochebene der Phûông geographisch nach allen Richtungen hin zu untersuchen, was im Interesse der Orographie und der Hydrographie so wichtig gewesen wäre, so hat er doch eine Menge Nachrichten gesammelt, die unsere Kenntniß von Hinterindien nach verschiedenen Seiten hin erweitern werden.

Kürzere Mittheilungen.

Euting's Reise in Central-Arabien.

Ueber die Reise des Straßburger Professors Euting (vergl. S. 240 des vorigen Bandes des „Globus“) hat die „Kölnische Zeitung“ nähere Mittheilungen erhalten. In einem Briefe aus El Webich am Rothen Meere wird ihr unter anderm geschrieben: „Prof. Euting hatte vor genau einem Jahre Europa verlassen, um auf einer für etwa zwei Jahre geplanten Reise die Stammsitze der Beduinen, insbesondere den bisher von noch nicht einem halben Dutzend Europäern betretenen Dschebel Schammar nach altorientalischen Inschriften zu durchforschen. Schon die Anfänge seiner Reise waren äußerst erfolgreich. So entdeckte er unter anderm in Palmyra einen bisher verborgen gebliebenen jüdischen Tempel mit einer paläographisch merkwürdigen hebräischen Inschrift, und außerdem gelang es ihm, von der berühmten, aber bisher nur ungenau publicirten palmyrenischen Bilinguis sie enthält einen sprachlich wie kulturhistorisch gleich merkwürdigen Zolltarif) eine tadellose Abschrift zu fertigen. Die gefahrvolle Reise von Damaskus durch die Wüste gelang über Erwarten und am 27. Oktober vorigen Jahres traf Euting in Hail am „Hofe“ des Emirs Ibn Raschid ein. Dort blieb er drei Monate, fortwährend mit Sammeln von Inschriften beschäftigt, die er, zum Theil mit unglaublicher Mühe, auf einer von ihm selbst sinnreich konstruirten und von Magirus in Ulm angefertigten 8 m hohen Leiter von den Gebäuden oder Festen abklatschte. „Oft mußte ich“, schreibt er, „bei rasendem Winde auf der schwanken Leiter stehen, mit nassem Papier, das der Wind zerriß; es war zum Verzweifeln und Weinen.“ Für ein paar Inschriften reichte selbst die 8 m hohe Leiter nicht aus. Dabei schmerzten die Fußsohlen vom stundenlangen Stehen auf der Leiter, denn da die Sandalen keine Absätze haben, mußten sie wegen der Gefahr des Ausgleitens allemal abgelegt werden. Bei Hofe war Euting wohl aufgenommen. Er erhielt ein eigenes Haus und Sklaven und wurde aus der Küche des Emirs gespeist. Der tägliche Küchenzettel war Kamelsmilch, Kamelsbutter und Ziegenfleisch, zum Schluß Datteln. Den Emir Ibn Raschid schildert Euting als einen geistig hervorragenden, mit liebenswürdigen Eigenschaften begabten Herrscher, der sich wißbegierig und uneingenommen über die Einrichtungen und Sitten des Abendlandes zu unterrichten suchte. Am 23. Januar 1884 verließ Euting die Residenz Hail und gelangte in 24 Tagen, kreuz und quer ziehend, über Maukaf, Dschebel Misma, Irnan, el-Bird und Halwan nach Teima[1]). Hier entdeckte er eine große aramäische Stele mit einer Inschrift, die er auf etwa 550 bis 500 v. Chr. ansetzt. Da sich inzwischen das unsinnige, nicht mehr auszurottende Gerücht verbreitet hatte, seine mit den Inschriften-Abklatschen gefüllten Koffer enthielten pures Gold, so begannen nunmehr die Raubgelüste der Beduinen sich zu regen. Schon auf einem Abstecher von Teima nach Tebuk entging er nur wie durch ein Wunder mehreren Raubüberfällen, besonders einem, den ein gewisser Hasan Abu Dra' auf ihn unternommen hatte. Bald aber sollte es schlimmer kommen. Zuerst ging es von Teima nach El-Hidschr (Madain Salih), wo zahlreiche prachtvolle nabatäische Inschriften gewonnen wurden, dann nach El-Dela[2]), wo sich 55 himjarische Inschriften fanden. Von hier aus wollte Euting nach mehreren Umwegen mit zwei halbwilden Beduinen vom Stamme der Beni das Gebiet der letzteren, das alte Midian, insbesondere die sagenhaften Ruinen von Maghair Schu'eib und dann das südlich davon bis nach Medina sich erstreckende Land der Geheimen nach Inschriften, deren Oertlichkeiten ihm bereits bezeichnet worden waren, durchziehen. Allein, kaum von El-Dela aufgebrochen, wurde er am ersten Abend mit seinen zwei Begleitern von einer Bande von zehn Geheimenräubern, von denen drei eben erst eine Strecke weit friedlich mit ihm gezogen waren, überfallen. Es entspann sich ein hitziger Kampf auf Leben und Tod. Während der zweite seiner Beibegleiter mit Geistesgegenwart die „Detail“ (Kameele) fattete, gelang es Euting, einen der Räuber, der auf ihn anschlagend die Schulter vorbeugte, durch die Lunge zu schießen, während ein zweiter, in das Gehirn getroffen, gleich todt blieb. Indeß nun die anderen einen Augenblick darüber stutzten, entkam unser Reisender mit seinen beiden Begleitern, im schärfsten Trabe die halbe Nacht reitend. Freilich mußte er nun auch, die Blutrache der Geheimen fürchtend, die Gegend überhaupt verlassen und auf seinen ursprünglichen Plan verzichten. Am vierten Tage gelangte er glücklich nach dem unter ägyptischer Hoheit stehenden El-Webich. Hier erholte er sich zunächst gründlich. „Als ich“, schreibt er, „bei dem Scheiks des Ortes abtieg und Abends zum ersten Male wieder ein „ordentliches“ Abendessen, eine Brühe, gebratenes Huhn und gebackene

[1]) Siehe die Karte Doughty's „Globus“ Bd. 41, Nr. 14. Denselben Weg legte 1864 auch Guarmani zurück, nur in umgekehrter Richtung.

[2]) El-'Ali auf Doughty's Karte „Globus“ Bd. 39, Nr. 1.

Digitized by Google

Eier nebst Brot vorgelegt erhielt, kam es mir vor, als hätte ich noch nie in meinem Leben so fürstlich gespeist." Am 20. April kam Euting, wie eine kurze Nachschrift meldet, glücklich der Schalupye in Koser an der afrikanischen Küste an. Von hier beabsichtigte er noch per Kameel nach Kenneh am Nil zu reiten und einen Abstecher nach den Ruinen von Theben zu machen, um von da über Jaffa, Jerusalem, Beirut, Griechenland und Italien heimzukehren."

Jene oben erwähnte aramäische Inschrift aus Teimo, neben welcher sich das Porträt eines Königs in assyrischer Tracht und darunter eine Opferscene vor einem Altar mit gehörntem Stierkopfe befindet, ist bereits von Prof. Nöldeke in den „Sitzungsberichten der königl. preußischen Akademie der Wissenschaften" (1884, Nr. 34, 35) herausgegeben worden. Es handelt sich in ihr um ein gewöhntes, durch Flüche gegen Verletzungen geschütztes Bild eines (wahrscheinlich schon verstorbenen) Priesters; das Bild wird auch mit ähnlichen Einflüssen, nämlich dem Ertrage von Dattelpalmen, die vielleicht zu Todtenopfern dienen sollten, ausgestattet. Prof. Nöldeke schreibt a. a. O. S. 818: „Selbst wenn wir von der Inschrift noch weniger verständen als es der Fall ist, so wäre dieselbe doch überaus wichtig. Eben die bloße Thatsache, daß hier im Innern Arabiens in sehr alter Zeit eine solche Inschrift in aramäischer Sprache und aramäischen Buchstaben gesetzt worden, ist hoch bedeutsam. Natürlich folgt daraus nicht, daß die damaligen Einwohner von Teimo, welche das Alte Testament (Genesis 25, 15 = 1. Chron. 1, 30) zu den Kindern Ismaels rechnet, Aramäer waren: sind doch in persischer Zeit auch in Aegypten viele aramäische Dokumente von Nicht-Aramäern verfaßt, und haben doch selbst die Sotropen von Kleinasien, die weder Aramäer waren, noch über Aramäer herrschten, aramäische Inschriften auf ihren Münzen; aber auf alle Fälle zeigt sich hier ein sehr starker Kulturreinfluß seitens der Länder der aramäischen Zunge auf Araber, ein Einfluß, der sich in verschiedener Weise bis zur Entstehung des Islams fortgesetzt hat. Unsere Inschrift und übrigens dazu beitragen die Ansicht zu stärken, daß das Aramäische nicht erst unter den Achämeniden weit über seine Heimath hinaus zur Schrift- oder gar Staatssprache geworden ist, sondern daß das schon in der assyrischen Periode mindestens begonnen hat. Nicht umsonst wird (2. Könige 18, 26 = Jesaias 36, 11) als selbstverständlich vorausgesetzt, daß ein hoher assyrischer Beamter aramäisch rede.

Ferner ist vom höchsten Interesse, daß wir in dieser Gegend in uralter Zeit eine so hohe Kultur entdecken: geordneten Gottesdienst mit Bildern, Tempeln und Opfern, vornehmen Priestern, Inschriften u. s. w. Diese Kultur ist noch lange geblieben, denn Euting hat dort und in benachbarten Gegenden eine große Menge Inschriften gefunden, einige, die noch als altcromäische bezeichnet werden können, viele nabatäische (zum großen Theil noch den Jahren der gerade regierenden Könige datirt), viele sabäische (himjarische) und eine Anzahl in Charakteren, die noch nicht, oder wenigstens wohl nicht gehörig entziffert sind. Ungweifelhaft beruhte die Kultur von Teimo und anderen Orten im nordwestlichen Arabien auf dem Handel: Hiob 6, 19 in einer Stelle, die möglicherweise mit unserer Inschrift ungefähr gleichalterig ist, werden zu die Karawonen Teimos den Reisezügen Sabas an die Seite gestellt. Ohne seine Handelsbedeutung wäre Teimo im Alten Testamente, welches vom Innern Arabiens sonst wenig Notiz nimmt, schwerlich wiederholt erwähnt (außer an den genannten Stellen noch Jes. 21, 14 und Jer. 25, 23).

Ist unsere Inschrift nun so alt, so fällt manches Bedenken gegen die frühe Datirung sabäischer Inschriften durch D. H. Müller fort, denn man darf doch annehmen, daß höhere Bildung in Jemen älter ist als in Nordarabien.

Die nordarabische Kultur ist wahrscheinlich langsam verfallen, seit der Seeweg dem Landhandel immer mehr Abbruch that und seit Jemen selbst mehr und mehr herunterkam. Einzelne Zerstörungsakte würen wohl immer bald wieder ausgeglichen, wenn der Handel weiter geblüht hätte. Uebrigens war Teima durch seinen Dattelreichthum für Arabien eine gewisse Bedeutung geschert; das gilt entschieden von Muhammed's Zeit und, wie es scheint, einigermaßen auch noch von der unsern.

Welchen Vorsprung der Betrieb des Karawanenhandels giebt, das sieht man am besten daran, daß die Koreischiten, die letzten Erben der alten Handelsvölker, obwohl am Reichthum und an äußerer Kultur diesen durchaus nicht gleich, doch eine geistige Ueberlegenheit gewonnen haben, welche sie in einer gewaltigen Zeit zu Führern der anderen Araber gemacht hat.

Koreanische Gesetze.

Auf Veranlassung des russischen Gesandten in Peking, E. K. Bützow, hat P. Dmitrijewski ein japanisches, Korea behandelndes Manuskript, welches sich bei Herrn Bützow befand, ins Russische übersetzen lassen; die K. R. Geographische Gesellschaft in Petersburg hat diese Uebersetzung kürzlich herausgegeben. Das Werk führt den Titel: Aufzeichnungen des Dolmetschers bei der Bezirksregierung der Insel Tsutimo, Otawa Kiroge. Diesem Werke sind folgende Notizen über Korea entnommen:

Im Staate Tio-sion, so nennen die Koreaner ihr Land, zeichnen alle Einrichtungen sich durch sehr ursprüngliche Formen aus; dieselben verhalten sich zur gegenwärtigen Menschheit etwa so, wie das Zeitalter der polirten Steinwerkzeuge zur heutigen Epoche des Elektromagnetismus und der modernen Landwirthschaft. Hier einige charakteristische Beispiele aus dem Gebiete der koreanischen Finanzen und der Kriminalgesetzpflege. Es werden im koreanischen Reiche Familienstabellen geführt, welche won alle drei Jahre erneuert. Auf Grund dieser Tobellen erhebt man die Abgoben. In die Listen werden eingetragen der Großvater, der Vater und die Söhne mit ihren Frauen, wobei genau angegeben wird, aus welcher Familie die Frauen herstammen. Jede einzelne Familie erhält eine Tafel aufbewahrt. Jeder Koreaner trägt stets ein kleines Täfelchen bei sich, auf dessen einer Seite Vor- und Familiennome, auf dessen anderer Seite die genaue Adresse, Ort und sogar Straße angeschrieben ist; die 4 Zoll langen, 1 Zoll breiten Täfelchen sind mit einem Regierungsstempel versehen. Die gewöhnlichen Koreaner besitzen Täfelchen aus Bambus, die Beamten aus Elfenbein oder auf goldschem Horn; die Seidoten tragen ihre Täfelchen am Gürtel. Wer sein Täfelchen einem andern giebt, wird mit 100 Stockschlägen und einer dreijährigen Verbannung bestraft. Die Vorstände der Bezirke und Kreise müssen alljährlich den Gouverneurs der acht Provinzen über den Zustond der Ernte, über Dürren und Ueberschwemmungen berichten. Außerdem werden, um die Ernte abzuschätzen, aus der Hauptstadt Beamte abgefertigt. Die Finanzverwaltung setzt auf Grundlage der Berichte die Höhe der Abgaben fest. Uebrigens hängt die Höhe derselben nicht nur von der Ergiebigkeit der Ernte, sondern auch von der Bodenbeschaffenheit ab; die Abgaben dürfen nicht drückend sein. Zu Hungerszeiten wird dem Volke Reis ausgetheilt, doch muß in guten Erntejahren das Quantum Reis mit einem 10 proc. Zuschlage wiedererstattet werden. Die Beamten erhalten ihre Löhnung monatlich, nämlich eine ihrem Range entsprechende Menge Reis und gelbe Erbsen. Die Gouverneure der Provinzen erhalten ihre Gage in Reis und anderen Landesprodukten. Die Einnahmen müssen sehr beträchtlich sein, denn die Koreaner pflegen zu sagen: ein Mensch, welcher ein Jahr Gouverneur (Kamea) der — reichsten — Provinz Pionando ist, gewinnt so viel, daß seine Nachkommen bis in das dritte Glied hinein glänzend leben können. Die Bezirks- und Kreisvorstände müssen das Landvolk dazu anhalten, zeitig zu ackern und zu säen, das Unkraut zu entfernen, den Bedürftigen zu helfen; sie dürfen das Volk weh-

Digitized by Google

rend der Feldarbeit nicht zum Heeresdienste benutzen und keine Abgaben einsammeln. Die Aecker dürfen nicht brach liegen; die Aecker von Familien, deren Glieder krank sind, werden von ihren Verwandten und Nachbarn bearbeitet. Die Regierung hat ein besonderes Büchlein: „Regeln für Landleute" herausgegeben. Diese Landwirthschaft und Gartenbau betreffenden Vorschriften werden in jedem Dorfe im Frühling und Herbst in allgemeinen für Männer und Frauen obligatorischen Versammlungen verlesen. Wer diesen Vorschriften nicht folgt, wird bestraft. Und Strafen giebt es viele in Korea. Die Strafe besteht in der Ertheilung von allerhand Stockschlägen auf die Waden des Schuldigen. Der Stock, dessen Länge und Farbe genau vorgeschrieben ist, droht allen, von den ersten Würdenträgern bis zum gewöhnlichen Sterblichen herab. Uebrigens bilden die Stockschläge eine Einnahmequelle der Regierung; es existirt nämlich eine Taxe, nach welcher die Stockschläge durch eine bestimmte Menge Baumwollenzeug oder Kupfergeld abgelöst werden können. Die Taxe beginnt mit 10 Schlägen, hat deren 7 Fuß Baumwollenzeug gezahlt werden müssen, und endet mit 100 Schlägen, welchen 2 Stück Baumwollenzeug (etwa 60 Fuß) gleichkommen. Stockschläge und Prügel, welche bei Verhören ausgetheilt werden — ohne Zahl, oft bis zum Tode, sind nicht abbösbar. Mit den Gefangenen geht man verhältnißmäßig mild um; wohlhabende Arrestanten werden von ihren Verwandten, ärmere Arrestanten von der Regierung unterhalten. Der Gerichtstag stellt alljährlich eine Liste solcher Personen zusammen, welche zu begnadigen sind, doch ist dabei durch das Gesetz festgestellt, daß man nicht solche Personen zur Begnadigung vorstellen darf, welche für Bestechung verurtheilt sind, ganz einerlei, welch hohe Stellungen sie auch früher eingenommen hätten, und wenngleich volle Amnestie verkündigt worden sei! Todesstrafen finden sehr selten statt: ein oder zwei im Jahre. Bei dem Vollzuge der Todesstrafe wird dem Verbrecher ein Pfeil durchs Ohr gebohrt, das Gesicht mit Stärkemehl bestrichen; kurz vor der Strafe wird dreimal aus der Kanone geschossen. Erst beim dritten Schusse wird die Strafe vollzogen; wenn nur zwei Schüsse gemacht worden sind, so wird der Verbrecher nicht hingerichtet. Die schwersten Verbrechen, welche die Todesstrafe nach sich ziehen, sind Revolution und Aufstand gegen die Regierung, falsche Beschuldigung und Theilnahme an einer Verschwörung, Beleidigung der Ahnen des Königs u. s. w. Hohe Beamte, welche zum Tode verurtheilt sind, dürfen sich zu Hause vergiften. Als ein originelles Vergehen ist folgendes zu bezeichnen: Die Gelehrten, welche ihren Gouverneur der Provinz nicht leiden mögen, versammeln sich im Tempel des Konfucius und singen an zu weinen; dafür werden sie mit 100 Stockschlägen bestraft und in ablegene Ortschaften verschickt. Denuncianten werden sehr streng bestraft. Wenn ein Sohn oder ein Enkel seinen Vater, Großvater, seine Mutter oder Großmutter anklagt, so wird er, ohne Rücksicht darauf, ob die Klage gerecht war oder nicht, mit dem Tode bestraft. In gleicher Weise werden mit dem Tode bestraft alle diejenigen, welche „wichtige" Gegenstände, eine Kuh, ein Pferd, Silber, Gold, eiserne Sachen, Edelsteine, Pulver u. a. m. im Geheimen verkaufen.

Obock.

Das „Journal des Débats" veröffentlichte unlängst einen Brief aus Aden, der die Meinung derer, die da glauben, Obock könne mit der Zeit die Erstenz Adens bedrohen, zu erschüttern geeignet ist. Das Gegentheil, meint der Berichterstatter, wäre leider das richtige; denn Aden besitzt strategische Vorzüge im Vergleiche mit Obock, die nicht zu unterschätzen sind. Aber in anderer Beziehung ist das letztere allerdings Aden bei weitem überlegen. Auf den Felsen von Aden herrscht eine entsetzliche Dürre, und alle Vegetabilien sind fast unerschwinglich theuer, da sie von der Somalküste bezogen werden müssen. Die Umgegend von Obock könnte sehr leicht angebaut werden, denn es hat Sonne und Wasser. Gegenwärtig ist die Küste nach ganz unangebaut, und auf einer Reise fand der Schreiber kürzlich statt der nach den Schilderungen gewisser Reisenden erwarteten herrlichen Wälder einen einzigen Palmbaum. Dagegen sind die Gärten von Obock keine Fata Morgana, wie der engtische Gouverneur von Aden glaubte. Die Officiere des Schiffes „Infernet" hatten Zuckerrohren gesäet, die in 45 Tagen reif waren, Radischen, die in 30 Tagen eßbar waren, Melonen, welche man in 90 Tagen auf die Tafel bringen konnte ꝛc. Jeden Tag konnte begossen werden, denn an Wasser war kein Mangel. Mit Obocks Gärten allein, die Aden verproviantiren könnten, wird die Occupation bestritten werden können. Die natürliche Vegetation des Landes umfaßt die Mimosen, deren Blätter dem Vieh zum Futter dienen, den Sennesstrauch, Sonnenblumen, Halfich und an der Seeküste den Leuchterbaum. Aber nichts hindert auch die Dattelpalme und die gewöhnliche Palme da einheimisch zu machen. Die Hausthiere sind: Rinder, Schafe, Ziegen, Kameele, Dromedare, Esel und Maulthiere. An Wild herrscht ein erstaunlicher Ueberfluß; besonders findet man Antilopen, Hasen, wilde Esel, Rebhühner, Trappen, Turteltauben u. s. w. ferner Adler, Geier, Fischadler, Hyänen, Schakale, Eulen. Auch Fische sind in Hülle und Fülle vorhanden; leider wimmelt der Hafen von Obock von Haifischen, so daß man nicht daran denken darf, ein Seebad zu nehmen. Das Klima des Landes ist sehr gesund, obwohl heiß. Bis jetzt ist die Zahl der Kolonisten sehr gering, und es giebt nur zwei Faktoreien, die von hohen Mauern umschlossen sind. Was den Bodenrechtthum betrifft, so war von Erzen und Kupfererz, von Blei, Schwefel und Goldadern die Rede, hauptsächlich aber von leicht auszubeutenden Kohlengruben. Dies wird aber erst noch näher festgestellt werden müssen und der Schreiber fürchtet, daß man sich in Bezug darauf einer Täuschung hingiebt. Allerdings trifft man in der Umgegend von Obock auf Felsen, die nach Kohlen aussehen, geht man jedoch der Sache auf den Grund, so stellt sich der Irrthum heraus.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In Bregenz hat am 5. Juni die Taufe und der Stapellauf der neu erbauten Trajectdampfer „Austria" und „Habsburg" stattgefunden, die im Anschluß an die Arlbergbahn die neue Verkehrslinie, die sich Oesterreich durch den Bau der Arlbergbahn eröffnet hat, vermittelständigen sollen. In wenigen Monaten wird der österreichische Verkehr von allen Enden der Monarchie, von Bazias, Bodenbach und Triest nach der Schweiz und Frankreich durch den Arlberg und über den Bodensee geführt werden, ohne eine deutsche Schiene zu berühren.

— Der Hafen von Antwerpen hält heutzutage gleichen Schritt mit le Havre, und wenn es so weiter geht, wird es nicht lange dauern, bis er ihn übertrifft. Seine Bassins nehmen eine Fläche von 67 ha ein und seine Quais haben eine Länge von 14600 m, ungerechnet die 2500 m

Digitized by Google

Böschung, die ein Anlegen zuläßt. Im Jahre 1882 sind hier 8896 Seeschiffe mit einem Tonnengehalt von 6 906 085 Tonnen eingelaufen, und dabei ist der Verkehr auf dem Flusse und den Kanälen, welche es mit Gent, Brüssel, Löwen und Dendermonde verbinden, noch nicht mitgerechnet, und er beträgt ebenfalls 4 232 711 Tonnen.

Der Haupthandelsverkehr geht nach England, aber man kann sagen, der Hafen treibt Handel mit der ganzen Welt. Er importirt Wolle, Baumwolle, Reis, Kaffee, Zucker, Leder, Felle, Hölzer aus dem Norden, Tabak, Guano, Schwefel, Metalle und Gewürze und exportirt chemische Fabrikate, Eisen, Steinen, Gewebe, Dachziegel, Pflastersteine, Mauersteine, Lichte und Manufakturwaaren. Es ist eine Industriestadt mit Raffinerien, Stearinfabriken, Brennereien und Brauereien, und der Diamant wird hier so gut geschnitten wie in Amsterdam und Paris.

Der Gesammtwerth des Handels beläuft sich auf eine Milliarde und 600 Millionen Francs, wovon 300 Millionen auf den Transithandel kommen.

— Wasserstraßen in Frankreich. Nach einer kürzlich von der Verwaltung veröffentlichten Statistik der Wasserstraßen für Schiffahrt und Flößerei in Frankreich beträgt die Gesammtlänge der Flüsse 11 506,50 km, wovon 2 960,70 km der Flößerei und 8545 km der Schiffahrt zufallen. Die Länge der Kanäle beträgt 4 758,10 km. So erreicht die Totalentwickelung der Wasserwege in Frankreich die Höhe von 16 264,60 km, nur gerechnet die für Flößerei oder Schiffahrt geeigneten. Diese Länge vertheilt sich auf die einzelnen Stromgebiete in folgender Weise:

	Flüsse	Kanäle
Gebiet der Nordsee	9 426,6	914,6
Seinegebiet	2 219,6	1 396,2
Loiregebiet	2 709,4	1 264,4
Garonnegebiet	3 046,7	334,3
Rhonegebiet	2 588,9	848,6

— In Bezug auf die Durchbohrung des Isthmus von Korinth meldet man aus Athen, daß von 10 000 000 cbm, die fortzuschaffen sind, 1 200 000 cbm bereits entfernt sind. Die mächtigen zwei Maschinen von je 450 Pferdekräften, welche in Lyon zur Beschleunigung der Erdarbeiten erbaut sind, werden nächstens an den beiden Enden des zukünftigen Kanals in Thätigkeit gesetzt werden. Dieselben vermögen täglich 8000 cbm zu bewegen, und so werden die Unternehmer eine große Anzahl der jetzt beschäftigten Arbeiter entlassen können. Es wird mehr und mehr klar, daß die zu überwindenden Hindernisse bedeutender sein werden als bei dem Isthmus von Suez und Panama. Trotzdem hofft man mit der Arbeit in drei Jahren fertig zu werden.

— Zu Anfang Juli ist die Eisenbahn von Athen nach Eleusis eröffnet worden; einen Monat später sollte sie bis Megara dem Verkehre übergeben werden. Gleichzeitig mit jener Eisenbahneröffnung hat die Eastern Telegraph Company sämmtliche griechischen Inseln des Aegäischen Meeres durch Kabel mit einander und mit dem übrigen griechischen Telegraphennetze in Verbindung gebracht.

Asien.

— Die Gesammtzahl der jetzt in Jerusalem wohnenden Juden wird von der „Warte des Tempels“ (1884, Nr. 18) auf mindestens 15 000 Seelen geschätzt. Es giebt dort hauptsächlich drei Judengemeinden: Aschkenasim, Sephardim und Mogtrabim. Die ersten sprechen einen jüdisch-deutschen Dialekt und kommen von Rußland, Polen, Oesterreich, Ungarn, Deutschland und Holland; die Sephardim sprechen einen jüdisch-spanischen Dialekt und stammen aus Spanien, die Mogtrabim sprechen arabisch und stammen aus Gegenden des türkischen Reiches. Ihrer Beschäftigung nach zerfallen die Juden in Chachamim und Geschäftsleute; erstere widmen sich ausschließlich dem Studium des Talmud und religiösen Verrichtungen und lassen ihre auswärtigen Glaubensgenossen für ihren Lebensunterhalt sorgen. Die von denselben einlaufenden Gelder, Chalula genannt, werden von dem Rabbiner je nach dem Grade der talmudischen Gelehrsamkeit und der Größe der Familien vertheilt. Natürlich, daß die Rabbiner dadurch große Macht über ihre unwissenden Religionsgenossen erhalten und alles daransetzen, um dieselben in ihrer Unwissenheit und Armuth zu erhalten. Seit etwa 18 Jahren ist aber hierin in Folge der Einwanderung bemittelter Familien aus Rußland, Polen und Ungarn, welche Geschäfte betreiben und nicht auf die Chalula angewiesen sind, ein Umschwung eingetreten; dieselben haben sich namentlich vor dem Jaffa- und Damaskusthore in zum Theil recht stattlichen Gebäuden niedergelassen. Die Sephardim und Mogtrabim zusammen zählten vor zwei Jahren 7200 Seelen; sie sind meist in Jerusalem geboren und türkische Unterthanen und sprechen fast alle arabisch. Zum kleinern Theile sind es bejahrte Leute, welche ihren Lebensabend in der heiligen Stadt verleben wollen. Die Kaufleute unter ihnen haben das ganze Manufakturen- und Wechselgeschäft in Händen, und nur die Aermsten thun Dienste als Last- und Wasserträger, Straßenfeger u. s. w.

Die Aschkenasim, von denen die ersten 10 Familien vor 68 Jahren anlangten, zählen jetzt 6000 Seelen; sie stehen unter konsularischem Schutze und verstehen häufig das Arabische nicht. Ein Theil sind alte fromme Leute, die von Almosen leben; 215 Familien treiben Handelsgeschäfte und sind meist wohlhabend. 364 Familien treiben Handwerke und müssen sich schwer plagen, 215 Familien verrichten schwere Arbeit als Tagelöhner, Lastträger, Müllerknechte, Kutscher u. s. w. und viele sind ständige Bettler.

— Die officiellen Zeitungen Indiens werden jetzt zum ersten Male auf Papier gedruckt, was im Lande fabricirt ist. Von der Regierung werden große Hoffnungen auf die Einbürgerung dieser neuen und einträglichen Industrie in Indien gesetzt.

— Aus Dibrugar in Assam berichtet Mr. Scott Campbell, der Inhaber eines Monopols für Goldwäscherei in dem nördlich von Lachimpur belegenen Distrikte, daß er vor kurzem ungemein günstige Nachrichten über die Resultate der Arbeiten auf den Subansiri-Goldfeldern erhalten habe. Die Analyse einiger Proben der dortigen Durchschnittswaschungen habe ein Quantum von 26 Unzen (englisch) Gold pro Tonne ergeben. Mr. Campbell, der dafür bürgt, daß die analysirten Proben auch wirkliche Durchschnittswaschungen gewesen sind, hat jetzt einige neue Proben behufs nochmaliger Analyse nach London geschickt. Die Subansiri-Goldfelder liegen auf britischem Gebiete, unterhalb des sogenannten Pitbalibam-Theegartens.

— Ein Calcuttaer Telegramm bringt nähere Nachrichten über die Verheerungen, die der neuliche Cyklon in dem Distrikte von Akyab in Britisch-Birma angerichtet hat. Danach wird die Anzahl der gänzlich zerstörten Wohnhäuser auf 2000, die der mehr oder minder beschädigten auf über 6000 geschätzt. Beträchtliche Vorräthe an Paddy (unenthülster Reis) wurden vernichtet oder fortgeschwemmt oder durchnäßt. Aus dem Innern kommende Berichte melden den Verlust von 25 Menschenleben. In der Stadt Akyab selber entführte der Sturm die Dächer von mehreren Fabriken und großen Speichergebäuden.

— In der Juni-Sitzung der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin hielt Herr Müller-Beeck einen Vortrag über die Handelsbeziehungen Hinterindiens. Das Land sei dem Handel noch wenig erschlossen. Hinderlich seien die Schwierigkeiten des Verkehrs, die Bevölkerungsdichtigkeit der Bewohner und ihre niedrige Kulturstufe. Da aber von zwei Seiten England und Frankreich sich bemühten, hier Ordnung zu schaffen und dem Handel die Wege zu bahnen, so sei eine stetige, wenn auch langsame Besserung zu erhoffen. Unter den importfähigen Waaren stehen in erster Linie baumwollene

Digitized by Google

Waaren, deren Fabrikation neuerdings in Deutschland solche Fortschritte gemacht habe, daß eine Konkurrenz mit englischen Mustern wohl möglich sei. Unter den ausgeführten Produkten steht der Reis (1881 ca. 1 000 000 Tonnen) obenan, ferner Nutzhölzer, namentlich Teakholz (1881: 46 000 Tonnen), dann Betel, Arbeiterholz, Farbhölzer, Zucker, Salz, Opium, Jute, Schildpatt, Gelatine, Kupfer, Zinn, Edelsteine u. a. Die gesammte Ausfuhr über Bangkok betrug 1882 über 44 000 000 Mark, davon für 8 000 000 nach Europa. Die Zahl der deutschen Schiffe in dortigen Häfen ist ziemlich beträchtlich, obwohl so groß vielleicht als die der französischen, aber das Schiffsmaterial sei sehr schlecht und außer Kapitän und Flagge oft nichts deutsch. Als Angriffspunkt, um von hier nach dem südlichen China zu gelangen, ist das Land noch so gut wie unbrauchbar, theils wegen der Schwierigkeit der Schiffahrt selbst auf seinen größten Flüssen, theils wegen der Belegung ihrer Oberläufe durch räuberische und noch ganz unkultivirte Völkerschaften.

— Auf den Philippinen sollen mehrere wichtige Eisenbahnlinien gebaut werden. Für den Bau einer Linie von Manila nach Lingayen an der Nordwestküste von Luzon werden in den Zeitungen Angebote bis zum 1. Oktober dieses Jahres eingefordert.

— In dem „London and China Telegraph“ vom 21. Juli macht Korthals eine übrigens ziemlich unbedeutende Mittheilung über die Ergebnisse seiner mit Brion nach der Sundastraße unternommenen wissenschaftlichen Reise („Globus“ XLV, S. 159). Der Gipfel des Krakatau konnte nicht erreicht werden; die durch den Ausbruch neu gebildeten Inseln Steers und Calmeijer waren dem Ansteine nach wieder verschwunden (was übrigens auch von anderer Seite berichtet wurde).

Afrika.

— Von Juni 1883 bis Mai 1884 hat der Franzose de Foucauld eine wichtige und ausgedehnte Reise durch das unserm Erdtheile so nahe gelegene und doch noch so unbekannte Marokko ausgeführt. Von Fez aus überschritt er den Atlas und drang bis zum Weh Draa vor, kehrte dann an die Küste nach Mogador zurück und unternahm eine zweite Reise über Wed Sus parallel dem Atlas nach der Oase Tifsint, dann nordöstlich, um längs des Mzabthales Algerien zu erreichen. Da Foucauld unausgesetzt Uhr, Kompaß und Barometer benutzen konnte, ja sogar astronomische Beobachtungen ausführte, so steht zu hoffen, daß seine Karte einen wesentlichen Fortschritt in der Kenntniß Marokkos bezeichnen wird.

— Italien behauptet ein relativ größeres finanzielles Interesse an Aegypten zu haben als Frankreich und darin nur England nachzustehen. Das sucht der „Diritto“ auf Grund der Handelsberichte für das Jahr 1881, welches dem Bombardement Alexandrias voranging, nachzuweisen. In jenem Jahre hatte der englische Handel mit Aegypten einen Werth von 312 Millionen Franken, der französische von 59 651 000 Franken und der italienische von 26 640 000 Franken. Absolut übertrifft also Frankreichs Handel den Italiens um mehr als das Doppelte. Da sich aber Englands ägyptischer Handel zu seinem gesammten ausswärtigen wie 1 : 60 verhält, der Frankreichs wie 1 : 140 und der Italiens wie 1 : 100, so hat letzteres verhältnißmäßig ein größeres Interesse am Wilhandel als Frankreich. — Italien soll verlangen, daß Aegypten den Aegyptern überlassen bleibe; was aber unter „Aegypten“ zu verstehen sei, erklärt der Kairiner Korrespondent des „Diritto“ folgendermaßen: „Die auf dem klassischen Boden der Pharaonen etablirten fremden Kolonien bilden den Haupttheil der ägyptischen Bevölkerung, nicht an Zahl, denn die große Masse sind Muhammedaner und Araber, sondern weil wir unbestritten die Intelligenz, den Fortschritt, den Handel, die Industrie und in gewissem Sinne den wahren Reichthum des Landes repräsentiren. Der größere Theil des ägyptischen Bodens befindet sich jetzt in den Händen von Europäern.“

— Briefe, datirt Zanzibar den 13. Mai, sind von Herrn H. H. Johnston an den Sekretär des britischen Komités zur Erforschung des Kilimandscharo eingelaufen. Danach hat Johnston unter Zustimmung von Sir John Kirk, des dortigen englischen Konsuls, die Mombasa-Route nach dem Kilimandscharo gewählt und wollte etwa in 14 Tagen abreisen. Die Gegend zwischen Mombasa und Dschagga soll ruhig sein und der Weg keine ernstlichen Schwierigkeiten bieten. Herrn Johnston ist es gelungen, sich die guten Dienste dreier Yogolehäuptlinge, die schon Dr. Fischer beschäftigt hat, und die eines von Sir John Kirk eingeübten Pflanzensammlers zu sichern und geht, trotz des Klimas von Zanzibar, in bester Gesundheit der Expedition mit den besten Hoffnungen entgegen.

— Die römischen Missionare haben mit Erlaubniß des Häuptlings Mirambo in dessen Gebiete eine neue Station zwischen Tabora und dem Victoria-Nyanza angelegt. Konongo, der Königssitz Mirambo's, ist mit einer Cyneinte von ziemlich starken und fest mit einander verbundenen Baumstämmen umgeben, die kleine Eingangspforte ist mit Kriegstrophäen von den Wa-Tuta, Schilden aus Elephantenhaut, geschmückt. Zur Aufnahme eines geeigneten Platzes wurde ihnen einer der Unterhäuptlinge vom Könige beigeordnet, und unter dessen Schutze begaben sie sich über eine 150 m lange Pfahlbrücke, die über den zur Zeit ausgetrockneten Gombe-Fluß führte, nach Ukune. Ihr Zelt war auf die Kunde von ihren medicinischen Fähigkeiten alle Abend von einer Menge Kranker umringt. In Ukune fanden sie eine einheimische Schmiede, in der sehr geschickt Lanzen, Pfeile, Beile und Flintenkugeln hergestellt wurden. In der Mitte der Hütte brannte ein Holzkohlenfeuer und über demselben war ein großes irdenes Gefäß, eine Art großer Tiegel, eingemauert, welches mit kleinen eisenhaltigen Steinen und der Nachbarschaft gefüllt wurde. Um den Herd standen acht Blasebälge, die von vier Mann in Bewegung gesetzt werden konnten. In wenigen Minuten kamen die Steine in Fluß, und die Scheidung des Metalles und der fremden Stoffe vollzog sich mit Leichtigkeit. Die Wahl der Missionare fiel auf das Dorf des Häuptlings Sueru, das in einer an Reis, Erbsen, Linsen und auch an Vieh (Rinder, Schafe und Ziegen) reichen Gegend am Fuße eines Hügels gelegen ist. Der Häuptling ließ ihnen eine Wohnung bauen und versprach ihnen seine Kinder zur Erziehung zu übergeben.

— H. J. Johnston-Lavis schreibt an „Nature“ (Nr. 759, S. 62), daß er in Neapel mit dem Dr. Lavis zusammengetroffen sei, als derselbe von der Missionsstation am nördlichen Ende des Njassa-Sees nach seiner Heimath zurückkehrte. Derselbe hat ihm die Mittheilung gemacht, daß dort und am Seeufer Bimsstein in großer Menge vorkomme, ebenso Stücke Kohlen, und daß viele Felsen dort den vulkanischen Tuffen bei Neapel auffallend ähnlich seien. Ein Stück Bimsstein, welches Lavis bei sich hatte, wurde von Johnston-Lavis untersucht; es ist nur deswegen interessant, weil es für die Erforschung kontinentaler Balkane spricht, die einige hundert englische Meilen von der Meeresküste entfernt sind, aber doch in der unmittelbaren Nachbarschaft eines großen Binnensees liegen. Dr. Lavis hat versprochen, bei seiner Rückkehr nach dem Nioffa-See eine Steinsammlung anzulegen, welche uns Aufschlüsse über jene interessante vulkanische und auch kohlenführende Gegend zu geben verspricht.

— Der Dampfer „Maud“, der den Auftrag hatte, den Limpopo hinsichtlich seiner Schiffbarkeit zu untersuchen, hat kürzlich dessen Barre passirt und ist den Fluß ca. 130 km bis zum Kraale Matschoba hinaufgefahren, als erstes Schiff, dem dies geglückt ist. Von jenem Kraale aus erreichte die Besatzung zu Lande die Handelsstation Byllie, mußte aber dabei viele gefährliche Sümpfe überschreiten und hatte sehr vom Fieber zu leiden.

Digitized by Google

— Dr. Aurel Schulz unternimmt von Transvaal aus eine Expedition nach dem Zambese und in das Becken des Kongo. Ende März dieses Jahres befand er sich in Rustenburg.

— Das Parlament der Kapkolonie hat den einstweilen etwas unverständlichen Beschluß gefaßt, die Annektion der Walfisch-Bai und der St. John's Territorien, ferner des Betschuanen-Landes zu billigen, ebenso die Ausdehnung der Kolonialgrenze von der Walfisch-Bai bis zum Kunene. Damach sollte die Nordgrenze der Kolonie um fast 1400 km vorgeschoben werden! — Ebenso hat der Volksrat des Oranje-Freistaates die Annektion des Barolong-Landes (unter 26½° südl. Br.) ausgesprochen.

— Das längere Verweilen der Beamten der Internationalen Afrikanischen Gesellschaft an einer und derselben Stelle hat unter anderm die erfreuliche Folge, daß dieselbe sich eingehender mit dem Studium der Völkerschaften am Kongo befassen und dieselben ungleich besser kennen lernen, als es flüchtig Durchreisenden möglich ist. So enthält „Le Mouvement Géographique" (Nr. 4) eine ethnographische Schilderung der Bayanzi von dem früher in Boloko stationierten Kapitän Hanssens, der wir folgende Angaben über die Leichenbestattung entnehmen. Sobald ein reicher oder angesehener Mann gestorben ist, wird er vollständig gewaschen, was ihm bei Lebzeiten vielleicht nie passirt ist, das Gesicht mit phantastischen Malereien bedeckt, die Beine so dicht wie möglich an den Leib gepreßt, daß die Knie möglichst hoch zu liegen kommen, und in dieser Lage durch Binden aus Baumrinde aber einheimischem Zeuge befestigt. Dann wird die Leiche in die reichsten der im Nachlasse sich befindenden Stoffe gewickelt, so daß sie wie eine große bunte Masse aussieht, so hoch wie breit, aus welcher oben ein buntbemalter Kopf mit weit geöffneten, erloschenen Augen herausschaut. So wird die Leiche acht Tage lang vor der Hütte des Todten ausgestellt, und die Bewohner des Dorfes und der benachbarten Ortschaften führen unter Gesang, Trommelwirbel und Flintenschüssen Todtentänze um sie auf, die bei Sonnenaufgang beginnen und sich mitunter bis tief in die Nacht hinein fortsetzen. Dazu wird gehörig Bier getrunken, bis die Tänzer völlig erschöpft oder betrunken sind. Das geht so lange fort, bis die Verwesung so weit vorgeschritten ist, daß sie die Umgebung verpestet. Nun wird am Eingange der Hütte ein Loch gegraben und die Leiche hineingesetzt und zwar mit allen Stoffen, in die sie gewickelt ist, und die dazu dienen sollen, ihm im Jenseits den bisherigen Wohlstand zu verschaffen. Derselbe Wunsch ist aber auch Ursache von Menschenopfern; es wird auf dem Grabe eine, je nach dem Reichthum und der Macht des Todten größere oder geringere Anzahl von Frauen und Sklaven geschlachtet, welche ihm das Leben auch fernerhin angenehm und bequem machen sollen. Als Mpoki, der Häuptling des oberhalb der Station Boloko gelegenen Dorfes Manga gestorben war, sagte ein Eingeborener zu Hanssen: „Mpoki war ein armer Teufel; man hat nur zwei seiner Frauen und zwei Sklaven getödtet!" Die Leichen der Frauen werden quer über den Boden der Grube gelegt und der Todte darauf gesetzt, während die der Sklaven hinterdrein hinabgeworfen werden, nachdem man ihnen zuvor die Köpfe abgehauen hat, die als Schmuck auf dem Giebel der einst vom Todten bewohnten Hütte befestigt werden.

Polargebiete.

— In diesen Tagen (so meldet die „Nowosti" Nr. 131) ist dem Chef des Marine-Ministeriums in St. Petersburg, Vicedmiral Schestakow, ein Projekt, welches sich mit der Erreichung des Nordpols beschäftigt, eingereicht worden. Das Projekt ist von einigen Marineofficieren auf Grundlage der Untersuchungen der „Jeannette" und unter Berücksichtigung persönlicher Erfahrung bei Fahrten auf dem Eismeere ausgearbeitet worden. Das wichtigste Moment des Projektes ist, daß die Erreichung des Nordpols möglich sei, nicht, wie bisher angenommen wurde, zu Schiff, sondern zu Fuß übers Eis. Die Expedition der „Jeannette" hat auf die wahrscheinliche Existenz einer Anzahl Inseln am Nordpol hingewiesen; bereits entdeckt sind die Inseln Jeannette, Bennett und Henriette. Man darf mit Rücksicht auf die Tiefenmessungen annehmen, daß es nördlich von dem Punkte, welchen die „Jeannette" erreicht hat, im Eismeere noch mehr Inseln giebt. Es wird nun projektirt, daß die Polarexpedition entweder auf der Insel Neu-Sibirien oder auf einer der anderen neuentdeckten Inseln sich die nöthigen Vorräthe aufspeichere. Von hier seien es nur 900 Seemeilen bis zum Nordpol; diese Entfernung solle zurückgelegt werden, indem man auf den neuentdeckten Inseln allerlei Provianigegenstände zurücklasse. Der eigentliche Marsch solle folgendermaßen stattfinden: Die Theilnehmer der Expedition ordnen sich in zwei oder drei Gruppen. Eine Gruppe muß die vorläufigen Untersuchungen ausführen, als Pionniere dienend; sobald ein geeigneter Platz für die Vorräthe gefunden ist, so rückt die ganze Expedition nach. Ein derartiges Vorgehen würde voraussichtlich sehr lange Zeit, etwa 3 bis 4 Jahre erfordern, um den Nordpol schließlich zu erreichen, aber er ist ausführbar. Man sagt, das Projekt sei schon bis ins Detail ausgearbeitet und allen gelehrten Gesellschaften und Personen, welche sich für Polarexpeditionen interessiren, zugeschickt. Um die Expedition zu ermöglichen, sind eine Anzahl populärer Vorlesungen gehalten und darauf eine allgemeine Sammlung von Beiträgen veranstaltet worden.

Vermischtes.

— In St. Petersburg soll bei der Universität eine Anthropologische Gesellschaft gegründet werden, deren Aufgabe speciell das Studium der Völker des europäischen und asiatischen Rußlands sein wird. Ein Statut ist in Vorbereitung. Zu den Gründern gehören: Inofranzjew (Archäolog und Geolog), Bogdanow (Zoolog), Mereschowsky und Malakow (Archäolog), Jadrinzew (Ethnograph und Geograph).

Berichtigung. In Nr. 1 dieses Bandes, Seite 14, Spalte 2, Zeile 25 lies: „Katten am Melibokus" anstatt „Katten von Melibokus". — Ebenda: Zeile 14 von unten: „Hessen bey dem Berg Melibaco" anstatt „Hessenberg dem Berg Melibaco". — Ebenda: Zeile 10 von unten: „Otenwelder" anstatt „Otenwalder". — Seite 15, Spalte 2, Zeile 6 ist nachzutragen: „So weit Rieger".

Inhalt: Désiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen. VIII. (Mit sechs Abbildungen.) — Weiteres über die Greely-Expedition. — Die Reise des Dr. Neis im Lande der Laos. — Kürzere Mittheilungen: Euting's Reise in Central-Arabien. — Koreanische Gesetze. — Obeck. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Polargebiete. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 25. Juli 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Désiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen.

IX.

Sowohl rings um das Idol als auch in den übrigen Räumen dieses Tempels und aller anderen Gebäude, welche gottesdienstlichen Zwecken gedient zu haben scheinen, finden sich zahlreiche Vasen aus grobem Thone und von einer neuen Form; es sind 5 bis 6 cm hohe Bowlen von 10 bis 15 cm Durchmesser, an deren Rändern Menschengesichter mit theils stumpfen, theils großen gebogenen Nasen, wahrhafte Karrikaturen ohne jede Kunst, angebracht sind. Vielleicht bezieht sich diese Verschiedenheit der Typen auf zwei verschiedene Volksstämme. Diese Schalen dienten zum Verbrennen von Räucherwerk und sind meistens noch zur Hälfte mit Kopalharz gefüllt. Unsere erste Abbildung giebt je eine Probe der beiden verschiedenen Typen.

Die Front dieses ersten Tempels ist, wie man aus dem Grundrisse (S. 116) ersieht, von drei Thüren durchbrochen, deren steinerne Oberschwellen mit sehr zarten, aber ganz flachen Stuckpfosten bedeckt sind, auf welche wir gleich zurückkommen werden. Die Façade ist 21 m lang, die Tiefe des Bauwerkes beträgt 6 m, die Höhe $5^1/_2$ bis 6 m bis zu der dekorativen Mauer, wie sie sich auch in Kabah und am sogenannten Taubenhause zu Uxmal findet. Dieselbe gleicht einem riesigen Gitterwerke und ist $4^1/_2$ m hoch, so daß das ganze Bauwerk 10 m Höhe mißt. Seine Ausschmückung muß sehr reich gewesen sein. Im Centrum der oberen Mauer befindet sich nämlich eine große Füllung, inmitten welcher auf einer noch vorhandenen Bank einst eine riesige Statue gesessen hat. Deutlich erkennt man noch den gemauerten Kern, welcher dem Leibe der Statue gleichsam als Gerippe diente, und zur Rechten einen schmalen, langen Stein, der den linken Unterschenkel bildete. Ihre Form erhielt die Statue durch aufgelegten Cement, ein Verfahren, das auch in Palenque, Izamal, Aké und sonst beobachtet wurde. In dem darunter befindlichen großen Fries, welcher den Hauptheil des Gebäudes ausmacht, sind drei weitere große Füllungen, welche ebensolche Statuen enthielten (die aber aufrecht standen und von denen noch gemauerte Reste erhalten sind) und acht Nischen für kleinere Idole angebracht.

Hier sei ein wichtiger Umstand erwähnt, der einen neuen Beweis für die Einheit der mittelamerikanischen Civilisationen erbringt. Es handelt sich um ein kleines Modell eines aztekischen oder toltekischen Tempels aus gebranntem Thone, welches von dem mexikanischen Hochlande stammt, sich jetzt im Museum des Trocadéro zu Paris befindet und in unserer vierten Abbildung dargestellt ist. Wir finden in demselben genau dieselben Bestandtheile wieder, wie bei den Denkmälern von Comalcalco, Palenque, Chichen u. s. w. und schließlich von Ville Lorillard: die den Unterbau bildende Pyramide, die indessen stark verkleinert ist, wie es sich bei solcher Miniaturdarstellung von selbst versteht, die drei oder vier Stockwerke der Pyramide und die centrale Treppe. Das kleine, die Pyramide krönende Gebäude entspricht sodann genau dem in Rede stehenden Tempel mit seinen vorspringenden Gesimsen und der hohen dekorativen Mauer darüber. Und letztere zeigt dieselben viereckigen Löcher, wie der erste Tempel in der Ville Lorillard, wie das sogenannte Taubenhaus von Palenque und wie ein weiterer, der sich in Tikal befindet. Diese Aehn-

Digitized by Google

lichkeit beweist die nahe Verwandtschaft, welche hinsichtlich der religiösen Architektur zwischen den Bewohnern des mexikanischen Hochlandes und denen von Tabasco, Chiapas, Yucatan und Guatemala bestanden hat — eine These, die Charnay den gegentheiligen Ansichten aller modernen Schriftsteller gegenüber darzuthun sich bemüht hat.

Hinter dem Tempel auf einer noch höheren Pyramide liegt das wichtigste und ansehnlichste Denkmal der Ville Lorillard; dort erheben sich auf einem weiten Platze sechs verschiedene, im Rechtecke stehende Paläste, von denen leider nur noch einer theilweise mit seinen steinernen fein stuirten Thürstürzen erhalten ist, während die anderen nur noch einen wüsten Trümmerhaufen darstellen. Wie überall sind die Stürze der schmalen Thüren hier von Stein, die der breiten bestanden aus rothem Zapote, einem Holze, das die Indianer bei allen ihren Bauten anwendeten und von welchem sich noch Reste in den Mauern finden. Wahrscheinlich war es schwierig, genügend große Steinblöcke auch für die breiteren Thüren zu finden. Dieser Gebäudekomplex war vielleicht die Wohnung der Fürsten oder die Festung; jedenfalls ist er wundervoll gelegen und bietet eine prachtvolle Aussicht auf das Flußthal dar; Charnay konnte nicht umhin, den praktischen Sinn und das Verständniß seiner Erbauer zu bewundern. Daß sie ihre Wohnungen auf Pyramiden setzten, war in diesen heißen ungesunden Ländern eine Nothwendigkeit; dort oben war frische Luft und Gesundheit, keine Muskitos und andere Plagegeister aus der Insektenwelt, aber herrliche Augenweide. Nach Norden hin erblickten sie die kleinen stufenförmigen Hügel, die mit Palästen gekrönt waren, vor sich den schönen Fluß, zur Sommerszeit nur einen Gießbach, aber in der Regenzeit einen gewaltigen Strom, auf dem andern Ufer bewaldete Hügel, Gärten und Anpflanzungen und im Süden konnte das Auge über eine weite Ebene schweifen, welche am Horizonte von den bläulichen Linien der Cordilleren begrenzt wurde.

Der Palast, welchen Charnay bewohnte, lag nahe dem Flusse auf einer der ersten Stufen des Amphitheaters; er war zerfallener als der Tempel und wies dieselbe Ornamentirung auf, aber seine Bauart war nachlässiger, wie die verschiedene Größe und die bald senkrecht, bald schief stehenden Pfosten der Thüren und die unregelmäßige Vertheilung der Oeffnungen und Nischen bewiesen. Die dekorative Mauer oberhalb des Gebäudes ist zusammen-

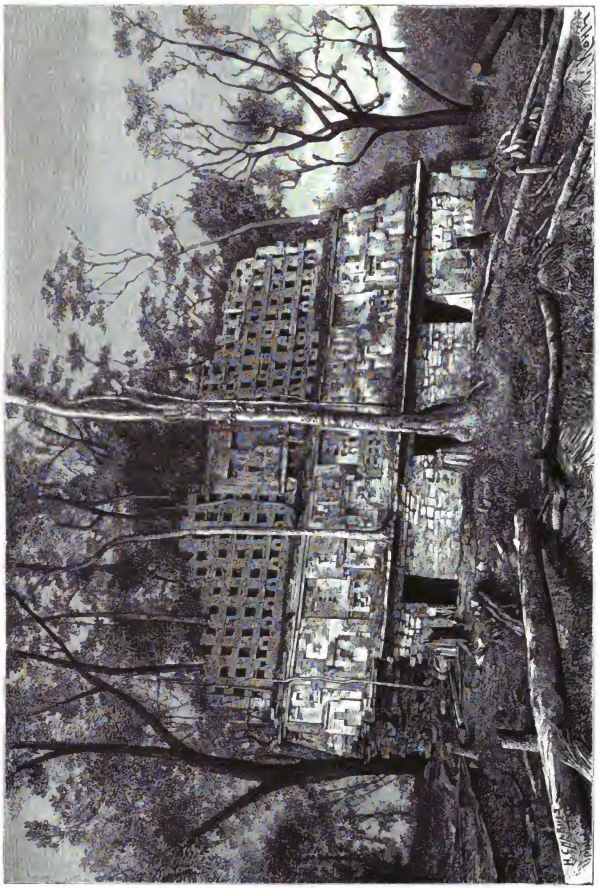
Lacandonische Vasen aus Ville Lorillard. (Nach einer Photographie.)

gestürzt und am Friese läßt sich nur noch ein Chaos von Löchern, Nischen und vorspringenden Steinen erkennen. Auch die innere Einrichtung ist eigenthümlich: eine Art Labyrinth von Gängen und kleinen Zimmern mit gemauerten und mit Stuck überzogenen Plattformen, die vielleicht als Lagerstellen oder Eßtische gedient haben; zu letzterem Zwecke wurde die eine von Charnay und Maudslay benutzt. Hinten liegen unter der Erdoberfläche zwei schmale Säle, zu denen man mittels eines sich steil senkenden Ganges gelangt, und welche bis zur Decke mit Erde angefüllt sind. Charnay möchte sie für Grabstätten ansehen, da er in Palenque ähnliche Räumlichkeiten ausgegraben und darin Skelette und Vasen gefunden hat. Das Gebäude ist 20 m lang, 16 m tief. Vorn im Hofe stehen zwei kleine stuirte Säulen oder Säulenstümpfe, 70 cm hoch, von unbekannter Bestimmung; vielleicht waren es Altäre zur Aufstellung von Hausgöttern oder Ständer für Weihrauchgefäße.

Wir übergehen eine große Pyramide im Südwesten und verschiedene kleinere Baulichkeiten längs dem Flußufer, um uns einem zweiten Tempel zuzuwenden; als Tempel ist das Gebäude anzusehen wegen der großen Zahl von Räuchergefäßen, welche sich darin befanden. Der Haupttheil zeigt nichts Bemerkenswerthes, wohl aber der Oberstock, in welchem Charnay eine Art Erweiterung der dekorativen Mauer erblickt; das Ganze besteht nur aus einem sehr schmalen Gange, der sich, hinter der Tempelfront zurückliegend, längs der ganzen Façade hinzieht und an beiden Enden eine große Oeffnung zeigt.

Oben wurden stuirte Thürsturze erwähnt; solche, theils von Stein, theils von Holz, hat Charnay in mehreren yucatekischen Städten gefunden, z. B. in Chichen; aber dieselben waren nicht so zahlreich und prächtig wie in der Lorillard-Stadt. Sie finden sich dort nicht in allen Gebäuden, sondern nur in solchen, welche man für Tempel oder Paläste halten darf, und zwar die schönsten in den kleinsten Bauwerken. So findet sich ein stuirter Sturz über der Mittelthür des Tempels, ein Stein von 1,12 m Länge und 0,82 m Breite. Die Mitte desselben nehmen zwei Personen mit hohen Kopfputzen aus Federn ein; ihre Schultern sind, wie bei dem früher besprochenen Idol, mit kleinen, mit Perlen und Medaillons besetzten Mäntelchen bedeckt; den Leib umgiebt ein reicher maxtli und die Füße stecken in großen, mit Lederriemen verzierten Halbstiefeln. Sie haben zurückweichende Stirnen, wie die Figuren in Palenque (siehe die fünfte Abbildung). Vielleicht stellen sie einen Mann und eine Frau dar — worauf ihre verschiedene Größe deuten würde — die eine religiöse Ceremonie vor-

Digitized by Google

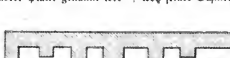


Erster Tempel in Ville Lorillard. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

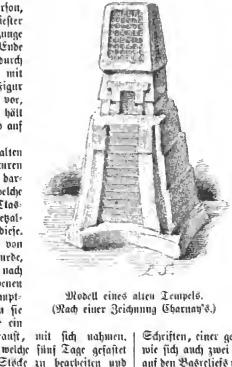
zunehmen im Begriffe stehen. Die größere Figur hält in jeder Hand ein Kreuz, die kleine nur in der einen; es sind lateinische Kreuze, an den Enden der Querarme mit Rosetten verziert; das große trägt auf der Spitze einen symbolischen Vogel und soll wahrscheinlich den Gott des Regens und der Fruchtbarkeit Tlaloc vorstellen. Eine Anzahl von 23 Katunes (hieroglyphische Charaktere) ist über die ganze Platte zerstreut.

Ein Kunstwerk aber, wie es aus Amerika noch nicht bekannt geworden ist, darf die andere Platte genannt werden, welche unsere letzte Abbildung vorführt. Es ist eine Kalksteintafel, auf welcher in kräftigem Relief zwei prächtige Gestalten, die eine aufrecht stehend, die andere kniend, nebst Inschriften dargestellt sind. Bis auf die zurückweichenden Stirnen, welche nach Charnay's Ansicht keinen Rassentypus bezeichnen, sondern konventionelle Typen sind, die je nach den Gewohnheiten der Bildhauerschulen modificirt wurden, ist an diesem Denkmale alles vollkommen und von überraschendem Reichthume im Detail. Syrien und Chaldäa hat diesem Meisterwerke nichts an die Seite zu stellen. Man betrachte nur die Hände, den Kopfschmuck, den prachtvollen Mantel des knieenden, die majestätische Haltung des stehenden Mannes! Die dargestellte Handlung ist eine religiöse Ceremonie, ein Opfer. Die knieende Person, welche Charnay für einen Priester hält, hat sich ein Seil durch die Zunge gesteckt, und um das Opfer zu Ende zu bringen und das ganze Seil durch die Wunde zu ziehen, dasselbe mit Stacheln besetzt. Die stehende Figur stellt gleichfalls einen Priester vor, welcher eine Palme in der Hand hält und dieselbe gleichsam ermuthigend auf den Selbstpeiniger legt.



Plan des ersten Tempels in Ville Lorillard.

Nun wissen wir, daß sich die alten Mexikaner im höchsten Grade Torturen auferlegten. Torquemada erzählt darüber Folgendes: „Die Qualen, welche sich die Priester des Camarzli in Itaccala, ebenso wie diejenigen des Quetzalcoatl in Cholula bereiteten, sind diese. Unter dem Vorsitze des Aeltesten von ihnen, der nehemutli genannt wurde, vereinigten sich die Priester und nach fünftägigem Fasten und verschiedenen Bußen schloß man sie in den Haupttempel von Camarzli ein, wohin sie eine Anzahl Stöcke, so lang wie ein Arm und so dick wie eine Faust, mit sich nahmen. Dann kamen die Zimmerleute, welche fünf Tage gefastet und gebetet hatten, um diese Stöcke zu bearbeiten und nachdem sie dieselben in der erforderlichen Weise verkleinert hatten, gab man ihnen außerhalb des Tempels zu essen. Dann kamen die Meister, die mit der Herstellung von Obsidianmessern beauftragt waren, und verfertigten viele Messer, mit denen die Zungen der Priester geöffnet worden sollten, und legten sie auf ein weißes Tuch. Dann folgten Gebete und nachdem sich die jungen und alten Priester versammelt hatten und zum Opfer bereit waren, öffnete ihnen der geschickteste der Meister die Zunge, indem er ein großes Loch in dieselbe schnitt. Alsbald steckte der erste nehemutli mehr als 400 oder 500 jener Stöcke, welche die Zimmerleute zurecht geschnitten hatten, durch seine geöffnete Zunge hindurch und die anderen Alten thaten desgleichen und die jungen, die mit dem größten Muthe, ahmten ihnen nach. Nachdem dieses schreckliche Opfer vollendet war, bemühte sich der Aelteste, der als der Ausführer bei dieser bestialischen Operation angesehen wurde, trotz seines Schmerzes zu singen, um seine jungen Genossen zu ermuthigen, die Ceremonie zu Ende zu führen."


Modell eines alten Tempels.
(Nach einer Zeichnung Charnay's.)

Unser Basrelief stellt also dieses Opfer an Quetzalcoatl oder, wie er bei den Mayas heißt, Enculcan dar und der Tempel, an welchem es gefunden wurde, war diesem Gotte geweiht. Ein Detail, welches derselbe Autor noch anführt, dient zur weiteren Erläuterung des Bildwerkes. Er sagt: „In dieser Fastenzeit begab sich der oberste nehemutli in die Städte und Dörfer, um die Leute zu ermahnen, daß sie sich auf das große Fest vorbereiteten, und als Zeichen trug er in der Hand einen großen grünen Zweig." Also genau so wie auf unserer Tafel; der grüne Zweig der Hochlande ist hier in der warmen Zone naturgemäß durch eine Palme ersetzt.

So finden wir in Ville Lorillard Tlaloc und Quetzalcoatl, aztekische oder specieller toltekische Gottheiten, deren Kultus durch dieses Volk bei seinen weiten Wanderungen weithin verbreitet worden war. Von derselben Ceremonie spricht auch Clavigero, und Landa erzählt im 28. Kapitel, S. 162: „Die Mayas brachten Opfer dar in Gestalt ihres eigenen Blutes, indem sie sich bald die Ohren ringsherum in Fetzen schnitten, die sie zum Zeichen der Buße herabhängen ließen, bald sich die Backen oder die Unterlippe durchbohrten, indem die einen sich Stücke Fleisch aus gewissen Körpertheilen schnitten, die anderen sich die Zunge durchbohrten und unter großen Qualen Strohseile hindurchzogen."

Die Inschriften auf den eben besprochenen Steinen gehören verschiedenen Stilarten an und nähern sich solchen von Chichen-Itza und von Copan in Guatemala. Charnay sucht sich das durch die Annahme zweier Schriften, einer geheiligten und einer vulgären zu erklären, wie sich auch zwei Darstellungsweisen von Personen finden: auf den Basreliefs und Steininschriften sind sie mit nach orientalischer Art gekreuzten Beinen abgebildet, auf den Inschriften in vulgärer Sprache und in den Papierhandschriften hocken sie mit an das Kinn gezogenen Knien, wie es Sitte der Indianer ist. Es giebt sogar noch eine dritte Art Schrift, die in aztekischen Handschriften und aztekischen und toltekischen Skulpturen vorkommt, symbolische Charaktere für Menschen- und Ortsnamen. Etwas Aehnliches findet sich nach Aymonier in den Inschriften der Scham in Tschampa

Digitized by Google

(Süd-Amaun), wo drei Sprachen, eine geheiligte, eine vulgäre und eine jetzt gesprochene vulgäre sich unterscheiden lassen.

Obwohl die Untersuchung der Ruinenstätte und namentlich der angeblich auf dem rechten Ufer des Usumacinta befindlichen Trümmer noch lange nicht beendet war, so mußte Charnay doch an die Rückkehr denken und die Fortsetzung dieser interessanten Untersuchungen der Zukunft überlassen. Einen vollen Tag brauchte er dazu, um die Strecke bis Yalchilan, welche stromabwärts nur drei Stunden Fahrzeit gekostet hatte, gegen die ungemein heftige Strömung zurückzulegen. Dort fand er keine Lacandonen vor, wie ihm versprochen worden war; aber der alte Häuptling, dem es um die verheißenen Geschenke zu thun war, hatte täglich einen Boten gesandt, um nach der Ankunft des Fremden zu spähen, und erschien am folgenden Morgen nach dessen Eintreffen mit seinen beiden Frauen und vier jungen Männern, sieben Köpfe im Ganzen. Um sie zu photographiren, bildete Charnay aus ihnen eine Gruppe, mit seiner Laubhütte im Hintergrunde; die Wilden, obgleich etwas verdutzt, hielten doch auf Zureden des Dolmetschers fast unbeweglich vor dem drohenden Apparate aus. Alle trugen dasselbe Gewand, eine Art weiter Tunika mit Aermeln, die aus einem sehr groben, aber schmiegsamen Baumwollstoffe, den die Weiber spinnen und weben, angefertigt war. Diese Tunikas waren mit rothen Flecken

Stulpirter Thürsturz aus Ville Lorillard. (Nach einer Photographie.)

bedeckt, welche Charnay anfangs für Schmutzflecke hielt; dieselben waren jedoch zum Schmucke angebracht und zwar mit dem Safte einer unbekannten Beere. Da sie nicht das ganze Gewand zu färben verstanden, so begnügten sie sich mit einzelnen Flecken und auch das muß ein Vorrecht des Häuptlings und seiner Frauen sein, da die Kleider der jungen Männer keine Spur davon aufzuweisen hatten. Männer wie Weiber tragen um den Hals schwere Ketten aus Fruchtkernen, Affen- und Eberzähnen, Vogelklauen und Münzen. Das schlecht gepflegte Haar hängt lose herab; die Frauen trugen zwei Adlerfedern darin. Auf Tunika und Halsband schienen sie den größten Werth zu legen, denn sie waren nicht dazu zu bewegen, sich derselben zu entäußern, während sie Bogen und Pfeile mit Steinspitzen willig hergaben. Sie bedienen sich noch steinerner Aexte zum Fällen der Bäume und waren hocherfreut über die stählernen, welche sie neben Säbeln, Messern, Angelhaken und Salz im Austausche erhielten. Sie selbst besitzen kein Salz und stellen sich ein sehr schlechtes Surrogat aus der Asche eines gewissen Holzes her.

Die Lacandonen sind bartlos, von mittlerer Größe und wohl gewachsen; die eine der Frauen ist hübsch und fleischig, aber bei allen ist das Fleisch schlaff und weich, die Lippen bleich, die Zähne schlecht. Sie scheinen in Folge ihres beständigen Aufenthaltes im Waldesschatten an Blutleere zu leiden. Ihre Sprache ist das Maya; sie leben von Jagd, Fischfang und dem Ertrage ihrer gut bestellten Felder. Ihre Hütten sind reinlich und stets mit einigen Vorräthen an Tabak, Baumwolle, Mais und Früchten versehen. Töpfergeschirr besitzen sie nicht, sondern nur Kalebassen, theils ganze, theils halb durchgeschnittene. Durch den Sturz ihres Volkes und ihre Zerstreuung haben sie, wie man

Digitized by Google

Thürsturz aus Ville Lorillard, ein dem Cuculcan dargebrachtes Opfer darstellend. (Nach einer Photographie eines von Alfred Maudslay gemachten Abgusses.)

Digitized by Google

sieht, eine Menge von Kunstfertigkeiten verlernt, welche ihre Vorfahren einst besaßen.

So wild, wie sie gewöhnlich geschildert werden, sind sie nicht, wohl aber äußerst furchtsam, so daß sie beim Nahen eines Fremden ihre Hütten verlassen und in den Wald flüchten. Doch wissen sie sich an den Monteros, die ihre Einfalt öfters mißbrauchen, zu rächen; so ermordeten sie im Jahre 1879 einen Mestizen von Tenosique, welcher die Abwesenheit eines Lacandonen benutzt hatte, um dessen Weiber zu schänden und sein Haus zu plündern.

Ueber ihre Religion konnte Charnay nur in Erfahrung bringen, daß sie sich vor Entdeckung der Ville Lorillard in Menge dorthin begaben, um gewisse Ceremonien zu verrichten, nachdem aber Weiße ihre Tempel betreten hatten, dieselben für immer verließen.

(Fortsetzung folgt in einer spätern Nummer.)

Zur Geschichte des Eisens.

Der großen und mühevollen Arbeit, eine Geschichte des Eisens zu schreiben, hat sich Dr. L. Beck unterzogen; zehn Jahre hat derselbe dazu gebraucht, um einen stattlichen Band von über 1000 Seiten mit mehreren hundert Holzschnitten ans Licht zu fördern [1]), welcher die Geschichte des wichtigsten aller Metalle bis zur Neuzeit fortführt. Hier ist nicht der Ort, um den ganzen reichen Inhalt des Buches anzuführen, auch kritische Betrachtungen sollen aus dem Spiele bleiben; dagegen wollen wir unsere Leser mit denjenigen Abschnitten vertraut machen, welche sich auf die interessanten prähistorischen Fragen, sowie auf die älteste Geschichte des Eisens und dessen Darstellung bei wilden Völkern beziehen.

Dr. Beck ist ein sehr entschiedener Gegner der von dänischen und schwedischen Gelehrten vertretenen Ansicht von der Aufeinanderfolge der drei sogenannten Kulturperioden, der Steinzeit, Bronzezeit und Eisenzeit. Für ihn hat das Eisen die Priorität vor der Bronze (Kupfer- und Zinnlegirung) zu beanspruchen, und die häufigeren Bronzefunde in Gräbern und Ansiedelungen sind kein hinlänglicher Beweis für das ältere Alter der Bronze, da das Eisen in feuchtem Boden sich viel rascher und vollständiger oxydirt und auflöst als die Bronze, so daß nur besondere Glücksumstände die Erhaltung von Eisenstücken durch Jahrtausende hindurch überhaupt ermöglichen. Indessen sind doch Eisenfunde aus ältester Zeit erhalten, aus Zeiten, in denen die Bronze noch nicht nachgewiesen werden kann. Eisen, so sagt Dr. Beck, ist weit leichter darzustellen als Kupfer, und technische Gründe liegen nicht vor, welche dazu zwingen, eine frühere Bekanntschaft des Kupfers gegenüber dem Eisen anzunehmen.

Das älteste Kulturvolk, die alten Aegypter, kannten bereits in ihrer frühesten Zeit das Eisen und benutzten es neben Kupfer, Bronze und anderen Metallen, ja es liegt hier der besonders günstige Umstand vor, daß über 4000 Jahre altes Eisen sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Der Engländer J. R. Hill fand im Jahre 1837 in den inneren Steinfugen der großen Pyramide des Cheops das Bruchstück eines Werkzeuges, das während des Baues in die Fuge gefallen war. Dasselbe, welches jetzt im britischen Museum aufbewahrt wird, ist in der beistehenden Figur abgebildet und unzweifelhaft das älteste bekannte Eisen. Die übrigen ägyptischen Eisenfunde sind weit jüngern Datums.

Beck behandelt alsdann die semitischen Völker in Bezug auf die Metalle und schickt dem Kapitel allgemeine kulturhistorische Betrachtungen voraus. Bei den Chaldäern waren Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Blei und Zinn im Gebrauche. Auch kannten sie die Bronze, wußten sie zu schmelzen und zu gießen; ob sie aber die Herstellung der Mischung selbst erfanden, ist zweifelhaft. Die meisten Bronzegeräthe sind geschmiedet. In getriebener Arbeit leisteten die Assyrier Bedeutendes. Die ausgetriebenen Ornamente wurden dann mit dem Grabstichel vollendet. Viele der aufgefundenen Bronzegußstücke tragen den Typus der phönizischen Handelswaaren, die Dekoration ist oft in ägyptischem Stile gehalten. Auch entspricht die Mischung der assyrischen Bronze ganz der der phönizischen (10 Theile Kupfer, 1 Theil Zinn). Ebenso bekannt war den Chaldäern in der frühesten Zeit das Eisen, das in den Keilschriften parzil heißt. Place stieß in den Trümmern des Palastes in Khorsabad auf ein großartiges Eisenmagazin, in welchem nach seiner Schätzung mindestens ein Gewicht von 100 000 kg Eisen beisammen lag. Das Magazin war 5 m lang, 2,60 m breit und 1,40 m hoch mit Eisen angefüllt. Der größte Theil dieser Masse bestand aus nach zwei Seiten spitz zulaufenden Eisenklumpen von 32 bis 48 cm Länge und im Gewichte bis zu 20 kg. Diese Eisenstücke erklärt Dr. Beck für Rohluppen, wie sie von den Eisenschmelzen in den Handel gebracht wurden. Der Eisenguß dagegen war den Chaldäern wie den übrigen Völkern des Alterthums überhaupt unbekannt. Nur Schmiedeeisen und Stahl verstanden sie darzustellen.

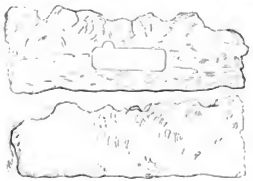
Sehr ausführlich beschäftigt sich dann unsere Quelle mit dem Eisen bei Phöniziern und Juden, und hier ist es die Bibel, welche eine reiche Ausbeute an Nachrichten liefert, ebenso wie die indischen Vedas für die Kenntniß des Eisens bei den Ariern von der höchsten Bedeutung erscheinen. Beck schließt, daß das Eisen den Ariern in ihren Ursitzen bereits vor der Trennung in einzelne Theile bekannt war; daneben war Gold ihr Hauptmetall. Nicht nur in der Bereitung des Stahls, sondern auch in der Verarbeitung des Eisens leisteten die Indier ganz Vorzügliches. Bei Dehli steht eine massive Säule von Eisen, die schon seit uralter Zeit als Heiligthum verehrt wird. Es ist der Laht (Pfeiler) von Dehli. Diese Säule, an welche sich allerlei Sagen knüpfen, besteht aus einem stahlartigen Eisen und ist ein merkwürdiges Beispiel indischer Schmiedekunst; sie hat 16 Zoll Durchmesser und ist etwa 50 Fuß lang; etwa die Hälfte ist im Boden versunken. Nach einer darauf befindlichen Inschrift soll sie aus dem vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung stammen. Beck sagt: „Noch heute würde trotz Dampfhammer und Bessemeröfen die Darstellung einer solchen riesigen Eisensäule von 50 Fuß Länge und $1^1/_2$ Fuß Durchmesser eine stannenswerthe Leistung sein; wie war aber solche jenen indischen Schmieden der alten Zeit mög-

[1]) Die Geschichte des Eisens in technischer und kulturhistorischer Beziehung von Dr. Ludwig Beck. Erste Abtheilung. Von der ältesten Zeit bis um das Jahr 1500 n. Chr. Mit 315 Holzstichen. Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn, 1884.

Digitized by Google

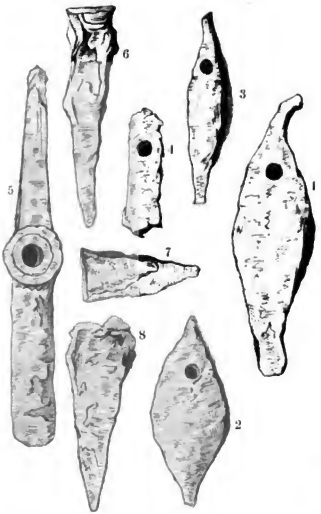
lich, die nichts hatten als ihre Handbälge und geringe Holzkohlen?“ Wir übergehen hier die techniſchen Muthmaßungen, welche Beck über die Herſtellung der Säule anſtellt, und bemerken nur, daß mechaniſche Hilfsmittel, etwa große Fallhämmer, dabei zur Verwendung gekommen ſein müſſen.

Nachdem der Verfaſſer uns gezeigt, wie die heutigen



Aegyptiſches Eiſen aus der großen Pyramide.

Makololo-Eiſenſchmied.



Aſſyriſche Eiſenkuppen aus Khorſabad.

Der Laht von Dehli.

Eingeborenen Indiens das Eiſen in kleinen Oefen darſtellen, geht er zu den innerafiatiſchen und oſtaſiatiſchen Völkern über, berichtet von dem Alter des Eiſens in China und Japan und behandelt dann die Neger in ihrer Eigenſchaft als Metallarbeiter. Bei ihnen finden wir eine ſehr ausgebehnte Eiſeninduſtrie; faſt alle Afrikaner wiſſen das

Digitized by Google

Eisen (als Schmiedeeisen) aus den leichtflüssigen Erzen in kleinen Oefen zu erschmelzen, wobei sie eigenthümliche Blasebälge anwenden. Ihre Schmiedegeschicklichkeit ist eine große, wie die interessanten Waffen beweisen, die Beck abbildet. Die Blasebälge der Eisenschmiede im Makololande bestehen aus zwei hölzernen Schachteln, deren obere Enden mit Leder bedeckt sind, Trommelfellen ähnlich, nur daß sie in der Mitte einen Sack bildeten. Das Gefäß ist mit langen Nasen (Düsen) versehen, durch welche die Luft getrieben wird, indem die schlaffen Lederdeckel vermittelst eines kleinen Stückchen Holzes, das in der Mitte derselben befestigt ist, auf- und niedergezogen wird.

Auffallen wird in den Buche das Kapitel: „Ueber den Gebrauch des Eisens in Alt-Amerika.“ Dasselbe rührt von dem bekannten Archäologen Chr. Hoßmann her und sucht an der Hand der spanischen Quellen den Nachweis zu liefern, daß in Amerika vor der Entdeckung durch Columbus das Eisen bereits bekannt war und gebraucht wurde — eine Ansicht, welche bekanntlich zu der allgemein angenommenen Unbekanntschaft der Amerikaner mit dem Eisen im Gegensatze steht.

Wie die alten Griechen und Römer ihre Metalle benutzten und darstellten, wird nun sehr eingehend an der Hand der Quellen auseinandergesetzt, und hier giebt uns der Verfasser eine Schilderung seiner Ausgrabungen im Römerkastell Saalburg am Taunus, wobei er eine Masse alter Eisengeräthe, Schlacken und am Dreimühlenbourn auch die alten Schmelzöfen der dort einst angesiedelten Römer entdeckte.

Die Geschichte des Eisens im Mittelalter, welche die zweite Hälfte des stattlichen Bandes umfaßt, ist mit einer Einleitung über die prähistorische Zeit in Europa versehen, wobei nochmals auf das schiefe der archäologische Standpunkt des Verfassers hervorgehoben wird, daß nämlich eine scharfe Trennung der Eisen- und Bronzezeit nicht vorhanden und daß nicht die Bronze, sondern das Eisen das älteste von beiden Metallen sei.

Für sehr werthvoll halten wir die Mittheilungen Beck's über die verschiedenen Reste der alten Schmelzmethoden, die in Ausgrabungen zu Tage gefördert wurden, da er dieselben vom Standpunkte des Hüttenmannes erläutert, ferner über die Eisenbereitung der alten Hispanier, Gallier und Germanen. Damit treten wir in die historische Zeit, und es folgen nun rein kulturhistorische Darstellungen über Bergbau, Bergrecht, Stahlfabrikation im Mittelalter, Schmiede, Schwerter und andere Waffen, endlich eine Abhandlung über den Einfluß des Schießpulvers auf die Eisenindustrie, daran anschließend eine Geschichte der ältesten Geschütze u. s. w.

Schon die kurzen, hier gegebenen Andeutungen werden dem Leser sagen, daß wir in Beck's „Geschichte des Eisens“ ein sehr vielseitiges und reichhaltiges Werk besitzen.

Von den Capverdischen Inseln nach Bolama [1]).

Von **Richard Greeff.**

I.

Am Vormittage des 15. November 1879 verließen wir Porto Praia, die Hauptstadt und den Hafen der Capverdischen Insel S. Thiago, um nun unserer nächsten Station, der Insel Bolama an der Küste von Senegambien, zuzusteuern. Lange noch blieb bei der Ausfahrt das malerische Bild von Praia, der blinkenden Stadt oben an der steilen, den Hafen umfassenden Felswand, sichtbar; dann stieg wieder die hohe Gebirgsinsel S. Thiago mit ihren mannigfach gestalteten Kuppen und Pyramiden und den alle überragenden kühnen Horn des Pico da Antonia vor uns auf, bis auch sie mit den übrigen am Horizonte noch auftauchenden Inseln des Archipels immer mehr in blauen Duft sich hüllend und in die weite Meeresfluth niedersteigend unseren Blicken entschwanden. Zugleich kamen wir, einen südöstlichen Kurs gegen das Festland von Afrika einschlagend, bei bedecktem Himmel und grauer Luft in eine überaus heiße und schwüle Atmosphäre, die, nach der langen vorhergehenden Fahrt durch den frischen Passat zwischen Madeira und den Capverden, niederdrückend und erschlaffend auf Körper und Geist wirkte. Schlaftrunken lagen oder saßen die sämmtlichen Passagiere des Schiffes auf Deck und in den Kajüten umher und auch die Mannschaft ging schleichend und schwer ihrem Dienste nach. Seiten habe ich eine so rasche und allgemeine Einwirkung atmosphärischer Einflüsse auf den Menschen bemerkt. Um mich aus diesem Banne zu befreien, benutzte ich das auf unserm Schiffe befindliche Einrichtung zu einem Seewasserbade, das mich zwar anfangs erfrischte, später aber einen Zustand zur Folge hatte, wie ich ihn kaum jemals gefühlt zu haben mich entsinne. Es überfiel mich eine solche unüberwindliche Schlafsucht, daß mir die Augenlider trotz aller Gegenversuche fortwährend wie bleiern niedersielen und ich einschlief, wo und in welcher Lage ich mich befand. So schlepote ich mich, zuweilen gewaltsam aus meiner Lethargie mich aufraffend, bis zum Abend hin in der Hoffnung, daß derselbe einige Erfrischung und Kühlung werde. Aber auch nach Sonnenuntergang zeigte das Thermometer noch 25° R. und in der Kajüte über 30°.

Am 17. November, als ich nach einem langen tiefen Schlafe früh Morgens an Deck des Schiffes kam, waren wir dem afrikanischen Festlande schon ziemlich nahe, ohne dasselbe unserersseits sehen zu können und nun wehte uns auffallenderweise unter blauem, wolkenlosem Himmel wieder kühlere und frischere Luft entgegen, die Fessel, die noch am Tage vorher das Leben im Schiffe gefangen hielt, ebenso rasch und allgemein wieder lösend, wie sie gekommen war. Bald tauchten auch am Horizonte vor uns blaue Streifen Landes auf und gegen Mittag fuhren wir unter ungefähr 11° 20′ nördl. Br. in den Bijagos-Archipel ein, eine Gruppe von größeren und kleineren Inseln und Sandbänken, die vor, zum Theil auch in den mit derzweigten Strommündungen des Rio Casamansa, R. S. Domingos, R. Geba und R. Grande an der Küste Senegambiens liegen.

Eine schönere Fahrt als zwischen diesen lieblichen, meist bis an den Strand mit dunkelm Wald und schimmernden Grasfluren erfüllten Inseln und der ebenfalls tiefgrünen Küste läßt sich kaum denken. Wie auf einem Flusse gleitet

[1]) Fortsetzung von: R. Greeff, Die Capverdischen Inseln, „Globus“ Bd. XLII (1882), S. 9, 39 und 71.

Digitized by Google

das Schiff über die fast spiegelglatte See und da dasselbe wegen des seichten und durch verborgene Sandbänke gefahrdrohenden Fahrwassers nur sehr vorsichtig und langsam, oft anhaltend, vorrücken darf, konnte ich mit vollen Zügen die herrlichen, mir unvergeßlichen Bilder genießen.

Auch durch einige naturwissenschaftliche Beobachtungen ward mein Interesse auf dieser Fahrt lebhaft in Anspruch genommen. Bald nachdem wir uns der Küste genähert hatten, namentlich aber in jenen von den Bijagoz Inseln und dem Festlande gebildeten Meereskanälen sah ich große Quallen mit ihren nach oben gerichteten halbkugeligen Gallertscheiben von goldgelber Färbung und zuweilen einem halben Meter Durchmesser in fast nunmterbrochener Reihenfolge, bald einzeln, bald in ganzen Schwärmen, an unserm Schiffe vorbeischwimmen. Bei der langsamen Fahrt auf der ruhigen von der Sonne beleuchteten See erkannte ich in ihnen bald zu meiner nicht geringen Ueberraschung eine sehr merkwürdige Thierform der portugiesischen Küste, die bereits von E. Haeckel im Tajo bei Lissabon entdeckt und als eine feiner Meinung nach diesem Strome wahrscheinlich eigenthümliche Medusе des brasilischen oder gar des süßen Wassers unter dem Namen Crambessa Tagi beschrieben worden war. Während meines jetzigen Aufenthaltes in Lissabon sah ich die Crambessa fast täglich im Tajo und konnte ihr eine genaue Untersuchung widmen, zu gleicher Zeit auch durch weitere Nachforschungen feststellen, daß sie keineswegs in ihrem Vorkommen auf diesen Strom beschränkt ist, sondern an der portugiesischen Küste eine sehr große Verbreitung hat. Und heute treibt mir nun die Crambessa Tagi an der Küste von Senegambien auf 11° bis 12° nördl. Br. zu Hunderten, ja zu Tausenden entgegen. So war durch diese Beobachtung die Kenntniß der geographischen Verbreitung jener Thierform, der man anfangs ein so kleines Gebiet zugewiesen hatte, auf einmal sehr bedeutend gewachsen und nach den mir anderweitig gemachten Mittheilungen kann ich nicht zweifeln, daß die Crambessa Tagi auch an der Küste von Sierra-Leona, ja vielleicht auch in den Niger- und Kongomündungen vorkommt und somit ein gewaltiges Verbreitungsgebiet an den Küsten des Atlantischen Oceans besitzt.

Fast gleichzeitig mit dieser Medusе bemerkte ich an der Oberfläche des Wassers zahllose längelige oder ovale Körper von Zollgröße und bräunlicher Färbung, die bei der Weiterfahrt sich so mehrten, daß das Meer dadurch fast bräunlich gefärbt erschien. Es gelang mir durch einen Matrosen einige Eimer Wassers an Bord holen zu lassen, in denen eine Anzahl jener räthselhaften Körper sich befand, und ich erkannte sie nun durch die genauere, auch mikroskopische Prüfung, die ich, freilich nicht ohne Schwierigkeit, in meiner Kabine vornahm, als eigenthümliche Algen von Blasenform und schleimiger Beschaffenheit.

So ließ dieser Tag unter den erfreulichsten Eindrücken und Erlebnissen dahin, bis gegen Abend wirren in den Archipel und unsern der Insel Bolama Anker geworfen wurde, da der Kapitän bei dem mit Untiefen drohenden Wasser in der Nacht nicht zu fahren wagte. Unbeschreiblich schön war der Abend und Sonnenuntergang in dieser lieblichen und doch so großartigen Natur, im Anblick der grünen Inseln, die wie Smaragde auf den weiten Wasserflächen erglänzten und der Küste des großen märchenhaften Erdtheiles, aus dem hier vor uns aus unbekannten üppig grünen Küstenlanden jene mächtigen Ströme hervorbrachen.

Am andern Morgen lichtete die „China“ bei prachtvollem Sonnenaufgang wieder Anker und fuhr nun zwischen den Inseln Bolama und Galinhas hindurch in die Strommündung des Rio Grande de Guinala und in den Hafen von Bolama ein, der mitsammt der „Stadt“ an der langgestreckten und gegen den Strom gerichteten Südseite der Insel gelegen ist. Da der Strand hier mit Schlamm und Geröll bedeckt und weit in den Strom hinein flach ist, so können selbst kleinere Boote, insbesondere während der Ebbe, nicht landen, sondern müssen in einiger Entfernung vom Ufer halten. Die Aussteigenden werden dann auf den Schultern der Neger and Land getragen. Diese Procedur nahm heute besonders viele Zeit und für mich, der ich sehnlichst den für den ganzen Tag bestimmten Aufenthalt unserer „China“ im Hafen von Bolama zu einem Besuche der Insel zu benutzen wünschte, viele Geduld in Anspruch, da mit unserm Dampfer, meistens von den Capverden, eine Anzahl portugiesischer Beamten und Kaufleute mit ihren Damen und Kindern, ein buntes Gemisch von Weißen, Mulatten und Schwarzen nach Bolama, dessen Kolonisirung neuerdings wieder erustlicher in Angriff genommen wird, gekommen war, die nun die ohnehin sehr spärlichen Boote mitsammt Gepäck und Waaren 2c. so in Anspruch nahmen, daß für mich lange Zeit kein Raum blieb.

Vom Flusse aus macht die Niederlassung einen freundlichen Eindruck, da gerade dicht am Hafen zwischen grünen Bäumen mit breiter Krone einige ansehnenb stattliche Häuser sichtbar werden, an welche das Städtchen halb verdeckt und dann ringsum die üppig grüne Insel sich anschließen. Beim Landen und dem Eintritt in die „Stadt“ erkennt man aber bald, daß jene Häuser am Hafen die einzigen sind, die auf jenen Namen im bessern Sinne Anspruch machen können und erfährt außerdem, daß es nicht portugiesische, sondern französische Kaufhäuser sind, die, wie es scheint, die Hauptthandelsbewegung der ganzen portugiesischen Kolonie in Händen halten. An der von hier in die „Stadt“ führenden breiten, aber völlig ungepflasterten Hauptstraße und seitwärts von dieser in den Quergassen liegen noch einige niedrig einstöckige und meistens recht ärmliche Wohnungen und im Uebrigen besteht der ganze Ort aus kleinen, fensterlosen, mit Bananen- oder Palmstroh gedeckten Negerhütten. Der Hauptstraße, die vom Hafen durch die Niederlassung und dann nach außen führt, folgend, wandte ich mich dann in das Innere der Insel, überall Neues und Interessantes auf dem seiner ganzen Natur nach mir fremden Boden beobachtend. Kaum lagen die letzten Hütten einige hundert Schritte hinter mir, so sah ich am Wege einen rothen Thurm von kegelförmiger Gestalt und fast 3 m Höhe aufragen, rundum mit unregelmäßigen Zacken und Spitzen besetzt und ansehnend aus einer steinigen Sandmasse aufgeführt. Ich stand, wie ich bald erkannte, vor einem jener merkwürdigen Termitenhügel des tropischen Afrika, über die schon so viele Wunderdinge berichtet worden und die in der That in hohem Grade flammenwerth sind. Auf Schritt und Tritt tauchten nun beim Weitermarsch diese rothen spitzen Steinthürme aus den Gebüschen und den oft mannshohen Grase auf und leuchteten aus einiger Entfernung, fast an gothische Kirchthürme oder Ritterburgen erinnernd, malerisch aus dem frischen Grün hervor. Zuweilen waren sie bis zum Gipfel mit zierlichen buntblühenden Schlingpflanzen und Strauchwerk umwunden.

Das Material, aus dem die sämmtlichen Termitenhügel von Bolama, die ich sah, aufgebaut waren, war der auch überall den Boden der Insel bildende rothe, lehmige Sand mit feinem Wurzelwerk durchsetzt. Die ältern und unbewohnten, resp. die von den Termiten verlassenen Hügel waren steinhart, so daß ich nur mit Mühe Stücke abschlagen konnte. An den bewohnten oder im Bau begriffenen waren die frischen Theile noch ziemlich weich, namentlich nach innen

Digitized by Google

zu und hier sogar noch feucht. Offenbar war der rothe Sand beim Aufbau mitsammt dem Wurzelwerk durch eine mehr oder minder flüssige und klebrige Substanz, dem Absonderungsprodukt der Speicheldrüsen der Arbeiter der Kolonie, verkittet und durch das allmähliche Eintrocknen zu einer fast steinharten Masse geworden.

Schlägt man ein Stück von der Oberfläche ab, so erhält man gleich einen Einblick in den sehr eigenthümlichen Bau des Hügels; derselbe ist durchsetzt von zahllosen Kammern oder Zellen, die durch lamellartige Wände gegen einander abgegrenzt sind und durch Gänge mit einander und mit der Außenfläche des Hügels in Verbindung stehen. Zu gleicher Zeit aber tritt bei einer solchen Störung eine der merkwürdigsten Erscheinungen zu Tage, die das innere Leben eines Termitenhügels auszeichnet. Mit Ungestüm stürzen alsbald aus dem Innern des Thurmes eine Anzahl von „Soldaten" mit ihren großen, fast die Hälfte des ganzen Körpers einnehmenden Köpfen und ihren kühn geöffneten zangenartigen Kiefern hervor, bereit die Ruhestörer anzugreifen und zurückzuweisen. Einige strecken die Köpfe ganz aus den Höhlungen und Gängen der Außenseiten hervor, andere legen nur ihre schwarzen Kiefergangen auf die Brüstungen der Mauern, so den Feind erwartend. Und wie scharf und empfindlich die „Soldaten" angreifen und festhalten, mußte ich einige Male bei der Untersuchung der Hügel und dem Sammeln der Thiere und Stücke derselben erfahren. Diese „Soldaten" bilden nur eine bestimmte Klasse von Individuen des Termitenvolks, denen lediglich die Bewachung und Vertheidigung der Kolonie obliegt. Sie sind die bei weitem größten und kräftigsten, namentlich, wie schon erwähnt, auffallend durch den ungewöhnlich großen, fast monströs aussehenden Kopf und dessen Bewaffnung mit den ebenfalls außerzewöhnlich großen zangenartigen Oberkiefern. Neben den „Soldaten" enthält der Termitenstaat eine zweite Klasse von viel kleineren, anders gestalteten, namentlich mit gewöhnlichen Köpfen versehenen, aber sehr zahlreichen Individuen, die „Arbeiter", die den staunenswerth großartigen Bau allein ausführen, für die häusliche Ordnung in demselben Sorge tragen und die Pflichten der Pflege und Ernährung der Nachkommenschaft ausüben. „Soldaten" und „Arbeiter" sind ungeflügelte Termiten und zur Fortpflanzung nicht fähig, da sie, wie die Arbeiterinnen des Bienenstockes, mit denen sie auch im Uebrigen thatsächlich ihrer Bedeutung für die Kolonie übereinstimmen, geschlechtlich unentwickelte weibliche Individuen sind. Außer diesen enthält die Kolonie noch zwei andere, wiederum für besondere Leistungen bestimmte, Individuengruppen, nämlich geflügelte und geschlechtlich entwickelte männliche und weibliche Termiten, denen lediglich die Erzeugung der Nachkommenschaft obliegt und die sich an den Pflichten der Soldaten und Arbeiter in keiner Weise betheiligen. Sobald in einem Baue die neue Brut der geflügelten Termiten durch die Pflege der Arbeiter ihre geschlechtliche Ausbildung erlangt hat, verläßt sie denselben, um sich, behufs der Begattung, in großem Schwarm in die Luft zu erheben. Nach dem Niederfallen brechen sie sich gegenseitig die Flügel ab und suchen nun als einzelne Paare einen Termitenbau, in dem sich keine Paare und deren Brut befinden, zu gewinnen. Wenige nur erreichen dieses Ziel, da sie ihrer Flügel beraubt unbeholfen und wehrlos sind, auch des Schutzes ihrer „Soldaten" entbehren, und so auf ihrem Wege in großer Menge den Nachstellungen anderer Thiere, denen sie zur Nahrung dienen, unterliegen. Zu ihren erbittertsten Feinden gehören vor allem die Ameisen, insbesondere die sogenannten „Treiberameisen", die förmliche Kriegszüge gegen sie ausführen sollen. Diejenigen Paare, welche einen nur von Arbeitern und Soldaten bevölkerten Bau erreichen, werden hier als „Königspaare" aufgenommen und nehmen die für sie eingerichteten besonderen und geräumigen Zellen tief im Innern des Stockes ein, woselbst die Königin, deren Leib nach der Begattung zu erstaunlich großem Umfang anschwillt, ihre zahllosen Eier ablegt, die von den Arbeitern alsbald in die übrigen Kammern vertheilt und zur Pflege übernommen werden.

So birgt ein solcher Termitenhügel eine streng geordnete Kolonie, einen „Staat", in dem jeder Volksklasse durch Naturgesetz besondere Verrichtungen zugewiesen sind, die sie unablässig und ausnahmslos zum Wohle des ganzen Staates vollziehen und die hier alle in dem einen Ziele sich vereinigen, nämlich der Erhaltung der Art.

Dr. Pogge's letzte Jahre in Afrika.

Dr. Paul Pogge hatte sich bekanntlich im Mai 1882 von Lieutenant Wißmann in Nyangwe am oberen Kongo getrennt und war in das Land des Mukenge oder Kalamba (sammelt des Lulua, unter 22° 24' östl. v. Gr. und 6° 6' südl. Br.) zu der dort von ihm begründeten Station zurückgekehrt, um dort bis zum 9. November 1883 zu verweilen. Von dort sandte er einen von Mitte Oktober 1883 datirten Bericht ein, das letzte ausführliche Schreiben, welches wir von ihm besitzen. Er erzählt darin von dem raschen Aufblühen der Station, der Vergrößerung ihrer Felder und Herden, dem Ansehen, welches sie selbst weit und breit genießt, und der gesteigerten Macht, welcher der Häuptling Mukenge sich in Folge der Anwesenheit eines Weißen bei seinem Baschilange-Volke zu erfreuen hatte. Als Pogge von seiner Lualabareise zurückkehrte, fand er nur ein Wohnhaus und einige junge Plantagen vor; aber es mangelte an den nöthigen Lebensmitteln und an Tabak. Sofort mit dem Beginne des ersten Regens begann er deshalb anschnliche Reis-, Gemüse- und Tabakpflanzungen anzulegen und es gelang ihm, „bei der ausgezeichneten Fruchtbarkeit des Bodens" in kurzer Zeit recht produktive Kulturen von Bananen, Bataten, Reis, Kohl, Tomaten, Tabak u. zu schaffen. Ueberhaupt schildert er das Land der Baschilange als ein für Ackerbau vorzüglich geeignetes; die Bestellung des Bodens ist leicht, so daß die Eingeborenen in Folge dessen eine reine Brachwirthschaft betreiben und jedes Jahr neue Urbarmachungen für ihre Plantagen (besonders Maniok, Büffelbirse, Bohne, Pferdezahnmais und zwei Arten Erdnüsse) vornehmen. Außerdem finden sich in geringeren Quantitäten an Nutzpflanzen Bataten, Yams, zwei Knollengewächse unbekannten Namens, Malven, Kürbisse, Ricinus, Baumwolle, Hanf, Tabak und zwei Arten Capsicum. Besonders unterstützt wird der Ackerbau hier durch den reichlichen Regenfall während der Regenzeit; Dr. Pogge bezieht sich in dieser Hinsicht auf die Aussage des Dolmetschers Bizerra, welcher so ziemlich sein ganzes

Digitized by Google

Leben in Lunda, Kioko und im Baschilange-Lande verbracht und niemals einen Regenmangel daselbst erlebt hat, während er sehr wohl weiß, welche verderblichen Folgen die Dürren oftmals in Kassandsche und Malandsche auf die Ernten ausgeübt haben. „Welche enormen Kulturen — schreibt Dr. Pogge — würde ein europäischer Pflanzer hier vornehmen können, mit wie geringen Arbeitskräften und mit wie viel Aussicht auf sichern Erfolg im Vergleiche mit solchen in Europa, speciell Norddeutschland! Welche Arbeitskräfte erfordert in Deutschland die Urbarmachung von gutem Boden (Waldrodungen, mehrfache Beackerungen, Drainagen, Bedingungen ꝛc.) und welchen verderblichen Wettereinflüssen (Regen und Dürren, Sturm, Schnee und Hagel) sind die Saatfelder dort ausgesetzt!

Der Ansicht vieler Reisenden, daß ein Europäer hier keine Handarbeiten dauernd vornehmen könne, widerstreite ich auf das entschiedenste. Ein europäischer Arbeiter wird gewiß nicht im Stande sein, ohne gesundheitsschädliche Folgen hier ebenso lange und schwer zu arbeiten, wie in Europa, aber ebenso zweifellos wird er vermögen, ohne erhebliche und der Gesundheit nachtheilige Körperanstrengung des Morgens und während des späteren Nachmittags einige Stunden leichte landwirthschaftliche Arbeiten, etwa mit dem Pfluge, zu verrichten — und eine Arbeitsstunde bringt in landwirthschaftlicher Beziehung hier in Afrika vielleicht zehnmal mehr Resultate als in Norddeutschland. Hausarbeiten (d. h. Arbeiten im Schatten eines Hauses vollzogen) werden hier von Europäern ebenso lange vorgenommen werden können wie in Europa, denn es ist nicht die relative Wärme, sondern es sind nur die brennenden Strahlen der Sonne, die wese thun und vor denen namentlich ein Ankömmling sich schützen muß.

Das hiesige Klima ist recht gesund und ich kann versichern, daß ich während einer Zeitdauer von über zwei Jahren, die ich östlich vom Kassai verlebt habe, mich nur ein einziges Mal unwohl gefühlt habe, und zwar war dies in Njangwe, dem nach meinen Erfahrungen am wenigsten gesunden Orte im Innern des Kontinents. Es ist gewiß warm, denn das Thermometer zeigt ziemlich konstant des Morgens mit Sonnenaufgang ungefähr 19 bis 21 Grad, Mittags 27 bis 30 Grad, 2 Uhr Nachmittags 29 bis 32 Grad und Abends mit Sonnenuntergang 21 bis 25 Grad, aber leichte westliche Brisen während der Regenzeit und östliche, oft starke Winde während der trockenen Zeit bringen meist erfrischende, angenehme Kühlung."

Von Raubthieren giebt es nur Leoparden, kleine Schakale, Wildkatzen und Hyänen; doch sagt Pogge ausdrücklich, daß die Station niemals von schädlichem Gethier heimgesucht oder belästigt wurde und daß sein Wohnhaus stets frei von jeglichem Ungeziefer, auch Mukitos, gewesen ist. Jagdbare Thiere giebt es wenig, aber Nutzhäger der verschiedensten Qualität, für Bau- und Luxuszwecke passend, finden sich in unerschöpflicher Menge in den Wäldern, leichte und schwere, weiche und harte in den verschiedensten Farben und Schattirungen; viele Bäume schwitzen Harze aus und andere tragen ölreiche Früchte. Auch liefert das Land noch sehr viel Kautschuk; aber die hohen Transportkosten stehen nicht im Verhältniß zu seinem Werthe. Die Elfenbeinvorräthe sind nach ungefähr fünfzehnjährigem Handel jetzt vollständig erschöpft und der Elephant ist nach der Einführung von Feuerwaffen ausgerottet, entweder getödtet oder verjagt.

Ethnographisches enthält dieser letzte Bericht Dr. Pogge's sehr wenig, darunter jedoch folgende interessante Sittenschilderung:

„Bei dem ersten Empfange fremder Häuptlinge und ihres Gefolges herrscht am Hofe Kalamba's für gewöhnlich folgendes Ceremoniell. Wenn eine solche Tributkarawane ankommt, begiebt sie sich zuvörderst nach dem Marktplatze des Ortes, der Kiota, bringt dort die Nacht im Freien zu und begiebt sich am nächsten Morgen in corpore, Männer und Weiber, mit Zurücklassung ihrer Besleidung in puris naturalibus nach einem etwa 400 m östlich vom Dorfe fließenden Bache und nimmt dort ein gemeinsames Bad. Am zweiten Morgen, nachdem die zweite Nacht über ebenfalls im Freien auf der Kiota zugebracht worden ist, wallfahrtet die ganze Gesellschaft in demselben Anzuge nach einem ungefähr 250 m südlich vom Orte gelegenen Bache, reinigt sich zum zweiten Male durch ein Bad und begiebt sich dann vor Kalamba's Wohnung, wo die ganze Schar Posto nimmt, und zwar in zwei Gruppen getheilt, die Männer und Weiber für sich. (Ich sah gegen 40 bis 50 Weiber und ebensoviel Männer hier so versammelt.) Soll die Handlung besonders feierlich vorgenommen werden, so erscheint Kalamba selbst (er läßt sich auch manchmal vertreten), nimmt auf einem kleinen Schemel Platz und bemalt mit einem Stück weißen Thons (hier lupemba genannt) den vorderen Oberkörper einer jeden dieser durchaus paradiesischen, ihre Huldigung darbringenden Gestalten. Die Männer treten zuerst vor und wieder ab, nachdem ihr Körper und die Stirn mit einem breiten weißen Längsstrich versehen ist; dann kommen die Weiber. Nach Beendigung dieser Beschmierungsakte gehen alle wieder auf den Marktplatz, bekleiden sich dort und kehren einzeln oder zusammen wieder zu Kalamba zurück, und es beginnt die gestirchtete Pfefferkur, indem durch die offene Spitze einer kleinen Blätterdüte der ausgequetschte Saft von Capsicum in beide Augen getröpfelt wird. Während dieser Procedur hat der Täufling eine Art von Beichte abzulegen und sie auf alle möglichen Fragen zu antworten, auch Gelübde zu thun, z. B.: Hast du schon gestohlen? Einen Menschen getödtet? Besitzest du Fetische? Willst du ein gehorsamer Sohn sein? u. s. w. Ich selbst war einige Male Zeuge renmüthiger Geständnisse seitens der Beichtkinder. Hiermit ist die Ceremonie beendet. Die Leute quartiren sich demnächst in die Ortswohnungen ein, oder sie bauen sich, wenn sie längere Zeit hier zu bleiben gedenken, eigene Wohnungen und werden von Kalamba und den hiesigen Einwohnern verpflegt. Gelegentlich werden größere Hanfrauchfeste zu Ehren der Gäste veranstaltet und der betreffende Häuptling empfängt von Kalamba einige annäherend im Verhältnisse zum Werthe seiner Geschenke stehende Gegengeschenke.

Dieses Empfangsverfahren kommt indessen, wie gesagt, nur bei solchen Unterthanen in Anwendung, die Kalamba entweder zum ersten Male besuchten oder die ihm ungehorsam waren. Ich habe einer Schwester Kalamba's, der Weiß, bereits Vorwürfe wegen dieses höchst unliebsamen Verfahrens gemacht und habe auch einige größere Häuptlinge davor gerettet; ihre Antwort war indessen: von dieser Pfefferprobe sei noch niemand gestorben."

Am 9. November 1883 trat Dr. Pogge den Rückmarsch von Mukenge an und besuchte zuerst den nördlich davon wohnenden Baschilange-Häuptling Mofuka und von dort den fünf Tagereisen gegen Nordnordwesten gelegenen Einfluß des Lulua in den Kassai. Dann zog er an demselben aufwärts, überschritt ihn bei Kikassa und passirte Lunda in westlicher und südwestlicher Richtung. In Mofuka wurde er jedoch von einem so starken Durchfall befallen, daß er zu seiner Erholung zwei Tage liegen bleiben mußte. In Malange, wo er am 9. Februar 1884 anlangte, traf er mit seinem alten Gefährten Lieutenant Wißmann zusammen, dem sein „ungemein nervös erregter Zustand" auffiel, ohne daß derselbe aber ahnte, wie rasch es mit Pogge zu

Digitized by Google

Ende gehen sollte. Ueber seinen Tod giebt dann folgender Brief des stellvertretenden deutschen Konsuls Wenniger in Loanda an den Vorstand der Afrikanischen Gesellschaft Nachricht.

„Loanda, 17. März 1884.

Ich habe Ihnen die traurige Nachricht mitzutheilen, daß der berühmte Reisende Dr. Paul Pogge heute, am 17. März Morgens um 5½ Uhr im Holländischen Hause zu Loanda an einer Lungenentzündung gestorben ist. Am 28. Februar via Dondo hier eingetroffen, litt er schon an einem hartnäckigen Husten, was, wie er sagte, schon von mehr denn einem Jahre datirte und, wie er meinte, sehr gut in Deutschland kurirt werden sollte.

Dr. Pogge war dabei sehr schmuck und, obwohl er guten Appetit hatte und weiter sehr lebhaft war, wurde ihm doch angerathen einen Arzt zu konsultiren, bevor er nach Europa abginge, leider ohne Erfolg.

Gestern Morgen kam Dr. Pogge wie gewöhnlich von der oberen Stadt um zu essen nach dem Holländischen Hause, war aber ganz abgemattet und konnte kaum Athem holen. Er wurde zu Bett gebracht, der Arzt wurde gerufen, zuletzt ein Pflaster appliciert, aber alles war vergebens. Die Krankheit war schon zu weit vorgeschritten und seine Schwäche that das Weitere.

Dr. Pogge wollte gestern Abend mein Wort haben, daß ich, im Falle seine Krankheit tödlich verlief, sein Tagebuch verbrennen würde, was ich bestimmt verweigerte.

Er wurde heute Abend auf dem protestantischen Kirchhofe beerdigt. Ich meinte hier in Loanda die traurige Ehre erfüllen zu müssen, für eine würdige Beerdigung Sorge zu tragen. Alle Civil- und Militärbehörden und sehr viele Verehrer des berühmten Reisenden haben den Sarg bis zur letzten Ruhestätte begleitet.

Die hinterlassenen Sachen habe ich einstweilen aufbewahrt. Sie werden dieselben sammt Todtenschein und weiteren Beilagen von der Direktion dieses Hauses in Rotterdam so bald wie möglich erhalten."

Aber wenn auch die Afrikanische Gesellschaft ihren erfolgreichsten Reisenden in so trauriger Weise verlor, so ist sie doch entschlossen, sein Werk nicht aufzugeben. Bereits hat sich eine neue Expedition, bestehend aus Lieutenant E. Schultze als Leiter, Lieutenant Kunth als Topograph, Dr. med. Wolff als Arzt und Anthropolog und Dr. phil. Büttner als Botaniker und naturwissenschaftlicher Sammler, in die von ihm erschlossenen Gebiete begeben, um deren so rühmlich begonnene Erforschung fortzusetzen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der projektirte Donau-Elbe-Kanal hat in der betreffenden Kommission des österreichischen Abgeordnetenhauses nach Einziehung von Sachverständigen-Urtheilen eine sehr günstige Beurtheilung gefunden. Derselbe soll die Donau bei Kornenburg verlassen, die Moldau bei Budweis treffen und verlangt die Kanalisirung der letzteren bis Melnik. Der eigentliche Kanal würde eine Länge von 222 km haben, die zu kanalisirende Strecke der Moldau eine solche von 246 km. Die Scheitelstrecke läge 551 m über der Adria; im Anstieg hätte der Kanal 130, im Abstieg 55 Schleusen und die kanalisirte Moldau deren 62, somit per Schleuse eine durchschnittliche Haltungslänge von 1.8 km. Die Verkehrslänge von Wien bis Melnik wäre gegenüber der Staatsbahn um 10, der Nordwestbahn um 95 und der Franz-Josef-Bahn um 70 km länger als diese Schienenwege.

— Eine Zuschrift der „Wiener Presse" aus Serajewo bietet ein Bild des gegenwärtigen Standes des Bergbaues in Bosnien. Die Zuschrift konstatirt zunächst, daß die nach der Okkupation durchgeführte geologische Erforschung der okkupirten Provinzen ein überraschendes Bild von dem Mineralreichthume der beiden Länder ergeben habe. Es seien ausgedehnte Braunkohlenlager, vorzugsweise auf den Linien Serajewo-Zhenica-Zhepitsche, Konitza-Mostar-Buna, Peniawor-Banjaluka-Trawnik und im Gebiete von Dolnja-Tuzla gefunden worden. Ferner seien Fahlerze, Malachite und Kupfererze bei Kreschevo, Quecksilbererze am Berge Inatsch und in Podgoreliza, Bleierze in Jasenowiza, Borowiza, Olowo und Srebrenitza; Mangenerze im Ozrengebirge; Eisenerze in Waresch, Borowiza, in der Swjesha-Planina und an mehreren anderen Orten vorhanden. Eine überaus ergiebige Salzregion finde sich bei Dolnja-Tuzla. Es sei der Versuch gemacht worden, die österreichische Montanindustrie für den bosnischen Bergbau zu interessiren. Es wurde zuerst ein Berggesetz geschaffen, eine Berghauptmannschaft, ein Berggericht erster Instanz und ein Bergobergericht in Serajewo eingerichtet und dann mit Zuhilfenahme österreichischer Industrieller und Gebindstitute eine Gewerkschaft unter dem Namen „Bosnia" mit 100 Antheilscheinen gegründet, von denen das bosnische Landesärar 20 übernommen hat. Die „Bosnia", welche unter der sachmännischen Leitung des Oberbergrathes Walter steht, hat bereits sechs Werke in vorbereitendem Betrieb gesetzt, die insgesammt eine sehr hoffnungsvolle Montanindustrie versprechen. M. J.

— Von den etwa 2 Millionen Einwohnern Norwegens leben nur etwa 700 000 im Innern des Landes, alle übrigen aber an den Küsten, darunter 220 000 nur auf den Inseln. Das wäre nicht möglich, wenn nicht ein großer Theil dieser Küstenbewohner in den Meere eine stets bereite Bezugsquelle fände. Fast ein jeder, auch wer nicht wiederholt oder dauernd auf die Fischerei fährt, betreibt seine „Heimfischerei" (Hjemfiskeri).

(L. Passarge, Sommerfahrten in Norwegen.)

Asien.

— Ueber Ausgrabungen der Ruinen einer alten Stadt in der Nähe von Samarkand berichtete H. Krestowsky in der Märzsitzung der Archäologischen Gesellschaft in St. Petersburg. Die Ausgrabungen wurden im vorigen Jahre unter seiner Leitung angestellt. Die Ruinen befinden sich auf einem Hügel in der Nähe Samarkands; der Hügel ist offenbar früher durch Mauern befestigt gewesen, dabei finden sich Reste von Häusern, Hausgeräth und menschliche Gebeine. Nach turanischen und arabischen Quellen soll hier im hohen Alterthume zur Zeit Makis eine große Stadt, Aphrosiab, existirt haben. Der Volksregende nach sei es die Hauptstadt eines mächtigen Reiches gewesen, welches Europa, Kleinasien und Indien umfaßt habe. Hier auf dem Hügel habe das prächtige Königsschloß mit unterirdischen Gängen und Korridoren gestanden; am Ende der Korridore hatten, so erzählen die Sagen, jene alten Herrscher ihre Reichthümer aufgespeichert. — Das Resultat der Ausgrabungen

Digitized by Google

erweist, daß es sich wirklich um eine sehr alte Stadt handelt. Es lassen sich am Hügel einige nach ihrem Inhalt verschiedene Schichten beobachten. Im Allgemeinen lassen sich dieselben in zwei Kategorien theilen. Die eine besteht aus lockerer Erde mit den Resten menschlicher Kultur, die andere Kategorie umfaßt lehmige, dichte Schichten, wie es scheint, Niederschläge, welche dem Wasser ihre Entstehung verdanken; in dieser allein sind Pflanzenreste entdeckt worden. Die einzelnen Kulturschichten sind wesentlich von einander unterschieden. In den tiefen Schichten finden sich schöne Glassachen, welche in der obern fehlen; die tiefste Schicht beherbergt die Reste einer sehr primitiven Kultur: grobe Geräthe aus Thon und Stein. — Neuerdings meldete die „Oestliche Rundschau" (Nr. 22), daß Herr N. A. Wesselowsky nach Turkestan sich begeben werde, um die begonnenen Ausgrabungen der Ruinen von Afrosiab fortzusetzen, mit Unterstützung der Archäologischen Gesellschaft in St. Petersburg.

— Die „Turkestaner Zeitung" meldet die Entdeckung der Ruinen einer alten Stadt. Am rechten Ufer des Amu-Darja, etwa 20 km von Namangan, beim jetzigen Dorfe Achsy, finden sich Ruinen einer Stadt Achsy, deren Existenz in das Alterthum weit hineinragt. Angezeigten berichten, daß auf einer etwas erhöhten Gegend Reste von Ziegelmauern und anderm Bauwerk in großer Ausdehnung sichtbar seien; jetzt seien freilich alle vom Sande bedeckt. Dem Gerüchte nach ist bisher schon in diesem Territorium allerlei gefunden worden: Kessel, irdene Geschirre, menschliche Gebeine. Neuerdings haben die Bewohner der Umgegend energisch zu graben angefangen und sollen dabei auf kleine Krüge (Urnen?) gestoßen sein, welche mit Blei verschlossen im Innern Gold- und Silbermünzen, Perlen und weibliche Schmuckgegenstände beherbergten; ferner sei ein aus gebrannten Ziegeln gemauerter Gang mit deutlichen Spuren einer Wasserleitung entdeckt. Die Ziegel sind in solcher Menge vorhanden und so brauchbar, daß sie um 40 Kopeken (ca. 80 Pfennig) das Hundert verkauft werden. Eine Beerdigungsstätte mit vielen menschlichen Gebeinen ist gefunden worden, ferner ein Gebäude, welches offenbar als öffentliches Bad diente.

— In der Sitzung der Royal Geogr. Society vom 9. Juni hat Herr W. W. Graham einen Vortrag über seine Bergbesteigungen im Himalaya gehalten. Ohne auf die Einzelheiten desselben eingehen zu wollen, machen wir nur auf den eigenthümlichen Vergleich aufmerksam, den er zwischen dem Himalaya und den Alpen angestellt hat, um durch denselben die kolossalen Abmessungen des ersteren mehr hervortreten zu lassen. Die Alpen haben nur zwei Spitzen, die sich über 15 000 Fuß (englisch) erheben, sechs oder sieben über 14 000 Fuß und nur etwa dreißig, die man als bedeutende Spitzen bezeichnen kann, wogegen im Himalaya 1100 Spitzen gemessen sind, deren Höhe über 20 000 Fuß beträgt.

Uebrigens behauptet Herr Graham, daß trotz der zahlreichen Ausnahmen des topographischen Dienstes nur wenige wichtige Bergbesteigungen bekannt sind, da die Offiziere der derartige Unternehmungen nicht genügend vorbereitet seien; demzufolge seien auch die Karten der über der Schneegrenze gelegenen Theile des Landes fehlerhaft.

Die Schneegrenze hatte sich immer bei den Besteigungen als ein bedeutendes Hinderniß gezeigt; sie senkte sich zuweilen bis auf 5000 Fuß, die Grenze des ewigen Schnees nahm er auf der Nordseite zu 16 000, auf der Südseite zu 17 000 Fuß an. Bei dem Dunagiri, 23 186 Fuß hoch, gelangte er bis 500 Fuß vom Gipfel.

— Die letzte Reise des englischen Residenten Sir Hugh Low und seiner Ingenieure in Oberperak hat unerwartete Resultate ergeben. Die Forscher sind längs des Perakflusses bis über 5° 50′ nördl. Breite vorgedrungen und haben gefunden, daß die Quelle desselben nur etwa 15 Meilen vom Golf von Siam entfernt ist. Demnach besitzt das Thal des oberen Perak eine weit größere Ausdehnung, als man vermuthet hatte, wohingegen die Oberfläche der Siam unterworfenen Staaten Quedah, Patani und Tringgam bedeutend kleiner ist, als bisher angenommen wurde. Reiche Goldminen wurden auf beiden Flußufern entdeckt. Der Perakfluß scheint bestimmt, für diesen Theil der malayischen Halbinsel die große Handelsstraße der Zukunft zu bilden, wodurch allerdings Penang einiger Abbruch gethan werden würde.

— Der englische Civilingenieur Holt-Hallett ist von seiner Reise durch das nördliche Siam („Globus" Bd. 45, S. 112) in Bangkok eingetroffen und von dort nach England zurückgekehrt. Seine Expedition, welche er von dem englischen Hafen Moulmain aus antrat, dauerte 5½ Monate und war, namentlich in ihrer zweiten Hälfte, sehr beschwerlich, doch erfolgreich. Bereits im November will er nach Hinterindien zurückkehren und seine Aufnahmearbeiten fortsetzen. Dr. Cushing, der ihn begleitende Linguist, konnte wegen Krankheit nur den Anfang der Reise mitmachen und mußte sich am 20. April von ihm trennen. Die eingeborenen Mitglieder der Expedition, aus Indien und Birma stammend, litten so viel von Fieber und Dysenterie, daß Holt-Hallett sie ablohnen mußte und für sein nächstes Unternehmen neue Leute anwerben wird. Im Ganzen konnte er 1500 englische Meilen Route aufnehmen, die Lage der Schan-Gebirge bestimmen, Vokabularien der Eingeborenensprachen sammeln und geschichtliche Studien über die verschiedenen Schan-Staaten machen. Die Aufnahme, welche er fand, war überall gut, sehr im Gegensatze zu Karl Bock, der vor ihm dort gereist ist und ein ungünstiges Andenken hinterlassen hat.

— Siam hat die Herstellung einer Telegraphenlinie beschlossen; vielelbe soll in der nächsten trockenen Jahreszeit von Bangkok nach Zimmeh (Xieng-mai) und später von dort nach Birma geführt werden.

— Aus Peking kam unlängst die Nachricht, daß die chinesische Regierung aus strategischen Gründen im Prinzipe sich für die Erbauung von Eisenbahnen entschieden habe, was als ein Erfolg von Li-hung-tschang und seiner fortschrittlich gesinnten Anhänger angesehen werde. Da es unmöglich sei, Chinesen den Betrieb und die finanzielle Seite anzuvertrauen, so beabsichtige man, beides Fremden zu übergeben, die in chinesische Dienste treten müßten, also in derselben Weise zu verfahren, wie bei den musterhaft von Ausländern verwalteten Hafenzöllen. — Dem gegenüber können wir nur sagen, daß wir nicht eher an eine Eisenbahn in China glauben werden, als bis dieselbe sich im Betriebe befindet, und daß auch dann immer noch, wie die Erfahrung gezeigt hat, die Gefahr nahe liegt, daß die bereits bestehenden Schienenwege in Folge einer reaktionären Strömung wieder aufgerissen werden. China schreitet nicht so rasch fort, als manche uns glauben machen wollen.

— Prshewalski's Werk über seine dritte Reise in Hochasien, welches unseren Lesern in seinen Hauptzügen durch fünf Artikel im vorigen Bande bekannt geworden, ist jetzt vollständig ins Deutsche übertragen worden, und zwar von Stein-Nordheim unter dem Titel „Reisen in Tibet und am oberen Laufe des Gelben Flusses in den Jahren 1879 bis 1880" (Verlag von H. Costenoble, Jena, wo auch vor 7 Jahren beselben Autors „Reisen in der Mongolei" erschienen sind). Ueber die hervorragende Bedeutung dieser Wanderungen in geographischer und naturwissenschaftlicher Beziehung ist es unnöthig, viel Worte zu machen; einige Zahlen mögen genügen. Auf seinen bisherigen drei Reisen nahm Prshewalski 22 400 km Route auf, bestimmte 48 Breiten, 212 Höhen und machte täglich dreimal meteorologische Beobachtungen, sammelte 12 000 Exemplare von Pflanzen und 11 232 Säugethiere, Vögel, Amphibien, Fische und Insekten, sowie zahlreiche mineralogische Proben. Daß die Resultate so erfolgreicher Reisen dem deutschen Publikum zugänglich gemacht werden, ist mit Freuden zu begrüßen; wenige vermögen Jagdgeschichten und Beobachtungen über Thier- und Pflanzenleben so hübsch zu erzählen, wie der be-

Digitized by Google

rühmte russische Generalkabsoberst. — Die Ausstattung des Buches ist gut; nur hätte den Namen größere Sorgfalt zugewendet werden müssen. Solche Uebersetzungen müssten von Leuten revidirt werden, die mit der behandelten Gegend einigermaßen vertraut sind. Häufig beibehaltene russische Kasusendungen wie Kerie statt Kiria, Saluena statt Salwen, Kambodschi statt Kambodscha, Sebledia statt Setledsch, Jambow statt Jamben (chinesische Silberbarren), Jupan statt Jünnan, Liga statt Urga, Murkroft statt Moorcroft, Latam statt Latham u. s. w. beweisen die Richtigkeit unserer Ansicht.

Afrika.

— Man sucht in Holland eine Gesellschaft mit 15 Mill. Gulden Kapital zu bilden, deren Zweck die Herstellung einer Bahnverbindung zwischen der Delagoabai und Prätoria ist; vorläufig soll die Eisenbahn jedoch nur bis zu einem Punkte im Drachengebirge (resp. nur von der portugiesischen Grenze, 82 km von der Delagoabai bis zu dem zuletzt erwähnten Punkte) gebaut werden. Für den auf portugiesischem Gebiete gelegenen Theil hat die portugiesische Regierung bereits eine Concession verliehen, mit deren Inhaber man sich zu verständigen suchen wird; sollte dies nicht glücken, so wird man von der Bai bis zur Grenze einen Tramway anlegen, für den man bereits die Concession erhalten hat. Die Verbindung vom Drachengebirge bis nach Prätoria, 180 km in der Luftlinie, wird vorläufig nur durch gewöhnliche Wege stattfinden.

— Als Stanley zum ersten Male den Kongo hinabfuhr, galt sein heftigster Kampf den Bangala, welche auf dem rechten Ufer wohnen, nördlich vom Aequator, oberhalb der Stelle, wo der Strom plötzlich nach Süden umbiegt. Als er sie im letzten Januar wieder aufsuchte, wurde er dagegen friedlich empfangen; eine Station im ihrem Gebiete zu errichten, ist aber erst zu Anfang Mai 1884 dem Hauptmann Haussens geglückt; welcher mit drei Dampfern dort anlangte und bei dem großen Häuptlinge Matampwite freundliche Aufnahme fand. Derselbe ist König von Ibofo, wie das gesammte, von Bangalas bewohnte Gebiet heißt. Noch am Tage der Ankunft wurde zwischen den Beiden und den Negern Blutsbrüderschaft geschlossen, und am nächsten Morgen fand eine weitere Ceremonie statt, durch welche der Bund noch größere Kraft erlangen sollte: man fällte nach einem bestimmten Ritual eine Fetischpalme, und die Richtung, in welcher dieselbe fiel, lieferte den Beweis, daß Nsalsi (Hanssens' Name bei den Negern) dem Könige Matampwite mit Leib und Seele ergeben sei. Demnach waren lange Verhandlungen erforderlich, um zum Ziele zu kommen, da des Königs ältester Sohn sich bestimmt jeder Neuerung widersetzte. Erst am 8. Mai nach einem langen Palaver wurde der Vertrag unterzeichnet, das nöthige Terrain für eine Station abgesteckt und nicht bei darauf befindlichen Häutern und Bananenbäumen gekauft. Lieut. Coquilhat bezog mit 26 Mann die neue Station, wo einer der Dampfer zurückblieb, während die beiden anderen ihre Reise nach der Station an den Stanley-Fällen fortsetzten. Hanssens hat auf dieser Fahrt noch an drei oder vier anderen Stellen Terrain erworben und Stationen errichtet. Zu Anfang August wollte er von den Stanley-Fällen in Leopoldville zurück sein.

— Im Verlage des neugegründeten Institut National de Géographie in Brüssel hat Dr. J. Chavanne vor seiner Abreise nach dem unteren Kongo eine „Carte de l'Afrique Equatoriale entre le Congo et l'Ogooué" erscheinen lassen, welche zum ersten Male zeigt, welche Routen von den Beamten der Association Internationale Africaine (Grant, Elliot, Haron, Orban und Amelot, Van de Velde, Milsé und Hanssens) in dem Gebiete zwischen Kwilu und Kongo zurückgelegt worden sind. So erfreulich es ist, daß man in Brüssel endlich das Stillschweigen über die Vorgänge am Kongo bricht — wie diese Karte und die Zeitschrift „Le Mouvement Géographique" beweisen — so darf man doch die etwas rohe Karte, welche außer jenen Routen auch die Stationen der Association, die verschiedenen Missionsstationen und die europäischen Faktoreien verzeichnet, nur als Abschlagszahlung betrachten. Vielleicht, daß mit Stanley's Ankunft in Europa, welcher am 6. Juni den Oberbefehl am Kongo seinem Nachfolger de Winton übergeben und dann die Rückreise angetreten hat, weitere Resultate seiner Fahrten und Licht treten. Auch in Paris werden nächstens die in daselbe Gebiet fallenden Routen de Brazza's und Mizon's veröffentlicht werden, wahrscheinlich in Hauptmann de Lannoy's großer Karte von Afrika; sie zeichnen sich durch Breiten- und zahlreiche Höhenbestimmungen aus und machen den Eindruck größerer Genauigkeit als die der belgischen Reisenden.

Australien.

— Spiele der Nordaustralier. In den Schilderungen, welche Eduard Palmer von den nordaustralischen Eingeborenen in der Sitzung des Londoner Anthropologischen Instituts vom 13. November 1883 entwarf, wurden auch die Spiele derselben erwähnt und sie sind in vieler Beziehung charakteristisch und interessant. So sitzen sie in einem kleinen Kreise auf dem Boden und lassen die Linse aus dem Auge eines Katzenschen von Hand zu Hand gehen, bis einer von ihnen dieses kleine Object plötzlich in den Sand wirft. Wer die Linse wiederfindet, ist Gewinner und das Spiel beginnt von neuem. Auch Ballspiele sind ihnen bekannt. Eine Lieblingsbeschäftigung dieser Schwarzen (am Carpentariagolf) ist es, an bedeckten Tagen unter den Bäumen nach den Exkrementen einer kleinen Honigbiene zu suchen. Dieses Insekt bleibt zu solchen Tagen auf den Bäumen sitzen und die Schwarzen suchen nun im Grase und auf dem Boden nach dem winzigen Kothe des Thierchens, der auf die Hand gelegt ein kaum sichtbares Körnchen darbietet. Es ist dieses wohl nur eine Uebung der Schärfe des Auges. Wieder in eine spielende Beschäftigung die Nachahmung aller möglichen Fußspuren von Menschen, Säugethieren, Vögeln im Sande, die ihnen mit bewundernswerther Geschicklichkeit gelingt. Sie sind in diesem Fache so gewandt, daß sie die Fußspuren eines jeden unter ihren Bekannten sofort erkennen.

— Die Einfuhr an Wolle in England während des Jahres 1883 war, wenngleich geringer als im Vorjahre, doch immerhin eine sehr beträchtliche. Sie belief sich auf 1428264 Ballen oder 40432 weniger als im Vorjahre. Die australischen Kolonien, mit Einschluß von Neu-Seeland [1]) lieferten 999782, die Kapkolonie und Natal 187368, die Falklandinseln 5726, Rußland, die Türkei und andere europäische Staaten 106394, Ostindien, Persien und andere Gegenden Asiens 84339, Peru, Chile und La Plata 29946, die Levante, Nordafrika u. s. w. 27915. Rechnen wir dazu die Wollproduktion Großbritanniens mit 534700 Ballen, so ergiebt dies insgesammt 1962964 Ballen oder 628230515

[1]) Die australischen Kolonien zählten am 31. März 1883 insgesammt 80811656 Schafe. Davon entfielen auf Neu-Südwales 36114814, auf Neu-Seeland 12985985, auf Queensland 12043893, auf Victoria 10174246, auf Süd-Australien 6388366, auf Tasmanien 1845455 und auf West-Australien 1259797. Durch den von Alexander Forrest im Norden von West-Australien entdeckten schönen Kimberley-Pastoraldistrikt wird sich der Schafbestand dieser Kolonie schon in nächster Zeit beträchtlich mehren. Der Schafbestand Australiens wird nur noch durch den in den La Plataprovinzen übertroffen, welcher 95 Mill. zählt. Der dortige Boden besteht zum großen Theile aus schwarzem, viele Fuß tiefem Alluvium, auf welchem angesäete europäische Gräser vorzüglich gedeihen und im Sommer bei weitem nicht so verdorren wie in Australien. Große, noch unbelegte Flächen besten Weidelandes sind noch zu einem verhältnißmäßig billigen Preise zu haben.

Digitized by Google

englische Pfund Wolle, über welche auf den englischen Märkten verfügt ward. Man sieht hieraus, daß von dem gesammten Wollimport Englands über zwei Drittel den australischen Kolonien zufallen. Kein anderes Land producirt zur Zeit so ausgezeichnete Merinowolle wie Australien.

Bekanntlich bilden Weizen, Gold und Wolle die wichtigsten Stapelprodukte in Australien. Die letztjährige Weizenernte war, nach verschiedenen Misernten, eine sehr ergiebige, aber die Preise für Weizen stellen sich so niedrig, daß die Farmer dabei schlecht fahren. — Die Erträge der Goldfelder haben sich schon seit Jahren immer mehr verringert und ebenso die Zahl derer, welche diesem Erwerbe nachgehen. Man hat gefagt, daß das gefundene Gold mehr gekostet habe, als es werth sei. Wenn man die Gesammtkosten der Goldminenindustrie mit dem Werthe des gefundenen Goldes vergleicht, so hat das allerdings seine Richtigkeit, zieht man aber dabei die verschiedenen Industriezweige und Geschäfte, welche direkt und indirekt durch die Goldminen ins Leben gerufen wurden, in Betracht, so war die Entdeckung der Goldfelder eine Quelle großen Reichthums für Australien. — Wolle führt nie zu der Erregung, welche die Auffindung lohnender Goldfelder im Gefolge hat, noch hat sie ein so allgemeines Interesse für die Bevölkerung wie die Weizenkultur, aber sie ist in Australien seit langer Zeit eine Hauptindustrie und hochwichtige Quelle des Wohlstandes und des Reichthumes geworden, wenn auch häufige Dürren, dadurch veranlaßte große Verluste an Schafen und Schwankungen in den Wollpreisen sie stark beeinflussen.

Nordamerika.

— Nach Angabe des Ingenieurs Philipps, zuletzt bei der nördlichen Pacificbahn, werden in jedem Winter nicht weniger als 20 000 Elche, Antilopen und Bastardhirsche allein in Minnesota, Montana und Wyoming erlegt, so daß die heute Aussicht vorhanden ist, daß diese drei edlen Thierarten bald vom amerikanischen Kontinent verschwinden. Elche, die früher von den Mittelstaaten bis zum Stillen Ocean vorkamen, sind östlich vom Missouri ausgerottet; noch vor 25 Jahren waren sie in Kansas und Nebraska zahlreich, haben sich aber jetzt in die waldreichen unbewohnten Gebiete Minnesotas und der nördlichen Territorien zurückgezogen. Die größte Verheerung richten die Felljäger an, welche Repetirgewehre führen und damit oft 6 bis 12 Stück aus einer Herde erlegen, die vielleicht außer Schußweite kommt. Der Preis eines Elchfelles beträgt 3 Dollars (12 Mark). Außer jenen 20 000 Elchen ꝛc. wurden 1882 in dem Gebiete zwischen dem Yellowstone und den Quellen des kleinen Missouri noch über 25 000 Büffel für die Händler abgeschlachtet. Wenn sich nicht die Freunde einer vernünftigen Jagd ins Mittel legen und das Wild durch Gesetze geschützt wird, wird es binnen fünf Jahren nur noch sehr wenige Elche, Büffel, Hirsche und Antilopen zu jagen geben.

Vermischtes.

— Allgemeine Grundzüge der Ethnologie von Adolf Bastian. Prolegomena zur Begründung einer naturwissenschaftlichen Psychologie auf dem Material des Völkergedankens. (Berlin, Dietrich Reimer, 1884.)

In der vorliegenden Schrift faßt Bastian gewissermaßen die Quintessenz seiner zahlreichen ethnologischen Arbeiten zusammen; sie kann daher als eine willkommene Uebersicht derselben gelten, zugleich als ein Mahnwort an unsere Generation, noch mitzuwirken an dem großen Werke, dem Bau der naturwissenschaftlichen Psychologie auf ethnischer Grundlage, für welchen zunächst das Material zu beschaffen ist; denn die Gefahr, daß wichtiges ganz verloren gehe, rückt in unserer Zeit, wo die Verkehrsmittel alle alten Verhältnisse durcheinanderwirbeln, immer näher. „Die Weltanschauung der Druiden, also eine psychische Originalität des westlichen Europa, zu Cäsar's Zeit den Römern noch bekannt, ist unwiederbringlich verloren gegangen, weil damals nicht fixirt." (S. 121.)

Darum auch Bastian's eigenes fieberhaftes Materialsammeln, und so werden denn in diesen „Grundzügen" noch einmal die Werkzeuge (vergl. S. 109 den interessanten Excurs über die Armbrust der aus Centralafrika nach der Westküste vergerichten Frau), die künstlichen Deformirungen am Körper, die Instrumente, die Nahrung, Narkotica, Geld, Musik, Eigenthum, Ehe, Recht, Religion in vergleichenden Darstellungen zusammengefaßt. Bis in die scheinbar zufälligsten Sonderbarkeiten verfolgt sich das aus gleichmäßigen Ursachen gleichmäßig nothwendigerweise Resultirende" und „wie sich im thierischen Embryo die Anlagen zum Centralnervensystem, Hautsystem, Darmsystem u. s. w. übereinstimmend wiederholen, im pflanzlichen Samen die Kotyledonen mit Plumula und Radicula, so erweist sich elementare Gesetzlichkeit in den Vorstufen der Völkergedanken, wie sie bei den am tiefsten stehenden Völkern angetroffen wird, während bei der spätern bunten Mannigfaltigkeit und den Entwickelungsstadien der Markpflanzen die Blätter des Baumes nicht mehr zu zählen sein mögen. Und so mögen oftmals die Processe des Werdens aus ursprünglichen Kanalitäten noch sich erkennen lassen, die in den vollkommeneren Produktionen vielleicht bereits unkenntlich oder gänzlich verwischt sind. So wird denn in den primitiven Gebankenweisen der Naturstämme mancher Anhalt geboten zur Erklärung archaistischer Reste in den Kunstentfaltungen der Kultur." (S. 81.)

Grundlage sind die „geographischen Provinzen", denen das erste Kapitel des Buches gewidmet ist. Hier handelt es sich allerdings nicht um Geographie, sondern um die Abgrenzung der Rassen, wobei, da zu vollständigen Systemen die Zeit noch nicht reif, die geographische Abgrenzung noch ihr Recht behält und die Einwirkungen des Milieu beprochen werden. „Der Naturstamm, noch im vollen Banne der umgebenden Natur, trägt den Stempel derselben aufgeprägt, wogegen, wenn in der Kultur die Freiheit errungen, das Geschichtsvolk nicht länger vom Klima abhängt, weil vom höheren Gesetzen regiert." (S. 6.) Und: Wenn Repräsentanten höchster und tiefster Entwickelungsstufe gewaltsam zusammengeführt werden, wie z. B. Angelsachsen und Neger, mag bei den Mischungen die Verzerrung einer Unnatur hervortreten, während sympathische Kreuzungen aus germanischen Stämmen mit römischer Kultur, zur Periode der Völkerwanderungen belegbar, in weiteren Verbindungen aufzusteigen hatten, bis zu echten Vollbluttassen." (S. 7.) Auf geographische Provinzen ist einst das natürliche System der Ethnologie zu gründen — noch aber kann es nicht in Angriff genommen werden und in der Zwischenzeit müssen daher die künstlichen Systeme aushelfen, wie sie jetzt in unseren Handbüchern versucht werden. R. A.

Inhalt: Désiré Charnay's Reise in Yucatan und dem Lande der Lacandonen. IX. (Mit fünf Abbildungen und einem Plan.) — Zur Geschichte des Eisens. (Mit vier Abbildungen.) — Richard Greeff: Von den Capverdischen Inseln nach Bolama. I. — Dr. Pogge's letzte Jahre in Afrika. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Australien. — Nordamerika. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 2. August 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Eine Reise in Griechenland[1]).

(Nach dem Französischen des Herrn Henri Belle.)

I.

Von Andritsena führt in nördlicher Richtung ein schmaler, steiniger Weg nach Olympia, der sich an den Abhängen der kraphysischen Berge hoch über den gelben Gewässern des Alpheios hinzieht, bald durch Gehölze, bald über Weideland, auf denen Rinderherden von einigen zerlumpten Knaben gehütet werden. Zuweilen senkt er sich in ein einsames schattiges Thal hinab, welches meist eine reichlich strömende Quelle enthält; ehe sich dieselbe in Kaskaden zu Thale ergießt, bildet sie oft in Felsentäschern kleine stille Wasserbecken, belebt von winzigen Schildkröten, die beim Nahen eines Menschen sich schnell unter den großen Blättern der Seerosen oder zwischen den Stengeln großer weißer Lilien verstecken. Steigt dann der Pfad wieder an, so überschaut man das weite waldige Thal des Hauptstromes und hinter demselben im Norden die große Gebirgskette des Erymanthos. Anbau findet sich nur spärlich; nur ab und zu beweist ein Maisfeld auf einer Anhöhe, daß es hier Wesen giebt, die arbeiten um zu leben, weil sie Menschen, und die leben um Politik zu treiben, weil sie Griechen sind. Aber im Grunde des Thales hausen nur Vögel; für Menschen ist es des Fiebers wegen unbewohnbar.

Eine Stunde jenseits des seit der Türkenzeit herabgekommenen Dorfes Phaxari überschreitet man die Hochebene von Nervovita, die einen schönen Ueberblick über alle Gebirge Arkadiens gewährt. Von dem Dorfe Rongozio, dessen Hütten aus Baumästen und Lehm errichtet sind und in dessen Nähe die ansehnlichen Trümmer der alten Stadt Miphera liegen, führt ein langer und mühseliger Weg durch immergrüne Eichen und Lentiscusgebüsch zum Alpheios hinab, den man durchfuhrtet, um auf seinem rechten Ufer oberhalb des Einflusses des Ladon (heute Ruphia) die spärlichen Reste von Heraia zu besuchen. Im vierten vorchristlichen Jahrhundert wahrscheinlich auf Betreiben Spartas im Gegensatze zu der thebanischen Gründung Megalopolis erbaut, existirte die Stadt, ohne in der Geschichte irgend welche Rolle zu spielen, bis in die Kaiserzeit hinein. Vielleicht kann man gerade daraus, daß ihrer keine Erwähnung geschieht, schließen, daß ihr Geschick ein glückliches war, und dazu mag die fruchtbare und schöne Umgebung, die Abgelegenheit und das herrliche Klima das Meiste beigetragen haben.

Der von Norden in den Alpheios einströmende Ladon ist so tief und breit, daß er von den heutigen Bewohnern des Landes als der Hauptfluß angesehen und demgemäß mit demselben Namen, wie der untere Lauf des Alpheios, als Ruphiá, bezeichnet wird; der obere Alpheios dagegen wird „Fluß von Karytäna“ genannt. Pferde müssen ihn durchschwimmen, während Reisende sich einem lecken Kahne anvertrauen können und dafür einen Franken zu bezahlen haben. Das Thal dieses Flusses ist eine der reizendsten

[1]) Siehe den Anfang dieser Reisebeschreibung in Bd. 31 des „Globus“, die Fortsetzungen in Bd. 32, 33, 35 und 36. Wir hatten den Reisenden (siehe Bd. 36, S. 248) in Andritsena verlassen, als er im Begriffe stand nach Olympia aufzubrechen. Die hiermit beginnende Serie von Artikeln bringt die ganze Reise zum Abschluß.

Digitized by Google

Gegenden von ganz Griechenland, die in der That dem Bilde entspricht, das man sich zumeist von dem Hirtenlande Arkadien macht: ein schöner Fluß, frische Quellen, schattige Wälder, grüne von Herden belebte Wiesen und Hügelabhänge voll duftender Blumen. Bei jedem Schritte fast bietet dies Thal ein neues reizvolles Bild; bald strömt der Fluß im Schatten mächtiger Platanen dahin, bald theilt er sich und umschließt Inseln, an deren Bäumen sich Schlingpflanzen emporranken, bald zieht er durch Wiesen hin, die fichtenbewachsene Hügel begrenzen. Eichenwälder bedecken die Abhänge der höheren Berge, und fern im Norden ragt des Olonos (Erymanthos) schneebedeckter Gipfel empor.

Kaum dreiviertel Stunden, nachdem man den Ladon verlassen, trifft man auf einen zweiten reißenden Fluß, den alten Erymanthos, heute Doana genannt, dessen an Schluchten und Höhlen reiches Felsenthal einst die Grenze zwischen Arkadien und Elis bildete und im griechischen Unabhängigkeitskriege vielfach Klephten zum Zufluchtsorte diente. Nachdem der Erymanthos, dessen Wasser den Pferden bis an die Brust reichte, durchritten war, zog sich der Weg in dem tosenden Alpheiosthale hin, das von bewaldeten, nicht hohen, aber schönlinigen Bergen eingeschlossen wird. Auf dem fetten fruchtbaren Boden des Thales wechseln Weinpflanzungen und Maisfelder mit Wiesen und Gehölzen von Eichen, Lentiscus und wilden Feigenbäumen ab, lauter hundertjährigen, aber mächtig treibenden Bäumen, die durch Brombeerranken, Schlingpflanzen und wilde Weinreben zu einem undurchdringlichen Dickicht verbunden sind. Auf den Sandinseln und den Ufern gedeihen Oleander, Keuschlamm und riesige Platanen, auf den Höhen Fichten; Cikaden zirpen im Gebüsch und Nachtigallen schlagen im Walde — eine Umgebung, wie sie nicht passender für das olympische

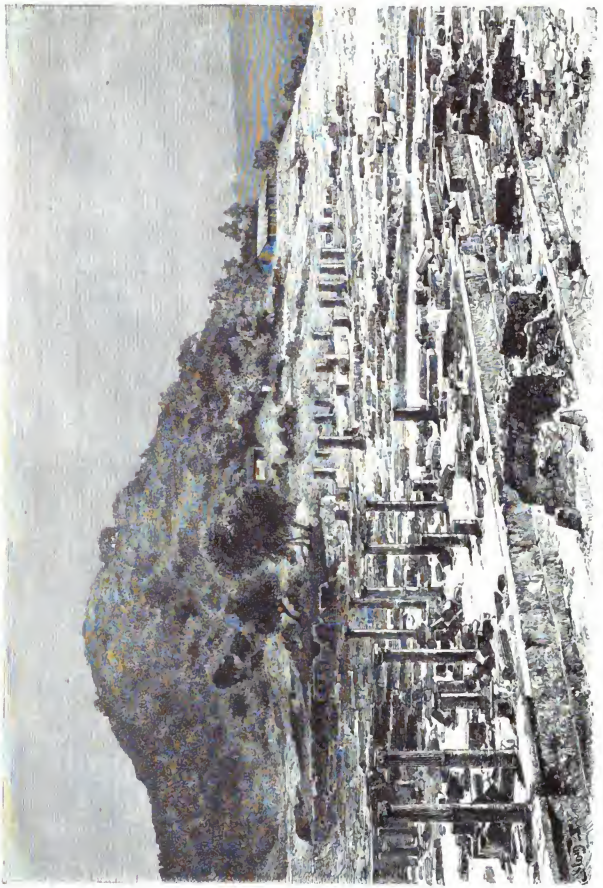
Das Thal des Alpheios. (Nach einer Skizze Belle's.)

Heiligthum mit seinen Tempeln, Altären und Statuen gedacht werden kann.

Es ist hier nicht der Ort und der Raum, näher auf die Topographie, die Geschichte und die Bedeutung dieser klassischen Stätte, deren jetziges Aussehen unser zweites Bild vorführt, einzugehen; nur kurz wollen wir daran erinnern, wie Olympia länger als ein Jahrtausend der gefeierte Sitz der von den Griechen aller Stämme besuchten Spiele und Opfer war, wie dieselben im Jahre 394 von Theodosios endgiltig aufgehoben wurden, wie zuerst Menschenhände gegen das Ende des vierten christlichen Jahrhunderts durch Verwendung der antiken Architektur- und Skulpturstücke zu Festungsbauten die Zerstörung begannen und Naturereignisse dieselbe vollendeten. In der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts zerstörten zwei gewaltige Erdbeben den Zeustempel und andere Gebäude, verschüttete ein Bergrutsch vom Kronoshügel das Heräon, vielleicht den ältesten aller bekannten griechischen Tempel, und die Exedra des Herodes und überschwemmte der Bach Kladeos den westlichen Theil des heiligen Bezirkes. Solche Ueberschwemmungen fanden im folgenden Jahrhundert wiederholt statt und häuften schließlich über den Trümmern eine Sandschicht von 3 bis 5 m Mächtigkeit an, die erst in den letzten Jahren auf Kosten Deutschlands weggeräumt worden ist, nachdem schon Winkelmann und später Fürst Pückler-Muskau vergeblich die Aufdeckung angeregt hatten. Die Ausbeute an Werken der Bildhauerkunst blieb freilich, von wenigen Stücken ersten Ranges abgesehen, weit hinter den gehegten Erwartungen zurück; um so bedeutender aber war dieselbe in topographischer und architektonischer Hinsicht.

Von Olympia führt der Weg (seitdem ist eine Fahrstraße erbaut worden, die eine etwas andere Richtung verfolgt) nach Pyrgos über das in neuester Zeit viel genannte Dorf Druwa und einen kleinen waldigen Paß in das kleine Thal von Phlola und weiter in eine Ebene, wo der Pfad von Myrthen, Erdbeerbäumen, gelbblühenden Akazien und

Digitized by Google



Die Ruinen von Olympia. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

Typen und Trachten aus dem Thale von Olympia. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

weißen Rosen eingefaßt ist, und Herden kleiner, schlecht gebauter, aber kräftiger feuriger Pferde weiden. Noch einmal nähert man sich dem Alpheios, der hier ein großer schöner Fluß ist, in Wahrheit neben der Neda der einzige in Griechenland, welcher diesen Namen verdient; dann passirt man die reichen Felder des Dorfes Strephi und die Weinberge von Kukuru und gelangt bei Baraufena in die mit Korinthenpflanzungen bedeckte Ebene von Pyrgos. Diese Kultur ist in Elis und Achaia zu großer Blüthe gediehen, namentlich seitdem in Folge der Verwüstungen der Reblaus Mittel- und Westeuropa angefangen hat, Wein und getrockneten Trauben einzuführen. Hauptkonsumenten der Korinthen sind England und Amerika, welche für ihre Plumpuddings und sonstigen Kuchen gewaltige Mengen davon verbrauchen.

Pyrgos, die etwa 4000 Einwohner zählende Hauptstadt der Eparchie Elia, ist einer der größten Orte Moreas, der neuerdings durch eine kurze Eisenbahn mit dem kleinen von den griechischen Dampfbooten angelaufenen Hafen Katakolo in Verbindung gebracht worden ist und auch sonst entschiedene Fortschritte aufzuweisen hat, wozu die Ausbreitung des Landbaues das meiste beigetragen hat. Bereits im Jahre 1885 hofft man die im Bau begriffene Eisenbahn von Athen nach Patras bis Pyrgos zu verlängern. Bale flog bei einem Kaufmanne ab, dem er von Athen aus empfohlen worden war, und fand, wie überall in solchen Fällen, die freundlichste Aufnahme. Obwohl es Mittwoch, also griechischer Fasttag war, wurden doch mehrere Fleischspeisen aufgetragen, aber nur für den Reisenden, während die griechischen Gäste des Kaufmanns dieselben nicht anrührten. Denn alle Griechen beobachten ohne Prahlerei oder falsche Scham die zahlreichen ganzen und halben Fasttage sehr gewissenhaft; es giebt deren nicht weniger als 130, an denen sie sich aller oder doch gewisser Speisen enthalten. Außer den vier regelmäßigen Fastenzeiten vor Ostern, dem Apostelfeste, Mariä Himmelfahrt und Weihnachten haben sie eine Unzahl von Vigilien und fasten Freitags zum Gedächtniß der Passion und Mittwochs, weil an diesem Tage Judas das Geld für seinen Verrath erhalten hat. Während der großen Fastenzeit, welche auch die strengste ist, nährt man sich 40 Tage lang nur von in Wasser gekochten Gemüsen und Reis und am Charfreitag enthält man sich, so Jung wie Alt, bis Sonneuuntergang jeder Speise; erst Sonnabend mit Sonnenuntergang bricht die Freude wieder los, indem man die Fasten in Gestalt alter Töpfe zum Fenster hinauswirft. Weniger streng sind die gewöhnlichen Fasttage, und so erschienen in Pyrgos schöne Fische aus dem Alpheios auf der Tafel.

Die weißen Häuser von Pyrgos mit ihren rothen Dächern liegen reizend zwischen Gärten von Citronen-, Maulbeer- und Oelbäumen; der Duft der Linden- und Orangenblüthen, von Geisblatt, Rosmarin und Jasmin, von wildem Thymian und Weinreben erfüllt die Luft. Aber darum ist es doch kein irdisches Paradies; denn der Ort ist von Sümpfen umgeben und wird, wie der ganze untere Theil von Elea, von Fiebern heimgesucht, die den Sommer hindurch und besonders im Herbste wüthen. Schon vom Monat Mai an ist die Temperatur unerträglich; nur allzu oft bläst von Afrika herüber der Sirokko und dörrt diesen Theil der Westküste Moreas aus, und zu allem Ueberfluß übertreffen die Muskitos von Pyrgos ihre Genossen weit und breit an Blutdurst, wie Belle in der Nacht selbst erfuhr.

Am nächsten Morgen setzte er seine Reise nach Norden fort über die fruchtbare Ebene, deren schwarzer Boden leicht zwei Ernten im Jahre giebt, wenn Regen oder Berieselung den Ackerbauern zu Hilfe kommt. Darum sind auch die Dörfer hier häufiger, das Land besser bestellt als anderswo. Nach sieben Stunden war der von Maulbeer-, Oel- und Orangenbäumen umgebene große Ort Andravida erreicht, heute ein großes Dorf, früher jedoch eine ansehnliche Stadt, wie ihre mittelalterlichen Ruinen beweisen, unter denen namentlich drei hervorragen: die Kirche der heiligen Sophie, wo sich der Fendalhof versammelte, die dem Deutschorden gehörige Kirche des heiligen Stephan und die des heiligen Jakobus, welche Wilhelm von Villehardouin erbauen ließ und den Templern übergab, und wo er nebst seinen beiden Söhnen Geoffroi II. und Wilhelm I. begraben wurde. Als zu Anfang des 13. Jahrhunderts Wilhelm de Champlitte, Villehardouin's Begleiter, von Konstantinopel kommend, sich der Stadt Patras bemächtigt hatte, beschloß er, die Provinz von Andravida, als die reichste, zu behalten. Die Einwohner der ganz offenen und manerlosen Stadt unterwarfen sich sofort und die Franken gingen daran sich in Elis häuslich einzurichten. Sie bauten Städte und Schlösser, beförderten Ackerbau, Gewerbe und Handel, und unter ihrer Herrschaft, die länger als zwei und ein halbes Jahrhundert währte, erfreute sich das Land großen Wohlstandes. Hier begegnet man denn auch in ganz Griechenland den meisten Spuren ihrer Gegenwart, ja in einigen Dörfern selbst sprachlichen Resten aus jener Zeit, die erst neuerdings verschwunden sind. Uebrigens genießt auch Andravida den traurigen Vorzug, eine Brutstätte entsetzlicher Muskitos zu sein; ein nördlich davon zwischen Sümpfen und dem Meere gelegenes Kloster führt geradezu seinen Namen von diesen Quälgeistern: Kunopolis d. h. Muskitostadt.

Eine Einleitung in die Kulturgeschichte.

In der deutschen Litteratur fehlte es bisher an einem Werke, welches die Ergebnisse jener tonangebenden Wissenschaft zusammenfaßte, die wir unter dem vielsagenden Namen der Anthropologie verstehen. Man rechnet zu dieser Wissenschaft vom Menschen die Anthropologie im engern Sinne, also die Lehre vom physischen Menschen, dessen Urgeschichte und die Völkerkunde. Mit der letzteren verschwistert ist die Kulturgeschichte. Der große Erfolg, den Peschel's „Völkerkunde“ aufzuweisen hat, beruht weniger auf derem systematischen Theile, als auf der Einleitung in dieselbe, in welcher in schöner Sprache die eben bezeichneten Disciplinen abgehandelt werden. Seit Peschel's Tode (1875) ist aber durch die vereinten Kräfte aller Kulturvölker viel Neues auf dem betreffenden Gebiete zu Tage gefördert worden und dieses zusammenzufassen hat der tüchtigste Kulturhistoriker und Ethnologe Englands, Edward B. Tylor, unternommen. Sein Werk, das in der englischen Ausgabe „Anthropology“ genannt ist, erschien nun auch in deutscher autorisirter Uebersetzung von G. Siebert unter dem Titel:

Digitized by Google

Einleitung in das Studium der Anthropologie und Civilisation. Mit 78 Holzstichen. Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn.

Statt „Civilisation" hätte der Uebersetzer sagen sollen „Kulturgeschichte", denn dieses ist die deutsche Bedeutung des englischen „Civilisation" im vorliegenden Falle. Der Referent hat dieses ausgezeichnete Werk wiederholt Juristen, Medicinern, Theologen, Lehrern empfohlen, die sich über den Stand jener Disciplinen unterrichten wollten, und er hat von allen Dank geerntet, das Urtheil war ein übereinstimmend günstiges. Den gleichen Dank erhoffen wir von den Lesern des „Globus", wenn wir es unternehmen, hier eine kurze Inhaltsübersicht des Tylor'schen Werkes zu geben.

Tylor beginnt mit dem Alter des Menschengeschlechts und zeigt uns zunächst, was über die sogenannte Steinzeit bisher erforscht worden ist, wobei natürlich die Beispiele aus dem in dieser Beziehung am besten erforschten Erdtheile, Europa, entnommen werden. Die Menschen der älteren Steinzeit waren gewiß Stämme, deren Vorfahren unter einem milden Klima gelebt und die in den Künsten des Nahrungserwerbs und der Vertheidigung einige Geschicklichkeit erlangt hatten, so daß die Nachkommen später im Stande waren, den harten Kampf gegen ein rauhes Klima und die wilden Thiere der Quartärperiode zu bestehen. Ueber die Dauer dieser Periode können wir nichts Bestimmtes sagen. Einige Geologen haben sie auf 20 000, andere auf 100 000 Jahre geschätzt. Danach fällt das erste durch gut beglaubigte Funde von Steinwaffen und Knochen konstatirte Auftreten des Menschen in eine Vergangenheit zurück, der gegenüber der Unterschied zwischen alt (etwa wie im monumentalen Aegypten) und modern in der historischen Zeit verschwindend klein ist. Nach der Skizzirung des Alters des Menschengeschlechts wendet sich Tylor zum Vergleich des Menschen und der Thiere, dabei kurz die Darwin'sche Descendenz- und Entwickelungstheorie berücksichtigend.

Lehrreich sind die Vergleiche zwischen dem Menschen und den anthropoiden Affen. Wir greifen hier einzelnes heraus, um die Darstellung des Verfassers zu kennzeichnen. Es ist verkehrt, sagt er, bei einer Vergleichung des Menschen mit den Thieren den Vorrang desselben nur auf seinen Geist zu begründen, ohne seine Ueberlegenheit durch die Leistungsfähigkeit seiner Gliedmaßen hervorzuheben. Wenn in den Abbildungen zu Reinecke Fuchs der Künstler sein Bestes thut, um den Löwen darzustellen, wenn er das Scepter hält, die Wölfin, wie sie mit dem Fächer wedelt, so zeigen diese Abbildungen doch nur, wie wenig die Gliedmaßen der Thiere zu solchen Beschäftigungen geeignet sind. Der Mensch ist nur deshalb „das Thier, welches Werkzeuge gebraucht", weil er sowohl durch den Geist zur Erfindung derselben, als auch durch die Hände zum Gebrauch derselben befähigt ist, und nur die Affen, die durch ihren Körperbau dem Menschen am ähnlichsten sind, können den Gebrauch eines Werkzeuges, z. B. eines Köpfels, nachahmen. Die Figur mag dazu dienen, Hand und Fuß des Schimpansen mit denen des Menschen zu vergleichen. Der Fuß des Affen hat eine so große Aehnlichkeit mit denen der Hand, daß man diese Thiere als „Vierhänder" bezeichnet hat. Seinem anatomischen Bau nach ist er ein Fuß, aber ein Greiffuß, der zum Ergreifen eines Gegenstandes dadurch befähigt ist, daß die große Zehe den übrigen Zehen wie ein Daumen gegenübergestellt werden kann, was beim menschlichen Fuße nicht der Fall ist.

a Hand, *b* Fuß des Schimpanse (nach Vogt); *c* Hand, *d* Fuß des Menschen.

Tylor vergleicht nun auch das Gehirn der Affen und Menschen und zeigt die Unterschiede, findet aber, daß die richtige Gegenüberstellung der unterscheidenden Merkmale von Mensch und Thier mehr Schwierigkeiten bietet, als eine Zusammenstellung der übereinstimmenden. Das Sprachvermögen bildet allerdings das beste Mittel zu einer scharfen Unterscheidung der Geistesthätigkeit der Menschen und der Thiere. Andere haben es als einen wesentlichen Unterschied zwischen Thieren und Menschen betrachtet, daß die ersteren Bewußtsein, aber kein Selbstbewußtsein besitzen, während der Mensch allein letzteres hat, d. h. nicht nur fühlt und denkt, sondern sich auch seines Fühlens und Denkens bewußt ist. Bei der Vergleichung zwischen beiden muß

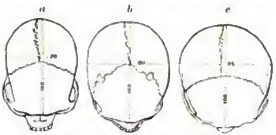
Patagonier und Buschmann.

natürlich der sogenannte „Wilde" als Muster dienen. Aber dieser ist im Besitz menschlicher Vernunft und Sprache, und wenn er sich auch nicht selbst zur Civilisation emporgeschwungen hat, so ist sein Gehirn doch befähigt, mehr oder weniger diejenige Bildung aufzunehmen, welche ihn in einen Kulturmenschen verwandelt.

Es folgt dann eine Abhandlung über die Menschenrassen, deren Unterschiede und Größenverhältnisse, Schädelbau, Farbe, Haar, Konstitution hervorgehoben werden — kurz die eigentliche Anthropologie. Was die Größe betrifft, so stehen die Patagonier noch immer mit 181 cm durchschnittlicher Größe an der Spitze, während die Buschmänner und verwandte Stämme Südafrikas mit 137 cm als die kleinsten gelten. Nicht nur die Körpergröße unterscheidet die verschiedenen Rassen, sondern auch die Größenverhältnisse der Körpertheile, bei denen wesentliche Unterschiede vorkommen. Mit Vorliebe haben die Anthropologen

Digitized by Google

ſich den Schädeln als Raſſenunterſcheidungsmerkmalen zugewendet. Der ſchmale Schädel eines Negers (*a*) iſt mit



Scheitelanſichten von Schädeln.
a Neger, Index 70, dolichocephal; *b* Europäer, Index 80, mesocephal; *c* Samojede, Index 85, brachycephal.

dem breiten eines Samojeden (*c*) gar nicht zu verwechſeln. Betrachtet man verſchiedene Schädel von oben, ſo bemerkt man, daß das Verhältniß des Längen- zum Querdurchmeſſer ein ſchwankendes iſt. Setzt man den Längedurchmeſſer = 100, ſo nennt man die entſprechende Länge des Querdurchmeſſers den Breitenindex. Derſelbe iſt beim Neger (*a*) ungefähr 70, bei einem Europäer (*b*) 80 und bei einem Samojeden (*c*) 85. Wir haben danach Langſchädel (Dolichocephalen), Mittelſchädel (Mesocephalen) und Kurzſchädel (Brachycephalen). Ohne die Einzelheiten der Schädelmeſſung genauer zu verfolgen, wollen wir einen Blick auf einige hervorragende Eigenthümlichkeiten des lebenden Geſichtes werfen. Bis zu einem gewiſſen Grade folgen die Geſichtszüge der Form des unterliegenden Schädels. Unter den im Gruppenbilde zuſammengeſtellten Frauenporträts läßt das Geſicht des Barolongmädchens (*b*) am deutlichſten den ſchmalen Schädel, das tatariſche und das nordamerikaniſche Geſicht (*d*, *f*) deutlich den breiten Schädel erkennen. Ebenſo zeigt das erſtere die ſowere afrikaniſche Stirn, während die beiden anderen, ſowie das Hottentottengeſicht (*e*) die ſtark hervortretenden Backenknochen zeigen. Das tatariſche und das japaniſche Geſicht (*d*, *e*) laſſen

Frauenporträts.
a Negerin (Weſtafrika), *b* Barolongnegerin (Südafrika), *c* Hottentottenweib, *d* Giljakenweib (Nordaſien), *e* Japanerin, *f* Colorado-Indianerin (Nordamerika), *g* Engländerin.

die der mongoliſchen Raſſe eigenthümliche ſchiefe Stellung der Augen erkennen.

Miſchraſſen laſſen ſich überall, wo zwei Raſſen dieſelbe Gegend bewohnen, nachweiſen, ja im Verlaufe der letzten Jahrhunderte iſt, wie bekannt, ein großer Bruchtheil der Bevölkerung der Erde durch Raſſenkreuzung entſtanden. Im größten Umfange hat die Bildung von Miſchraſſen in Amerika ſtattgefunden, wo ſeit der ſpaniſchen Eroberung Mexiko und andere Länder durch die Meſtizen, die Abkömmlinge der Spanier und der Eingeborenen, bevölkert worden ſind, während die Einführung der Negerſklaven in Weſtindien die Mulattenbevölkerung hervorgerufen hat. Solche Miſchlinge tragen die körperlichen Eigenſchaften der beiderſeitigen Eltern in eigenthümlicher Miſchung zur Schau. So iſt z. B. der Haarwuchs der Cafuſos ſehr auffallend, die aus der Kreuzung von eingeborenen Braſilianern und

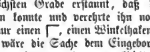
Cafuſoweib.

Digitized by Google

eingeführten Negerſklaven hervorgingen. Ihr Haar beſteht, wie die Abbildung zeigt, aus einer kraus gekräuſelten Maſſe, die in Form einer natürlichen Perrücke vom Kopfe abſteht. Das ſteife Haar der Eingeborenen nahm bis zu einem gewiſſen Grade die Kräuſelung des Negerhaares an.

In dem hochintereſſanten Kapitel über die Sprache behandelt Tylor zunächſt die Zeichen- und Geberdenſprache, die Thierſtimmen, die Kinderſprache und geht auf die ſchwierige Frage nach dem Urſprunge der artikulirten Sprache ein. Das einzige, was wir darüber behaupten dürfen, iſt, daß wahrſcheinlich jeder Laut, der zur Bezeichnung einer beſtimmten Vorſtellung gewählt wurde, in irgend einer Beziehung zu dieſer Vorſtellung ſtand, die ihn beſonders geeignet erſcheinen ließ. Die Entſtehung der Sprache iſt übrigens kein Ereigniß, welches vor langer Zeit einmal eintrat und dann aufhörte. Im Gegentheil, noch jetzt bildet der Menſch neue Wörter und ſind die Sprachen im Fluſſe und der Veränderung begriffen. Ein ſicheres Zeichen der Abſtammung bildet übrigens die Sprache nicht, ja ſie verleitet vielfach zu falſchen Schlüſſen, wie denn z. B. die engliſch redenden Neger der Vereinigten Staaten ſeine Germanen ſind, trotz einer germaniſchen Sprache, die ſie reden. So kann es auch nicht oft genug wiederholt werden, daß wir wohl indogermaniſchen Sprachen, aber nicht in derſelben Ausdehnung indogermaniſche Völker haben und daß zu letzteren eine Menge Stämme (z. B. die Afghanen, Armenier, Perſer u. ſ. w.) gerechnet werden, die anthropologiſch von den Europäern ſehr weit verſchieden ſind. Einerlei ob die wendiſche Sprache in der Lauſitz geſprochen wird oder die deutſche — das wendiſch-ſlaviſche Blut iſt doch dort vorhanden. Erziehung und politiſche Einflüſſe bedingen die Sprache, die ja gelegentlich wie ein Handſchuh gewechſelt wird.

John Williams, der Miſſionar der Südſeeinſeln, erzählt, er habe, als er mit Zimmerarbeiten beſchäftigt geweſen, ſein Winkelmaß vergeſſen. Er ſchrieb daher mit Kohle einige Worte auf einen Holzſpan und ließ denſelben durch einen Eingeborenen ſeiner Frau bringen. Dieſer war im höchſten Grade erſtaunt, daß der Span ohne Worte reden konnte und verehrte ihn noch lange. Hätte Williams nur einen ⌐, einen Winkelhaken, auf den Span gemalt, ſo wäre die Sache dem Eingeborenen nicht mehr wunderbar vorgekommen, denn zur Bilderſchrift, dem

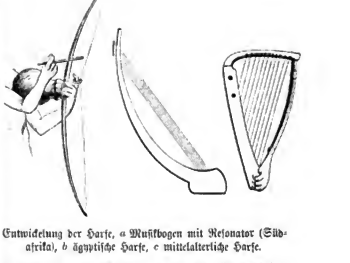


Pater noster in mexikaniſcher Bilderſchrift (nach Aubin).

Anfange des Schriftweſens, haben ſich viele Naturvölker emporgeſchwungen. Die alten Mexikaner waren bereits vor der Ankunft der Spanier ſoweit gekommen, daß ſie die Namen von Perſonen und Orte nach Art der Rebus durch Bilder ausdrückten. Selbſt als ſie zum Chriſtenthume bekehrt wurden, benutzten ſie noch ihre Bilderſchrift, um die lateiniſchen Worte ihrer neuen Religion auszudrücken. So diente das Bild einer Fahne (pan), eines Steines (te) und einer Kaktusfeige (noch), deren Namen zuſammen ausgeſprochen pa-te-noch-to lauten, zur Bezeichnung der Worte pater noster. Ein r beſaß die Sprache nicht. Auch die chineſiſche Schrift iſt aus Bildern hervorgegangen und die berühmte altägyptiſche nicht minder. Aus der letzteren ſind dann durch Vermittelung der Phönicier unſere europäiſchen und ſemitiſchen Alphabete entſtanden, wie dieſes aus der Tabelle hervorgeht, in welcher, nach de Rougé, einige hieroglyphiſche Zeichen mit den zugehörigen hieratiſchen Kurſivformen und den entſprechenden phöniciſchen Buchſtaben, ſowie mit ähnlichen Buchſtaben anderer bekannter Alphabete zuſammengeſtellt ſind.

Hieroglyphiſche und hieratiſche Zeichen, verglichen mit phöniciſchen und anderen Buchſtaben ſpäterer Alphabete (nach de Rougé).

So führt und der Autor, ſtets in formenſchöner Sprache und ausgerüſtet mit einem überreichen Schatze poſitiven Wiſſens, weiter zu den Werkzeugen und Waffen, dem Nahrungserwerb und der Kriegskunſt, den Wohnungen, der Kleidung, Schifffahrt, den Kunſtfertigkeiten und dem Handel der Völker. Auch die ſchönen Künſte werden bei den Naturvölkern in ihren Anfängen belauſcht und da iſt es denn von Intereſſe zu ſehen, wie die Uranfänge, aus denen ſich z. B. unſere feinſten Muſikinſtrumente entwickelten, bei den Wilden vorhanden ſind. Die Tamara in Südafrika finden Vergnügen an den ſchwachen Tönen, welche ſie dadurch erzeugen, daß ſie die Sehne des geſpannten Bogens mit einem dünnen Stäbchen ſtreichen. Dieſer Muſikbogen (a) iſt mit einem die Sehne entlang laufenden Ring ver-



Entwickelung der Harfe, *a* Muſikbogen mit Reſonator (Südafrika), *b* ägyptiſche Harfe, *c* mittelalterliche Harfe.

ſehen, durch deſſen Verſchiebung die Tonhöhe verändert wird. Eine hohle Kalabaſſe dient als Reſonator. Die Figur b zeigt dann die altägyptiſche Harfe, die ſich wahr-

Digitized by Google

scheinlich aus dem Musikbogen entwickelt hat. Und daraus ist, durch Hinzufügung des Trägers der Saiten die Harfe entstanden, die dann, horizontal gelegt und mit Hämmern geschlagen, dem Flügel zur Grundlage diente.

Auch die Wissenschaften, die Geisterwelt und die Religion, die Geschichte und Mythologie behandelt Tylor in der gleich anziehenden und große, neue Gesichtspunkte eröffnenden Weise, um mit der Gesellschaft (Familie, Eigenthum, Krieg, Staat, Regierung u. s. w.) zu schließen. Die natürliche Entwicklung zeigt uns hier allerdings eine andere Zukunft der Menschheit, als z. B. unsere Socialdemokraten sie anstreben. Der Leser gewinnt aus der Thatsachenfülle des Werkes (Phrasen fehlen ganz darin) die Ueberzeugung, daß das Studium der Anthropologie und Kulturgeschichte nicht nur ein wissenschaftliches Interesse bietet, sondern daß es auch für das praktische Leben von Bedeutung ist. Es setzt uns in den Stand, die Stellung des Menschen in der Welt deutlicher zu erkennen, als irgend eine frühere Generation. Wir können mit sichererem Schritte der Zukunft entgegengehen, die Entwickelungsgeschichte dient auch uns als Führer in der Pflicht, die Welt den folgenden Geschlechtern in einem besseren Zustande zu überliefern, als wir sie vorfanden.

Von den Capverdischen Inseln nach Bolama.

Von **Richard Greeff.**

II. (Schluß.)

Einem breiten an die oben erwähnte Hauptstraße sich anschließenden Pfade folgend, wanderte ich nun weiter in das Innere der interessanten und fast überall mit üppiger frischer Vegetation erfüllten Insel. Prächtiges hohes Gras mit reichem Blumenflor durchflochten und unterbrochen von hohen einzelnen Bäumen und Baumgruppen, unter denen die Kokos-Oel- und Fächerpalmen, Bananen und mächtige Wollbäume besonders hervortreten, bildeten den hauptsächlichen landschaftlichen Charakter. Zuweilen schossen sich, namentlich gegen die Küste hin, die Baumgruppen zu einem mehr oder minder zusammenhängenden Waldbestand zusammen, der dann durch sein üppiges Unterholz und dieses umwuchernde Schlingpflanzen ein fast undurchdringliches Dickicht bildete. Schatt man sich dem Strande, gegen den die nur wenig über dem Meeresniveau sich erhebende Insel allseitig abfällt, nähert, kommt man in sumpfige Niederungen und zu gleicher Zeit in jene merkwürdigen Mangrovewälder, die das ganze Eiland mit einem mehr oder minder breiten Gürtel umgeben. Während der Fluth stehen dieselben im Wasser, bei der Ebbe werden sie frei und man kann nun zwischen diesen sonderbaren Pflanzengestalten mit ihren hoch über dem Boden aufsteigenden stelzenartigen Luftwurzeln umherwandeln, freilich, wie ich erfahren mußte, nicht ohne Gefahr in den weichen Sumpfboden einzusinken, zumal beim Zurücktreten der Fluth zuweilen über dem schwarzen Schlamm eine leichte und täuschende Sanddecke aus dem Wasser sich abgesetzt hat. An diesen Rhizophoren, als an den auf weite Strecken einzigen festen Gegenständen des Strandes, siedeln sich häufig Austern an, die hier, vielleicht unter dem Einflusse des brakischen Wassers, sehr klein bleiben, aber die Wurzeln zuweilen mit dicker Kruste überziehen. Auch an den am Strande hier und dort auftretenden röthlichen Konglomeraten, dem einzigen Gestein, das ich auf der Insel sah, hatten sich kleine Austernbänke angesetzt. Eine andere Muschel, die frei im Sande und Schlamme des Strandes in großer Menge sich findet, Tagelus gibbus, dient den Eingeborenen als Nahrungsmittel. Ich wand zuerst auf dieselbe aufmerksam, da ich die Schalen haufenweise in der Umgebung der Negerhütten und auch sonst auf der Insel zerstreut liegen sah.

Leider liegt der überaus fruchtbare Boden der Insel noch fast völlig unbenutzt. Ueberall traf ich auf üppige Wildniß und nur selten auf einige Erdnußkulturen, der „Mancarra“ (Arhachis hypogaea), dem hauptsächlichsten Produkt und fast einzigen Handels- und Ausfuhrartikel der Insel und des ganzen Archipels und Küstenstriches, das, wie bekannt, zur Gewinnung eines sehr geschätzten Oeles dient und von Bolama aus durch die Vermittelung der hier ansässigen französischen Kaufleute hauptsächlich nach Marseille geht.

Gegen Mittag schien die fast senkrecht von wolkenlosen Himmel strahlende Sonne glühend nieder, so daß ich eine Zeitlang unter den prächtigen hohen Baumgruppen rasten mußte, in deren tiefem Schatten mein Thermometer doch noch 28° R. zeigte. Bei meiner Weiterwanderung traf ich im Innern der Insel auf ein kleines Negerdorf, diesen bienenkorbähnliche, mit Palmstroh gedeckte Lehmhütten von Bananengebüschen und nach außen ringsum von einem hohen Zaun umgeben waren. Aus dem Innern erscholl bei meiner Annäherung Hundegebell und lustiges Hahnengeschrei und draußen weideten im hohen Grase schwarze Ziegen, die bei dem Anblick der Fremden scheu von dannen sprangen. Außer diesen, wie es scheint, sehr verbreiteten Hausthieren, werden, wie ich später sah, auch Schweine und Rinder in geringer Zahl auf der Insel gezüchtet. Die mir auf meinen Wegen zahlreich begegnenden Eingeborenen waren fast alle dunkelschwarz und im Allgemeinen von schlanker, aber doch kräftiger Körpergestalt, die Männer meistens nur mit einem leichten Lendenschurz bekleidet. Alle wichen mir höflich, fast scheu, zuweilen auch durch Verbeugung grüßend, aus.

Heiß und lechzend vor Durst kam ich Nachmittags in die Niederlassung zurück, wofelbst ich eine keineswegs gastliche Aufnahme fand und erst nach langem Fragen und Suchen in einem der am Hafen liegenden Kaufladen etwas Brot und sehr schlechten französischen Wein und Wasser fand. Im Schatten des Hauses und auf einer Kiste des Ladens sitzend verzehrte ich mein frugales Mahl, umringt von Scharen der neugierigen schwarzen Bevölkerung, die mir manche interessante Beobachtung und Unterhaltung boten. Wenngleich im Allgemeinen von schlanker, ziemlich hoch gewachsener Gestalt und auch im Uebrigen, namentlich in der starken Prognathie des Gesichtes und den dickwulstigen Lippen ꝛc. mehr oder minder übereinstimmend, scheinen doch

Digitized by Google

den Negern von Bolama noch manche andere Elemente beigemischt zu sein. Ursprünglich stellten auch sie einen Theil eines besondern Volksstammes, der Manjacos, dar, der an den Ufern der Stromumbindung des Rio Grande und zwischen diesem und Rio Geba ansässig war und welcher durch ihren König Guinala im Jahre 1607 die Insel Bolama an die Krone Portugals abgetreten hatte. Seitdem aber ist durch Einwanderung aus den äußerst zahlreichen Volksstämmen, die die Küstenstriche und die Inseln zwischen den weiten Stromumbindungen des Rio Casamansa bis zum Rio Grande bewohnen, sowie auch weiter aus dem Innern und hier insbesondere aus dem großen handeltreibenden Nachbarstamme der Mandingas, der ursprüngliche Stammcharakter der Manjacos auf Bolama vielfach verändert, zumal die Insel einen Mittelpunkt für den Handel Senegambiens bildete und noch bildet. Rundum aber sollen sich die Negerstämme noch ziemlich rein erhalten haben, wenngleich gemischt in ihren Sitten und ihrer in früheren Zeiten zum Theil berüchtigten und gefürchteten Wildheit und Grausamkeit. Im schlimmsten Rufe standen in Bezug hierauf die Bewohner des vor jenen großen Stromumbindungen gelegenen Insel-Archipels, die Bijagos, Kühne, nichts schonende Piraten und Anthropophagen.

Nach kurzer Rast machte ich mich von neuem auf und wanderte nun in nordöstlicher, meinem ersten Ausflug entgegengesetzter Richtung und in geringer Entfernung vom Ufer des Rio Grande in das Innere der Insel. Ich hatte auf diesem Wege noch weit mehr, als am Morgen, Gelegenheit, die große Fruchtbarkeit des Bodens und die Fülle tropischer Vegetation und Landschaft zu bewundern, da dieser Theil der Insel mehr bewaldet und im Allgemeinen feuchter und von einem Flüßchen durchströmt ist. Prachtvolle Kokospalmen und an einigen Stellen ganze Haine derselben erfüllten die Ufer des Stromes, bis an die Mangrowegebüsche derselben reichend, dazwischen breiten hier und dort jene Riesen des tropischen Afrikas, die Wollbäume (Eriodendron anfractuosum), ihre weiten Kronen aus. Der Stamm eines derselben hatte 1 bis 2 m über seiner auf mächtigen Strebepfeilern ausgebreiteten Basis noch 6½ m Umfang. Auch traf ich auf dieser Wanderung wiederum auf ein kleines Negerdorf und nahe dabei auf eine halb verfallene, dereinst ohne Zweifel große und stattliche Faktorei, die nun aber mit ihren hohen ruinenhaften Mauern trümmerisch und der grünen Wildniß üppigen Strauchwerkes und wuchernder Schlingpflanzen hervorragte.

Das Thierleben fand ich auf Bolama nach meinen freilich nur flüchtigen Beobachtungen weniger mannigfaltig entwickelt, als ich erwartet hatte. Von wild lebenden Säugethieren sah ich keine Spur, weder bei meinen jetzigen Wanderungen, noch bei meinem späteren Besuche der Insel auf meiner Rückreise. Doch soll, wie mir bestimmt versichert wurde, die gestreifte Hyäne nicht allzu selten dort vorkommen. Aus der Vogelwelt bot sich mir bald nach meinem Eintritt in das Innere der Insel ein für die westafrikanischen Küstenorte sehr charakteristischer Anblick. Außerhalb des Städtchens, an die letzten Negerhütten sich anschließend, saß auf einem gerade an der Hauptstraße stehenden Baume mit breiter Krone und zum Theil entlaubten Aesten eine Anzahl von Geiern (Neophron pileatus?), unbekümmert um die Vorübergehenden, aber wachsam von ihrem hohen Standorte das ganze Städtchen überblickend, um alle ihnen zur Nahrung dienenden Abfälle sofort erreichen zu können. Sie sollen hier fast den Rang der Hausthiere einnehmen, indem sie, wenn der Nahrungsvorrath ihnen hierzu Anlaß bietet, ungescheut mitten in die Stadt und vor den Wohnungen und Hütten der Bewohner sich niederlassen.

Zwischen dem Gebüsch und auf freien Plätzen der Insel sah ich einige größere Eidechsen, ohne sie indessen erreichen zu können, und aus den Mangrovesümpfen ertönte die melancholische Stimme eines Batrachiers in sehr eigenthümlichem Tonfall, die aber bei jeder Annäherung sofort verstummte. Auffallend war mir der große Mangel an Landmollusken, namentlich an Laubgehäuseschnecken, von denen ich trotz mehrfachen Nachsuchens nur wenige Formen, einige der für das tropische Westafrika charakteristischen Limicolarien und unter einer alten Baumrinde eine bisher unbekannte Helicee fand. Reicher sind natürlich die Gliederfüßler, vor allem die Insekten, vertreten, unter denen die oben bereits geschilderten Termiten, die von den Eingeborenen Bagas-Bagas genannt werden, durch ihre mächtigen und überall in die Augen fallenden Bauten der Insel ein besonderes Gepräge verleihen, ja in gewissem Maße zu Terrain- und Bodenveränderungen Anlaß geben können, da das Material der Bauten mit der Zeit steinhart wird. Außer diesen, die hohen und über die ganze Insel zerstreuten Pyramiden errichtenden, Termiten, giebt es auch noch andere, die in der Erde, namentlich unter alten Baumstämmen oder in den Bäumen selbst, das Holz derselben vollständig zerstörend, ihre Nester anlegen. Neben den Termiten spielen auch hier die Ameisen durch ihr zahlreiches Auftreten unter den mannigfachsten Formen und Lebenserscheinungen eine große Rolle. Zum erstenmale fand ich hier die Riesenameisen des tropischen Afrika, die Dorylsiden (Dorylus fimbriata), fast von der Größe einer Hornisse, mit gestrecktem, strohgelbem Hinterleib und großen Flügeln, ferner die pechschwarzen Ponerinden (Ponera foetens), deren Arbeiter und Weibchen mit einem Giftstachel bewehrt sind und zu denen jene sehr merkwürdigen Treiberameisen des tropischen Westafrika gehören, die in mächtigen Raubzügen die Termitenhügel überfallen, größere Thiere, Schlangen, Eidechsen ꝛc. tödten und aufzehren und selbst in menschliche Wohnungen eindringen, hier alles, Menschen und Thiere, in die Flucht treibend, da ihren unausstehlichen schwarzen und giftigen Scharen niemand zu widerstehen vermag. Nichts aber vermag zu gleicher Zeit auch ein Haus besser und gründlicher von aller Thierplage zu säubern, als ein solcher Ueberfall eines Treiberameisenzuges, so daß man ihnen häufig gern für einige Tage die Wohnungen preisgiebt. Ratten, Mäuse, Eidechsen, Schlangen, Skorpione, Schaben, Tausendfüße und die anderen zahllosen Plagegeister der Tropen ergreifen entweder die Flucht oder fallen unrettbar den Ameisen zum Opfer. Es ist mir erzählt worden, daß Papageien oder andere Vögel und Hausthiere, die angebunden oder in einem Käfig im Hause zurückbleiben, von den Ameisen zerfleischt und vollständig skelettirt werden. Erst wenn jede Spur organischer Substanz, die ihnen zur Nahrung dient, vertilgt worden ist, verlassen sie die überfallene Wohnung, und in der Regel ist diese Arbeit in wenigen Tagen vollendet [1]).

[1]) Bei der bisherigen sehr geringen Kenntniß der Fauna Bolamas und der umliegenden Inseln mag es von Interesse sein, wenn ich hier noch einige der am häufigsten vorkommenden Insektenformen aus der kleinen, bei meiner Wanderung über die Insel gewonnenen Sammlung anführe. Coleopteren: Mylabris bifasciata Oliv. und Cuprea Orion; Lepidopteren: Papilio Demoleus L., Danais Chrysippus L.; Hymenopteren (Ameisen): Dorylus fimbriata Schuck, Camponotus maculatus, Ponera foetens; Orthopteren: Tryxalis, Termiten; Hemipteren: Nezara smaragdula F., Dysdercus Koenigii F., welche letztere in großer Menge einige Sträucher bedeckte.

Digitized by Google

Erst nach Eintritt der Nacht fuhr ich nach unserm draußen im Strome ankernden Dampfer zurück mit großer Befriedigung über diesen für mich so reichen Tag, der mir zum erstenmale einen Blick in die höchst eigenthümliche Natur des tropischen Westafrika's und im Besondern Senegambiens gewährt hatte, freilich zu gleicher Zeit auch einen wenig günstigen Eindruck von dem jetzigen Umfange und Zustande der portugiesischen Kolonie hierselbst hinterlassen hatte. Während ehedem die Küste fast des ganzen Senegambiens vom Grünen Vorgebirge bis nach Sierra-Leona hin der Herrschaft Portugals unterworfen war, ist dieselbe heute auf einige der vor uns liegenden und angrenzenden Gebiete des Festlandes beschränkt, die von jenen vielverzweigten und durch natürliche Kanäle mit einander verbundenen Stromwindungen des Rio Casamansa, R. de S. Domingos, R. Geba und Rio Grande de Guinala umfaßt werden. Dieses nunmehrige portugiesische Senegambien, die „Guiné portugueza", umgefaßt zwischen 13° 10′ und 10° 10′ nördl. Br. gelegen, wird in drei „Concelhos" (Distrikte) eingetheilt, Bolama, Cachéu und Bissáu mit einer Gesammtbevölkerung von vielleicht nur 6000 bis 7000 Seelen.

Bolama stellt heute ohne Zweifel den bei weitem wichtigsten Theil der Guiné portugueza dar und besteht aus der Insel Bolama und der südwestlich von dieser und vor der Mündung des Rio Grande gelegenen Insel das Galinhas (Hühnerinsel). Mancherlei für Portugal ungünstige Umstände haben freilich zum bisherigen Rückgang Bolamas beigetragen. Entdeckt ward die Insel und mit ihr ein Theil des Bijagoz-Archipels bereits im Jahre 1455 durch die Portugiesen und Bolama selbst 1607 von dem Negerkönig Guinala urkundlich an Portugal abgetreten gegen Gewährung von Schutz gegen die häufigen feindlichen Einfälle der benachbarten räuberischen und gewaltthätigen Stämme, namentlich der Bijagoz. Im Jahre 1792 bemächtigten sich die Engländer, durch die reiche und von den, in ihrem Mutterlande schwer heimgesuchten Portugiesen, vernachlässigte, ja eine Zeitlang verlassene Kolonie angezogen, der Insel Bolama, wurden aber von den Eingeborenen selbst vertrieben, die dann die portugiesische Fahne wieder aufpflanzten. Später (1838) erneuerten die Engländer jenen Versuch der Besitzergreifung Bolamas, nun bereits auf Grund ihrer ersten Okkupation Ansprüche auf den rechtlichen Besitz der Insel erhebend und zwar trotzdem inzwischen im Jahre 1828 die frühere Abtretung an Portugal förmlich erneuert worden war. Im Jahre 1868 wurde, da die Engländer auf ihr vermeintliches Anrecht bestanden und von der Insel nicht weichen wollten, in Lissabon von beiden Theilen eine Uebereinkunft unterzeichnet, nach welcher dem Präsidenten der Vereinigten Staaten Nordamerikas, Grant, das Schiedsrichteramt zwischen Portugal und England in Bezug auf den Besitz Bolamas übertragen wurde. Im April 1870 entschied Grant zu Gunsten Portugals und seitdem wurde auch der nun gewissermaßen neu erworbenen Insel eine größere Sorgfalt zugewandt, obgleich die Wirkungen derselben für Verwaltung und Handel in der Kolonie, sowie der Kultivirung des fruchtbaren Bodens noch in geringem Maße hervortreten. Jährlicher Import und Export mögen heute ungefähr 700 000 bis 800 000 Milreis betragen, wobei indessen zu berücksichtigen ist, daß die Haupthandelsbewegung auf Bolama vorläufig in den Händen französischer Kaufleute ist. Das hauptsächlichste Produkt und überhaupt fast der einzige Handels- und Ausfuhrartikel im portugiesischen Senegambien ist, wie schon oben erwähnt, die „Mancarra", die Erdeichel. Außerdem werden Palmöl, Wachs, Elfenbein, Häute ꝛc. in wechselnden Quantitäten ausgeführt. Der geringste Theil davon, sowohl der Mancarra als der übrigen Produkte, wird in den portugiesischen Kolonien selbst erzeugt, das meiste aus dem Innern Senegambiens und den Inseln nach Bolama gebracht.

Eisenbahnbau und Getreidehandel in Englisch-Indien.

Bekanntlich wurde im Jahre 1878 in Britisch-Indien eine Kommission ernannt, welcher die Aufgabe gestellt war alles zu untersuchen, was im Stande sei, eine künftige Hungersnoth zu verhüten, wenigstens zu mildern; nicht auf den ganzen Bericht derselben, welcher im Jahre 1881 erstattet wurde, wollen wir hier eingehen, sondern nur ihre hinsichtlich des Eisenbahnnetzes gemachten Vorschläge und die Art, wie die Regierung jetzt dieselben zur Ausführung zu bringen beabsichtigt, näher betrachten.

Zehntausend Meilen neuer Eisenbahnen erachtete die Kommission für nöthig, aber fünftausend, meinte sie, würden anfänglich wohl genügen, um einen kräftigen Schutz gegen eine neue Hungersnoth zu gewähren. Die Regierung nahm diese Frage mit Ernst in Behandlung und jetzt ist dieselbe bis zu einer Vorlage ans Parlament gediehen; nach langer Berathung ist man zu der Ueberzeugung gelangt, daß noch 7328 Meilen Eisenbahn gebaut werden müßten. Hiervon hat die Regierung vorgeschlagen, 3896 Meilen, welche nach dem Voranschlag 28½ Millionen Pfund Sterling kosten würden, in den nächsten fünf Jahren zu bauen. Weitere 3432 Meilen werden für im höchsten Grade wünschenswerth erklärt; doch kann der Staat dieselben zunächst nicht selbst bauen, ist aber geneigt, wenn eine Privatgesellschaft eine dieser Linien anzulegen sich entschließt, den nöthigen Boden kostenfrei herzugeben.

Die Regierung theilt die Linien in zwei Klassen: in solche, von denen zu erwarten ist, daß sie sehr bald Gewinn abwerfen werden, und in solche, die man zur Sicherung gegen Hungersnoth nicht entbehren kann, die jedoch keine Aussicht auf baldigen Vortheil geben. Der Betrag für jede dieser beiden Klassen wird annähernd gleich der Hälfte der ganzen veranschlagten Summe, d. i. ca. 14 Millionen Pfund Sterling, sein. Die weiteren Pläne über die Ordnung der Gebaugelegenheit können hier wohl füglich übergangen werden[1]), beifügen aber wollen wir noch, daß in Britisch-Indien am 31. März d. J. beinahe 11 000 Meilen, reichlich 17 000 Kilometer, Eisenbahn im Betriebe und einige tausend Kilometer im Bane waren, so daß, wenn, wie es wahrscheinlich ist, die eben berührten Vorschläge angenommen werden, Englisch-Indien über fünf bis sechs Jahre etwa 24 000 bis 25 000 Kilometer Eisenbahn besitzen wird.

[1]) Vergleiche die Blaubücher und Engl. Economist vom 28. Juni 1884, Nr. 2131.

Digitized by Google

Wenn nun auch diese Pläne zunächst zur Abhilfe der periodisch wiederkehrenden Noth des eigenen Landes ins Leben getreten sind, so besitzen sie eine Tragweite, die sie der Aufmerksamkeit größerer Kreise vollkommen würdig macht; es ist nämlich beinahe sicher, daß Indien durch Ausführung derselben zur Kornkammer für Europa werden wird.

Seit mehreren Jahren schon, seit 1873, hat der indische Getreidehandel eine gewisse Bedeutung bekommen. Im genannten Jahre nämlich wurde der Ausfuhrzoll aufgehoben und seitdem hat dieser Handel reißende Fortschritte gemacht. Während nach den Listen der Douane über das Dienstjahr 1872—73 (dasselbe fängt am 1. April an) Indien nur 394 000 Centner [1]) exportirte, belief sich die Ausfuhr im Jahre 1880—81 auf 7 414 000 Centner, 1881—82 auf 19 863 000 Centner. Die starke Entwickelung der Ausfuhr datirt vom Jahre 1877, zeigt aber in 1879 wieder einen Rückschritt.

Bei oberflächlicher Betrachtung scheint es, als ob der großen Ungleichmäßigkeit der Ausfuhr wegen es unmöglich sei, mit Sicherheit auf die Getreideproduktion Indiens zu rechnen; doch in Wirklichkeit ist nicht die Produktion, sondern nur die Ausfuhr so veränderlich gewesen und zwar war dieselbe ganz von den europäischen Marktpreisen abhängig. Sobald dieselben in Folge einer kleineren Anfuhr aus Amerika stiegen, war das indische Getreide, welches viel höhere Frachten zu tragen hat, im Stande, mit der amerikanischen Einfuhr zu konkurriren.

Wie groß die ganze Ernte Indiens ist, kann nicht mit genügender Sicherheit angegeben werden, da die statistischen Angaben in Bezug auf diesen Punkt ziemlich mangelhaft sind; die ganze mit Getreide bebaute Oberfläche wird auf 21 Millionen Acres veranschlagt. Der Ertrag schwankt zwischen 8 und 13½ Bushel per Acre und darf im Durchschnitt vielleicht mit 11½ Bushel berechnet werden. Auf Grund dieser Basis würde man auf einen Totalertrag von ca. 150 Millionen Centner rechnen können. Das angegebene Quantum kann jedoch auf eine bedeutend höhere Ziffer gebracht werden und zwar einmal, indem man die Getreidekultur nämlich ausdehnt, dann aber, indem man sie intensiver betreibt. Unter jetzigen Verhältnissen bleiben von dem jährlichen Ertrage durchschnittlich etwa 20 Millionen verfügbar und es unterliegt gar keinem Zweifel, daß diese Quantität sehr bedeutend gesteigert werden kann.

In Bezug auf die Konkurrenzfähigkeit des indischen mit dem amerikanischen Getreide möge Folgendes angeführt sein: Die Kosten der Produktion sind in Indien bedeutend niedriger als in Amerika, und das Getreide würde sowohl aus diesem Grunde als auch, weil es keinen Ausfuhrzoll bezahlt, sehr konkurrenzfähig sein, wenn nicht, wie schon erwähnt, die hohen Frachten das Verhältniß viel ungünstiger für Indien gestalteten. New York liegt etwa 3100, Bombay dagegen 6300 und Kurrachee 6000 englische Meilen von London; die nordamerikanischen Häfen haben also in dieser Hinsicht einen großen Vortheil, da beispielsweise 1882 die mittlere Fracht per Tonne (bis London) von New York 12 Schill. 2 Pence, von Bombay 35 Schill. 7 Pence und von Kurrachee 38 Schill. 9 Pence betrug; dagegen waren die Frachtpreise, welche von der Westküste Amerikas bezahlt wurden, bedeutend höher, z. B. betrugen sie von San Francisco 63 Schill. 11 Pence. Im Jahre 1882 kamen etwa 58 Procent des in England eingeführten amerikanischen Getreides von der Ostküste, 42 Procent von der Westküste der Union und es erklärt sich hieraus, daß im genannten Jahre das indische Getreide in ziemlich bedeutender Menge konkurriren konnte. Ein Hauptvortheil der Vereinigten Staaten in dieser Sache ist die Leichtigkeit und Wohlfeilheit des Transportes auf den Verbindungswegen im Innern, namentlich auf den Kanälen. Von Chicago nach New York betragen die Transportkosten 20 Schill. per Tonne (Abstand 960 Meilen), während in Indien die Kosten bei einem gleichen Abstande sich auf 32 Schill. 44 Pence belaufen würden.

Es ist leicht erklärlich, daß auch in Indien mit der Anlage von neuen Eisenbahnen die Oberfläche des mit Getreide bebauten Bodens bedeutend zugenommen hat, und dies wird auch in Zukunft geschehen, da noch ausgedehnte, für den Anbau von Getreide geeignete Felder brach liegen, weil die zur Verwerthung der Ernte nöthigen Transportmittel absolut fehlen. Welche Folgen es haben wird, wenn Indien sein Eisenbahnnetz erweitert und die Tarife gleichzeitig herabsetzt, liegt auf der Hand; daß in dieser Beziehung schon viel geschehen ist — seit 1873 ist die Länge der Eisenbahnen beinahe verdoppelt worden — ist oben schon erwähnt worden; besitzen wollen wir aber noch, daß man auch mit der Herabsetzung der Tarife angefangen und dieselben theilweise recht bedeutend — bis um 18½ Procent — erniedrigt hat.

Unter diesen Umständen ist daher wohl zu erwarten, daß Englisch-Indien in wenigen Jahren einen sehr großen Antheil an der Versorgung Europas mit Getreide haben wird, wenn nicht etwa durch die Eröffnung des Panama-Kanals neue, jetzt noch nicht zu berechnende Verhältnisse hervorgerufen werden.

Indien selbst verbraucht übrigens viel Getreide für die Bierbrauereien. Nach einer in der „Oesterreichischen Monatsschrift für den Orient“ (Juli 1884) mitgetheilten Notiz wurden in 24 Brauereien 2 554 697 Gallonen Bier erzeugt. Hauptsitze der Bierbrauerei sind die Himalayastationen Simla, Mussooree, Naini-Tal. Die größte der Brauereien zu Murree im Pendschab produzirte 724 986 Gallonen Bier. Die bedeutendsten Käufer des indischen Bieres sind die Militär-Kommissariate, von denen das von Bengalen allein im Jahre 1882 1 699 914 Gallonen bezogen hat.

[1]) Ein Centner etwas mehr als 58 Kilogramm.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Brussa, die erste Hauptstadt des osmanischen Reiches, ist nach J. H. Mordtmann bisher in seiner Einwohnerzahl fast stets überschätzt worden. Sestini gab sie 1779 auf 50 000 an, was damals richtig gewesen sein mag; Ancher Elon 1835 auf 100 000, Sandrecki 1844 auf 60 000, Mostras 1863 auf 70 000 und Sar 1873 auf 40 000. Die offizielle Bevölkerungsziffer für das Jahr 1882 (mitgetheilt in Kandi's 1883 zu Athen erschienenem Buche über Brussa s. Oesterreichische

Digitized by Google

Manualschrift für den Orient 1884, S. 149) beträgt etwas über 37 000; sie kann wohl in dem letzten Jahrhundert eher zu- als abgenommen haben. Auch Hummann's Schätzung der dortigen griechischen Bevölkerung auf 9000 Seelen ist zu hoch; es sind ihrer in Wirklichkeit nur 4292. (Diese Ausführungen beruhen auf der Annahme, daß bei jener officiellen Zählung sämmtliche Einwohner und nicht, wie gewöhnlich im Türkischen Reiche, nur die männlichen gezählt worden sind. — Red.)

— Ein Beweis für den zunehmenden Fortschritt Cyperns unter englischer Herrschaft liegt in der Thatsache, daß die Einnahmen der Insel im vergangenen Jahre so gestiegen sind, daß der bisherige, jährlich vom England zu leistende Zuschuß von 30 000 Pfd. St. auf die Hälfte herabgesetzt werden konnte.

— Charles Huber aus Straßburg, der Arabienreisende (vergl. „Globus" Bd. 45, S. 240), ist nach einem Briefe vom 20. Juni in Dschiddah am Rothen Meere angelangt, wollte aber bald wieder in das Innere zurückkehren, obwohl er wußte, daß die Ateibeh-Beduinen ihm feindlich gesinnt sind und auf ihn lauern. Der Sicherheit halber sandte er auch bereits vom Dschiddah die Inschriftenabklatsche und sein Tagebuch nach Frankreich. In den ersten Monaten des nächsten Jahres hofft er in Bagdad zu sein.

— Anfangs December 1883 wurde in Manila unter großem Gepränge die erste Tramwaylinie eröffnet, unter Assistenz des Gouverneurs, des Erzbischofs, der Konsuln und von zahlreichen anderen militärischen und geistlichen Autoritäten. Der Unternehmer ist ein in Manila hochangesehener Deutscher, Namens Jacob Zobel. — Die Malerakademie in Manila hat eine neue Organisation erhalten, sie heißt fortan Escuela de Dibujo y Pintura. Eine Anzahl von Stipendien soll es den tüchtigeren Schülern dieser Anstalt ermöglichen in Europa ihre Studien zu vollenden.

— Die spanische Regierung hat durch die Okkupation der Ulugandai ihren faktischen Besitz auf der Insel Palawan vermehrt, sich aber damit nicht begnügt, sondern auch die Mission von Inagajanan unter ihren Schutz genommen. Die Okkupation von Ulugan ist gegen die Mohammedaner gerichtet, gegen welche die Spanier seit der britischen Niederlassung auf Nordborneo noch mißtrauischer geworden sind, als sie es früher waren. Die Mission von Inagajanan verfolgt ganz andere Zwecke: es sollen die heidnischen Eingeborenen, die Tachanuas, für das Christenthum und damit auch für die spanische Herrschaft gewonnen werden. Es ist die mit vielem Glücke verfolgte Politik der Spanier, die Mohammedaner durch Forts und Flottenstationen in Schach zu halten, die Heiden aber durch die Missionare auf eine bequemere Weise in anhängliche Unterthanen zu verwandeln. Die Mission von Inagajanan zählt außer 49 alten Christen und zwei Chinesen bereits 200 Tachanuas, die Filialen Malinao, Ignahi und Iragnan über 500 Individuen derselben Rasse. Sie bebauen mit großem Fleiße den Boden und wenden auf Antrieb der Missionare ihre besondere Sorgfalt dem Kakao zu.

Afrika.

— Ueber den Verkehr im Suezkanal im Jahre 1883 wäre Folgendes zu bemerken:

Flagge	Zahl der Schiffe	Tonnenmaß	Bezahlte Kanalabgaben
Englisch	2537	6,134 Tausende	49,9 Tausende Francs
Französisch	272	0,782 „	6,3 „ „
Niederländisch	124	0,309 „	2,6 „ „
Deutsch	123	0,214 „	1,7 „ „
(Hierauf folgen Italien, Oesterreich u. s. w. mit bedeutend geringerem Verkehre.)			
Total	3307	8,051 Tausende	65,6 Tausende Francs.

Auffallend ist die Zunahme des deutschen Verkehrs; 1882 passirten 100 deutsche Schiffe mit 0,177 Mill. Tonnen
1881 nur 45 „ „ 0,060 „ „

Deutschland nimmt jetzt die vierte Stelle ein, während es in der Zeit vom 1. Januar 1870 bis 31. December 1883 erst an sechster Stelle kommt. Für diesen Zeitabschnitt sind zu verzeichnen:

Englische	Schiffe	18093,	welche 344,9 Mill. Frcs. bezahlten
Französische	„	1482	„ 34,4 „ „
Holländische	„	792	„ 17,9 „ „
Oesterreichische	„	780	„ 11,7 „ „
Italienische	„	725	„ 11,1 „ „
Deutsche	„	538	„ 7,1 „ „
Spanische	„	338	„ 7,3 „ „

— Im „Bulletin" der k. belgischen Geographischen Gesellschaft (1884, Nr. 2) ist ein Vortrag Mauricio Bruanfanti's (l. oben S. 95) über seine leider unglücklich abgelaufene Reise quer durch Nordafrika abgedruckt, welchem eine Skizze des mittleren Niger zwischen Say und Timbuktu (13° bis 18° nördl. Br.) beigegeben ist. Es ist dies das einzige Stück aller seiner Aufzeichnungen, welches der Reisende aus dem Uebersalle durch die Maritu am 23. December 1882 — die selben sitzen etwa unter 10° nördl. Br. im Norden von Aschanti — gerettet hat; der dargestellte Theil des Nigerlaufes ist uns bereits durch Heinrich Barth bekannt, von dessen Leistungen übrigens Bruanfanti mit der höchsten Achtung spricht. Die Uebereinstimmung zwischen den Aufnahmen beider ist nur sehr gering. Sehr zu bedauern ist, daß gerade dieses schon bekannte Stück der Reiserante gerettet wurde und nicht ein anderes, etwa der saß ganz durch unbekanntes Gebiet führende Marsch von Timbuktu nach Lagos an der Sklavenküste aber die Reise von Kuka nach dem nördlichen Adamaua. Auf letzterer hat er den Berg Mendif bestiegen, welchen vor ihm nur der Major Denham 1824 zu Gesicht bekommen hatte. Von weitem präsentirt sich derselbe wie ein spitzer Zuckerhut, dem nach Norden andere gleichfalls isolirte, aber weniger ansehnliche Spitzen vorgelagert sind. Beim Näherkommen sieht man aber, daß er trotz seiner Isolirtheit zu der, das Land Bandala durchziehenden Bergkette gehört. Bruanfanti hält ihn für einen erloschenen Vulkan; anfangs hatte er geglaubt, daß die im Sonnenscheine weiß erglänzende Spitze des Berges mit Schnee bedeckt sei, fand jedoch, daß die Färbung von dem Miste zahlloser, dort nistender großer Vögel herrühre. Seine absolute Höhe bestimmte er zu 1700 m, die relative zu 1100 m, den Umfang am Fuße zu etwa 20 km. Mitten in diesen Beobachtungen wurde er jedoch von den erregten Eingeborenen verjagt und mußte nun, gleichfalls vergeblich, versuchen, auf einem westlicheren Wege weiter in Adamaua vorzudringen. Heinrich Barth hatte 30 Jahre früher bei den friedlichen Bewohnern des nordwestlichen Adamaua die beste Aufnahme gefunden; aber seit jener Zeit haben sie sich durch innere Kriege sehr zu ihrem Nachtheile verändert; an drei verschiedenen Stellen, wo Bruanfanti einzudringen versuchte, wurde er unbarmherzig zurückgewiesen, selbst angegriffen, und mußte schließlich nach Verlust zweier Leute nach Bornu zurückkehren, um von da über Kano und Sokato an den Niger zu gelangen.

— Am 10. Juni hat eine officielle portugiesische Expedition unter Major Henriques de Carvalho Loanda verlassen und will über Dunda und Malange zum Muata Jamvo sich begeben, um denselben ansehnliche Geschenke des Königs von Portugal zu überbringen und vielleicht sein Reich dem Handel zu eröffnen. Sodann will sie quer durch den Kontinent Mozambique zu erreichen suchen.

— Nach mehrmonatlicher Pause erhalten wir neuere Nachrichten von de Brazza, welche keineswegs ungünstig lauten; sie finden sich in dem Sitzungsberichte der Pariser Geographischen Gesellschaft vom 18. Juli d. J. Danach hat Brazza die Zeit etwa vom Oktober 1883 bis Mitte Februar 1884 angewendet, um den ca. 140 km langen Verbindungs-

Digitized by Google

weg zwischen seiner Station Francaville (am obern Ogowe) und dem Posten an dem Alima (Zufluß des Kongo) herzurichten. Am 15. Februar verließ er letzteren Posten, fuhr den Alima langsam hinab, denselben erforschend, ohne daß ihm die früher feindlich gesinnten Apfurn Hindernisse in den Weg legten. Von der Mündung des Alima fuhr er den Kongo hinab bis Nganschanga, dem Hafen seines Verbündeten Makoko, und besuchte letzteren, der abseits vom Strome auf dem Hochlande wohnt. Er hielt sich bei demselben vom 30. März an etwa drei Wochen lang auf, begab sich dann nach der seit Jahresfrist verlassenen Station Brazzaville (am Stanley Pool) und richtete dieselbe wieder ein. Der Gesundheitszustand seiner Leute und die Beziehungen zu den Eingeborenen werden als vortrefflich geschildert; besonders günstig soll die Lage der schon aus 50 Hütten bestehenden Station am Kap Lopez (im Delta des Ogowe) sein. Daß die französischen Kammern neuerdings ansehnliche Geldmittel für dieses Unternehmen bewilligt haben, ist bekannt.

— Aus einem Vortrage des Kapitäns Brandon Kirby vor der Royal Geogr. Society (23. Juni 1884) geht hervor, daß das Aschanti-Reich in den letzten Jahren an Umfang und Macht sehr bedeutend zurückgegangen ist. 1881 noch hatte der König das Kriegszeichen der goldenen Axt mit einer sehr kriegerischen Botschaft an den englischen Gouverneur des Küstenstrichs gesandt; zwei Jahre später hat er denselben, einen Bürgerkrieg im Lande unterdrücken zu helfen, was derselbe auch auf gütlichem Wege that, und während früher der Wille des Aschantikönigs Gesetz war in dem ganzen Gebiete zwischen 6° und 8° nördl. Br. und von 3° westl. L. Gr. bis über den Voltafluß hinaus, gilt er jetzt nur noch in einem Umkreise von 50 bis 60 engl. Meilen um die Hauptstadt Kumassi. Auch letztere hat in dem Bürgerkriege sehr gelitten, fängt aber an, sich wieder zu heben. Den dortigen gräuelvollen Menschenopfern hat der neue König Quaco Duah ein Ende gemacht; zum Beweise dessen führt Kirby an, daß er bei seinem letzten Besuche der Hauptstadt dort keine Aasvögel mehr sah, während sie früher in Masse sich herumtrieben. Ein neuer Handelszweig, der sich jetzt in Aschanti entwickelt, ist der Handel mit Kautschuk, der in Fülle vorhanden ist; es beschäftigen sich damit ausschließlich Eingeborene aus den englischen Schutzstaaten, die zwischen Aschanti und der Küste liegen. — Auf seiner Reise durch das Land drang Kirby 80 engl. Meilen nordwestwärts von Kumassi bis Kuntampoh vor, einer Stadt von 15 000 thätigen Bewohnern und einer stark handelnden Bevölkerung von ca. 25 000 Kaufleuten, einst der Hauptmarkt für Elfenbein in diesem Theile Afrikas. Dort traf der Reisende Karawanen aus Timbuktu und Maudingos aus dem Hinterlande von Sierra Leone, welche europäische Waaren (Baumwollenzeuge, Messer und Zwirn) mit sich führten. Wie viel leichter und billiger wäre es, dieselben von der fünf- oder sechsmal näheren Guineaküste zu beziehen! Eine Gelegenheit zu Geschäften, die sich der englische Handel nicht entgehen lassen wird.

Australien.

— Die Australian Frozen Meat Export Company in Melbourne hat in den letzten sechs Monaten auf 10 Schiffen die gefrorenen Fleischkörper von 31 692 Schafen nach London exportirt. Dieselben haben, mit Ausnahme derer auf einem Schiffe, in bester Beschaffenheit ihren Bestimmungsort erreicht. Der Preis stellte sich in London auf 42 bis 50 Pfennig das Pfund. Ein Kargo von 1816 Schafkörpern aus Sydney kam in unverkäuflichem Zustande an. Begutachtungen ist nicht, daß solches Fleisch an Schlüpfrigkeit und Saftigkeit verloren hat und daß das schwarze Aussehen desselben auch wenig einladend ist. — In London haben jetzt zwei Gesellschaften, die Central Markets Cold Air Stores Limited und die West India Docks Company, große Gewölbe eingerichtet, welche resp. 30 000 und 25 000 gefrorene Fleischkörper aus Australien bergen können.

— Der Arbeitermarkt ist in allen australischen Kolonien überfüllt. Die Zahl derer, welche Arbeit und Verdienst vergeblich suchen, ist groß, und die Regierungen sind gezwungen, wenigstens für einen Theil dieser unbeschäftigten Leute öffentliche Arbeiten gegen billige Löhne aufführen zu lassen. Um so mehr muß man sich wundern, daß die Parlamente immer von neuem bedeutende Summen für freie und unterstützte Einwanderung aus Europa allstündlich bewilligen. Neu-Süd-Wales verausgabte dafür im Jahre 1883 die Summe von 75 000 Pfd. St. Ein gleicher Betrag war auch wieder für das laufende Jahr bestimmt, indeß hat die Regierung denselben bei der gerade in dieser Kolonie herrschenden großen Noth in der arbeitenden Klasse jetzt auf 40 000 Pfd. St. vermindert. Süd-Australien verwendete im letzten Jahre 45 000 Pfd. St. auf Einwanderung aus Europa und hat, trotz seiner derangirten Finanzen, auch für dieses Jahr wenigstens 8000 Pfd. St. dazu bestimmt. Queensland — es klingt kaum glaublich — importirte im Jahre 1883 theils frei, theils affihirt, 24 421 Personen aus Europa mit einem Kostenaufwande von 269 210 Pfd. St. Von 1861 bis Ende 1883 betrug die Zahl der so in diese Kolonie Eingewanderten 122 727. Nur Victoria sieht von einer freien und affihirten Einwanderung gänzlich ab. Diese Kolonie bietet unbestritten Einwanderern die verhältnißmäßig besten Aussichten, und darum fällt ihr immer sehr bald ein nicht unbedeutendes Kontingent der auf Staatskosten importirten Einwanderer aus den anderen Kolonien zu.

— Wie ein Finanzbericht aus Adelaide besagt, fängt die hohe Schuld, welche Süd-Australien auf sich geladen hat, an ernstlich zu beunruhigen. Mit Einschluß der im Februar dieses Jahres vom Parlamente bewilligten neuen Anleihe von 1 651 300 Pfd. St. belauft sich dieselbe bereits auf 15 500 000 Pfd. St. oder 50 Pfd. St. pro Kopf der Bevölkerung. So kann es mit den Anleihen nicht fortgehen. Die Jahreseinnahmen decken nicht die Ausgaben, und nach Ausage des Finanzministers dürfte das mit Juni abschließende Finanzjahr wieder ein Defizit von 300 000 Pfd. St. aufweisen. Die Eisenbahnen, auf welche die Anleihen zum großen Theile verwendet wurden (es sind jetzt 1646 km im Betriebe, 300 km im Bau und der Bau von weiteren 528 km ist vom Parlamente genehmigt), verzinsen bei weitem nicht das Anlagekapital, ja die Einnahmen decken zum Theil nicht einmal die Betriebskosten. Der Bau einer transkontinentalen Eisenbahn, womit der Anfang im Süden und Norden gemacht ist, wird kolossale Summen verschlingen, ohne daß an eine Rentirung zu denken ist. Das nunmehr aufgelöste Parlament hat die Abhaltung einer internationalen Industrieausstellung in Adelaide im Jahre 1886 beschlossen, wenn anders das neu gewählte Parlament den Beschluß nicht redressiren wird. Dadurch würden dem Staate Kosten in der Höhe von wenigstens 150 000 Pfd. St. zufallen, welche durch Anleihe gedeckt werden sollen. Eine Kolonie mit erst 311 100 Seelen, einschließlich der 6346 Eingeborenen, ist zu einer Weltindustrieausstellung nicht berechtigt, und dieselbe wird auch schwerlich auswärts die nöthige Unterstützung finden. Die Einwanderung in Südaustralien scheint in diesem Jahre mit der Auswanderung auch nicht gleichen Schritt zu halten.

— Der australische Reisende Mr. Ernest Favenc hatte, wie wir schon berichteten, im Auftrage der südaustralischen Regierung um Mitte vorigen Jahres das durch den Mc Arthur (mündet in 15° 46' südl. Br. und 136° 44' östl. L. von Gr. in den Golf of Carpentaria) entwässerte und bis dahin unbekannte Gebiet erforscht. Er entdeckte am oberen Laufe desselben ein gut bewässertes und grasreiches Areal im Umfange von angeblich 60 000 englischen oder 3822 deutschen Quadratmeilen, zu Schafweiden bestens geeignet. Den Fluß hält er für schiffbar. Die Regierung schickte in Folge dessen von Port Darwin aus den Dampfer „Palmerston“ mit einem Feldmesserpersonal nach dem Mc Arthur, um, falls sich die

Digitized by Google

Schiffbarkeit desselben bestätigen sollte, an der Mündung eine Stadt anzulegen und dann das fruchtbare Inland zu vermessen. Der Dampfer kehrte Ende Juni dieses Jahres nach Port Darwin zurück mit der Nachricht, daß der Mc Arthur sich nur mit kleinen Booten eine Strecke lang befahren lasse und daß an der dortigen Meeresküste, welche in der Länge von 70 englischen Meilen oder 113 km erforscht ward, kein einziger schiffbarer Fluß münde. Man hatte in der Kolonie Südaustralien große Hoffnungen auf die Entdeckung des Mr. Favene gesetzt und ging mit dem Plane um, am Mc Arthur eine neue Ansiedelung zu gründen.

— Man hat in Südaustralien auf dem großen wüsten und wasserlosen Gebiete, welches den Lake Eyre, in 28° 30′ südl. Br. und 137° 18′ östl. L. von Gr., umgiebt und sich nordöstlich nach der Grenze von Queensland und darüber hinaus erstreckt, eine sehr wichtige Entdeckung gemacht. Das Gebiet gehört der Kreideformation an, und sein Umfang mag ungefähr 126 000 englische Quadratmeilen oder 326 214 qkm betragen. Es existiren dort viele aus Tuff gebildete kegelförmige Erhhügel (mounds) von 3 bis 30 m Höhe, aus welchen Wasser mit mehr oder weniger salzigem Geschmacke und darum für Menschen und Vieh ungenießbar, fließt. Dies veranlaßte die südaustralische Regierung schon im Jahre 1881 an einer Stelle, welche Tarkaninna heißt und in 29° 10′ südl. Br. und 138° 9′ östl. L. von Gr. liegt, Bohrversuche anstellen zu lassen. In einer Tiefe von 350½ m stieß man auf kreidigen Thon und bei 372 m kam man endlich am 14. April 1884 auf ein Bassin guten Wassers, welches sofort durch das Bohrloch 6 m über die Oberfläche hinaustieg. Die Quellen dieses unterirdischen artesischen Wasserbeckens werden ohne Zweifel an der südlichen Wasserscheide der Gebirge im Northern Territory und in Queensland liegen. Da die geologische Formation auf dem vorbezeichneten Gebiete durchweg dieselbe ist, so läßt sich wohl annehmen, daß dies artesische Wasser überall, wenn auch in verschiedenen Tiefen, anzutreffen sein wird. Ja, die Sanatter Hogarth und Warren ließen ebenfalls im September 1881 bei Adalawalla, 46 km nordwestlich von Strangways Springs in 29° 12′ südl. Br. und 136° 30′ östl. L. von Gr., eine 101,6 mm weite Bohrung ausführen und trafen, nachdem das Wasser ursprünglich sehr salzig gewesen, durch dieselbe Formation wie bei Tarkaninna, schon bei einer Tiefe von 46 m auf gutes Wasser. Dasselbe steht im Bohrloche — Adalawalla ist höher gelegen — 6,70 m unter der Erdoberfläche und man gewinnt daraus täglich unausgesetzt 36 350 Liter Wasser, um das Vieh zu tränken. Diese Entdeckung ist von der größten Wichtigkeit, nicht sowohl für das Gebiet, welches auf seiner dürren Oberfläche wohl nie besondere Viehweiden liefern wird, als vielmehr dadurch, daß die Anlegung einer Reihe artesischer Brunnen dazu dienen wird, das Fettvieh aus dem centralen Australien (Mac Donnell Ranges u. s. w.) über diese ausgedehnte wasserlose Wüste hinweg nach den angesiedelten südlichen Distrikten zu treiben und an den Markt von Adelaide zu bringen, wie überhaupt einen Transport möglich zu machen resp. zu erleichtern.

— Der schon bekannte Reisende J. B. Mulligan in Queensland hat die Leitung einer Expedition zur näheren Erforschung der Mc Kinlay Ranges (in 21° 30′ südl. Br. und 141° 1′ östl. L. von Gr.) übernommen. Von den Kosten der Expedition bestreitet die Regierung von Queensland zwei Drittel, das andere Drittel Privatpersonen.

Inselu des Stillen Oceans.

— Der Naturforscher H. O. Forbes trifft Vorbereitungen für eine Reise nach dem südöstlichen Neu-Guinea, um wo möglich bis zur Owen Stanley-Kette vorzudringen und deren Geographie, Fauna und Flora zu untersuchen. Bekanntlich ist Forbes schon einige Jahre im Malaischen Archipel thätig gewesen, und wenn jemand für die schwere Aufgabe in Neu-Guinea vorbereitet ist, ist er es. Die Kosten der Expedition werden auf 20- bis 30 000 Mark geschätzt, welche, wie man hofft, gelehrte Gesellschaften und Privatpersonen aufbringen werden. Der Vorstand der Royal Geogr. Society hat 5000 Mark zugelegt.

— Ueber Neu-Guinea gehen folgende Nachrichten ein. Eine Reisegesellschaft aus Queensland, welche die Flüsse Lakekt, nordwestlich von Port Moresby, und Kemp Welsh, welcher in 10° südl. Br. und 147° 45′ östl. L. von Gr. in Hood Lagoon mündet, sowie deren Nebenflüsse auf ihren Metallreichthum erforscht hatte, kehrte Ende April 1884 nach Australien zurück, ohne irgend welche werthvolle Metalle entdeckt zu haben. — Auf der Hafenstadt Hula, westlich von Hood Lagoon und in 10° 6′ südl. Br. und 147° 43′ östl. L. von Gr., wird eine Trepang-Fischerei mit bestem Erfolge betrieben. — Der bekannte Neu-Guineareisende Mr. Goldie hat von den Eingeborenen eine schöne Beidefläche von ziemlichem Umfange gepachtet, welche mit Rindvieh, wovon eine Sendung aus Cooktown in Queensland erwartet wird, belegt werden soll. Man verspricht sich von diesem Unternehmen den besten Erfolg; es fragt sich nur, wo ein Markt für Absatz gefunden werden soll.

— England hat nun doch endlich einen Theil von Neu-Guinea sich angeeignet, nämlich die östliche Hälfte der Südküste, soweit diese nicht von den Niederländern beansprucht wird. Die Form der Annexion, welche die englische Regierung gewählt hat, ist das Protektorat, ausgeübt durch einen Oberkommissär, welcher unabhängig ist von dem Gouverneur der Fidschi-Inseln.

— Das einheimische Geld in Neubritannien besteht aus kleinen Kaurimuscheln, die auf zerspaltenes Rohr aufgereiht werden; das wird auf Duke-of-York „Diwarra“ genannt. Es wird nach Längen gemessen. Die erste Länge reicht bei ausgebreiteten Armen über die Brust weg von Hand zu Hand; die zweite vom Mittelpunkte der Brust bis zur Hand des ausgestreckten Armes; die dritte von der Schulter den Arm entlang bis zur Spitze der Finger; die vierte bis eben dahin vom Ellbogen an; die fünfte vom Handgelenke an bis zur Fingerspitze; die sechste ist gleich einer Fingerlänge. Frische werden gewöhnlich nach ihrer Diwarra-Länge gekauft, außer wenn sie zu klein sind. Ein großes Schwein kostet etwa 30 bis 40 Längen ersten Maßes, ein kleines 10. Das Diwarra wird zur Bauemlichkeit in Gewinde von 100 Fadem oder „ersten Längen“ zusammengelegt. Bisweilen werden gegen 600 Faden zusammengewunden, aber nicht oft, da eine solche Menge zu massig ist, wenn im Falle eines feindlichen Einbruches oder Krieges die Weiber sie rasch fortbringen und verstecken müssen. Diese Diwarragewinde werden sehr nett mit Flechtwerk bedeckt, welches den Seiten unserer Rohrstühle ähnelt. Fragt man, woher die Muscheln kamen, so sagen die Eingeborenen, sie wüßten es nicht; aber mehrere der Häuptlinge wissen es, und zwar kommen sie von Nukuni, einem Orte in beträchtlicher Entfernung an der Nordwestküste. Die Muscheln werden in die Erde gegraben, damit sie bleichen; danach schlägt man mit einem Steine in ihre Spitze ein kleines Loch; alsdann reibt man sie auf die Rohrstreifen, was wahrscheinlich nur von den Häuptlingen besorgt wird.

Nordamerika.

— Ein sehr amüsantes und kulturgeschichtlich nicht unwichtiges Buch ist die „Humoristische Reise durch Texas“. Von Alex E. Sweet und J. Armoy Knox (Deutsch von Dr. R. Teuscher. Jena, H. Costenoble 1884. Preis 10 Mark). Wer durch die witzige und ironische Einkleidung hindurch den wahren Sachverhalt zu verstehen vermag, wird auch vielfache Belehrung finden, wenn auch nicht über speciell geographische und ethnographische Dinge, so doch über Ackerbau- und Handelsverhältnisse, über die verkehrte Indianerpolitik der Vereinigten Staaten, über die lotterigen Zustände in Mexiko u. s. w. Wir danken den Verfassern

Digitized by Google

ein paar herlich vergnügte Stunden; wir dürfen ihnen auch für das Lob der deutschen Kolonisten in Texas danken, das in amerikanischem Munde um so besser klingt. Man höre folgenden Abschnitt (S. 307). „Wo wir auch in Texas an einer Farm vorbei kamen, waren wir nie im Zweifel, ob der Eigenthümer ein Deutscher sei oder nicht. Wenn wir eine Farm antrafen mit guten Zäunen, Thoren, die nicht am Boden herschleiften, ungewöhnliche Ackerwerkzeuge unter einem Dache, einem Brunnen im Hofe, Obstbäumen und Gemüsebeeten hinter dem Hause, Heuhaufen für Winterfutter, und Fensterläden, welche jedenfalls durch Lokalkünstler in strahlenden Farben bemalt waren — einstimmiger Ausspruch: „Deutsche". Wenn wir sahen, daß die Thore auf dem Boden beim Oeffnen tiefe Kreislinien einrissen, oder die Oeffnung statt des Thores mit Gebüsch verstopft war, wenn der Eigenthümer auf der Veranda schlafend lag, den Kopf auf einem Sattel, von flink Hunden umgeben, oder wenn er durch Spalten zwischen den Balken, aus denen das Haus erbaut war, aus und ein ging, wenn wir sein Reitpferd, angepflöckt und mit wundem Rücken an der Straße grasen sahen, wenn wir im Hofe einen Wagen bemerkten, der in der Sonnenhitze Risse bekam und ein Wasserfaß auf dem Wagen, zum Beweis, daß die Familie ihr Trinkwasser aus dem Bache holte — Ausspruch ohne Zaudern: „Altegyanische Wirthschaft." Oder S. 315: „Es ist schwer, die Deutschen in Westeras zu sehr zu loben, sie haben das Land zu dem gemacht, was es ist. Sie liefern einen sehr schwachen Beitrag zu den Verbrechen, während sie einen starken Antheil an den Steuern tragen, ganz außer Verhältniß zu ihrer Anzahl. Sie erziehen ihre Kinder auf eigene Kosten, wenn der Staat sich weigert es zu thun. Sie achten die Rechte anderer, und Rohheit und Gewaltthätigkeit ist in den deutschen Ansiedelungen so gut wie unbekannt." — Die Uebersetzung liest sich sehr gut.

Südamerika.

— Allen Schwierigkeiten und scheinbar unüberwindlichen Hindernissen zum Trotz schreitet die Arbeiten an dem Panama-Kanal rüstig vorwärts. Von dem Umfange des großen Unternehmens, das durch die neue Suezkanalfrage einstweilen in den Hintergrund des allgemeinen Interesses gedrängt worden ist, geben die nachstehenden, dem „Panama Star and Herald" vom 1. Mai entnommenen Daten ein anschauliches Bild. „Bis jetzt", schreibt das genannte Blatt, „haben die Dampfer der Royal Mail Steam Packet Company einige 80 000 Tonnen Fracht für die Kanalgesellschaft nach dem Isthmus befördert und überdies noch 12 000 Arbeiter von Jamaika nach Colon überführt, die hier bei der Entwässerung der großen Sumpfstrecken beschäftigt werden. Diese Zahlen mögen wohl etwas hoch gegriffen erscheinen, sie sind aber durchaus richtig. Die Transportschiffe der nämlichen Dampfergesellschaft sind auch schon zu verschiedenen Malen gechartert worden, um volle Ladungen an Maschinen und Vorräthen vom Kontinente nach dem Isthmus zu bringen. Beträchtlich ist namentlich die Verschiffung englischer Maschinen für Zwecke des Kanalbaues gewesen. Verläßlichen Angaben zufolge beschäftigt Lesseps' große Gesellschaft augenblicklich etwa 13 000 Arbeiter[1]), der Mehrzahl nach von Jamaika und Haiti. Unter den Pflanzern von Jamaika, die sich nur mit größten Schwierigkeiten noch die nöthigen Arbeitskräfte zu verschaffen im Stande sind, herrscht deshalb eine sehr begreifliche Mißstimmung. Der bei ihnen übliche gewöhnliche Tagelohn von 1 Schilling und 1 Schilling 6 Pence (1,40 und 1,75 Mark) erscheint wie ein Nichts neben der Summe von 1 Dollar 25 Cents oder 1 Dollar 50 Cents (5,40 und 6,60 Mark), welche die Kanalbau-Unternehmer ihren Leuten pro Tag zahlen. Unter der besseren Klasse der jamaikanischen Arbeiter giebt es viele, die ihr Geld in die Heimath senden, um es dort in kleinem Grundbesitze anzulegen.

— Die argentinische Regierung hat eine Expedition unter Oberst Lasserre nach dem Süden ihres Gebietes geschickt, um günstige Punkte zur Anlegung von Häfen und Ortschaften zu ermitteln, sowie einen Punkt auf dem Feuerlande für eine Strafkolonie und einen auf der Staten-Insel zur Erbauung eines Leuchtthurmes auszusuchen.

Polargebiete.

— Sibiriakow hat auch in diesem Jahre den Versuch gemacht, in das Karische Meer einzudringen und die Jenisei-mündung zu erreichen. Die zu dieser Expedition bestimmten Dampfer „Nordenskiöld" und „Ob" sind Ende Juni abgefahren und in das Karische Meer vorgedrungen; jedoch hat der „Nordenskiöld" einen Achsenbruch erlitten, der ihn nöthigte, unter Assistenz des „Ob" einen Nothhafen aufzusuchen.

Vermischtes.

— Weiteres über die Steinkocherei. — Aus derselben Quelle, aus der die Notiz in Bd. 46, S. 16 stammt, geht uns noch weiteres Material zu dem behandelten Brauche zu. „Wenn man in hiesiger Gegend (Freiheit in Böhmen)," schreibt Herr Bauer, „Gicht oder Rheuma durch Schwitzbäder zu vertreiben beabsichtigt, so pflegt man das nur mäßig vorgewärmte Wasser der Badewanne, in der der Kranke auf einem Schemel sitzend Platz genommen hat, durch erhitzte Kieselsteine auf eine höhere Temperatur zu bringen. Die Anwendung der erhitzten Steine erweist sich in diesem Falle zweckmäßiger als das Nachfüllen von heißem Wasser, weil jene ihre Wärme nur allmählich abgeben und so das Bad längere Zeit auf gleicher Temperatur halten." Schließlich weiß Herr Bauer noch auf den zum Vergleich heranzuziehenden Gebrauch der Gastwirthe hin, ihren Gästen allzu kaltes Bier durch einen hineingehaltenen glühenden Stab rasch bis auf die nöthige Temperatur zu erwärmen, ohne daß allzu viel Kohlensäure verloren geht.

— O. Hübner's altbekannte „Geographisch-statistische Tabellen aller Länder der Erde" (W. Rommel, Frankfurt a. M.) sind unlängst, vollständig umgearbeitet und bedeutend erweitert, von Professor Dr. von Juraschek in 33. Auflage erschienen, und zwar in Tafelformat (50 Pf.), sowie in Buchform (1 M.).

[1]) Lesseps selbst bezifferte am 4. Juli d. J. ihre Zahl auf ca. 16 000.

Inhalt: Eine Reise in Griechenland. I. (Mit drei Abbildungen.) — Eine Einleitung in die Kulturgeschichte. (Mit acht Abbildungen.) — Richard Greeff: Von den Capverdischen Inseln nach Bolama. II. (Schluß.) — Eisenbahnbau und Getreidehandel in Englisch-Indien. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Australien. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — Südamerika. — Polargebiete. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 9. August 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Herrn Henri Belle.)

II.

Von Andravida aus gelangte Belle in 2½ Stunden in östlicher Richtung durch eine ziemlich gut, namentlich mit Reben angebaute Ebene nach der Stätte des antiken Elis. Diese Gegend bringt übrigens einen der besten Weine Griechenlands hervor. Jeder Weinbauer hat auf seinem Felde einen viereckigen, gut cementirten, oben offenen Behälter, in welchem die Trauben ausgetreten werden und aus welchem der Most in ein tiefer befindliches Becken läuft. Aus diesem wird er in Schläuchen nach dem Dorfe geschafft und dort in riesige, bis zum Halse eingegrabene Krüge aus gebranntem Thon gegossen, um dort den Gährungsprocess durchzumachen. Damit er sich bei dieser rohen Behandlung wenigstens einige Monate lang hält, fügt man Harz hinzu, was ihm den bekannten abscheulichen Geschmack verleiht. Die Weinlese giebt, wie anderwärts, zu Festen und Lustbarkeiten Anlass: das Austreten geschieht beim Klange von Mandolinen und Geigen, und Abends beim Fackelschein treten Männer und Frauen, unbekümmert um die vorangegangenen Mühen des Tages, zum Reigentanze an. Noch vor drei oder vier Jahrzehnten hielten die Winzer Umzüge durch das Dorf, Weinranken um das Haupt geschlungen und in der Hand rebenbekränzte Stöcke tragend, die in einen Pinienapfel ausliefen; diese wahrhaftigen Thyrsosstäbe schwangen sie tanzend und springend, wie antike Bacchanten. Heute aber sind diese unbewussten Reminiscenzen aus dem Alterthume in Vergessenheit gerathen. Viele Besitzer haben, durch die in Aussicht stehende grössere Einnahme verlockt, italienische Winzer und verbesserte Keltern kommen lassen und haben Keller gebaut, wo in langen Reihen Tonnen lagern, wie irgendwo am Rhein oder im Bordelais. Die Weine sind besser geworden, aber der malerische Reiz ist verschwunden; letzteres beklagt wohl ein oder der andere Reisende, aber wie viel Trinker freuen sich über ersteres! Der natürliche Wein von Elis ist stark, alkoholreich und berauschend, sehr ähnlich den Weinen des Hérault in Frankreich; ausserdem aber werden besonders in Patras allerhand Weinsorten fabricirt, wie Bordeaux, Madeira, Malaga und selbst Champagner.

Je näher Belle seinem Ziele kam, um so mehr hob sich der Boden und wurde welliger. Auf den dort zerstreuten Weilern wird viel Seidenzucht getrieben; die Seide von Elis ist die weichste in ganz Morea, enthält am wenigsten Gummi und ist doch die dauerhafteste, weshalb sie viel nach Italien ausgeführt wird. Ebenso vorzüglich sind die Früchte der dortigen Oelbäume; nicht das Gleiche aber lässt sich vom Oele sagen, welches in Folge schlechter Bereitung und Aufbewahrung den bei den Landeseingeborenen beliebten ranzigen Geschmack annimmt.

Nachdem noch der Fluss von Gastuni, der antike Peneios, durchfuhrtet war, erreichte Belle das Dorf Palápolis, das auf der Stelle von Elis erbaut ist, derjenigen Stadt des alten Hellas, die nächst Athen und Korinth wegen der Menge ihrer Bauwerke und Bildsäulen am berühmtesten war. Aber in den Haufen von Hau- und Ziegelsteinen, welche über mehr als 2 qkm verstreut sind und meist zwischen den Weinpflanzungen verschwinden, lässt sich heutigentages

Digitized by Google

weder Gestalt, noch Größe, noch Bestimmung eines einzigen Gebäudes mehr erkennen. Auch auf dem steilen, 152 m hohen Hügel, welcher einst die Akropolis trug, sind nur noch Mauerreste einer mittelalterlichen Burg erhalten, die bei den Franken Beauvoir, bei den Venetianern Belvedere und bei den Griechen Kalostopi (d. h. schöne Aussicht) hieß. Auch auf dem Bergzuge nordöstlich von Elis, welcher die Orte Santameri und Portäs trägt, haben sich Ruinen eines festen Schlosses erhalten, das Sire Nicolas de Saint-Omer um 1310 erbaute, und auf den Abhängen des Berges und in der Ebene darunter giebt es zahlreiche Ruinen byzantinischer und fränkischer Häuser und Kirchen mit Rundbogenfenstern und -thüren, die von Ziegelgesimsen eingefaßt sind, und Ornamenten aus gebranntem Thon und Stein; von Inschriften oder interessanten Basreliefs fand sich jedoch nichts.

Von Elis aus ritt Belle am linken Ufer des Peneios (Gastunitiko) aufwärts und passirte nach zwei Stunden die Ruinen des antiken Pylos, jenseits deren das Flußthal sich verengt und wilder und malerischer wird. Prächtige Tannenwälder bedecken die Berge zu beiden Seiten, in denen Wildschweine in Menge hausen, auf welche niemals Jagd gemacht wird. Mühsam steigt man einen steilen Abhang hinauf und befindet sich plötzlich auf einer weiten Hochebene, an deren südlichem Ende das 12 km von Olympia entfernte Dorf Lala liegt. Ueberall ist dort der Boden mit großen

Kirchenruine bei Elis. (Nach einer Skizze Belle's.)

Farnen und hohem weißem Heidekraut bedeckt; ringsum erheben sich fichtenbewachsene Berge, vor allem im Norden das kahle Haupt des Erymanthos. Wegen der reinen, kräftenden, aromatischen Luft gilt das Klima dieser Hochebene für das beste in ganz Morea.

Zur Türkenzeit wohnten in Lala Albanesen, die im Solde der Regierung standen, aber wegen ihrer Wildheit und ihres Unabhängigkeitssinnes sich ihren Herren ebenso furchtbar machten als den Christen und fast vollständig unabhängig waren. Zeitweilig stiegen sie von ihrer Höhe herab und stürzten sich wie Raubvögel, sengend, plündernd, mordend und Sklaven machend, auf die griechischen Dörfer in den benachbarten Thälern oder der elischen Ebene. Während des Unabhängigkeitskrieges im Jahre 1821 hielten sie alle gegen sie abgesendeten Truppentheile in Schach, bis sie Graf Metaxas mit seinen Freiwilligen von Zante besiegte. Sie wurden darauf in ihrem Dorfe eingeschlossen, aber retteten sich nach Patras, nachdem sie ihre Gefangenen gepfählt und ihre Häuser in Brand gesteckt hatten. Nun ergriff schändlicher Weise die englische Regierung als Herrin von Zante Partei für die Unterdrücker und befahl dem Grafen Metaxas und seinen Gefährten, bei Strafe ewiger Verbannung und der Konfiskation ihrer Güter, in ihre Heimatz zurückzukehren. Aber trotz aller Drohungen, Verfolgungen und Beschlagnahmen blieben alle auf dem Kriegsschauplatze.

Lala hat sich aus seinen Ruinen wieder erhoben, ist aber erst ein ärmliches Dorf mit einem höchst dürftigen Chani (Herberge) in Gestalt eines Schuppens; gegen Abend war es dort auf der Hochebene, die im Alterthume den

Digitized by Google

Namen Pholoe führte, ſo kühl, daß der Reiſende gern an dem Feuer Platz nahm, welches Einheimiſche angezündet hatten und zu welchem ſie ihn freundlich einluden. Der nächſte Tagemarſch führte über die Hochebene und im Thale des Erymanthos aufwärts zu dem kleinen Chani von Tripotamo, in deſſen Nähe die Ruinen von Pſophis liegen, hyklopiſche Mauern einer Akropolis und Fundamente von Tempeln. In dem Peribtyl der Kirche eines benachbarten kleinen Kloſters ſind außerdem antike Säulen erhalten. Am nächſten Tage war die Waſſerſcheide zwiſchen dem Joniſchen Meere und dem Meerbuſen von Korinth zu überſchreiten. Zuerſt führte der Pfad im Erymanthosthale aufwärts und am Abhange des Berges Zembi entlang nach Anaſtaſova, einem kleinen, von hundertjährigen Nußbäumen beſchatteten Dorfe; weiterhin wird er überaus ſteinig und abſchüſſig, ja gefährlich, bis man die Paßhöhe erreicht. Dort oben

Frau aus Lala. (Nach einer Photographie.)

Albaneſin aus Morea. (Nach einer Photographie.)

wehte ein eiſiger Wind; aber ſchön und umfaſſend iſt der Ausblick auf die Berge ringsum und auf das ganze Land vom Ufer des Korinthiſchen Meerbuſens an bis zum Thale des Alpheios. Dann ſenkt ſich der Weg durch ein enges, mit krummen und verkrüppelten Eichen beſtandenes Thal bis zum Städtchen Kalavryta, wo Reiter und Thiere von dem ſechsſtündigen Marſche höchſt erſchöpft anlangten. Kalavryta, Hauptort einer Eparchie mit wenig über tauſend Einwohnern, beſitzt einige europäiſch gebaute Häuſer und Gärten mit Maulbeer-, Obſt- und ſelbſt Orangenbäumen, die aber bei dem ſcharfen winterlichen Nordwinde nur eben vegetiren, denn der Ort liegt 700 m hoch und das Thal des Craſinos iſt ſo kalt, daß nicht ſelten die Verbindungen mit den Nachbarthälern durch Schneefall unterbrochen werden. Die Straßen ſind ziemlich belebt, beſonders der Bazar, wo man aber kein dem Lande eigenthümliches Produkt findet, ausgenommen vielleicht harte Käſe, die dem Parmeſan ähnlich ſind und wie dieſer in der Küche ver-

Digitized by Google

wendet werden. Schon im Alterthume hatten ja die Käse von Achaia und Sikyon großen Ruf und waren ein wesentlicher Bestandtheil jeder guten Küche.

Auch unter der Bevölkerung von Kalavryta findet man den albanesischen Typus wieder. Ein großer Theil der Albanesen nämlich, welche 1770 im Gefolge der Türken in Morea einfielen, sind im Lande geblieben, sind aber, ausgenommen in den unzugänglichsten Theilen, bald von der stärkeren hellenischen Civilisation in Sprache und Sitte absorbirt oder doch verändert worden. In einzelnen Dörfern wird auch noch Albanesisch gesprochen; in vielen anderen aber, die der Sprache nach griechisch sind, zeigt die Physiognomie der Bewohner, daß sie Nachkommen albanesischer Einwanderer sind. Die Albanesen haben im Allgemeinen einen dicken Körper, runden Kopf, breite Unterhälfte des Gesichts, harte Züge, schlecht gebildete Stirn und Augen, die mehr lebhaft als intelligent dareinschauen. Sie sind fleißig, geduldig und nüchtern, aber habgierig. Durch ihre Auffassungsgabe, die derjenigen der Griechen nachsteht, werden sie in den untersten Gesellschaftsschichten festgehalten, und ihr Fortschritt in der Civilisation ist ein viel langsamerer als bei jenen. Die Frauen sind groß, aber haben eckigere, gröbere Züge als die Griechinnen. An Wochentagen tragen sie nur ein dickes, auf der Brust geschlitztes Wollenhemde und darüber eine lange offene Weste ohne Gürtel; in diesem Anzuge besorgen sie den Haushalt und die Küche und holen Wasser von der Quelle, aber gehen niemals auf den Markt, was allein Sache der Männer ist. Sonntags legen sie ihr bestes Gewand an, dessen Schnitt freilich nicht zierlicher ist, als bei dem Alltagskleide, und das ihren Gestalten etwas Schwerfälliges verleiht. Ueber dem wollenen Hemde tragen sie dann eine lange bunte Tunika und eine sehr einfach geschnittene, aber reich gestickte Weste; ein kurzer grellfarbiger Unterrock bedeckt einen Theil der Tunika. Um Kopf und Hals wird eine Schärpe mit goldenen Franzen gewickelt, und über den Rücken fallen zwei lange Flechten herab, die an den Füßen mit einer dicken rothseidenen Troddel endigen. So angethan hocken

Kirche unweit der Ruinen von Psophis. (Nach einer Skizze Belle's.)

die Frauen während des ganzen Sonntags auf der Hausschwelle, sprechen dabei wenig und lachen noch weniger.

Oestlich über der Stadt Kalavryta erheben sich die Trümmer einer fränkischen Burg, zu welcher ein steiler und schwieriger Pfad in einer Stunde hinaufführt. Nur ein schmaler Felsgrat geleitet zu ihr; sonst ist sie ringsum wegen der jäh abfallenden Felsen unersteiglich. Rings um den Rand des Abturzes ziehen sich in 800 m Länge die ziemlich gut erhaltenen Mauern hin; auch zwei Thürme sind noch theilweise erhalten und überall stößt man auf Spuren von Häusern und Cisternen. Es ist eines der ansehnlichsten Frankenschlösser in ganz Morea und von großer strategischer Wichtigkeit, da es die Pässe des Chelmosgebirges beherrscht; sein Besitzer war einer der großen Barone von Achaia und besaß die hohe und niedere Gerichtsbarkeit auszuüben. Als Villehardouin 1208 seine Eroberungen theilte, fiel Kalavryta nebst zwölf andern Lehen an Raoul de Tournay, von welchem mehrere Nachkommen geschichtlich beglaubigt sind. Wie es scheint, ist diese Familie erloschen und ihre Besitzungen gingen, vielleicht durch Heirath, an die La Trémouille, Herren von Chalandritsa bei Patras, über; auf einem Hügel gegenüber dem Schlosse von Kalavryta liegen Reste einer Befestigung, welche den Namen jener zweiten Familie in der Form Tremola bis heute bewahrt haben. Während des Unabhängigkeitskrieges hatten sich die aufständischen Griechen in diesem Frankenschlosse befestigt und standen von dort aus durch Signale in leichter Verbindung mit den Banden, die auf den unzugänglichen Abhängen des Chelmos hausten. Von hier und von dem nahen Kloster Hagia Lavra ging im März 1821 das Zeichen zum Aufstande gegen die Türken aus; hier organisirten Erzbischof Germanos von Patras, Andreas Zaimis, Primas von Kalavryta, und Andreas Londos, Primas von Bostitsa, die nationale Vertheidigung und entflammten den durch mehrfache Niederlagen gesunkenen Muth der Griechen. In Kalavryta selbst stand an der Spitze der Türken der Wojwode Arnaut-Oglu, der sich mit 300 Mann den Aufständischen ergeben mußte und von denselben niedergemacht wurde.

Am nächsten Morgen beabsichtigte Belle, im Kloster

Digitized by Google

Das Kloster Megalpition. (Nach einer Skizze.)

Digitized by Google

Megaspilion zu frühstücken und im Weiler Solos zu übernachten, also die Abhänge der nordarkadischen Berge zu überschreiten und zuletzt nach Sikyon und Korinth hinabzusteigen. Da es ziemlich frisch war, ging er zu Fuß voran und ließ die Reit- und Lastthiere nachkommen. Der Weg führt zuerst zwischen Ackerfeldern hin; aber die Landleute, denen er begegnete, und namentlich die Kinder sahen leidend und fiebergeplagt aus. Während des Sommers und Herbstes ist das Thal von Kalavryta ungesund, so daß die wohlhabenderen Einwohner des Ortes alsdann nach dem 4 km entfernten Dorfe Kerpeni übersiedeln, welches wegen seines gesunden Klimas und guten Wassers berühmt ist.

Die Straße folgt dem Flusse abwärts, den sie mehrmals auf steinernen Brücken, eine Seltenheit in Griechenland, überschreitet. Zu beiden Seiten steigen fast kahle, röthlich gefärbte Berge auf und bilden einen Engpaß, an dessen Ende man zur Rechten das Kloster Megaspilion, das größte und angesehenste des ganzen Königreiches, erblickt, das wie ein Schwalbennest in den unteren, höhlenartig gewölbten Theil einer 150 m hohen, senkrecht abstürzenden Felswand hineingeklebt ist. Je weiter man auf dem im Zickzack ansteigenden Pfade kommt, desto besser unterscheidet man die einzelnen Bestandtheile dieses einzig dastehenden und überaus malerischen Hauswerkes kleiner regellos über dem Thale hängender Baulichkeiten, die zum Theil hell, zum Theil schwarz gefärbt, bald niedrig und lang, bald schmal und hoch sind, unterbrochen von Galerien und Terrassen, die ohne jede Ordnung und Symmetrie bald hier, bald da, wie es der Zufall gefügt hat, hingestellt worden sind. Je höher man steigt, um so höher scheint auch das Kloster emporzuragen und der Abfall ist so steil, daß man aufschauend zuweilen nur die Unterseite der Balkone und vorspringenden Galerien erblickt. Zuletzt gelangt man an eine Biegung des Felsenpfades, die durch eine Thorwölbung mit Brustwehr und 40 Schießscharten geschlossen ist, ein Andenken an jene Zeit, wo das Kloster mehr eine Festung als ein Bethaus war und wiederholt die Angriffe der Türken und Albanesen abzuwehren hatte. Im Kloster ist noch ein Bild erhalten, welches zeigt, wie die Mönche auf Pferd und Stich mit Ibrahim Pascha fechten, der als eine Art Riese dargestellt ist und erschreckt vor seinen wackeren Feinden die Flucht ergreift.

Thal bei Megaspilion. (Nach einer Skizze Belle's.)

Der Igumen oder Abt selbst begrüßte den Reisenden im Empfangssaale und führte ihn durch das Kloster, zunächst in die mit Silber überladene Kirche, welche namentlich ein altes, dem Evangelisten Lukas zugeschriebenes und noch heute hochverehrtes Holzbild der Maria mit dem Kinde enthält; dasselbe soll im 4. Jahrhundert von einer Hirtin Euphrosyne in der Höhle aufgefunden worden sein und die Veranlassung zum Klosterbau gegeben haben. Dann steigt man auf einer in den Felsen gehauenen, schlüpferigen Treppe in eine Grotte hinab, welche lange Reihen von Weinfässern birgt, darunter ein riesiges von mehr als 20000 Liter Inhalt, Angelika genannt; dort lagert der Wein, den die Mönche von ihren weit ausgedehnten Besitzungen ernten, ein schweres saures Getränk, den der Reisende kosten und, so schlecht er ihm auch mundete, doch für ausgezeichnet erklären mußte.

Die Bibliothek enthält, wie stets in griechischen Klöstern, nur wenige mit Staub und Schimmel bedeckte Bände, einige Evangelienbücher aus dem 11. und 12. Jahrhundert, eine Kopie aus dem 17., Predigten des heiligen Johannes Chrysostomos und Firmane der Hohen Pforte mit eleganten Arabesken und Blumen. Der Igumen wunderte sich sehr über das Interesse, welches Belle für die alten Schriftuen bezigte, raffte sie schließlich im wirren Durcheinander zusammen und warf sie in einen alten Koffer, aus dem eine Wolke von Staub aufwirbelte. Die Mönche von Megaspilion gehören

Digitized by Google

wie alle übrigen in Griechenland, zum Orden des heiligen Basilios und müssen sich ihrer Ordensregel zufolge dem Landbau widmen, ohne dabei einem streng klösterlichen Leben unterworfen zu sein. Sie lesen weder, noch arbeiten sie, sondern begnügen sich meist damit, die Bauern, welche die Klostergüter bestellen, zu überwachen, und dann und wann in gelangweilter und gleichgiltiger Weise Gebete, die ihr stumpfer Geist nicht einmal zu begreifen sucht, herabzuleiern, Winters in der Sonne zu träumen und Sommers im Schatten ihrer Galerien zu sitzen mit dem Gedanken — wenn sie überhaupt denken — daß ihre Tage sich folgen und sich gleichen und ihnen stets dieselbe Ruhe und dieselbe Zuversicht auf ein sorgen- und entbehrungsloses Leben bringen bis zu dem Tage, wo man sie neben ihre vorausgegangenen und dergestalten Gefährten in den kleinen von Cypressen beschatteten Kirchhof betten wird. Das ganze Kloster ist eben nur eine Vereinigung von ackerbauenden Besitzern, die ihrer Aufgabe kaum nachkommen, die kaum gewahr werden, daß sie leben, auf ihre Umgebung keinen, auch nicht einmal religiösen Einfluß ausüben und dahingehen, ohne eine Spur von ihrem Dasein zu hinterlassen.

Reise von Esseg durch einen Theil Sirmiens.

Von **Ernst Kramberger.**

VI.

Der Kutscher Stevo, der in Erfahrung gebracht hatte, ich werde über die Fruška-gora auf die Südseite reisen und des Tags fünfmal kam, bewog mich durch seine Konsequenz ihm zu dingen, zumal er versprach, mich um fünf Gulden nach Krušedol, von dort nach Grgeteg, dann nach Opovo, nach Irig und nach Ravanica und zurück nach Irig zu fahren. Der Mann hatte also den ganzen Tag bergauf und bergab zu fahren.

Wenn man Karlovic gegen Südost verläßt, führt die Straße eine Weile hart am Donauufer hin. Damals wurden gerade Pfeiler für die Semlinar Bahnstrecke eingerammt. Bald biegt der Weg südwärts und steigt ununterbrochen an Weingärten zur Rechten, einen Wall wie eine Brustwehr zu Linken hinan, bis zur Spitze des Gebirges, die man in einer Stunde erreicht. Nach rückwärts blickend übersieht man die Bačka, den Spiegel der majestätischen Donau und die glänzenden Flächen vieler Sümpfe mit langen Waldlinien dazwischen. Ein Heer von Thürmen blinkt in der Nähe und an den Grenzen des Horizonts in der Morgensonne. Leichte Nebel schweben über den Wellen des Stromes und aus den nicht fernen westlichen Gipfeln der Fruška-gora tönt ein einzelner Adlerschrei. Im Süden liegt die sirmische Ebene vor uns, übersäet mit großen Ortschaften, in denen immer mehrere Kirchthürme den Reichthum an Bevölkerung bekunden. Hier streift der Blick über Banšol, Krčedin und Slankamen bis an die Ufer der Save, bis er an den Gebirgen Serbiens mit der pyramidenförmigen Avala und dem weißen Strich davor, Belgrad, hangen bleibt. Schön ist es hier und man begreift es wohl, warum die Römer das Land „deliciae mundi" nannten. Der Sirmier selbst nennt es „Kitnjasti Srem" = das geschmückte, d. h. blühende Sirmien. An die Weingärten stoßen Obst- und Zwetschengärten, alle voll behangen, und folgen auf einander in ununterbrochener Reihe nach Süden abwärts. Ebenso grünen in dem tiefen Thale nach West Rebenanlagen in großer Menge. Zur Zeit der Blüthe muß es eine Wonne sein da herum zu wandeln.

Die Fruška-gora läuft von Bukovar an bis Slankamen am Zusammenflusse der Theiß und der Donau in östlicher Richtung, wird bei Kamenica etwas schmaler, theilt sich aber gleich wieder in mehrere Arme; doch kann man an den breitesten Stellen von einem Fuße des Gebirges zum entgegengesetzten in fünf Stunden gelangen. Nach dem Kloster und der Ruine Vrdnik heißt der Theil zwischen Iloč und Peterwardein „Vrdnička-gora". Die schönsten Gipfel sind „Crveni Čot" (1700') 536 m, „Beliki brieg" 515 m und „Opovačka ćuma", 464 m. So erreicht der Gebirgszug nur eine mäßige Höhe. Die Formation der Fruška-gora ist auf der Kammhöhe Kalkstein mit Serpentinlagen, bei Karlovci Kreideformation, und zwar Sandstein, außerdem Wetzsteine mit Sandstein. An den Abhängen und Vorhügeln stößt man auf tertiären Leithakalk und Cerithienschichten.

In Vrdnik kommt auf einer Strecke von einigen Meilen Quarzschiefer vor, bei Kuveždin krystallinischer Kalk. Bei Vrdnik und Lediuci beobachtet man dunkeln Thonschiefer und grauen Glimmersandstein, in den Stellenweise, z. B. bei Bukovar, verschiedenfarbige Mergellagen eingesprengt sind; bei Slankamen findet sich Mergelkalk.

Es kommen aber solche Mischungen vor, daß man manche nur schwer von einander abgrenzen kann. Die am Südabhange beginnende geneigte Ebene ist angeschwemmtes Land und namentlich die Niederungen an der Save gehören vollends in das Gebiet des Alluviums hinein.

Endlich, um nichts unerwähnt zu lassen, findet man im Gebirge Trachyt und bei Irig Steinkohle. Bis jetzt wird dieselbe nicht ausgebeutet, allein die Zeit dürfte nicht fern sein, wo auch hier die Lokomotive mit schwer beladenen Wagen belastet vorüberfausen und dem Schoße des Gebirges den dort aufgestapelten Schatz in die Ferne entführen wird, da ja eine Flügelbahn von Mitrovica herüber eine Kleinigkeit ist.

Dafür giebt es am Südfuße des Gebirges eine Anzahl von Kalköfen und Mühlsteinfabriken, die unaufhörlich thätig sind. Der Wald besteht aus Buchen und Eichen und ist die Brutstätte zahlreicher Raubvögel, die ein ergiebiges Jagdterrain sowohl im Norden, als auch im Süden vor sich haben.

Der ganze Zug hat mehrere Einsattelungen und sattelartige Einschnitte, über die auch die Uebergänge von der Süd- auf die Nordseite führen. Einer ist eben der, auf welchem wir uns im Augenblicke befinden. Er läuft von Krušedol herauf nach Karlovci. Der zweite Sattel liegt zwischen Kamenica und Irig, der dritte zwischen Iloč und Čalma; ein unbedeutender zwischen Sarengrad und Molovin.

Digitized by Google

Die Abhänge sind sehr verschieden. Die Nordseite fällt äußerst steil ab, an vielen Punkten bis an die Donau selbst, und führen, wie schon gesagt, ebenso steile Wege von den Höhen bis ans Wasser hinab. Die Südabhänge hingegen gehen sanft abwärts, verlieren sich zuerst in eine von vielen tiefen thalartigen Rinnsalen durchschnittene, nach Süden geneigte und endlich in der Nähe der Save in die flache Ebene. Letztere ist an vielen Orten leider, seit die von den Römern angelegten zahlreichen Entwässerungskanäle verschüttet und verschwunden sind, wieder versumpft. Im Gebirge selbst findet man eine Menge schluchtartiger tiefer Mulden, die Betten reichlich fließender Bäche, zugleich die einzigen Stellen, wo der Eintritt ins Gebirge ohne Schwierigkeiten möglich ist. Die Wasserscheide geht mit der Kammhöhe von Ost nach West, wo der alte, nun ganz eingegangene Weg sich befindet. Nach Norden fließen aus dem Wellenterrain zwischen Bukovar und Ilok: die Badujara, Dobra voda, ferner aus dem Höhenzuge der Rakovac, Ledinacki potok, Cerovicki potok, Borovoo, der Lisovar; nach Süden, also in die Save: die Kapela, der Liponac, Leskovac, Glad, die Provalija und die Rovaca; außerdem mehrere ganz kleine.

Die Flora weist so vielerlei Arten auf, daß dies einen Fachmann interessiren dürfte; z. B. kommen von Artemisia, Senecio, Centaurea, Xeranthemum, Lactuca, Syringa, Anchusa, Verbascum und vielen anderen eine ganze Menge von Arten vor. Ein Verbascum heißt speciell slavonienm und das V. pulverulentum wächst um Karlovci herum.

Der Weg theilt sich auf dem Sattel oberhalb Karlovci: nach links über Banstol nach Slankamen, nach rechts hinab nach Krusedol. Letzteres war zwar trocken, doch am Fuße des Berges nicht geheuer, indem sich das Wasser tiefe Rinnen gerissen hatte. Ich ließ meinen Stevo und dessen an solche Abstiege gewöhnten Gaul die Fahrt hinunter allein machen und betrachtete den aus dem Baldedunkel hervorragenden Thurm des Klosters Remete, eines der ärmsten Klöster in der Fruska-gora.

Eben wollte ich dem Fuhrwerke nachfolgen, als den Berg aufwärts näher kommend eine helle Mädchenstimme sang:

„Vjetar puše pa se blato suši,
A naš fugar na cigare puši,
Miriši mu para od cigara,
Ta šumara našem nema para."

Es trocknet der Schlamm, der Wind darüber zieht,
Zu unsers Forstwarts Mund die Cigarre glüht.
Der Athem schon ihn nach Cigarren riecht,
Da findest, wahrlich, seines Gleichen nicht.

Kaum hatte die Sängerin mich erblickt, so verstummte sie. Als ich sie fragte, warum sie nicht weiter sänge, gab sie an, daß sie sich schäme. Ich bat vergebens, mir die Fortsetzung des Liedes wenigstens herzusagen. Möglich, daß sie, weil ohne Gesellinnen, dem Fremden gegenüber ihre Scheu nicht überwinden konnte. Sie gab übrigens an, aus Irig zu sein und habe das Lied in Beočinovo gelernt. Kaum hatte ich aber etwa 200 Schritte weiter gethan, erklang abermals ihr Gesang, den ich jedoch nicht mehr deutlich vernehmen konnte. Das Lied hatte mir gefallen, da es einen Anklang an Verspottung der überhand nehmenden Nachahmung moderner Gebräuche in sich barg. Die Pfeife ist nämlich seit jeher bei Alt und Jung im Volke im Gebrauch, und obzwar sich in neuerer Zeit das leidige Cigarettenrauchen auch beim Landvolke Sirmiens Bahn bricht, so erscheint die Cigarre immer als etwas Nobles, und daher thut in den Augen des an alte Sitte gewohnten Mannes jeder herrisch, dem die Pfeife von Rechtswegen gebührt, der trotzdem aber Cigarren raucht.

Krusedol liegt zwischen den niedrigen Hügeln, die von der Fruska-gora nach Süd sich verlaufen. Das Kloster ist, weil es nahe der Straße liegt, immerfort dem Besuche der Fremden ausgesetzt. Der Umstand kann nicht angenehm sein, da jeder, der da erscheint, a conto der gerühmten Gastfreundschaft der griechischen Klöster, ob er dazu ein Recht hat oder nicht, Ansprüche macht auf Empfang und Bewirthung. Krusedol hat, wie jedes sirmische Kloster, einen Prnjavor, nebstdem aber ein Dorf Krusedol.

Als Stifter des Klosters werden Marim, ein Erzbischof, und dessen Bruder, der Despot Jovan genannt, Söhne des Despoten Stephan Brankovic. Seine Gründung datirt von 1496 und es bekam vom Despoten Jovan 16 Ortschaften geschenkt. Die Urkunde liegt im Kloster, ebenso dessen Stifter, dem die Chronik des Klosters nach dem Tode Wunderthaten zuschreibt. Später legte man die Leichen seiner Mutter Angelina, seines Bruders Jovan und des Vaters Stephan zusammen in eine Truhe. Als im Jahre 1716 die Türken Peterwardein belagerten, brangen sie in Krusedol ein, erschlugen die Mönche, die nicht geflüchtet waren, und hieben die Leichen in Stücke, die sie vor das Kloster warfen. Ein Greis sammelte sie und versteckte sie unter dem Kirchendache. Dieses wurde beim Abzuge der Türken von Peterwardein in Brand gesteckt und die Reliquien verbrannten bis auf die Hand der heiligen Angelina, die jetzt noch in einer Kapsel aufbewahrt und verehrt wird.

In der Paperta, der Abtheilung, wo die Frauen dem Gottesdienste beiwohnen, ist die Gruft des heiligen Marim. In ihr liegen Bischöfe, Erzbischöfe, ein Patriarch und der 1711 zu Eger in Böhmen gesangen gehaltene Despot Georg Brankovic begraben, nebst dem Obersten des Peterwardeiner Regimentes Rasovic, der dessen Gebeine hierher schaffen ließ.

Die Krusedol, so ist auch das reichste aller sirmischen Klöster. Gegeteg von einem Mitgliede der Familie Brankovic gegründet worden, nämlich von dem serbischen Despoten Zuaj (Ognjan) Bug Brankovic. Gegeteg war einst der Sitz eines Metropoliten (Erzbischofes), jetzt eines Archimandriten (Abt). Das Kloster hat sehr schöne Zimmer, eine große Bibliothek und ist geschmückt mit den Bildnissen der österreichischen Kaiser. Sein Garten ist schön, die Lage eine prächtige, mitten in Obstpflanzungen, am Ufer eines krystallenen Baches, umgeben von den grünen Wipfeln des Gebirges. Im untern Gange des Klosters sprudelt eine Quelle hervor, ringsum umschließen den Hof hohe Mauern. Von dem Klostergarten aus erkennt man in der Ferne Belgrad.

Gegeteg gehört unter jene Klöster, die 1776 hätten aufgehoben werden sollen. Da jedoch der Erzbischof Vidak in den Augen des Volkes verdächtig erschien, die Aufhebung veranlaßt zu haben, so konnte er sich nicht entschließen, den erhaltenen Befehl auszuführen. Er schrieb wiederholt um Wiederherstellung ein, und es gelang ihm schließlich, sie bewilligt zu erhalten.

Kaum hat man den Prnjavor Gegeteg eine Viertelstunde hinter sich, so gelangt man über einen steilen Hügel, dem ein tiefer Hohlweg folgt, in das ganz hübsche Dorf Neradin. Außerhalb des Ortes steigt der Weg wieder an. Von hier sieht man ganz deutlich den großen Marktflecken Ruma und die vielen Alleen, welche die einzelnen Ortschaften verbinden. In einem kleinen halben Stündchen ist man vor Irig. Ich betrat es nicht, sondern bog rechts ab in ein Thal, wandte mich nach Norden und kam an Kalkwänden,

Digitized by Google

die wie getäuscht anſahen, vorbei in einen Hohlweg, fuhr hier und da durch einen Bach und über Gerölle und fand inmitten von Zwetſchengärten in einem Winkel unter einem hohen Berge verſteckt Opovo. Ein hübſcher, intelligent ausſehender, junger Kalugier (Mönch), den ich begegnete, lud mich ein das Kloſter zu betreten. Es ſei der Archimandrit Pantelić zwar nicht zu Hauſe, allein man werde ſich freuen mich zu empfangen. Er empfahl ſich, nachdem er einen Knaben herbeigerufen, um zur Oekonomie zu eilen. Im Geleite des kleinen Burſchen fand ich mich bald zurecht und wurde von einem jungen Manne, Lehrer ans einem Orte, der mir entgegen kam, zum Stellvertreter des Vorſtandes geführt. Mit vieler Zuvorkommenheit ſchüttelte mir der Namjeſtnik, ein offener Kopf, die Hand und als er hörte, ich ſei ſeit 5 Uhr Morgens unterwegs, habe mich weder in Krnješdol noch in Gegeteg länger aufgehalten, als die Beſchäftigung und einige flüchtige Skizzen es erforderten, rief er fröhlich: „Herr, Sie ſind durſtig und hungrig, zuerſt will ich Sie in den Speiſeſaal führen.“

Die Sofra (Speiſeſaal) iſt groß und gemalt. Eine lange Tafel hat Raum für ein halbes Hundert Gäſte und könnte man bequem noch zwei ſolcher Tafeln aufſtellen. Der Namjeſtnik drang in mich, über Mittag da zu bleiben, und als ich dankte, ließ er einen gewaltigen Humpen Wein holen und einen Schaffaſe, wie er am Wohlgeſchmack nicht ſeinesgleichen hat und gewiß auch jedem Käſefreunde beſſer munden würde als unſere beſten Sorten, die in den Handel kommen.

Die Mönche in Opovo bewohnen jeder 3 bis 4 ſchöne Zimmer, der Archimandrit ſogar ſechs, jedenfalls ein angenehmer Wohnſitz. Opovo iſt deshalb merkwürdig, weil in zwei Zimmern einſt Doſitej Obradović, ein berühmter Schriftſteller, gewohnt hat. Der Mann bereiſte, nachdem er aus Opovo bei Nacht und Nebel davongegangen war, Deutſchland, England, Frankreich, Italien, Griechenland, Albanien, war ſogar in Kleinaſien, lernte überall die Landesſprache und kam ſchließlich nach einem Zeitraume von 25 Jahren in die Heimath zurück, um dort zur Hebung der Kultur das Seinige beizutragen. Ich will aus ſeiner langen und intereſſanten Lebensgeſchichte nur hervorheben, daß er nur für ſeine Glaubensgenoſſen ſchrieb, um ſie zu belehren. Das Merkwürdigſte iſt das bei Breitkopf in Leipzig im Jahre 1783 und 1788 mit cyrilliſchen Lettern Gedruckte. Es enthält die Schickſale des Verfaſſers, der, ſelbſt ein Mönch, beweiſt, daß alle Klöſter unnütz und nur Unterrichtsanſtalten im Lande nöthig ſeien. Man zeigte mir ſeine Celije (Zimmer) und ſprach mit Rührung von ihm. Obradović, als Sohn eines Kürſchners 1739 geboren, ſtarb 1811 in Belgrad als Senator, Schuloberaufſeher und Erzieher der Kinder des Karagjorgje. Die Bibliothek des Kloſters iſt nicht geordnet, ein Umſtand, der ſich in anderen, auch katholiſchen, wiederholt.

Im Hofe fließt aus einer Cesma treffliches Waſſer; im Gange hangen ein Brett und eine Metalltafel zum Zuſammenrufen der Mönche, wenn es Gebetszeit iſt. Gegenwärtig weilen nur drei Mönche in Opovo, der vierte iſt in Alt-Opovo, von wo die Brüder herübergeſiedelt ſind.

Zwar ungern, doch meiner Aufgabe wegen verließ ich das gaſtliche Dach, da ich wußte, wenn ich blieb, daß mich die Gaſtfreundſchaft daſelbſt länger feſſeln würde, als in meinem Plane lag. Ich wollte noch Ravanica beſuchen.

Der Weg dahin führt durch Irig, dann rechter Hand am Dorfe Pavlovac vorbei durch mehrere tiefliegende Einſchnitte, bis man nach einer Stunde etwa von Irig aus in der Nähe von Weingärten plötzlich den ſchönſten Anblick, den man in Sirmien haben kann, vor ſich ſich entfalten ſieht. In lieblichem Thale am Fuße des Brdnik lehnt ſich das Dorf Brdnik mit der Kirche an die öſtlichen Abhänge des Gebirges. Umweit davon ragt die Kirche und das Kloſter Ravanica mit dem dazu gehörigen Prnjavor aus den grünen Obſtgärten, darüber thront, etwas nördlicher, am Kamme des Gebirges die Brdnička kula, eine Thurmruine mit einer Umfaſſungsmauer. Letztere iſt wild verwachſen. Eine Sage berichtet, der Thurm ſei „Turris Severi“, doch fand man bei Nachgrabungen, ſo viel mir bekannt, nichts als Figürchen aus Bronze, etwa kleine Göttergeſtalten, die an die Römer erinnern.

Ravanica iſt merkwürdig, weil hier die noch unverweſten Reliquien des Car Lazar anſbewahrt und verehrt werden. Die Kirche, die ſchönſte aller hier liegenden Klöſter, ſchmücken Gemälde neuerer Zeit und reiche, kunſtvolle Holzſchnitzereien, die jedoch unter der ſchweren Vergoldung nur an Eindruck verlieren.

Von Irig iſt nicht viel zu berichten; es hat durch Neubauten einen ganz modernen Anſtrich und beſitzt drei griechiſche, eine katholiſche Kirche und 5000 Einwohner, zum Theil Ackerbauer, zum Theil Handwerker und Schafzüchter.

Die Fahrt von Irig über Maradik, Beška und Krčedin führt dem Reiſenden den Charakter des Terrains in der Nähe des Südufers der Fruška-gora ſo recht vor Augen. In Zeiträumen von einer halben Stunde wird das ſchachbar ebene Land von einem jäh abfallenden Einſchnitte unterbrochen, an deſſen Kante ein Dorf ſteht. In Maradik und Beška ſind die Einwohner meiſt Ungarn. Wegen Waſſermangel behelfen ſich die Leute mit Wind- und Roßmühlen. Zum Futter des Rindviehs wird, was ich ſonſt nirgends in Slavonien fand, ein Futtergras angebaut, das ſchon aus der Ferne auffällt, das ich aber offen geſtanden nicht kenne.

Hinter Beška beginnt ein wellenförmiges Land ohne tiefe Einſchnitte und hier heben die letzten Ausläufer der Fruška-gora an, die ſich ganz niedrig, wie gebückt Landbeſitzel anzuſehen, gegen Slankamen nach Oſten hinziehen. Auch ſie ſind, doch nur theilweiſe, mit Reben bepflanzt, ſonſt, niedrige Gräſer ausgenommen, kahl. An der Straße herrſchen Maulbeerallen vor. Einſt war in der kroatiſchen, namentlich aber in der ſlavoniſchen Militärgrenze die Zucht der Seidenraupen und die Seidengewinnung eine der Hauptbeſchäftigungen des Landvolkes und beſonders in den Stadsorten waren eigene Häuſer zum Abhaſpeln der Kokons erbaut. Dieſer Induſtriezweig iſt jedoch ganz eingegangen. Als Urſache iſt jedenfalls die Uebervortheilung beim Ankaufe der Galetten ſeitens der Spinnereibeſitzer und Händler anzunehmen. Und doch iſt das Klima des Landes ſo vorzüglich zur Seidenkultur geeignet und in dem Züchten der Seidenraupe ein ſo treffliches Mittel gegeben zum theilweiſen Hintanhalten der Proletariats, welches in dem durch ſeinen Kalxon- und Kaligehalt zur Agrikultur vorzüglich geeigneten Lande ſeit Aufhebung der Hausſtommune und ſeit Beginn der Theilung der großen Grundkomplexe und ſelbſt der Häuſer einzelner Familien allmählich ſich bildet. Der Umſtand iſt zu bedauern, jedoch eine nothwendige Folge des plötzlichen Ueberganges aus einem Extreme in das andere, und nur die Zeit wird das Uebel heilen.

Der Grenzer durfte früher nicht, was dem Hauſe angehörte, verkaufen. Mit dem Anſaſſen der Kommuna entſtand der Drang nach Theilung. Dieſe nun hätte an und für ſich nichts geſchadet; allein der früher in jeder Beziehung bevormundete Grenzer hätte hier einer konſequent durchgeführten Beaufſichtigung und eines Hemm-

Digitized by Google

schutzes bedurft. Man hätte ihm weder Kauf noch Verkauf oder Theilung erlauben sollen ohne vorher gemachte Anmeldung und grundbücherlich und gerichtlich durchgeführte Tausch-, Kauf-, Verkaufs- oder Theilungsprocedur. So aber wurde aus einer Hand in die andere stott getheilt und gefanst, die Grundbücher konnten das Material nicht aufarbeiten, es entstanden Klagen, Fatalitäten im Steuerzahlen ꝛc.; aus vielen großen und schönen Grenzhäusern, die zerlegt wurden, entstanden zwei, drei, ja aus sehr großen sogar vier neue Häuschen und viele Leute machten sich durch Vorciligkeit oder Nachlässigkeit arm. Doch genug hiervon, die Mittel zur Abhilfe werden schon, seitdem man den Fehler eingesehen hat, gesucht und hoffentlich auch gefunden werden.

Verwaltung und Handel in Brunei.

Bekanntlich entwickeln viele der englischen Geschäftsträger und Konsuln im Auslande eine unermüdliche Thätigkeit, um die Länder, in denen sie sich aufhalten, im Vaterlande besser bekannt zu machen, und die von ihnen gesammelten Berichte werden einem größeren Publikum in dankenswerthester Weise, nämlich leicht und schnell, zugänglich gemacht.

So enthält auch der Bericht des Generalkonsuls Leys (Nr. 3831 der „Parliamentary Papers“): „Ueber die Flüsse von Brunei“, viele auf eigener Anschauung beruhende Mittheilungen über das genannte, auf der Nordwestküste von Borneo gelegene Sultanat. Wenn auch die Reise des Herrn Leys speciell den Zweck hatte zu untersuchen, inwiefern eine Ausdreitung des Handels zwischen Labuan und Brunei möglich sein werde, und der Bericht sich demgemäß speciell mit den einschlägigen Verhältnissen befaßt, so liefert derselbe doch auch Mittheilungen über die Zustände in den unabhängigen Malaienstaaten, welche um so mehr in weiteren Kreisen bekannt zu werden verdienen, als das von ihm besuchte Gebiet zu den am wenigsten bekannten Gegenden des malaiischen Archipels gehört.

Die Erinnerung an die hohe Entwickelung, welche Borneo durch den Eindringen der Portugiesen vorhergehende chinesische Kolonisation erreicht hatte, schien auf die Möglichkeit hinzudeuten, diesen Handel wieder zu beleben, und dieser Gedanke forderte zunächst die Erforschung der Ursachen, weshalb derselbe heute so daniever liegt. Als im April 1883 ein englisches Kriegsschiff nach Labuan kam, erbat sich Herr Leys die Dampfbarkasse und begab sich mit derselben nach Brunei, nm von dort mit einem bruneiischen Dampfer die Flüsse Padas, Lawas und Limbang zu besuchen und sich mit Land und Leuten bekannt zu machen.

Der an der Südseite des Meerbusens, an welchem Brunei gelegen ist, mündende Limbangfluß ist am weitesten, etwa 130 englische Meilen weit, mit einem Dampfschiff befahrbar; der Padas, welcher in der nördlichen Ecke derselben Bai mündet, ist etwa 100 Meilen weit zugänglich; dagegen ist der Lawas, der sich in der Mitte der Bai in das Meer ergießt, nur etwa 30 Meilen weit schiffbar. Während die flachen Ufer der beiden erstgenannten Flüsse verhältnißmäßig gut bevölkert und angebaut sind, stießt der Lawas in einem tiefen, von vielfach zerrissenen und mit üppiger Tropenvegetation bedeckten Hügeln gebildeten Bette, dessen Ränder nur sparsam bevölkert sind.

Der zuletzt genannte Fluß ist in neuerer Zeit häufig von europäischen Naturforschern besucht worden; dagegen haben in den letzten dreißig Jahren nur vier oder fünf Fremde den Weg zum Padas gefunden, während der Limbang, der für Europäer auch am unzugänglichsten zu sein scheint, nur einmal und zwar durch den Generalkonsul St. John im Jahre 1858 bereist worden ist.

Die Großen des Landes haben das Recht, von den Bewohnern eines gewissen Gebietes Abgaben zu erheben; die Grenze des Besitzes wird durch die Wasserscheide der Flüsse gebildet, und ein solches Besitzthum nennt man „den Fluß N. N.“ Manchmal findet auch eine weitere Theilung statt und es gehört z. B. das rechte oder linke Ufer verschiedenen Besitzern, die ihr Gebiet durch Vererbung oder aber als Apanage für das Bekleiden einer hohen Würde im Staate erhalten haben. Ein eigentliches Besitzrecht auf den Boden haben die Feudalherren nicht, sondern nur, wie schon bemerkt, das Recht der Abgabenerhebung, welches ihnen auch bleibt, wenn die Bewohner sich etwa anderswo niederlassen, was eine eigenthümliche Abweichung von dem in anderen Theilen des Archipels Ueblichen bildet.

Die Häuptlinge, welche durch Erbschaft in den Besitz ihres „Flusses“ gesetzen sind, können über denselben nicht frei, namentlich nicht ohne Zustimmung des nächsten Erben verfügen. Alles andere Land gehört der Krone und kann ohne Genehmigung des Thronerben und des ersten Ministers nicht veräußert werden; es erbt mit dem Sultanat fort und ein Theil desselben bildet die Apanage der vier höchsten und fünf weiteren, den ersteren untergeordneten Beamten. Außer dem Recht der Abgabenerhebung besitzt der jeweilige Besitzer auch das Recht der niederen Gerichtsbarkeit über solche Vergehen, die mit Geldstrafen, Gefängniß oder Auspeitschen bedroht sind; wenn eine schwerere Strafe zur Anwendung kommen soll, kommen sie in Brunei zur Verhandlung und die Urtheile bedürfen der Genehmigung des Sultans. Es kommt manchmal vor, daß die Großen dem Volke gegenüber ihre Gewalt mißbrauchen; dies geschieht jedoch meistens nur durch Erpressung von Geld, weniger durch Schädigung der Freiheit, der Gesundheit und des Lebens. Sie bedienen sich zur Erreichung ihres Zweckes gewöhnlich hoher Geldstrafen, die sie für verschiedene Vergehen diktiren; ja es soll vorkommen, daß die Häuptlinge sich solcher Leute bedienen, welche ihre Unterthanen — um dies Wort zu gebrauchen — zu allerlei Verbrechen anreizen; wenn die Geldstrafen eine solche Höhe erreicht haben, daß die Unterthanen sie nicht mehr erschwingen können, nimmt der Häuptling ihre Felder in Besitz, um sich bezahlt zu machen.

Die regelmäßigen Einkünfte der Herren bestehen in persönlichen Abgaben und in Ein- und Ausfuhrzöllen. Die ersteren sind ganz verschiedener Art und in den verschiedenen Gebieten durchaus nicht gleichmäßig geregelt. Selten nur wird eine eigentliche Kopfsteuer im Betrage von etwa zwei Dollar pro Kopf verlangt. Eine in ihrer Wirkung ähnliche, jedoch der Form nach verschiedene Besteuerung besteht darin, daß der Herr seinen Unterthanen durch einen Sendboten kleine Geschenke, z. B. einige Ellen Kattun im Werthe von etwa einem Viertel Dollar schickt, ein Ehrengeschenk,

Digitized by Google

welches durch eine Gegengabe von Landesprodukten im Werthe von durchschnittlich drei Dollar erwidert werden muß. Wenn der Besitzer seinen „Fluß“ besucht und wenn er ihn wieder verläßt, um in der Hauptstadt zu leben, werden ihm Abgaben bezahlt; bei freudigen und traurigen Familienereignissen, ja selbst beim Bauen eines neuen Hauses finden die Gebieter eine Gelegenheit, von ihren Unterthanen eine Beisteuer zu fordern, wobei natürlich die Personen, welche mit der Erhebung beauftragt sind, dafür sorgen, daß ein bedeutender Antheil in ihre eigene Tasche fließt. Außer diesen Abgaben, deren Ertrag mehr oder weniger willkürlich gesteigert wird, fällt bei Todesfällen ein großer Theil, bis zur Hälfte des Besitzthums, an den Grundherrn.

Natürlich werden in der Nähe der Hauptstadt viel mehr Abgaben erhoben, viel größere Geldstrafen auferlegt als in größerer Entfernung von derselben; der hohe Betrag, den dieselben durchschnittlich erreichen, erklärt leicht, weshalb der Handel ganz danieder liegt und beinahe gar kein Gewerbefleiß besteht. Die Bevölkerung des Limbangflusses muß beispielsweise jährlich ca. 25 Dollar pro Kopf bezahlen, was ein Drittel bis die Hälfte des ganzen Einkommens der Familie ausmacht; außerdem aber zehren die schweren Geldstrafen, denen sie anhaltend ausgesetzt ist, am Mark der Bevölkerung. Wenn man nun noch berücksichtigt, daß dieselbe wenig Bedürfnisse kennt, so ist es sehr leicht zu erklären, daß sie im Allgemeinen nur soviel arbeitet, als nöthig ist, um sich das Nothwendigste zu verschaffen. Der ruhige ernste Malaie, der seine eigene Würde zu erhalten strebt, während gleichzeitig seine Unterwürfigkeit gegenüber den Häuptlingen auf die höchste Stufe der Entwickelung gebracht ist, wird von seinen Herrschern beraubt und ausgeplündert, bis alle Hoffnung, sich durch Fleiß und Anstrengung eine angenehme und unabhängige Lebensstellung zu verschaffen, mit Stumpf und Stiel ausgerottet ist und er sich sagt: warum sollte ich arbeiten, um den Herrn und sein Gefolge zu Brunei zu ernähren, warum sollte ich mehr Sagopalme pflanzen und die Frucht bereiten, um mir das, was mir übrig bleibt, durch allerlei Mittel abpressen zu lassen? Mit einem solchen Gedankengang kommt aber jeder bald auf den Standpunkt, auf dem beinahe alle Asiaten stehen und den herbeiführen das Klima sehr viel beiträgt: er arbeitet möglichst wenig, schränkt seine Bedürfnisse so weit ein, wie er nur kann, und sucht sich das unumgänglich Nöthige durch seine eigenen Hände zu verschaffen, da er gewöhnlich kein Geld hat um es zu erkaufen; den Ertrag seiner Arbeit genießt er, so gut er kann, und sorgt dafür, daß möglichst wenig für die gierigen Sendboten seines Herrn übrig bleibt.

So ist der Zustand in Brunei und so ist er in allen unabhängigen Malaienländern; dagegen scheint in dem genannten Sultanat den Eingeborenen ein größeres Maß persönlicher Freiheit zugemessen zu sein, als es sonst bei den Malaien der Fall ist. Einige der angesehensten Pangerangs, erzählt Herr Leys, haben die Gewohnheit, ihre Harems ganz willkürlich aus den Bewohnern ihres Besitzthums zu ergänzen; im Allgemeinen können sie dies nur in der Nähe der Hauptstadt, wo sie mehr gesetzlichen werden, ungestraft thun; weiterab widersetzt sich das Volk und vor einigen Jahren kam es vor, daß der Sendbote eines Pangerangs, der in solchen Geschäften sich nach dem Padasflusse begeben hatte, ergriffen und bis zum Halse in die Erde eingegraben wurde, worauf alle von ihm beleidigte Personen mit ihren Messern nach seinem Kopfe schlugen, bis der Mann zu Tode gehackt war.

Der Einfuhrzoll giebt nur einen geringen Ertrag, kaum 6000 Dollar im Jahre; für Ausfuhrprodukte muß ein Dollar per Tonne bezahlt werden.

Der Handel nach dem Innern befindet sich ganz in den Händen von Zwischenhändlern, die von den Grundbesitzern unterstützt werden, sich für solchen Schutz aber natürlich auch erkenntlich zeigen müssen, was sie mit Rücksicht auf den großen Gewinn, der ihnen in den Schoß fällt, auch gern thun. So z. B. kostet auf dem Limbangflusse, acht Tagereisen von Brunei, ein Pikul Guttapercha, welches in der Hauptstadt 30 bis 40 Dollar werth ist, nur eine alte Muskete, ein Stück Spirting und etwas Salz, was alles zusammen einem Werthe von 8 Dollar in Labuan entspricht. Auch dies trägt dazu bei, daß der Handel keinen Aufschwung nehmen kann; anstatt Waldprodukte zu sammeln und dieselben für wenig oder nichts zu verkaufen, müßt der Eingeborene, wie schon gesagt, sich lieber ab, um mit vieler Anstrengung alles, was er durchaus nöthig hat, selbst herzustellen.

In diesen Zustand Veränderung und Verbesserung zu bringen, liegt im Interesse des Handels und ist außerdem eine Pflicht der Menschlichkeit. Die Seeräuber sind vom Meere verjagt und Brunei besitzt bereits eine geordnete Regierung. Jetzt wird es die Aufgabe sein, dieselbe zu ermuntern, die Armeren und produktiven Klassen zu schützen, die Bekanntschaft mit dem Innern zu erweitern und den Verkehr mit den verschiedenen Stämmen inniger zu machen. Die Lösung dieser Aufgaben wäre nach der Ansicht des Herrn Leys ziemlich einfach. Durch Einrichtung einer Dampfschiffverbindung zwischen dem unteren Lauf der Flüsse von Brunei und Labuan würden die chinesischen Händler der letzteren Insel schnell und weit in das Innere des Landes eingeführt werden und hierdurch der Verkehr im Innern eine rasche Entwickelung erhalten. Der Beweis hierfür wird durch das Beispiel von Labuan geliefert, welches erst seit etwa zehn Jahren mit der civilisirten Welt in Verbindung getreten ist und dessen Verkehr sich in den letzten drei Jahren, namentlich in Folge des wachsenden Handels in Nord-Borneo und den Sulu-Inseln sich verdreifacht hat, während die gegenwärtigen Handelsverhältnisse die Aussicht eröffnen, daß eine solche Maßregel auch in Brunei von materiell lohnendem Erfolge begleitet sein würde.

Die Metalle bei den Naturvölkern.

Wenn man ein neues ethnographisches Buch oder selbst einen größeren Artikel von Richard Andree zur Hand nimmt, darf man stets sicher sein, etwas Neues zu lernen und unerwartete Aufschlüsse über Fragen zu erhalten, die vorher vielleicht kaum berührt worden waren. Seine Beherrschung eines weitschichtigen Materials, seine vergleichende Methode, seine ruhige saubere Arbeit und Beweisführung — alles ist wie geschaffen für solche ethnographischen Unter-

Digitized by Google

suchungen, bei welchen andere Autoren häufig ihrer Phantasie die Zügel schießen lassen und sich in den wildesten Hypothesen ergehen. Dabei ist Andree's Kritik gegen letztere stets milde in der Form, aber scharf in der Sache; bei seiner neuesten Arbeit, „Die Metalle bei den Naturvölkern[1])“, kommt ihm außerdem bergmännische Fachkenntniß zu Hilfe, die den meisten Reisenden, auf deren Berichte er vornehmlich angewiesen war, leider abgehen. Er selber giebt offen zu, daß er nichts Vollständiges zu schaffen im Stande sei; nur als Beiträge, Stoff und Grundlage für den weiteren Ausbau will er seine Arbeit aufgefaßt wissen. Dennoch ist es ihm gelungen, mehr als eine Frage auf diesem Gebiete zu lösen und die Lösung anderer anzubahnen. Die Resultate seiner Arbeit fügen uns Andree in nuce in dem „Vorwort und Einleitung“ vor, welcher wir das Folgende entlehnen.

Die Metalle, auf welche sich Andree's Untersuchung erstreckt, sind Eisen, Kupfer, Zinn und die Legirung aus den beiden letzteren, die Bronze. Er beginnt mit den alten Aegyptern, denen neben der Bronze in den ältesten Zeiten zweifellos das Eisen bekannt war. Bei den ihnen benachbarten Nigritern scheint die Bearbeitung des Eisens ein durchaus ursprüngliches Gewerbe zu sein; eine Entlehnung von den Aegyptern läßt sich nicht mit Bestimmtheit nachweisen. In Afrika folgte das Eisen direkt auf den Stein, und zwar entwickelte sich die Eisendarstellung im Nordosten oder in Centralafrika, von wo sie erst spät nach dem Süden gelangte. Kupfer, wiewohl es auch von den Negern erschmolzen wird, ist nur auf wenige Gebiete (Hofrat e-Nahas, Katanga, Gaza am Binnâ, Angola, Klein-Namaqualand, Transvaal) beschränkt, von denen aus es auf dem Handelswege verbreitet wird. Es ist höchstens gleichalterig mit dem Eisen bei den Nigritiern und von einer dem Eisen vorangehenden „Kupferperiode“, geschweige denn von einer „Bronzeperiode“, kann in Afrika keine Rede sein.

Vorderindien bietet ein abgeschlossenes Reich für sich. Auch hier ist eine Steinzeit nachweisbar und eine Einführung der Metalle von außen her nicht zu erkennen. Die Annahme Worsaae's, daß Vorderindien das Stammland aller Bronze gewesen sein soll, erweist sich als willkürlich; es war in alter Zeit kein Bronzeland. Dagegen deuten häufige Kupferfunde auf das hohe Alter dieses Metalles in Indien, das heute dort ebenso wie das Eisen noch nach uralter Art erschmolzen wird nach Methoden, die in manchen Beziehung an jene der Nigritier erinnern, ohne daß dabei an Entlehnung gedacht zu werden braucht. Ob Eisen oder Kupfer in Vorderindien älter ist, läßt sich heute nicht mehr sicher entscheiden. Als ein Ausfluß der indischen Metallarbeit ragen in unser europäisches Kulturleben noch die Kaiserwaisen Zigeunerschmiede hinein mit ihren uralten Methoden und Instrumenten.

Abermals ein selbständiges metallurgisches Reich bilden die malaischen Völker. Ihr wohlcharakterisirtes, seit uralter Zeit bei ihnen heimisches Verfahren der Eisenbereitung reicht von Madagaskar bis Neuguinea und im Norden bis zu den Philippinen. Eisen ist ihr ältestes Metall; Kupfer, das sie gleichfalls, aber weniger darstellen, erscheint später und ebenso die Bronze. In Hinterindien, von wo bis jetzt wenig Nachrichten vorliegen, finden sich prähistorische Zeugen der jüngeren Steinzeit in Gesellschaft von Bronzen; aus der Verschiedenheit der Methoden, nach welchen seine Urvölker (in Kambodja und Birma) das Eisen gewinnen, kann man auf eine selbständige und ursprüngliche Darstellung desselben ohne erkennbare fremde Einflüsse schließen. Für das in seiner Kultur völlig isolirt dastehende China wird bereits vor 3500 Jahren eine hochentwickelte Bronzeindustrie bezeugt und Sinologen sind geneigt, der Bronze dort die Priorität vor dem Eisen zuzuerkennen — ob aber nicht unter dem Einflusse skandinavischer Anschauungen? Eisen ist in der älteren chinesischen Litteratur neben Zinn und Kupfer gleichfalls ein durchaus bekanntes Metall und die chinesische Eisendarstellung erscheint uns noch jetzt als eine ganz eigenthümliche, von der aller übrigen Völker völlig geschiedene und selbständige. Daß aber die Chinesen, die in so vielen Dingen die Lehrmeister der Japaner gewesen, letzteren auch die Eisenkenntniß übermittelt haben sollten, läßt sich kaum annehmen: denn Japan zeigt in dieser Richtung ein ganz anderes Verfahren als China, nämlich die Eisenschmelzung in Oefen, während China bis zum heutigen Tage nur in kleinen Schmelztiegeln sein Eisen gewinnt. Für China sind die prähistorischen Verhältnisse noch wenig oder gar nicht studirt, wiewohl wir wissen, daß auch dieses Land seine Steinzeit hatte; in Japan aber, wo Europäer einflußreich wirken und Gelegenheit zu Studien haben, erkannte man die große Aehnlichkeit der dortigen vorgeschichtlichen Funde mit jenen Europas, die Uebereinstimmung der zugehauenen und polirten Steingeräthe, gefaßt mit Bronzen, welche letztere man auch in Japan für älter als das Eisen ansprecht.

Licht beginnt sich zu verbreiten über den Norden Asiens in prähistorischer Zeit. Nicht alle sibirischen Völkerschaften befanden sich, als die russischen Entdecker in das Land kamen, im Zustande der Steinzeit; einzelne Stämme verstanden es bereits, das Eisen zu reduciren und zu schmieden, wohl als ein Erbtheil türkischer Völker, die, aus Centralasien kommend und als Eroberer eindringend, die Eisenkunde mitbrachten. Aber lange vor den eisenkundigen Türkenvölkern hatten vom Ural bis zum Altai finnische Stämme, die in der Tradition als „Tschuden“ fortleben, eifrig Bergbau und Metallschmelzerei betrieben. Kupfer war ihr Hauptmetall, das sie zu schmelzen und gießen verstanden. Neben dem Kupfer der Tschuden und dem Eisen der Türken erhielt sich aber im fernen Osten der alten Welt, da, wo diese sich Amerika nähert, die Steinzeit, welche erst den erobernden Russen wich und bei den Tschuktschen in ihren letzten Asyläufern heute vor unseren Augen dahinsiecht.

Nicht geleugnet werden kann die Einheit des Menschen in der alten und neuen Welt. Aber die Differenzirung beider liegt so weit zurück, daß von einer gemeinsamen Quelle ihrer beiderseitigen Metallkenntnisse keine Rede sein kann. — Auch in der neuen Welt zeigen sich die „Metallreiche“ unabhängig von einander. Eisen kannte man im vorcolumbischen Amerika nicht, wenigstens kein künstlich dargestelltes; aber Meteoreisen wurde wiederholt, so namentlich von den Eskimos, benutzt und auf ähnlicher Stufe stand auch die Anwendung des gediegenen Kupfers in Nordamerika. Es wird von den Indianern wie weicher Stein verarbeitet und kennzeichnet höchstens die Grenze zwischen Stein- und Metallzeit. Der große Kulturfortschritt, die Erze mit Kohlen zu reduciren und die Metalle im Feuer zu behandeln, ist dreimal in Amerika gemacht worden: in Mexiko, in Cundinamarca und in Peru, stets aber selbständig und unabhängig von einander. Im Mexiko war Kupfer das Hauptmetall, seltener war Bronze, und beide

[1]) Richard Andree: Die Metalle bei den Naturvölkern, mit Berücksichtigung prähistorischer Verhältnisse. Leipzig, Veit u. Comp., 1884. XVI u. 166 Seiten. Mit 57 Abbildungen. Preis 5 Mark.

Digitized by Google

wurden noch neben dem Stein benutzt, im Ganzen auch, wie die spärlichen Funde beweisen, nicht häufig. Weiter war man in Bezug auf die Bronze in Peru, wo umgekehrt die Kupfergeräthe seltener sind. Alle metallurgischen Arbeiten dieser amerikanischen Kulturvölker wurden ohne Gebläse ausgeführt. Die Analysen der Bronzen ergeben eine große Beständigkeit in der Zusammensetzung und keinerlei Uebereinstimmung zwischen mexikanischen und peruanischen Erzeugnissen.

In alle die hier aufgezählten Länder, den größeren Theil unserer Erde, brauchten die Europäer nicht erst die Metalle zu bringen, weil sie selbständig dort entdeckt und verarbeitet worden waren. Das Eisen freilich haben sie in Amerika eingeführt; der Nordwesten erhielt es ziemlich spät durch die Russen, in die übrigen Gebiete hatten sich Spanier, Portugiesen und Briten getheilt. Den Peruanern und Mexikanern war dasselbe nur „schwarzes Kupfer". Metallos war die Südsee, deren zahlreiche Inselsturen sich über ein Gebiet von hundert Längengraden erstrecken, und wo zunächst die Spanier mit der Verbreitung des Eisens begannen. Aber volle drei Jahrhunderte hat hier der Proceß der Metallverbreitung in Anspruch genommen, denn erst das achte Jahrzehnt unseres Säkulums sah den Abschluß auf Neuguinea, dessen Bewohner die letzten unseres Erdballes waren, welche in die Metallkenntniß eingeführt wurden.

Ueberblicken wir alle Gebiete, die wir mit Rücksicht auf die Metalle durchwandert haben, so vermögen wir wohl eine große Abwechselung, nirgends aber die „gesetzmäßige Reihenfolge" von Stein, Bronze, Eisen zu entdecken. Bei den Naturvölkern, die wir jetzt in ihrem Verhalten zur Metalldarstellung zu überschen vermögen, ist kein Grund für die Anlegung einer solchen Zwangsjacke vorhanden. Die thatsächlichen Verhältnisse lassen da nichts Schablonenhaftes erkennen. Hat es doch schon an und für sich wenig Wahrscheinlichkeit, daß alle Völker in den verschiedensten Ländern und ganz unabhängig ohne Verkehr mit einander zu derselben Reihenfolge in der Erfindung gelangt sein sollen: Kupfer, Zinn, Bronze, Eisen. Gediegenes Kupfer, wo es vorhanden, wird von den Naturvölkern im kalten Zustande zu Waffen und Geräthen gehämmert; auch metallisches Zinn ist durch zufälliges Ausschmelzen bekannt geworden. Doch zur Mischung der beiden räumlich getrennten und nur durch den Verkehr zusammengeführten Metalle, zu ihrem kunstreichen Formen und Gießen gehört mehr, als im Durchschnitt bei Naturvölkern verlangt werden kann. Die Bronzedarstellung ist nicht so einfach und leicht, wie jene des Eisens, welches die primitivsten Völker zu erschmelzen wissen, während Bronze stets mit einem höheren Kulturgrade verknüpft ist. Daraus mag man sich die Parallele für unsere europäischen Vorfahren ziehen, die in ihrem primitiven Zustande sicher eher auf die Eisendarstellung als auf das Componiren und Formen der Bronze verfielen.

Eine zweite Lehre, die wir aus dem Verhalten der Naturvölker gegenüber den Metallen zu ziehen vermögen, betrifft die so beliebten Entlehnungstheorien. Bieviel Mühe und Gelehrsamkeit ist nicht aufgewendet worden, um die Metallkenntniß von einem Mittelpunkt gleichsam konzentrisch ausgehen, sie durch ein Volk zum anderen verbreiten zu lassen! Man braucht nur einmal die verschiedenen nach und nach aufgestellten „Ursprungsquellen" und „Lehrmeister" zusammenzustellen, und man wird da auf eine beträchtliche Anzahl Konkurrenten und auf die wunderlichsten Widersprüche flichen. Andree glaubt, daß auf die Entlehnung und das Uebergehen der Metallkenntniß von einem Volke auf das andere noch zuviel Gewicht gelegt wird, und daß dadurch weit schwierigere Verhältnisse künstlich geschaffen werden, als in der That vorliegen. Ohne für viele Fälle das Entlehnen und Lernen anzuschließen — sie liegen zu häufig offenkundig zu Tage — meint Andree doch, daß uns ein gesunder Polygenismus weiter bringt, der die Metalle auch da erfunden sein läßt, wo sie in selbständiger Weise uns entgegentreten.

Kürzere Mittheilungen.

Bimbia am Camerun-Gebirge.

Bimbia, das zu Anfang Juli unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt worden, ist die südlichste Spitze des ca. 150 km von Norden nach Süden sich hinziehenden Camerun-Gebirges und liegt unter 4° nördl. Br. Der Name bezeichnet zunächst eine Landschaft von etwa 25 bis 30 km Länge und 10 bis 15 km Breite, sodann den dasselbe bespülenden Arm des Camerun-Deltas oder speciell des Mungo-Deltas und schließlich ein Dorf, welches daneben den Namen King William's Town führt. Das letztere ist in neuester Zeit namentlich von Stephan von Nogozinski besucht, aber unseres Wissens nicht näher beschrieben worden. Doch enthalten des Naturforschers R. Buchholz' „Reisen in West-Afrika" (Leipzig, Brockhaus, 1880) einiges über den Ort, wo Buchholz zu Anfang November 1873 einige Tage sich aufhielt, und zwar bei Herrn Dede, der dort einen Zweiggeschäft der Wörmann'schen Faktorei vorstand. „Herr Dede — heißt es daselbst (S. 100) — war, abgesehen von einem Engländer, der aber wegen fast stetiger Betrunkenheit nicht zu rechnen war, der einzige Europäer in diesem großen Negerdorfe. Er kam sofort heraus und führte Buchholz auf das liebenswürdigste in seine armselige, von Brettern und einem Palmblattdache gefertigte, nur ein einziges Wohnzimmer enthaltende Hütte, die er aber, wie alle Bewohner von Bimbia, noch mit zahllosen Ratten theilen mußte, welche diesen Ort in ganz unglaublichen Massen bevölkern ..... Kein Schuh, kein Kleidungsstück, nichts Fernabgrad ist vor ihnen sicher, und die in Bimbia bis zum 5. November von Buchholz zusammengebrachten Sammlungen wurden ihm denn auch in der letzten Nacht von diesen Thieren trotz aller Vorsicht völlig zerstört. Das Aergerlichste war ihm an diesem schauderhaften vierfüßigen Ungeziefer, daß es die ganz gemeine Schlitzratte und nicht einmal die weißbäuchige Arkianern war, nach welcher er schon an der Goldküste vergeblich ausgeschaut hatte.

Uebrigens entwickelte sich das Rattennest Bimbia am andern Morgen als landschaftlich wundervoll am Abhange eines hohen und steilen, schön bewaldeten Ufers gelegen, auf welchem die allerdings sehr elenden Hütten malerisch zerstreut waren. Am Strande war selbst bei Ebbe nur äußerst wenig Leben zu bemerken, auch erschwerten große Steine und Gerölle das Gehen daselbst; dagegen sand Buchholz oben am steilen Uferrande eigenthümliche, pilzförmig gestaltete Termitennester, die sein Interesse sofort stark in Anspruch nahmen ....."

Digitized by Google

Die Sicherheit war damals, vor elf Jahren, keine große, wie aus Folgendem hervorgeht. „Uebrigens sah es auch hier in Bimbia nicht freundlich aus, vielmehr mußten sich Herr Dede und sein Gast darauf gefaßt machen, daß die Camaroonsleute Bimbia jede Nacht überfallen könnten. Bimbialeute hatten nämlich vor wenigen Tagen einem Manne von Prisso Bell Town den Kopf abgeschlagen und es hatte sich denn in Folge dessen bereits ein großes Kriegsheer unter Führung von King Prisso Bell zu einem Palaver eingefunden, welches zu keinem Ausgleich geführt hatte."

Obwohl auch Bimbia manche Nachtheile aufzuweisen hat, namentlich unter einer erdrückenden Hitze leiden soll, so darf man es doch, weil es einen Theil des zu 4190 m Höhe aufsteigenden Camerun-Gebirges bildet und dieses in Folge seiner Höhe auch von Weißen zu bewohnen und vielleicht auch zu bebauen ist, als den weitaus günstigsten Platz an der ganzen Westküste Afrikas bezeichnen, wo sich Deutsche niederlassen könnten. Hier wird die Küste nicht, wie C. N. Fleget sagt, 50 Procent der Neuankommenden als ihren Tribut fordern.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Aus liegen einige neue Büchchen der hübschen „Europäischen Wanderbilder" (Nr. 53. 54: Neuenburg und Umgebung; Nr. 65 bis 67: Von der Donau zur Adria) vor. Letzteres, aus H. Noë's Feder, ist darum von besonderem Interesse, weil darin eine ganze Anzahl noch wenig oder gar nicht bekannter Naturwunder, namentlich Höhlen, im Karst-Gebirge und das herrliche Abbazzia unweit Fiume eingehend beschrieben wird. Die zahlreichen Illustrationen von J. Weber sind, wie immer, vortrefflich.

— Die preußische Regierung hat die schwedische erkundet, an der schwedischen Ostseeküste Fluth- und andere Messungen in ähnlicher Weise, wie sie an der pommerschen Küste ausgeführt werden, veranstalten zu lassen. Kapitän Malmberg und Prof. Rosen sind in Folge dessen abgeschickt worden, um die deutschen Stationen während des Sommers zu besuchen und dann auf der schwedischen Küste die am besten geeigneten Punkte auszuwählen.

— Der letzte Census in Athen vom April dieses Jahres hat nach der „A. Z." einen überraschenden Zuwachs der Bevölkerung ergeben, nämlich 84908 Einwohner, eingeschlossen 6137 Soldaten, davon 47243 männlichen und nur 37660 weiblichen Geschlechts. Die vier ersten Zählungen ergaben folgende Bevölkerungsziffern 1856: 30069; 1861: 41298; 1870: 44510 und 1879: 66834. In den letzten fünf Jahren hat die Stadt also um 18069 Seelen zugenommen und seit der ersten Zählung im Jahre 1856 um 54834 oder um 180 Proc.

Afrika.

— In Bd. 43, S. 239 hatten wir Sacconi's Angaben über die traurigen Zustände in Harrar unter ägyptischer Herrschaft reproducirt; eine volle Bestätigung dafür finden wir jetzt in der „Zeitschrift der Ges. f. Erdkunde zu Berlin" (IX. Heft 2), wo Baron J. von Müller seine 1882 dorthin unternommene Reise beschreibt. Er sagt unter anderem Folgendes: „Die Gassen sind eng, schmutzig, winkelig, voll von Steinen und höchst unbequem, da keine einzige auch nur annähernd waagrecht ist. Zahllose halbverhungerte Bettler, Kranke und Krüppel liegen überall im Wege; der Anblick der von Syphilis und Pocken Heimgesuchten ist ekelhaft. Die Armuth ist so furchtbar, daß täglich eine nicht unbedeutende Zahl von Menschen des Hungers stirbt. Die Schwachen und Verlorenen werden des Nachts von den äußerst zahlreichen gefleckten Hyänen zerrissen, ohne daß auch nur ein einziger Eingeborener zur Hilfe herbeieilte ... Fast allnächtlich wiederholten sich derartige Scenen, am Morgen lagen nur noch wenige Ueberreste umher, welche von den zahllosen Hunden bald vertilgt wurden. Zwar hat die Regierung Maßregeln gegen diese Noth ergriffen, doch mit wenig Erfolg; die Zahl der Armen ist zu groß." Ja, die Regierung arbeitet sogar indirekt mit daran, diese Noth zu vergrößern. In den Monaten der großen Ernten, wenn das Getreide am billigsten ist, kauft die Regierung im Einverständniß mit den großen arabischen und indischen Händlern sämmtliche Vorräthe auf; die Preise steigen natürlich in Folge dessen von Monat zu Monat, die Regierung und die Kapitalisten haben alle Vorräthe in Händen und machen die Preise nach Belieben, unbekümmert um das grausige Elend, welches ihre Handlungsweise hervorruft. v. Müller's Erkundigungen zufolge, welche er von verschiedenen Seiten eingezogen hat, beläuft sich die Zahl derjenigen, die in den Straßen Harrars verhungern, auf jährlich 2000 bis 3000, eine Zahl, die zuweilen noch überschritten werden soll.

— Ein für den jetzigen Moment sehr passendes, sehr interessantes und empfehlenswerthes Schriftchen ist „Das Hinterland von Walfischbai und Angra Pequena" (Heidelberg, C. Winter, 1884), welches der Verfasser C. G. Büttner, früher Missionar im Damara-Lande, als „eine Uebersicht der Kulturarbeit deutscher Missionare und der seitherigen Entwickelung des deutschen Handels in Südwestafrika" bezeichnet. Es ist ein ethnographisch und kulturgeschichtlich werthvoller Bericht über die unglaublich mühselige, aber doch schon mit Erfolg belohnte Kulturarbeit, welche aufschließlich deutsche Missionare seit fast einem halben Jahrhundert im Damara- oder Herero-Lande verrichtet haben, über die ursprünglichen Zustände und das allmähliche Fortschreiten des Gebietes, welches vor acht Jahren nahe daran war, durch unglaublich gemeine Schliche (siehe S. 312 und 318) in die Hände der Engländer zu gerathen. Bis zuletzt suchten die britischen Beamten die längst auflässigen deutschen Missionare zu vertreiben und ihnen nach Kräften zu schaden, bis sie im Mai 1880 auf höhere Weisung abziehen mußten. Doch war es ihnen gelungen, den alten Rassenhaß zwischen dem Bantustamme der Herero und den hottentottischen Namaqua, den die Missionare mit unendlicher Mühe beschwichtigt hatten, neu zu beleben, so daß noch heute das frühere gute Verhältniß nicht ganz wieder hergestellt ist. Aber wenn der deutsche Kaufmann, der Unternehmer, welcher sich jetzt anschickt, in jenes bisher vom Welthandel abseits liegende Land vorzudringen, dort Leute findet, die ihn verstehen, die lesen, schreiben und rechnen können, Leute, denen er die Ueberwachung und Spedition seiner Güter wenigstens theilweise überlassen kann, Leute, mit denen sich handeln läßt, die ihm seine Importe abnehmen; wenn er Orte findet, wo er mitten in den wilden Lande doch unbedingt von den „Wilden" wieder etwas von Civilisation spürt, wo man ihn schützt und zu seinem Rechte verhilft, so verdankt er dieses alles der zähen stillen Arbeit der Mission. — Wir empfehlen das Büchlein als eine gute und vielfach belehrende Einführung in die Verhältnisse von Südwestafrika.

— Wie die „Neue Preußische Zeitung" mittheilt, sendet Herr Lüderitz noch im August eine Expedition, bestehend

Digitized by Google

aus etwa sechs Bergleuten unter Führung des Direktors Pohle aus Freiberg und dem Züricher Naturforscher Dr. H. Schinz, nach seinen südwestafrikanischen Besitzungen, um dieselben auf ihren Gehalt an Erzlagern zu prüfen. Auch soll die Küste und der Unterlauf des Oranje-Flusses hydrographisch untersucht, die Vegetation der Steppen studirt und die Möglichkeit artesischer Brunnenbohrungen festgestellt werden.

— Einem Briefe des Herrn Adolf Diener in Guémoé St. Jean (am Rio Nunez, Westküste Afrikas zwischen 10° und 11° nördl. Br.), abgedruckt in der „Züricherischen Freitagszeitung" (1884, Nr. 25), entnehmen wir Folgendes über die Jolofs. „Dieser merkwürdige Volksstamm, der seine Wohnsitze gegenwärtig am Rio Gompara hat und von Norden gekommen sein soll, unterscheidet sich sofort von den anderen Negerstämmen, hauptsächlich durch den eigenthümlichen Bau seiner spitzen glattrasirten Schädel, sowie durch die Sitte, sich gleich den Indianern Nordamerikas den Leib zu tatuiren. Wenn ihnen ein Angehöriger stirbt, so sammeln sich alle Familienglieder in seiner Hütte und machen ihrer Freude durch tolle Sprünge Luft; und nun wird der Todte nicht etwa begraben, nein! sein Körper wird in einen Kessel mit siedendem Wasser geworfen, und das so gewonnene Fett benutzen diese Kannibalen zur Bereitung ihrer Speisen. In Senegambien ist man der Meinung, eben dieser Genuß sei Ursache der fürchterlichen Krankheit, von der die Jolofs befallen werden. Ich will dieselbe, da mir hierfür ein wissenschaftlicher Name unbekannt ist, Schlafkrankheit nennen. Der davon Befallene verliert die Luft zum Sprechen und Essen und macht den Tag zur Nacht. Seine Bekannten wissen sehr wohl, was diese Symptome zu bedeuten haben, und reiben ihm den Körper mit Pflanzensäften, dem Absud von allerlei Bäumen ꝛc. ein; überkannt werden hier alle Krankheiten auf diese Weise kurirt. Aber nichts kann da helfen; den Kranken ereilt sein Schicksal, d. h. er verfällt in einen perpetuellen Schlaf, aus dem man ihn zwar aufwecken kann, da er dann mit geschlossenen Augen thierisch grunzende Laute von sich giebt. Sein Organismus und dessen Funktionen sind gehört, und dennoch lebt der Unglückliche; sein Gefühlssinn ist nicht erstorben, wohl aber seine Sprache. In diesem Zustande kann er 8 bis 10 Jahre fortvegetiren, bis ihn der Tod von seinem unaussollen Dasein erlöst. Gewiß, eine sehr seltsame Krankheit ist es, welche in solcher Weise diesen Volksstamm heimsucht; ich kann deren Ursache nicht ergründen, und begnüge mich deshalb mit der Erklärung der Bewohner Senegambiens, welche dieselbe dem Genusse von Menschenfett zuschreiben."

— Einem vom Gouverneur des Senegal erstatteten Rapport entnimmt die „Exploration" (Nr. 387) folgende Mittheilungen: Die Bambaras theilen die Abneigung der übrigen schwarzen Rassen gegen die Arbeit nicht. Die Bearbeitung der Metalle z. B., die für die anderen Bewohner des unteren Senegal ein Gegenstand der Verachtung ist, wird von ihnen in hohen Ehren gehalten; hier hat jedes Dorf wenigstens einen Schmied, der in großem Ansehen steht und im Rathe einen ehrenvollen Platz einnimmt, gewissermaßen versteht er auch das Priesteramt, da er die Beschneidung vollzieht. Diese Schmiede bearbeiten auch das Holz; ihre Arbeiten sind, obwohl sie keinen Vergleich mit europäischen aushalten können, immerhin beachtenswerth, namentlich wenn man die unvollkommenen Werkzeuge, mit denen sie verfertigt werden, berücksichtigt. Kleinere Gegenstände machen sie in einer gewissen Vollendung, größere Stücke verstehen sie nicht zu schmieden, wozu allerdings die schlechte Beschaffenheit des Eisens beiträgt. Die Schmiede sind übrigens sehr intelligent, und sie würden entschiedene Fortschritte in ihrem Handwerke machen, wenn sie mit europäischen Arbeitern in Berührung kämen. Die Zukunft des Landes liegt im Ackerbau, dem die Bambaras sich gern widmen; d. h. insofern als die freien Leute ihren Acker durch Sklaven bebauen lassen. Das Land ernährt seine Bewohner reichlich und wäre im Stande viel mehr zu erzeugen, wenn die Ackerbauer nur wüßten, was sie mit ihrem Ueberschusse anfangen sollten, für den sie bis jetzt keinen Absatz haben. Der Gouverneur hatte den Wunsch ausgesprochen, daß die Anpflanzungen von Hirse vermehrt würden, und dies genügte, um im laufenden Jahre die Ernte zu verdoppeln, theilweise zu verdreifachen. Wenn durch Anlage der Eisenbahn eine Transportgelegenheit geschaffen sein wird, wird sich bald der Ertrag der verschiedenen Anpflanzungen (Reis, Baumwolle, Indigo ꝛc.) verdoppeln. Nützlich würde es sein, wenn verschiedene Ackerbaugeräthschaften, namentlich der Pflug, eingeführt würden.

Rund um die französische Kolonie hin macht sich eine allgemeine Handelsbewegung fühlbar, eine Folge der Sicherheit, die in Folge des Auftretens der Franzosen im Lande herrscht. Auch die Maurenstämme, welche an den Grenzen der Wüste wohnen und in ihren Handelsunternehmungen von feindlichen Stämmen gestört werden, suchen sich einen Weg durch das französische Gebiet zu eröffnen, und verschiedene Umstände deuten darauf hin, daß der Handel hierdurch belebt werden wird, was sehr wünschenswerth ist, da die Bambaras selbst wenig Geschmack für denselben besitzen und ihn gern anderen Stämmen überlassen.

Australien.

— Aehnlich wie die Sperlinge und Kaninchen, zu deren Ausrottung die australischen Kolonien jetzt alljährlich 200000 Pfd. St. verausgaben, haben sich auch die importirten Hasen, zum Aerger der Farmer und Gärtner, in solcher Menge in Australien vermehrt, daß sie zu einer großen Plage geworden sein sollen. Im Parlamente der Kolonie Neu-Süd-Wales wurde der Antrag auf Bewilligung der nöthigen Geldmittel gestellt, um dieselben möglichst wieder zu vertilgen.

— Die australische Kolonie Victoria, deren Gründung in das Jahr 1835 fällt, hatte am 31. December 1883, mit Einschluß der nur noch 750 Seelen zählenden Eingeborenen, bereits eine Bevölkerung von 931785, und davon waren 493053 männlich und 438732 weiblich. Beide Geschlechter verhielten sich also wie 100:89. Der Zuwachs im Jahre 1883 betrug 25560 und zwar 15578 männlich und 9982 weiblich. Die Geburten überstiegen die Todesfälle um 14590 und die Einwanderung die Auswanderung um 11030. Victoria, wiewohl dem Flächeninhalte nach die kleinste unter den Kolonien des australischen Kontinents, ist doch die bevölkertste. Dann folgen Neu-Süd-Wales mit 850000, Südaustralien mit 311086 u. s. w.

— Mr. Murray, von der geologischen Anstalte von Victoria, behauptet, daß die bei Berry's Creek, Mirboo, Gipsland, entdeckte Kohle die beste ist, die noch in der Kolonie gefunden ist. In einer Tiefe von 43 Fuß ist das Flöz 4 Fuß 8 Zoll dick, worin mehr als drei Fuß feste, gute Kohle ist. Ein ausgedehntes Lager Eisenstein ist ebenfalls nahe bei Wedderburn entdeckt, dessen Erz mehr als 50 Proc. Eisen enthält.

Südamerika.

— In dem zwischen dem Rio Julia, Rio Catatumbo und der Cordillere gelegenen Theile von Venezuela kommen zahlreiche Asphaltminen und Petroleumquellen vor. Sie befinden sich am Fuße einer niedrigen, 60 km weit von Ost nach West streichenden Hügelkette, welche diese Region durchläuft und sich dann zwischen dem Rio Tara und Rio Julia abplattet. 7 km vom Zusammenflusse des Tara und des Sardinarte entfernt liegt eine Sandbank, die etwa 10 m hoch ist und im Geviert 25 bis 30 m haben mag. Eine Reihe wie von Menschenhand gegrabener cylindrischer Löcher befindet sich in ihr, und dieser Löchern entströmt das mit heißem

Digitized by Google

Wasser vermischte Petroleum. Das dabei entwickelte Gerüusch, so stark, als daß einige von zwei oder drei den Dampf entweichen lassenden Dampfmaschinen, ist auf eine ziemliche Distanz hörbar, wie auch die von den Quellen aufsteigenden Dampfsäulen von weit her gesehen werden könnten, wenn sie nicht durch den sie umgebenden Wald verdeckt würden. Dieses von den Einheimischen „el infierno“ (die Hölle) genannte Phänomen wurde vom Dr. Mc Gregor untersucht, welcher, seiner Aussage nach, in 42 Sekunden ein 15 Flaschen haltendes Gefäß füllen konnte, was einer täglichen Produktion von 5760 Gallonen gleichbedeutend wäre. Das Petroleum von Venezuela hat eine Dichte von 0,83. Unterhalb des Zusammenflusses des Tara und des Sardinarte ist der Fluß das ganze Jahr für Fahrzeuge von 40 bis 50 Tonnen schiffbar. Ch. N.

— Die Baumwoll-Industrie hat sich seit 20 Jahren in Brasilien sehr gehoben und die Anpflanzung von Baumwolle zu einem recht lukrativen Geschäft gemacht. Trotz den gegenwärtig niedrigen Preisen erzielen die Pflanzer noch in manchen Distrikten Nettoergebnisse, die bisweilen 20 Proc. des angelegten Kapitals betragen. Es wird sich nur fragen, wie sich die Lage gestalten wird, wenn die nahe bevorstehende Sklavenemanzipation ins Leben tritt.

Im Jahre 1866 gab es erst 9 Fabriken mit 768 Arbeitern, 14 875 Spindeln und 385 Webstühlen. Sie verfügten über eine Wasserkraft von 288 Pferden und 36 Pferdekräfte Dampf; die Produktion belief sich auf 3 944 000 Yards Gewebe und 126 Tonnen Gespinnst (Faden), im Totalwerthe von 1 166 200 Milreis (1 Milreis = 2,58 Francs). Jetzt giebt es 45 Fabriken, von welchen in der Provinz Rio-Janeiro speciell zu erwähnen sind: Santa Aleris, gegründet 1849, 7000 Spindeln, 160 Webstühle, 130 Arbeiter; Jahresproduktion 1 800 000 Yards Gewebe im Werthe von 400 000 Milreis, Wasserkraft 50 Pferde. „Brazil Industrial“, 20 000 Spindeln, 450 Webstühle, Wasserkraft 560 Pferde, 400 Arbeiter; Jahresproduktion 3 800 000 Yards. „San Pedro de Alcantara“ in Petropolis, gegründet 1873; Kapital 130 000 Milreis, Wasserkraft 50 Pferde, 130 Arbeiter. „Fabrica Petropolitana“ bei Petropolis, gegründet 1874; Kapital 540 000 Milreis, Wasserkraft 120 Pferde, 5600 Spindeln, 100 Webstühle, 200 Arbeiter; Jahresproduktion 1 500 000 Yards Gewebe. Die stärkste Baumwollenausfuhr fand im Jahre 1872 statt, wo sie sich auf 78 517 Tonnen belief, im Werthe von 46 441 000 Milreis. Heutzutage verbraucht Brasilien selbst einen großen Theil seiner Ernten für die Speisung der einheimischen Industrie. Ch. N.

— Ein junger Berliner Gelehrter, Dr. Ehrenreich, hat sich, ausgestattet mit Empfehlungen von Prof. Virchow und anderen namhaften Gelehrten, Ende Juni nach Brasilien eingeschifft, um dort eine genaue Erforschung der Sambaki oder Muschelhügel vorzunehmen.

— Am 24. Juni dieses Jahres ist eine Expedition unter Kommandant Falberg von Buenos-Ayres nach dem Rio Pilcomayo abgegangen, um denselben vollständig hydrographisch aufzunehmen und ihn namentlich auch auf seine Schiffbarkeit hin zu untersuchen.

— Herr Franzisco P. Moreno berichtet der Geographischen Gesellschaft zu Paris in einem aus Iglesia (Provinz San Juan) vom 2. März datirten Briefe über seine Reise, die sich ganz anders gestaltet hat, als ursprünglich von ihm geplant worden war. Er hatte am 7. December 1882 Buenos Ayres verlassen in der Absicht, die nördlichen argentinischen Provinzen und Bolivia bis nach Cuzco hin vom archäologischen und anthropologischen Standpunkte aus zu untersuchen und weiterhin dem Laufe des Amazonas zu folgen. Zu Cordova, wo er nur einige Tage hatte bleiben wollen, hielt er sich vier Monate lang auf, angezogt durch die interessante Rassenmischung von Eingeborenen, schwarzen Afrikanern und weißen Eroberern, die sich dort seit mehr als 300 Jahren vollzogen hat. Bis zum 15. April blieb er in der Provinz Cordova, wo er nicht nur die Bewohner der Städte, sondern auch die des flachen Landes, der Berge und der Wälder untersuchte; namentlich besuchte er auch den westlichen Theil dieser Provinz und den östlichen Theil der Provinz San Luis, wo sich das einheimische Element mehr oder weniger rein erhalten hat, obwohl es seine alte Sprache vergessen hat. Eine geologische und paläontologische Sammlung wurde angelegt, verschiedene alte Wohnungen durchsucht und einige gute ethnologische Erwerbungen gemacht. Er glaubt, daß es ihm gelückt ist ein gutes Bild von Cordova, wie es vor der spanischen Eroberung war, zu erhalten.

Von Cordova ging er nach Mendoza, wo er sieben Monate blieb und seine Sammlungen bereicherte. Namentlich die Geologie des von Burmeister beschriebenen Upsallatmassivs hat er eingehend studirt, fossile Pflanzen aus der paläozoischen bis zur quaternären Periode gefunden. Von Mendoza begab er sich dann in die Provinz San Juan, wo er etwa um Neujahr 1884 ankam. Auch hier hat er seine verschiedenen Sammlungen bereichert, so daß er bereits 14 Kisten mit Knochen, Antiquitäten und paläozoischen Fossilien zurückschicken konnte.

Vermischtes.

— Urgeschichte des Menschen. Ein Handbuch für Studirende von Prof. Rauber. 1. Band. Die Realien. Leipzig, F. C. W. Vogel, 1884.

Ein erfreuliches Zeichen für das Fortschreiten der Wissenschaft vom Menschen ist dieses Buch, verfaßt von einem Leipziger Professor der Anatomie, welcher Urgeschichte vorgetragen hat. An zusammenfassenden Werken über den gegenwärtigen Stand der Urgeschichtsforschung fehlt es freilich nicht und Joh. Ranke's „Anleitung zu anthropologisch-prähistorischen Untersuchungen“ muß hier erwähnt werden; aber ein Handbuch für Studirende geschaffen zu haben, ist Rauber's Verdienst. Klar entwickelt er Wesen und Aufgabe der Urgeschichte, zeigt dann, wie ihre Erforschung neuesten Datums ist und behandelt alsdann die Werkzeuge (metallische und unmetallische), die Gewinnung des Feuers, keramische Ueberreste, Ernährung, Bekleidung, Schmuck, Obdach, die Gräber, Verstheidigungswerke, die Reste aus dem Thierreiche und schließlich die körperlichen Ueberreste des Menschen — alles in knapper und ansprechender Form. Die Beigabe von Abbildungen wird für eine spätere Auflage zugelegt und dieses ist für Studirende von Wichtigkeit; auch wäre dann wohl die Litteratur besser zu berücksichtigen. Es ist nicht zu ersehen, nach welchem Princip der Verfasser bei seinen Litteraturangaben verfuhr; oft fehlen die Belege bei den wichtigsten Thatsachen und die mitgetheilten Quellencitate sind meist bibliographisch mangelhaft angeführt oder auch ungenau. Die Seite 45 in der Anmerkung angeführten Transactions Ethnological Society 1870 existiren gar nicht. Die Transactions schließen mit dem Jahre 1869 und ein Druckfehler liegt auch nicht vor.

Inhalt: Eine Reise in Griechenland. II. (Mit sechs Abbildungen.) — Ernst Kramberger: Reise von Esseg durch einen Theil Sirmiens. VI. — Verwaltung und Handel in Brunei. — Die Metalle bei den Naturvölkern. — Kürzere Mittheilungen: Bimbia am Cameun-Gebirge. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Afrika. — Australien. — Südamerika. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 16. August 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. **1884.**

Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Herrn Henri Belle.)

III.

Um von dem Kloster Megaspilion nach Sikyon zu gelangen, mußte Belle zuerst den Lergrücken ersteigen, an dessen Abhange jenes erbaut ist, und alsdann sämmtliche Abfälle des Chelmos-Gebirges, die sich nach Norden zum Korinthischen Meerbusen hinabsenken, überschreiten. Als er den schmalen und steilen Pfad mühsam hinanklomm, begegneten ihm einige Mönche zu Pferde, welche bequem auf großen, gut gepolsterten Packsätteln saßen. Der eine hatte die Arbeiten in den Weinbergen des Klosters überwacht, wo man damals gerade beschäftigt war, die Ranken aufzubinden; der andere hatte im Thale von Diakopto, wo die reichsten Meierhöfe des Klosters liegen, das Getreidedreschen beaufsichtigt, und der dritte hatte im Gebirge nach 500 Bienenstöcken gesehen, welche man aus dem Kloster geholt und zur Zeit der Blüthe der Pevka-Fichte, deren Blüthenstand dem Honig einen ausgezeichneten Geschmack verleiht, in den Wäldern vertheilt hatte. Es ist nämlich in Griechenland Sitte, die Bienen zwei- oder dreimal nach verschiedenen Stellen zu bringen, wo gerade diese oder jene geschätzte Blüthe in besonderer Menge vorkommt, und die Bauern der benachbarten Dörfer zahlen dem Abte des Klosters für die Erlaubniß, ihre Stöcke in die Wälder desselben bringen zu dürfen.

Der Weg wurde immer schlechter und stellenweise so schmal, daß die Saumthiere mit ihren Lasten an die Felswände anstießen und in den Abgrund zu stürzen drohten. Drei Stunden lang durchzog man ein wildes Durcheinander von Bergen, bald Kämme erklimmend, bald in Schluchten hinabsteigend, bis man auf eine Hochebene gelangte, von wo das Auge frei über den Korinthischen Meerbusen hinüber bis zu den noch mit Schnee bedeckten Höhen des Parnassos schweifen konnte. Zu den Füßen des Beschauers aber lag ein Meer von Hügeln und Thälern, theils bewaldet, theils angebaut, von Bächen durchflossen und mit Dörfern geschmückt, deren rothe Ziegeldächer zwischen stattlichen Kastanienbäumen hervorschauten. Wieder ging es steil hinauf nach Perister a; dort traten an die Stelle grünen Pflanzenwuchses mächtige röthliche Felsen, die sich zwar malerisch genug ausnahmen, aber die Sonnenhitze mit unerträglicher Gluth zurückstrahlten. Um Solos zu erreichen, mußte man nun wieder auf einem höchst gefährlichen und mühsamen Wege in das Thal des Akrata, des antiken Krathis, hinabklettern, eine der ermüdendsten Strecken, welche Belle jemals in Griechenland zurückgelegt hat, wo die Pferde trotz aller Anstrengungen der Treiber stürzten und ins Rutschen kamen. Um so lieblicher erscheint die Lage des reichen Dorfes Solos in dem reizenden Thale und im Schatten von Kastanien- und Obstbäumen, am Zusammenflusse des Akrata und des Mavroneri (Schwarzwasser) oder Drakoneri (Drachenwasser), das bei den Alten den Namen des Höllenflusses Styx trug. Nach kaum einstündigem Wandern von Solos aus gelangt man durch eine wilde Schlucht, die von merkwürdigen, grün und dunkelviolett gefärbten Schieferfelsen eingefaßt ist, in eine Art Circus, welcher senkrecht in den Abhang des Chelmos eingeschnitten ist und von dessen oberem Rande zwei silberhelle Wasserfäden herabstürzen,

Digitized by Google

um sich in Nebelstand aufzulösen, ehe sie den Boden erreichen. Nur zur Zeit der Schneeschmelze ist der Fall wirklich bedeutend. Sobald ein leichter Nebel die Entfernungen größer erscheinen läßt, oder ein paar Wolken die Sonnenstrahlen mit Kunst so vertheilen, daß hier ein Absturz im Halbdunkel liegt, dort Felsvorsprünge scharf hervortreten, daß die Berggipfel beleuchtet sind, während ein kalter, bläulicher Schatten die Schlucht bedeckt, dann ist der Anblick ein wirklich großartiger; aber trotzdem begreift man schwer, wie die Alten hierher den Eingang zur Unterwelt verlegen konnten. Wo bleibt hier die Hölle, wo ist hier Raum für die schauerlichen Scenen, welche der heidnische Glaube sich an den Ufern des Styx abspielen läßt, wo der Abgrund, an dessen Rande Demeter auf die Rückkehr ihrer Tochter harrt? Man fühlt sich enttäuscht und möchte den Dichtern zürnen, weil sie uns für Gebilde ihrer Phantasie zu interessiren wußten, die in der Wirklichkeit keinen Raum hatten.

Das Wasser des Styx, das vielmehr vom Himmel als aus der Unterwelt zu kommen scheint, ist eiskalt und klar; nur aus ersterem Umstande vermag man es zu erklären, daß die Alten dasselbe für giftig hielten und meinten, daß es wegen seiner ätzenden Eigenschaft nur in Gefäßen aus Horn aufbewahrt werden könnte. Wahrhaft kindlich ist die Naivetät, mit welcher sich die hervorragendsten Gelehrten des Alterthums den Kopf darüber zerbrochen, welchen Thieres Huf zu oben genanntem Zwecke allein geeignet sei. Plutarch stimmt für den Esel, Aelian aber meint, es müßte ein styphischer Esel sein, Pausanias hat in dieser Beziehung

Aussicht auf den Meerbusen von Korinth mit dem Parnassos im Hintergrunde. (Nach einer Zeichnung Belle's.)

nur vom Pferde gehört, Plinius vom Maulthiere und Vitruv vom Maulesel!

Von Soos an führt der Weg lange und mühsam an den kahlen und traurigen Abhängen des Chelmos hinauf; dafür aber führt der Absteg nach Süden im Schatten großer Fichten hin, deren Waldesküble und Stille an nordische Landschaften erinnert. Bei einer plötzlichen Biegung des Weges erblickt man den Pheneos-See, von einem gewaltigen Kreise hoher, waldbedeckter Berge umschlossen, die steil zu dem Gewässer abfallen, in welchem sich ihre Gipfel und Abhänge spiegeln. Wäre nicht der Himmel so klar und strahlend, so könnte man sich nach Schottland, etwa in die so malerische und poetische Grafschaft Roß, versetzt glauben. Der 753 m über dem Meere gelegene See, welcher heute 9 km lang und 7 km breit ist, war im Alterthume nicht vorhanden, sondern die in der Thalebene sich sammelnden Wasser wurden durch einen $2^1/_2$ Stunden langen künstlichen, von Dämmen eingefaßten Kanal nach Süden abgeleitet, ergossen sich bei dem heutigen Dorfe Giosa in Katawothren (unterirdische Höhlen) und traten westlich davon wieder an das Tageslicht, wo sie den Fluß Ladon oder Ruphia (siehe oben S. 129) bildeten. Jener Kanal, als dessen Erbauer der die Kultur verbreitende Herakles galt, war schon im Alterthume verfallen; aber noch zur Zeit des Pausanias war die Ebene frei von Wasser. Eine Verstopfung der unterirdischen Abflüsse, die in Folge von Einstürzen oder Erdbeben eintreten kann, führte dann später zur Bildung eines Sees, der dann ebenso leicht wieder verschwindet. Zu Anfang des laufenden Jahrhunderts war die Ebene fast ganz bebaut, wurde dann

Digitized by Google

in den zwanziger Jahren mit Wasser bedeckt, das sich aber im Jahre 1832 auf einige Zeit wieder verlief, um dann wieder zu erscheinen und bis zu seiner heutigen Höhe anzuwachsen. Augenblicklich halten sich Zu- und Abfluß vollständig das Gleichgewicht.

Von Phonia bis zum See Stymphalos kreuzt der Reisende mehrere unfruchtbare und öde Plateaus. Gleich öde und traurig wie diese ist auch der Anblick des Sees mit seinen sumpfigen, fieberaushauchenden Ufern und seiner Umgebung kahler Berghänge und wilder Felsen. Das Anwachsen und Abnehmen auch dieses Wasserbeckens beruht auf denselben Erscheinungen, wie beim See von Pheneos; schon den Alten war es bekannt, daß der Abfluß des Stymphalischen Sees, an welchem die Sage die von Herakles erlegten menschenfressenden Vögel mit ehernen Krallen und Federn hausen ließ, mit der 35 km entfernten Erasinos-Quelle (heute Kephalovrysis) bei Argos identisch ist. Die traurige Stille, welche rings um den See herrscht, die häßlichen Ausdünstungen des Schlundes, in welchen sich seine Gewässer ergießen, dazu die dicke, schwere Luft in dem Thalkessel, alles das hinterläßt bei dem Reisenden einen durchaus ungünstigen Eindruck.

Am nächsten Tage überschritt Belle den Bergrücken, welcher ihn noch vom Korinthischen Meerbusen trennte, und ritt in einem mit Eichen und Fichten bewachsenen Thale abwärts, das zum Meere hin an Breite zunahm. Allmählich traten Weinberge an die Stelle der Wälder und es zeigten sich freundliche Weiler mit rothen Dächern; die früher arme Gegend ist durch den Korinthenanbau sehr wohlhabend geworden. Endlich war Sikyon erreicht, dessen antikes Theater den prächtigsten natürlichen Hintergrund besaß, den man sich denken kann: das schäumende Meer, die beiden Gipfel des Kithäron und des Helikon und zur Rechten der Isthmus von Korinth mit dem Aegäischen Meere und der Insel Aegina dahinter. Am folgenden Tage traf Belle wieder in Athen ein.

* * *

Der Stymphalos-See. (Nach einer Zeichnung Belle's.)

Um einen annähernd vollständigen Ueberblick über das Königreich Griechenland (in seinen früheren Grenzen) zu gewinnen, machte er zuletzt noch eine flüchtige Fahrt durch die Kykladen. Es ist das eine leichte Reise, zu welcher keine besonderen Vorbereitungen oder besonderer Muth gehört, als der Entschluß, die schlechte Küche und das Ungeziefer griechischer Packetboote einige Zeitlang ertragen zu wollen. Belle machte die Reise noch bequemer auf dem im Piräus stationirten französischen „Aviso" und begab sich zuerst nach Hermupolis auf Syra, das, erst im Jahre 1821 von flüchtigen Chioten und Psarioten gegründet, sich rasch zur ersten Handelsstadt Griechenlands aufschwang und erst in den letzten Jahren von der mächtig aufblühenden Doppelstadt Athen-Piräus überflügelt worden ist. Aber Hermupolis mit seinen 21 250 Einwohnern ist bei allem Wohlstande nur ein Transitplatz, dessen Existenz lediglich auf den wöchentlich mehrmals anlegenden Dampfschiffen beruht. An solchen Tagen verdoppelt sich dort die Rührigkeit: alsdann ist der Hafen überfüllt, und zu den fremden Matrosen gesellen sich diejenigen von den Inseln mit ihren gestickten Sammetwesten und den bauschigen Hosen, die ihnen einen so sonderbaren Gang verleihen. In ihren krummschnäbeligen Schiffen bringen sie Wein von Santorin, Oel von Tinos, Orangen und Honig von Tzia (Keos), Smirgel und Seide von Naxos und holen dafür Baumwollstoffe von Manchester, Marseiller Lichte und Zucker, Triester Topf- und Glaswaaren und deutsche Seide — ein beständiger Tauschverkehr, von welchem das ganze Volk von Maklern und Banquiers, Lastträgern und Krämern, das sich auf dem Felsen von Syra zusammengefunden hat, lebt.

Ein Meeresarm von kaum 20 km Breite trennt Hermupolis von Tinos, eine Strecke, welche das Schiff in anderthalb Stunden zurücklegt. Der erste Anblick der Insel ist nicht viel freundlicher als der von Syra; erst beim Näherkommen bemerkt man einzelne kleine Thäler mit etwas Grün, sorgfältig gepflegten Feldern und weißen Häuschen. Der Flecken H. Nikolaos, der Hauptort der Insel und meist wie diese selbst Tinos genannt, besitzt statt eines Hafens nur eine schlechte Rhede, die der ganzen Wuth der Südwinde ausgesetzt ist. Dadurch wurde auch

Digitized by Google

Tscharte von den Kykladen. (Nach Photographien.)

Digitized by Google

Belle's Schiff gezwungen, weit vom Lande entfernt Anker zu werfen. Freundlich und sauber ist das Aussehen der Stadt mit ihren weißen Häusern, den bunten Fenstervorhängen und den zahlreichen Glockenthürmen. Oberhalb der Stadt liegt inmitten grüner Vegetation ein großes Kloster mit langer Säulenhalle, die sich nach der Seeseite hin öffnet; dieses sowohl als auch die prächtige Muttergotteskirche wurde aus den Erträgen von Sammlungen errichtet, welche in der ganzen orthodoxen Welt veranstaltet wurden, als man 1824 bei einer Ausgrabung ein Madonnenbild gefunden hatte. Alljährlich strömen Pilger aus allen Theilen Griechenlands und von den Küsten Kleinasiens herbei, um demselben hier ihre Verehrung zu beweisen.

In früheren Jahrhunderten bestand ein großer Theil der Bevölkerung der Kykladen aus Katholiken; ihre Zahl hat sich indessen sehr vermindert und beträgt heute nicht mehr als 15000 Seelen. Die meisten wohnen auf Tinos; von ihren 20000 Bewohnern gehören etwa 7000 bis 8000 zum Katholicismus, die in 24 Dörfern leben und unter einem in H. Nikolaos residirenden Bischofe stehen. Eine gute Stunde Weges von der Stadt liegen auf dem höchsten Gipfel der Insel die Trümmer einer alten venetianischen Burg; man gelangt dorthin auf einem sehr steilen Wege und berührt dabei unterwegs ein verlassenes Dorf, in welchem mehrere Häuser noch die Wappenschilder der ehemaligen Besitzer tragen. Vom Gipfel des Berges überblickt man einen Theil der Kykladen bis hin zu den Küsten Asiens, vor allem aber alle Thäler und die mit Feigen- und Maulbeerbäumen bestandenen Abhänge der Insel Tinos selbst. Der im hellsten Lichte erglänzende Himmel und die zahlreichen Dörfer mit den geweißten Wänden und flachen Dächern gewähren ein durchaus orientalisches Bild.

Tinos. (Nach einer Photographie.)

Eine Fahrt von $3^1/_2$ Stunden brachte Belle bei Delos vorbei nach der Rhede von Naxia, dem Hauptorte des alten Naxos. Wie die meisten orientalischen Seestädte, so erscheint auch Naxia anfangs von verführerischer Schönheit; aber sobald man den mit Algen und Tang bedeckten Strand betritt, verschwindet alle und jede Illusion. Enge, krumme, mit Stufen versehene Straßen voller Schmutz und Steine, in denen sich Hunde und Schweine umhertreiben, alte wackelige Häuser ohne Licht und Luft und eine kränkliche Bevölkerung, das ist aber auch alles, was die schönste Hauptstadt der Kykladen darbietet. Darum nimmt aber auch ihre Bevölkerung von ca. 2800 Seelen beständig ab, indem jährlich mehr als 200 Personen nach Athen, Salonik und Smyrna auswandern. Aus Mangel an Arbeitskräften liegt ein großer Theil des Bodens brach. Das Innere ist aber keineswegs so öde, als man beim Anblicke der nackten Küsten glauben sollte, sondern umschließt lachende fruchtbare Thäler, wie das von Drymali, wo ein wahrer Wald von Eichen, Oel- und Nußbäumen gedeiht, oder das von Melanäs, das, noch besser gegen den Nordwind geschützt, Orangen, Granaten und die Cedrofrucht hervorbringt.

In Naxia haben sich von dem ehemaligen Palaste der venetianischen Herzogsfamilie Sanudo, deren Sprößlinge sich sämmtlich wegen ihrer Güte und Tapferkeit bei ihren Unterthanen eines trefflichen Rufes erfreuten, noch Reste erhalten, besonders ein viereckiger Thurm. Innerhalb der Umfassungsmauer dieses Palastes wohnt ein guter Theil der 400 naxischen Katholiken, welche zwar alle von alten adeligen Familien herzustammen sich rühmen, aber dabei durch Eitelkeit, Unruhe und Faulheit den dort von Frankreich unterhaltenen Lazaristen-Patres viel zu schaffen machen. Noch zeigen sie mit Stolz auf die Wappen ihrer Vorfahren über den Hausthüren, und einige Familien bewahren sogar noch alte Pergamenturkunden, wie z. B. die Coronello, aus deren Reihen im 16. Jahrhundert ein Herzog von Naxos hervorgegangen ist.

Digitized by Google

Durch fortgesetztes Erlöschen der Dampfpfeife wurde Belle veranlaßt nach seinem Kuvio zurückzukehren; denn der Tag neigte sich seinem Ende zu und die Rhede von Naxia ist so schlecht und bei Nordwind sogar so gefährlich, daß der Kommandant es vorzog, noch am selben Tage nach der gegenüberliegenden Insel Paros hinüberzufahren und auf der Westseite derselben in dem etwas besseren Hafen von Parikia, das auf den Ruinen der antiken Stadt erbaut ist, vor Anker zu gehen und von da aus am nächsten Morgen die Fahrt nach Antiparos fortzusetzen.

Reise von Esseg durch einen Theil Sirmiens.

Von **Ernst Kramberger.**

VII.

Beska erinnerte mich besonders lebhaft an die Zeit der Grenze, die ich von meinen Knabenjahren her genau kannte. Der Ort ist recht reinlich und macht durch das ehemalige Kompagniegebäude, die Officierswohnungen und die saubere Kirche einen recht freundlichen Eindruck. Ebenso Kretin. In letzterem sind viele Häuser an den Thüren und Hausgängen in harmonischer Zusammenstellung von Roth, Grün, Weiß und Schwarz bemalt, was einen überraschenden Effekt hervorbringt. Eine Ulmenallee führt bis Slankamen, das sich aus der Ferne durch eine ganze Reihe am letzten Ende der Fruška-gora stehender und die Flügel träge drehender Windmühlen anzeigt.

Die erste Windmühle in Slavonien datirt aus dem Jahre 1766 und auf Befehl der Hofkriegsstelle mußten 1771 Grenzer sich zur Erlernung holländischen Mühlenbaues nach Dresden begeben. Sonst hat jedes der von Irig herwärts liegenden Dörfer, denen es an Wasser fehlt, seine Roßmühlen. Neu-Slankamen ist ein ganz neu angelegter Ort gemischter Bevölkerung. Es wohnen hier Kroaten, Slovaken, Böhmen und Deutsche, etwa 2500 Seelen im Ganzen. Ist man an der „Kavana“ vorüber und östlich in eine der ansehnlich breiten Gassen abgebogen, so steht man ganz unverhofft vor der in 150 m Tiefe mit der Theiß zusammenfließenden Donau, Titel gegenüber. Zu Füßen liegt Alt-Slankamen, links, doch etwas tiefer, auf einem Hügel die Reste einer alten Burg des Zmaj Vuk Branković, der daselbst 1497 starb, rechts auf einer andern Anhöhe dessen alte Kirche byzantinischen Stiles, gut erhalten, und weiterhin gegen Süden hinter Neu-Slankamen und Alt-Pazua das Schlachtfeld, auf dem Ludwig, von Baden 1697 das Heer des Beziers Mustafa Cuprilić vollends schlug und aufrieb. Der Weg führt zwischen hohen, nackten Bänken harter gelblicher Erde in Windungen hinab. In der Mitte wird er noch steiler und da taucht auch der schwarze, hölzerne Glockenthurm der katholischen Kirche hinter Bäumen auf. Endlich kommt man mit gesperrten Rädern in eine krumme, von Nord nach Süd laufende Gasse, in der bessere und arme Häuser neben einander knapp am bergigen Ufer lehnen, ohne Ordnung durch einander geworfen. Eine Wirthschaft empfing mich, in der es nicht besonders komfortabel, doch rein und ordentlich aussah. Auch hier wie in Sarengrad lud mich die Wirthin ein mit ihr zu essen. Das Gebäude steht am Wasser und bot mir die beste Gelegenheit, das Treiben am Ufer zu beobachten. Möven schweben schrill schreiend über den Strömen, Kähne mit Melonen und Obst beladen schießen um eine Ecke kommend vorbei, Schiffe dampfen auf- und abwärts, viele biegen in die Theiß ein.

Am Ufer hatte sich eine Anzahl Fischer — die Einwohner sind zumeist geschickte Hausen- und Welsfänger — ein Feuer angezündet, auf drei kreuzweise gesteckten Stangen einen rußigen Kessel halb voll Wasser darüber gehangen und nun wurde grüne Paprika, Zwiebel, Salz, Butterinke und in Stücke geschnittene Fische hineingethan und ein Paprikas gekocht, den die Köche, mit Blechlöffeln im Kreise sitzend, wie zu erkennen, die besten Wünsche für treffliches Gedeihen zufandten. In eine riesige Holzschüssel, in der geschnittenes Brot bereit lag, schüttete man das fertige Gericht, und nachdem die Hüte auf den Boden geworfen worden waren, bekamen die Löffel zu thun. Man lud auch mich nach Landessitte mit einem „Izvolite s nama?“ (Ist's gefällig mitzuhalten?) ein, das paprizirte Essen zu theilen, das ihnen ob seiner Schärfe häufiges Räuspern abwang. Die Burg Slankamen muß sehr groß gewesen sein, denn sie umfing, wie die Mauerreste andeuten, den ganzen Ort nebst der griechischen Kirche. Letztere ist, wenige Sprünge ausgenommen, in gutem Stande. Hinter der Ikonostasis fand ich auf einem kleinen geschwärzten Holzkasten eingeschnitten

Γ: B8K : EYAN:
Δ t : 1468

d. h. G: Vuk Bran: D.

Nur der Buchstabe Y ist unrichtig, da er ein P (R) sein müßte, was nicht zu verwundern, denn dem Despoten, der die Züge mit seinem Messer eingrub, wird der Unterschied zwischen P (R) und Y (Oje oder J) nicht ganz geläufig gewesen sein nach Sitte aller Großen jener Zeit, die keine Federhelden waren.

Vor der Ikonostasis ist Vuk's Betstuhl, der oben eine Krone trägt. In ihm stand der Despot während des Gottesdienstes. Ueber dem hohen Stuhle zeigte man mir einen großen eisernen Nagel in der Wand, auf den er seinen Hut gehangen haben soll.

Dieser Umstand stimmt also überein mit der Sage, daß Branković von Ofen (an der Save) mit einem Schritte herüberkam. Jedenfalls wird er nach alle dem ein hochgewachsener Mann gewesen sein.

Auch die Entstehung der Kirche ist an die Sage geknüpft, daß er vom Berge seine Lanze geworfen habe und, wo sie hinfiel, da habe er die Kirche erbauen lassen. Die Wandgemälde im Innern sind sehr alt.

Unweit von der Wirthschaft steht eine Česma, aus der reichlich salziges Quellwasser fließt; es schmeckt wie Ofener Wasser, nur ist es viel salziger. Diese Quelle, die nur zum Tränken des Viehes benutzt wird, gab dem Orte seinen Namen; Slanlamen bedeutet Salzstein. In der Uferwand an der Stelle, wo die Donau die Wendung nach

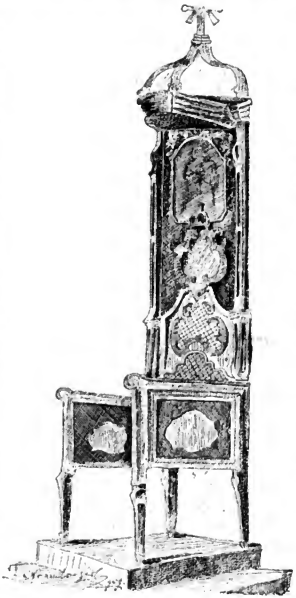
Digitized by Google

Südwest macht, gähnt ein weites Erdloch, geschwärzt von Rauch, auf schmalem Stege erreichbar, ohne Thür, wohl aber mit einem Fenster versehen: die Wohnung eines Mannes, der nach Troglodytenart darin fortwährend haust. Er kauerte mit einem völlig nackten Kinde in der Oeffnung und legte seine auf Bindfaden hangende, getrocknete Leibwäsche zusammen. Dazu wischte er sich die vom Rauche juckenden Augenwinkel fleißig mit der Hand. Eine drohende Gewitterwolke über dem fahlen Hügel, die schäumende Donau, eine riesige Staubwolke auf der Titeler Seite, die noch im Sonnenlichte blitzenden Thürme der Stadt drüben, grollende Donnerschläge und ein schneeweiß im Winde flatterndes Hemd eines den Friedhof am Berge über der Höhle erklimmenden und so zu sagen in die finstere Wolke hineinsteigenden Mannes gaben ein prächtiges Landschaftsbild.

Ein beschwerlicher Umstand für den Reisenden ist wohl der, daß man von hier aus nur zweimal die Woche mittels Dampfer donauabwärts fahren kann. Nur Mittwoch- und Sonntag-Abend erscheint das Lokalschiff aus Titel und hält an der Theißmündung. Man läßt sich auf einem Kahn dahinfahren und löst dort die Karten für einen der bald erscheinenden großen Dampfer, die ins Schwarze Meer fahren.

Trifft man keinen an den erwähnten Tagen, so muß man eben zu Lande die ziemlich lange Strecke zurücklegen, was, wenn man keine Umwege machen will, eine langweilige Reise ist. Ich entging durch Zufall diesem Geschicke.

Um 10 Uhr Abends hieß es auf dem Schiffe: „Eto Zemuna“, Semlin ist da. Ich bemerkte auf einer Anhöhe viele Lichter, dachte, es wäre Semlin, mußte aber bald erfahren, daß es das gegenüberliegende Belgrad sei. Semlin begrüßt den Ankömmling in so später Abendstunde mit völliger Finsterniß. Das ist für eine Stadt, die weit über 11 000 Einwohner zählt, gerade kein empfehlender Umstand, da es in direkter Verbindung mit so großen Städten wie Wien und Ofen Pest steht. Auf mein Rufen nach einem Diener, Träger oder Wagen erschien in dem Gewirre der Aussteigenden, die man der Abfahrt des Schiffes wegen zur Eile mahnte, ein Mann, ergriff ohne weiteres meinen Koffer und eilte durch eine finstere Allee hoher Bäume voran. Ich stolperte hinterdrein, bis mich ein Lichtschimmer begrüßte. „In welches Hotel wollen Sie?“ fragte er. „Wie viele giebt es denn?“ „Sechse, alle hier herum.“ Auf meine Anfrage, wo es am besten sei, gab er zurück, ob ich lieber gut esse oder gut trinke, und als ich sagte, daß beides gepaart nicht zu verachten sei, brachte er mich auch richtig in einem ganz nahe gelegenen unter, wo ich fünf leidige Regentage hindurch, die nur stundenweise Sonnenschein hatten, ganz zufrieden sein konnte.



Betstuhl des Despoten Vuk Branković in der Kirche zu Slankamen.

Semlin ist bei Tage betrachtet in der Hauptgasse und etwa zwei Querstraßen recht hübsch, vom Eisenbahndamm beim Viadukt über die Straße nach Surčin aus gesehen wie in einem Garten gelegen, da die vielen Kirchen und die prachtvolle Realschule, sowie die Häuser um die Reste der alten Burg am Hügel und im Vordergrunde die alte Kontumaz zwischen Wein- und Obstgärten lieblich hervorlugen. Anders wird das Bild, wenn man den Hügel besteigt, welcher die alte Burg trug. Man kommt an den Ziegelmauern der neuen, schwach angelegten Festung vorbei, schreitet auf schmalen Stegen an ärmlichen Hütten ohne Hofstelle und Garten entlang, windet sich links und rechts, besteht Kämpfe mit elenden Kötern, die wüthend kläffen und sogar die Waden bedrohen, kriecht hier und da zwischen hohen Nesseln hindurch und schwingt sich endlich auf die alten Mauern. Freilich ist von hier aus die Aussicht nach Belgrad hinüber, auf die Donau und Save, die Gebirge Serbiens und die vielen in Semlin ankernden Schiffe schön und schön auch der Anblick der zwischen Belgrad und Semlin verkehrenden Lokalschiffe und Kähne, die Ansicht der uns zu Füßen liegenden Stadt.

In der Nähe der Burg des Hunjadi, nunmehr nur einige niedrige Mauern, die einst ein mit vier Eckthürmen geschütztes Viereck bildeten, liegt hinter den Festungsmauern, welche nun den Friedhof umgeben, die schöne Grabkapelle der griechischen Familie Haris Petrović. Das Gebäude ist griechischen Stils und trägt die Aufschrift *Ναος του ἁγιου Διμιτριου.*

Hier herum und in der Hunjadi-Burg, die auf alten Steinfundamenten aus einer viel früheren Periode ruht, fand man Ziegel in der Größe und Form, wie ich sie schon

Digitized by Google

in Stupčanica bei Bastaje fand und beschrieb („Globus", XLI, Nr. 24) mit dem ähnlichen Zeichen ℱ. Den Stein vom Grabe Hunjadi's, der hier 1456 starb, hat man zwar auch hier gefunden, doch, ich weiß nicht wohin, geschafft.

Am meisten fesselte mich die rege Bewegung am Fischplatze und am Donau-Ufer, wo zahllose mit Gemüse und Obst schwer beladene Kähne vorüber kamen, eine Zeitlang hielten und wieder stromab verschwanden. Berge von Melonen, Paprika, Paradiesäpfeln, letztere von weit über Faustgröße und grellrother Farbe, stark gelerbt und geraucht, lagen da zum Verkauf aufgethürmt; außerdem gab es da grüne Kürbisse in der Länge eines Mannesarmes, spannlange Bohnen und alle möglichen Arten von Obst und Gemüse; Fische weiter gegen den Hügel hin in allen Größen und von allen Arten. Und doch ist Semlin eine theure Stadt, da die Händler auf bestimmten Preisen beharren und, was nicht nach Wunsch in Semlin losgeschlagen werden kann, nach Belgrad hinüber bringen. Am regsten ist der Verkehr an den Agentien, bei der Haltestelle der Lokaldampfer und bei dem Revisionsgebäude, wo die Kontrolle über die nach Belgrad und zurück fahrenden Personen geübt wird. Mädchen mit kleinen Körbchen am Arme tragen darin unter Tüchern abgetottene und gesalzene in der Milchreife abgebrochene Maiskolben und bieten solche zum Verkaufe an, indem sie mit lauter Stimme: „Vrucih kukuruza" absingen. Die Melodie erinnert an jene des Liedes: „Traute Heimath meiner Lieben."

Dazwischen drängen sich die Čaja-Verkäufer. Čaja ist eine aus äußerst feinem Teige und Fleischfüllung hergestellte strudelartige Speise. Der Teig jedoch wird nicht gewalkt,

Bewohntes Erdloch in Slankamen.

sondern von dem Čaja-Bäcker durch unabläßiges Schlagen auf ein Brett und plötzliches Dehnen und Losreißen dünn gemacht.

Witzige Jungen singen ganze Lieder, mit denen sie Käufer anlocken. Obst und Gemüse wird in großen Körben an einer über die Schulter gelegten Stange getragen. Ich staunte über die Lasten, welche auf diese Weise Weiber fortbringen. Unter der ganz krumm gebogenen Tragstange trippelt die von der Last gebückte Gestalt eilig dahin und wendet die Stirne im Ausweichen mit einer merkwürdigen Behendigkeit rechts und links, nach vorn und seitwärts, ohne an jemand anzustoßen. Die Weiber tragen meist blaue Kattunröcke. Wasserwagen, welche von der Donau und zurück durch die Stadt rollen, führen Waschwasser in die Häuser.

Semlin hat eine Menge Aemter und ist als vermittelnder Platz für den Handel Mitteleuropas mit dem Oriente von Bedeutung. Es hat zwei Vorstädte, die eine, Franzensthal, liegt nach Westen an den Weinhügeln auf einem aufsteigenden Plateau. Hier wohnen nur Deutsche und in den Höfen mehrerer Häuser in Erdlöchern ärmere Leute. Die Erdwohnungen sind jedoch ausgetüncht, für den Rauch eine Abzugsöffnung über dem neben der Thüröffnung befindlichen Fenster gelassen und jene wird mit Stroh- und Rohrmatten statt einer Thüre in Angeln verschlossen.

Vom Kalvarienberge an der Straße nach Surčin aus hat man einen Gesammtüberblick über die obere und untere Stadt. Die Bevölkerung ist slavisch, doch giebt es auch Griechen und Ungarn nebst Serben und spanischen Juden hier. Letztere sind Wechsler.

Semlin ist das römische Taurunum, welches sich eine Stunde weit nördlich bis nach dem jetzigen Dorfe Batajnica ausdehnte und durch eine schöne Straße mit Sirmium (Mitrovica) verbunden war. Die Reste derselben sind auch

Digitized by Google

hente noch sichtbar. Im Mittelalter hieß die Stadt Malevilla; sie hatte im Jahre 1096 während des ersten Kreuzzuges von den durchziehenden Scharen unter Walther ohne Habe viel zu leiden, freilich durch eigene Schuld. Es wurden nämlich mehrere von den Kreuzfahrern, die von der bereits nach Serbien übergesetzten Schar nach Semlin zurückgekommen waren um Waffen zu kaufen, der Waffen und des Geldes beraubt. Als darauf die Kriegerschar unter Peter von Amiens nachfolgte und es ruchbar wurde, daß der Kastellan des Königs Koloman von Ungarn, der Befehlshaber der Festung, Comes et princeps Malevillae, Guz, mit dem griechischen Heerführer Nikita von Belgrad verhandle behufs Vernichtung der Kreuzfahrer, Peter von Amiens außerdem die den Verabredeten abgenommenen Waffen und Kleider auf der Festungsmauer ausgehangen sah, beschloß er die Burg zu nehmen, was ihm nach heftigem Kampfe gelang. Von den 7000 Einwohnern wurden 4000 erschlagen, eine Menge Frauen, Schlachtvieh und Pferde mitgenommen. Nach 1125 heißt Semlin mit griechischem Namen Zengme. In den blutigen Kämpfen der ungarischen Könige und byzantinischen Kaiser von 1149 bis 1166 kam es in verschiedener Besitzer Gewalt, blieb aber schließlich unter griechischer Oberhoheit bis zum Tode des Kaisers Emanuel Komnenos. Nach 1180 wurde es wieder ungarisches Gut, kam 1444 in den Besitz des Georgie Brankovic und 1521 unter Kuckuk Ali Beg in den der Türken; erst seit 1792 begann es sich allseitig zu heben und zu Ansehen zu gelangen.

Das hartnäckige Regenwetter zwang mich endlich, die Reise nach Mitrovica auf kothigen Wegen zu machen. Diese sind in solchem Falle höchst fatal. Die Räder versinken tief in dem aufgeweichten Boden, stellenweise kriecht man durch den Schlamm und da die Fruška-gora nur hier und da in einigen Linien zu erkennen ist, wird das Fahren langweilig. Je mehr man sich gegen Kupinovo nach Südwest der Save nähert, desto häufiger wird der Sumpf, und Morüste und Lachen von größeren Dimensionen folgen auf einander. Solche sind Crvenica, Zivača, Belika bara, Petrac, Galovača und die interessanteste von allen bei Kupinovo an der Save die Obedska-bara, eine Sumpflache in Hufeisenform, die von Kupinovo, einem sehr langgedehnten Dorfe hart an der Save beginnend, sich zuerst nordöstlich wendet und nach Beschreibung eines großen Bogens gegen Norden südwestlich verlaufend sich immer mehr verflacht und bei Kupinovo endet. Ihre Ufer sind bis ans Wasser mit dichten Eichenwäldern bestanden. Schilf und Rohricht wuchert üppig aus dem Wasser und Saalweiden ragen dazwischen in großen Mengen hervor. Die freien Stellen nennt man Prozor (Fenster). Diese werden jährlich kleiner, da die Weiden und das Rohr überhand nehmen. Sie bedeckt über 1300 Katastral-Joch, ist jedoch trotz der geringen Ausdehnung merkwürdig wegen der zahllosen Arten von Sumpfvögeln, die hier nisten und leben. Sie haben bestimmte Plätze inne, und man kann von dem nach Osten zu hohen Ufer (die Lache ist das alte Bett der Save) das Treiben dieses Volkes betrachten, noch besser, wenn man einen der hohen Bäume ersteigt.

Taucher, Rohr- und Wasserhühner, Dommeln, Schopf-, Nacht-, Purpur- und Edelreiher, Löffelreiher, Scharben, Kibitze, Stock-, Tafel-, Krick- und Knäckenten, Brauntöpfe und Ralleu, Teichhühner und zahlreiche andere größere und kleinere, die ich nicht aufzähle, treiben da ihr Wesen und erheben zeitweilig einen wahren Höllenlärm, besonders wenn ein Raubvogel erscheint und sich einen Braten holt, was täglich mehrmals geschieht. Zwerg-, Schrei- und andere Adler, Habichte, Falken, Weihen, Eistern und Krähen rauben junge Vögel, um sie ihrer Brut in die Nester rings im Eichenwalde, die großen Raubvögel sogar, um sie in die Fruška gora zu tragen. Einen merkwürdigen Anblick gewähren die Reiherarten, wenn sie aus der Höhe wie Federbälle auf ihre Nistplätzen einfallen. In den Morgenstunden und vor Abend treiben sich solche Massen in der Luft herum, daß ein Sausen entsteht, wie von durch die Luft ziehenden Hagelwolken.

Die Kämpfe, die hier ausgefochten werden, sind zahllos. Der Mensch, der an Bewaffnungsmuth die Thiere übertrifft, stellt den Nestern und Eiern gierig nach, nur die Unzugänglichkeit mancher Stellen und, wie man mir sagte, in neuerer Zeit das Verbot der Nachstellung, retten vielen die Brut. An der Obedska-bara erhebt sich am hohen Ufer ein altes Kirchlein, erbaut zum Andenken an Angelina, die Gemahlin des Despoten Stephan. Von dem einstigen Kloster Obed, von welchem der Sumpf benannt ist, sind noch einige Reste vorhanden.

Beitrag zur Beurtheilung der Ostindischen Kastenfrage.

Von **Hugo Schanz**, Miss. a. D.

I.

Ueber die Kaste und Kastenzersplitterung bei den Hindus Ostindiens ist schon viel geschrieben, noch mehr disputirt und gestritten worden; aber daß diese Frage gelöst, oder auch nur, daß in Europa die Sachlage allerseits recht erkannt wäre, können wir nicht annehmen. Es ist auch in der That nicht leicht, vielleicht unmöglich, eine richtige Anschauung in dieser schweren und verwickelten Frage zu erlangen, wenn man nicht Gelegenheit gehabt, für längere Zeit in und mit diesem merkwürdigen, in vieler Beziehung hochbegabten, aber nach Weise der Orientalen am Althergebrachten mit außerordentlicher Zähigkeit festhaltenden Volke der Hindus zu leben und zu verkehren.

Wenn der Schreiber dieses an die Kastenfrage herantritt, so glaubt er durch über neunjährigen Aufenthalt in Südindien dazu nicht ganz unberechtigt zu sein, zumal es sein Beruf erforderte und ermöglichte, das Volk der Hindus näher zu studiren. Zugleich aber möchte er hierdurch auf ein, wie es scheint, in Europa noch nicht recht bekannt gewordenes, treffliches Buch über diesen Gegenstand aufmerksam machen und zum Studium desselben ermuntern. Es ist das im Jahre 1871 in dem französischen Gebiete Pondichery in Südindien in französischer Sprache erschienene, 500 Seiten umfassende Buch: Essai sur les Castes dans l'Inde. Par A. Esquer, conseiller à la

Digitized by Google

cour d'appel. Mr. Eszner, der damalige Präsident des Obergerichts in Pondicherry, hat augenscheinlich viele Jahre dieser Frage seine besondere Aufmerksamkeit und eingehendes Studium gewidmet, und wenn wir im Folgenden sein Buch hauptsächlich benutzen werden, so wollen wir damit zugleich unsern Dank bezeugen für das uns vom Verfasser gütigst zugesendete Exemplar.

Noch verweisen wir auf wenigstens einige Schriften zu weiterer Orientirung in dieser Frage: Graul: Reise nach Ostindien, Bd. 3, S. 227 ff., Bd. 4, S. 147 ff.; Derselbe: Explanations etc. with regard to the Caste Question, Madras 1851; Derselbe: Die Stellung der evangelisch-lutherischen Mission in Leipzig zur ostindischen Kastenfrage, Leipzig 1861, 96 Seiten, eine vorzügliche Schrift; ferner Dr. Germann's Ziegenbalg und Plütschau, Erlangen 1868, S. 280 ff.; Derselbe: Joh. Phil. Fabricius, Erlangen 1865, S. 204 ff.; Derselbe: Missionar Chr. Friedr. Schwartz, Erlangen 1870, S. 265 ff. ꝛc.

Wir beginnen mit einigen allgemeinen Bemerkungen, der kleinen, oben erwähnten trefflichen Schrift: „Die Stellung der evangelisch-lutherischen Mission in Leipzig zur ostindischen Kastenfrage", entnommen:

„Die indische Kaste ruht einerseits auf einem ursprünglichen Stammesunterschied (daher daschâti, d. i. „Geschlecht") zwischen arischen Einwanderern und nicht arischen Urbewohnern — ein Unterschied, der sich selbst in der Leibesfarbe kundgiebt (daher Kaste auch mit varna, d. i. „Farbe" bezeichnet wird); — andererseits auf Theilung der Arbeit. Die erobernd eingewanderten arischen Herren des Landes (cf. Graul's Reise nach Ostindien, Bd. 4, S. 147 ff. und S. 167 ff.) nämlich bildeten einen — mit der Zeit erblich werdenden — Lehr-, Wehr- und Nährstand (Brahmanen, Kshatrya's und Vaisya's) allmählich aus sich heraus, während sie die nicht-arischen Urbewohner, soweit sie es vermochten, in ein Dienstverhältniß zu sich setzten, so zwar, daß unter der Macht geschichtlicher Verhältnisse sich aus diesen Ureingeborenen eine durchaus ehrenvolle Kaste herausentwickelte (das sind die Sudras im Gegensatz zu den Pariahs), die bei einer sehr geringen Zahl eingewanderter Kshatrya's und Vaisya's (wie eben im Tamulenlande) leicht in die Beschäftigung dieser beiden arischen Kasten (cf. unten, Anhang) eintreten konnten. Das indische Kastensystem ist daher ein Ergebniß natürlicher Entwickelung des indischen Volksgeistes auf dem Wege der Geschichte, — aber wie alles Natürliche im Heidenthume mit Irrthümern und Sünden vielfach behaftet und von ungöttlichen Mächten stark in Dienst genommen."

„Wie kann das Kastenwesen in seinen ersten Anfängen eine national-soziale Bedeutung hatte, so schließt es noch immer ein volksthümlich-bürgerliches Element in sich, das — ähnlich wie unser deutsches Standes- und Zunftwesen, besonders im Mittelalter, nur in ausgedehnterer und schrofferer Weise — sich unter mannigfachen Abweichungen nach Zeit und Ort hauptsächlich in mehr oder minder starrer Abgrenzung der Beschäftigungen, in mehr oder minder genauer Vermeidung gegenseitiger Berührung, sowie in gegenseitiger Gewährung oder Versagung der Essensgemeinschaft und der Zwischenheirath bethätigt."

„Diese Doppelthatsache wird anerkannt von den bedeutendsten Kennern Ostindiens." — Soweit Dr. Graul a. a. O. S. 1 ff.

Wir behaupten: Daß eine auf einen Flächenraum von 64720 Quadratmeilen vertheilte Bevölkerung von über 240 Millionen Menschen (wie sie Ostindien hat), welche aus Kindern Japhet's, Ham's und selbst Sem's, oder aus wenigstens dreien der fünf Menschenrassen, nämlich der kaukasischen, mongolischen und malaischen (vielleicht oder wahrscheinlich auch der äthiopischen, fehlt also nur die amerikanische) Rasse in vielfacher Kreuzung zusammengesetzt ist; deren Religionen und Sprachen überdies so sehr verschieden sind (alle drei Hauptklassen von Sprachen nach Maury: einsilbige, Agglutinations- und Beugungssprachen, letztere in mehreren Gruppen, sind vertreten), — daß eine solche Bevölkerung einerlei Sitten und Gebräuche haben sollte: das fällt keinem denkenden Menschen ein auch nur zu erwarten!

Diese ganze gewaltige Bevölkerung Ostindiens (wobei die Europäer nicht gerechnet sind) theilt A. Eszner (a. a. O. S. 215 ff.), welchem wir nun in der Hauptsache folgen [1]), in zwei Hauptabtheilungen:

I. Die bei weitem zahlreichere Hauptabtheilung, nicht weniger als 150 Mill. Seelen umfassend, besteht aus den eigentlichen Hindus, die der brahmanischen Religion anhangen (aber in eine große Menge Sekten zerfallen) und dem Kastensystème unterworfen sind, von den Brahminen herab bis zu den Pariahs (diese eingeschlossen). So verschieden sie unter einander sein mögen, sind sie doch alle durch zwei Bänder mit einander verbunden, welche die Jahrhunderte nicht zu lösen vermochten: 1) die von den Brahminen gepredigte Religion und 2) das Kastensystem. Mit dieser Hauptabtheilung haben wir es im Folgenden bei Darstellung der indischen Kasten beinahe ausschließlich zu thun.

II. Die bei weitem weniger, aber doch noch ca. 40 bis 60 Mill. zählende zweite Hauptabtheilung, nämlich eben die ganze übrige — nicht brahmanische und nicht unter das Kastensystem gebeugte — Bevölkerung Vorderindiens (wiewohl sie im Laufe der Zeit viele, ursprünglich brahmanische Gebräuche angenommen haben), die in folgende drei große Gruppen sich theilen lassen:

1. Die Gruppe der von den Brahminen als Ketzer verurtheilten und früher heftig verfolgten Sekten: 1) die Buddhisten, jetzt nur noch etwa 2 Mill. in Indien übrig; 2) die Dschainas, einige 100000, welche bis zu einem gewissen Grade Kastenunterschiede haben; 3) die Sikhs (ca. 8 Mill.) in den Thälern des Pendschab („Fünfstromland", Industhal), welche einen von Abgötterei reinen Deismus lehren; 4) die verschiedenen — nicht orthodoxen — Religionssysteme, besonders die Kabirpanthis (eine den Quäkern ähnliche religiöse Gemeinschaft, gestiftet von Kabir, welcher den Götzendienst, die Lehren der Sastras und den Mohammedanismus heftig bekämpfte, im 14. Jahrhundert n. Chr.), die Satnämis (1658 n. Chr. von Birbhân gestiftet, reine Unitarier) ꝛc.

2. Die Gruppe der in Indien Eingewanderten: 1) die Mohammedaner, etwa 30 Mill. Anhänger in Indien zählend, aus Sayds (Nachkommen des Hussein, Enkels des Mohammed), Sheiks oder Konvertiten, früher Mohren genannt, Pathans oder Afghanen und Moguls zusammengesetzt, zerfallen ihrer Religion nach in Sunniten und Schiiten, wie überall so auch in Indien die letzteren zahlreicher. Gewöhnlich werden sie in zwei Kasten geschieden: die höher stehenden Tuluker (Turcker, Türken) und die tiefer stehenden Sonaer (oder Mohren), erstere Nachkommen der eingewanderten Mohammedaner, letztere Nachkommen der zum Mohammedanismus bekehrten Ureinwoh-

[1]) An seinem trefflichen Buche haben wir nur das eine auszusetzen, daß die Namen der Kasten allzusehr nur in französischer Schreibweise erscheinen und werden wir diesen Mangel möglichst zu berichtigen suchen.

Digitized by Google

ner; — 2) die als Kolonisten eingewanderten Gebern oder Parsis, aus Persien durch die Mohammedaner vertrieben, sind Feueranbeter, 5000 bis 6000 in Bombay, Surat und an den Küsten des Persischen Meerbusens; — 3) eine jüdische Kolonie (von jetzt mehreren 1000 Familien) auf der Malabarküste in Kotschin; wahrscheinlich nach der Zerstörung Jerusalems 70 n. Chr. eingewandert; — 4) ebendort auch die sogenannten Nestorianischen Christen oder Thomas-Christen.

3. Die Gruppe der zahlreichen Stämme der ersten Ureinwohner Indiens, welche sich der arischen Herrschaft nicht fügten und ihre Kultur nicht annahmen, sondern sich in die Wälder und Gebirge zurückzogen: die Ghonds, Kols, Bhils, Paharcis &c., etwa 3 bis 4 Mill. Seelen — auf die wir im Folgenden nochmals zurückkommen werden.

Wir folgen nun dem 4. Kapitel des Buches von A. Csquer, welches den gegenwärtigen Stand der indischen Kasten darstellt (S. 79 bis 214 [1]):

Zuerst einiges Allgemeine über die bekannten vier Hauptkasten:

A. Die Brahminen sind ebensowohl wie die übrigen Kasten dem Strome gefolgt und haben sich in viele verschiedene Kasten getheilt, die unter einander meist weder Essensgemeinschaft noch Zwischenheirath haben. Der Sage nach zerfallen die Brahminen ursprünglich in den Nord- und Südzweig, deren jeder fünf Klassen mit je fünf Unterabtheilungen habe. Nach Einigen theilt sich die Priesterkaste (so heißen die Brahminen, obwohl nur der geringste Theil wirklich Priester sind) in 2000 verschiedene Stämme; in dem kleinen Gebiete von Cutch (im NW.) zählt sie nicht weniger als 90 Abtheilungen, die wieder von denen anderer Gegenden sich absondern. Nach Abbé Dubois („Moeurs et coutumes de l'Inde", Anfang dieses Jahrhunderts) bilden die Brahminen in Südindien vier Hauptklassen mit je 20 Unterabtheilungen. Schon dies zeigt, wie sehr die Brahminen seit Manu's Zeit herabgesunken sind. Die oft erwähnten vier Stufen brahminischen Lebens, durch welche eigentlich ein jeder Brahminenheilige hindurch gehen muß, um zur Vollendung zu gelangen [2]), werden nur noch sehr ausnahmsweise durchlaufen. Die jetzigen Brahminen machen sich keine Skrupel, die verschiedensten Berufsarten zu ergreifen, um „sich den Bauch zu füllen", und müssen oft genug vor Sudras, ja selbst vor Pariahs, die einen höheren weltlichen Beruf erlangen, sich tief verbeugen, — wiewohl auf der andern Seite gesagt werden muß, daß im Großen und Ganzen die Brahminen in Folge ihrer größeren geistigen Begabung und Intelligenz die meisten der den Eingeborenen anvertrauten Beamtenstellen besetzt halten. Am meisten haben sie sich in der Präsidentschaft Bombay in Ansehen und Achtung zu erhalten gewußt; in der Provinz Bunah und bei den Mahratten sind sie noch in voller Autorität, und üben als Peischwas selbst die königliche Gewalt aus (seit Ende des vorigen Jahrhunderts). — Nach Sonnerat (Voyage aux Indes-orientales et à la Chine. 3 vol., 1782) theilen sich die Brahminen in drei Hauptklassen: 1) Vaidika-Brahminen oder Smartas (cf. weiter unten), die unter dem Namen Pantschänger sich mit Fertigen des Kalenders und anderen astronomischen und astrologischen Arbeiten beschäftigen; 2) Saiva-Brahminen und 3) Vaishnava-Brahminen, die alle Priestergeschäfte verrichten — und in drei weltliche Klassen: 1) Tatvadi-Brahminen (Physiologen); 2) Goutscheliers(?) und 3) Moratia-pärpär (pärpär ist eine Bezeichnung der Brahminen?).

B. Die Kshatryas sind, bis auf einige Ueberreste in den nordwestlichen Gegenden Indiens, überall fast ganz verschwunden. Nur die Rädschputas, Marattas (und Bondilieres?) stammen, mehr oder weniger rein, von den alten Kshatryas ab.

C. Die Vaisyas finden sich gleichfalls fast nur im NW. unter den (nicht ihnen allein zukommenden Berufs-) Namen Bänias, d. i. Kaufleute; im Süden Indiens sind sie verschwunden, obwohl einige höhere Sudrakasten sich für Vaisyas ausgeben (Dhâna-Vaisyas, Kaufleute und Wechsler; Bhû-Vaisyas, Ackerbauer; Gô-Vaisyas, Herdenbesitzer). Die Ursache des Verschwindens der Vaisyas scheint dieselbe wie bei dem der Kshatryas zu sein: als sie (die Vaisyas in Folge ihres Reichthumes) zu mächtig wurden, suchten die Brahminen sich ihrer zu entledigen.

D. Die Sudras endlich in ihren vielen Abtheilungen werden wir unten näher kennen lernen. In Folge der beinahe gänzlichen Ausrottung der Kshatryas und Vaisyas sind sie in der socialen Rangordnung bedeutend gestiegen, und wiederum die Pariahs vielfach in die Rangstufe aufgerückt, welche in alten Zeiten die Sudras einnahmen.

Csquer (a. a. O. S. 90 ff.) zeigt, daß eine vollständige und genau nach dem Range geordnete Aufzählung der indischen Kasten ein Ding der Unmöglichkeit ist, schon aus dem einfachen Grunde, weil eine Kaste in anderen Gegenden oftmals eine andere Stellung einnimmt. Es sollen zwar mehre Kupferplatten mit genauer Verzeichnung der Kasten im Tempel zu Conjiveeram (nicht weit von Madras, cf. Grant's Reise, Bd. 5, S. 183 ff.) gewesen, diese aber durch die Einfälle der Moguls vernichtet worden sein. Csquer schlägt daher den Weg ein, daß er 1) die Kasten, wie sie im Tamulenlande (besonders im französischen Gebiete von Pondichery) sich finden; 2) die Kasten in Bengalen (besonders in Tschandernoger); 3) die in Telugulande (besonders in Pananon); 4) die Kasten auf der Malabarküste (besonders in Mahé) und 5) die kastenlosen Pariahs behandelt. Wir wollen nur den ersten Abschnitt ausführlicher behandeln und aus den übrigen Abschnitten einiges Interessantere beibringen.

Die Kasten im Tamulenlande (besonders Pondichery).

Vorbemerkung: Dem Tamulenlande eigenthümlich (und darum, wenn auch unbekannten, jedenfalls neueren

[1]) Das ganze Buch ist eingetheilt in 7 Kapitel: 1) Prolegomènes. Utilité possible et but de cette étude, p. 7; 2) Origine et nature de la distinction des castes, p. 15; 3) Classes mêlées. — Division des castes. — Résultat final, p. 57; 4) Etat actuel des castes dans l'Inde, p. 79; 5) La réligion Indoue et la Constitution des castes, p. 233; 6) Extinction des castes. — Avenir et regeneration de l'Inde, p. 307; 7) Conclusion, p. 481.

[2]) Die vier Stufen brahminischen Lebens, Ashrama genannt, sind: 1) die des Brahmatschäri oder Schülers, der nach seiner Weihe mit der heiligen Brahminenschnur sich der Pflege der heiligen Feuer und, unter der Aufsicht eines Guru oder geistlichen Lehrers und Führers, dem Studium der Vedas widmen muß; 2) die des Grihasta oder Hausvaters, der von seiner Verheirathung an seine religiösen Pflichten treu erfüllen, Gastfreundschaft üben, und einen Sohn zeugen soll; 3) die des Vânaprastha oder Einsiedlers, der, mit oder ohne sein Weib, sich in die Waldeinsamkeit zurückzieht, von Blättern, Wurzeln und Früchten lebt und ganz der Meditation und seinen religiösen Ceremonien sich widmet; endlich 4) die des Sannyasi oder religiösen Bettlers, der keine Ceremonien mehr zu beobachten hat, nur von Almosen lebt und nicht selten ganz nackt geht, — da er ja der Welt ganz abgestorben ist. — Die vierte Stufe umfaßt vier Abtheilungen, jede der drei anderen Stufen je zwei, im Ganzen also 10 Abtheilungen. — Ausführlicheres bei Dubois (a. a. O. S. 91 bis 366); Windischmann („Die Philosophie im Fortgange der Weltgeschichte", S. 862 bis 936) &c.

Digitized by Google

Ursprungs) ist die auf die Göttin Käli zurückgeführte Eintheilung fast aller Kasten (mit Ausnahme der Brahminen und einiger Sudrakasten, cf. unten) Südindiens in die rechte Hand, Balangai, und die linke, Ibangai, deren Anhänger oft mit einander über ihre respektiven Vorrechte in blutige Händel gerathen sind. Die Linkehandkaste schreint durch Vermischung der Kasten entstanden zu sein, obwohl ihre Anhänger das in Abrede stellen und für sich den Vorrang beanspruchen; freilich straft sie ihre größere Unsittlichkeit Lügen. — An der Spitze der Rechtehandkaste stehen die Bellaler; unter den Kastenlosen gehören zu ihr die Pariahs (daher Balangamattär genannt); an der Spitze der Linkehandkaste stehen die Tschetty, Kaufleute, und die Pantschakammaler, Fünfgewerker, cf. unten; unter den Kastenlosen gehören zu ihr die Sattlis, Schuhmacher.

A. Brahminenkaste.

Sie zerfällt in 4 (oder 5) Hauptklassen:

1. Adisaivas (Ur-Sivaiten), Priester und Diener an den Sivapagoden, führen den Titel „Guru" (Einzahl; Mehrzahl: Gurukkel).

2. Smartas (cf. Graul's Reise, Bd. 4, S. 154 ff.), Anhänger des Advaitasystems, d. i. der strengen Vedantalehre („Geist und Materie sind Eins", oder vielmehr die Materie nur ein Schatten- und Scheinbild, Maya, nur Brahm ist wirklich und ewig), während die Saiva- (unter 1.) und die Vaishnava- (unter 3.) Brahminen unfreiwillig mehr dem sogenannten Visisht-Advaitasystem angehörten (d. i. der weniger konsequenten aber praktischeren Vedantalehre, welche der Gottheit Gestalt und Eigenschaften zuschreibt, die Materie als wirklich existirend, aber in den Geist oder die Gottheit zurückstrebend und endlich ganz zurückkehrend auffaßt). Die Smartas, deren Haupt Sankara Atschirya ist, verehren das Brahm (nicht den Brahma) als Hauptgottheit, obwohl sie Siva-Abzeichen tragen. Die angesehensten sind die oben erwähnten Pantschänger, Kalendermacher, und die Purohitas oder Familienpriester. — Sie zerfallen in 16 Unterabtheilungen von Telugu-Abkunft und in 25 Unterabtheilungen tamulischen Ursprungs. Alle führen den Titel „Eiyer oder Aiyer" (den auch die europäischen ordinirten Geistlichen, sowie die aus den eingeborenen Subrad rc. ordinirten Landprediger erhalten).

3. Vaishnavas, Bischmverehrer; die Vornehmsten unter ihnen sind die Gurus oder Priester, genannt Atschäryas oder auch Nambis; die Kandidaten für das Priesterthum heißen Sthänikas. Die übrigen leben von Almosen, oder sind Kaufleute, Schreiber rc. Sie führen den Titel „Ayengär".

4. Madhvas, sie hängen dem Dvaitasystem, d. i. der Santkyaphilosophie an (lehren eine wranfängliche und ewig bleibende Zweiheit, die Materie ebenso wirklich und ewig wie der Geist). Von ihnen erlangen Viele Beamtenstellen und führen dann (ebenso wie ihre Priester) den Titel Atschärya, d. i. Priester; die Nichtangestellten den Titel Räyer. Die Madhvas sind nördlichen Ursprungs.

5. Noch sind besonders zu rechnen die swaitischen Brahminen, welche zu der berühmten Pagode in Sidambaram (oder Tschellambram, etwas nördlich von Tranquebar gelegen) gehören, früher 3000, jetzt kaum 200 Familien, die sich für die vorzüglichsten aller Brahminen halten, obwohl die Tempelbrahminen besonders berücksichtigt und rechte Bauchdiener sind (cf. Graul's Reise, Bd. 4, S. 39 ff.). Sie heißen Dikshater, d. h. die die heilige Weihe der Saivas erlangt haben (cf. unten Anhang). Ihr Palladium ist eine goldene Statue des Siva. Im Jahre 1752 wurden sie auf einige Zeit durch französische Truppen, die sich im Tempel einquartirten, nach Negapatam, südlich von Tranquebar, vertrieben, und haben seitdem an Zahl sehr abgenommen.

B. und C. Kshatrya- und Vaisyakaste.

Diese fallen hier (im Tamulenlande) aus, da sich kaum einige echte Abkömmlinge derselben finden (cf. oben unter dem Allgemeinen über die vier Hauptkasten).

D. Sudrakaste.

Um so zahlreicher ist die Sudrakaste im Tamulenlande vertreten. Sie zerfallen in 43 (44 cf. unten) Hauptklassen mit vielen Unterabtheilungen.

1. Bellaler (von bellänmei, Beherrscher des weißen neil. Erntefeldes, — oder Diener des Bei, d. i. des Subrahmanya, des zweiten Sohnes Sivas, des Beschützers der Feldfrüchte) sind Ackerbauer, zum Theil große Grundbesitzer (besonders in Madura und Tandschor), bilden die Aristokratie unter den Sudras, führen einen (indischen) Pflug in ihrer großen Farbe und sind zum Theil Wishnuiten, zum Theil Sivaiten (Verehrer des Wishnu, oder des Siva als oberstem Gottes). Die verschiedenen Abtheilungen derselben werden von verschiedenen Autoren verschieden benannt. Cesquer unterscheidet 6 (oder 7) in gleichem Range stehende Klassen der Bellaler, nämlich:

a) Tondamandala-Bellaler, in Küsch- und Mel-Nättärä zerfallend, in der Gegend von Conbschevaram. Tondamandalam ist ein Theil des alten Tschola-Königreichs (cf. Lassen, Indische Alterthumskunde, II, S. 436 ff.). Einige von ihnen, deren Vorfahren den früheren eingebornen Königen als Leibwache dienten, führen den Ehrennamen Savala-Bellaler (Lanzen-Bellaler?). — Sie sind eifrige Sivaiten, führen den Titel Mutteliar („Oberster"). Aus ihnen wird der Repräsentant aller hohen Sudrakasten, Nädu genannt, gewählt, während die übrigen Kasten nur je einen Häuptling, Nättän genannt, über die einzelne Kaste haben.

b) Tschola-Bellaler (bei Graul Sozhier genannt), theils Wishnuiten, theils Sivaiten; halten sehr streng auf ihre Kaste, da sie sich für echte Arier (also zu den drei höchsten Kasten gehörig) und für Abkömmlinge der alten Tschola-Könige halten. Sie führen den Ehrentitel Pillay „Kind".

c) Karakata-Bellaler (bei Graul Karäler, „Pflanzhantierer", nach Cesquer „Wächter der Pflanzungen"), führen gleichfalls den Titel Pillay und gehören zum alten Pandionkönigreiche um Madura.

d) Kanabli-Bellaler, sehr selten.

e) Bellantschettys, die unter den Bellälern, welche Handel treiben und daher den Titel der Kaufleute: Tschetty, angenommen haben.

f) Tuluva-Bellaler oder Agamubiers, gebürtig aus dem Tuluvaland, d. i. Süd-Canara, in vier Abtheilungen zerfallend, führen den Titel Mutheliar oder Pillay.

Endlich g) Dschaina-Bellaler, die früher Dschainas (mit den Buddhisten verwandt) waren und obwohl zum Brahmaismus zurückgebracht, noch Einiges aus ihrem Kultus beibehalten haben.

2. Cavareis oder Cavarei-Vadugar, aus dem Telugulande (Vadugu) stammend. Früher Soldaten, sind jetzt viele von ihnen beim englischen Militär oder der Polizei, die anderen meist Inwoliere. Sie sind sehr angesehen, führen bei ihren Festen 90 Insignien und haben den Titel Naiker, da sie ihr Geschlecht auf die alten Naikerkönige in Madura zurückführen. Sie sind meist Wishnuiten, besonders Verehrer des Räma (Inkarnation des Wishnu), und

Digitized by Google

nehmen den zweiten Rang in der Rechtehandkaste ein. Sie zerfallen wieder in 18 Abtheilungen, aus deren oberster das Oberhaupt der niederen Subralasten, Desadi genannt, gewählt wird, und welche ihre besonderen Namen nach ihrer besonderen Beschäftigung führen (z. B. Soldaten oder Polizeidiener, Fabrikanten von Armbändern aus Glas oder Porzellan, Inweliere, Landbauer, Kaufleute in Kalk ꝛc.).

3. Jádavas oder Ideyer (d. i. Mittlere, nämlich zwischen Ackerbauern und Kaufleuten in der Mitte stehend) sind Hirten, zum Theil auch Ackerbauer und Kaufleute, sehr zahlreich und jetzt sehr geachtet, seit Glieder dieser Kaste, z. B. in Mysore, zur Rädschas- (d. i. Königs-) Würde gelangt sind. Sie verehren besonders den Hirtengott Krishna (Inkarnation des Vishnu); ihre Priester heißen Gósálas oder Gopálas, deren Würde erblich ist. Sie sind durch Tapferkeit und Zuverlässigkeit berühmt, führen den Titel Púllan und haben weder mit der Rechten- noch Linkenhandkaste nähere Gemeinschaft. Nach Graul (Reise, Bd. 4, S. 175 ff.) theilen sie sich in acht Hauptklassen mit je 18 Unterabtheilungen und haben einige merkwürdige Gebräuche bei Hochzeiten und Begräbnissen. Unter den 18 Unterabtheilungen oder Zweigen ist jedesmal nur ein einziger, der mit den 17 übrigen (Essens- und Heirathe-) Gemeinschaft hat, der sogenannte „Liebes-Werk-Zweig“.

4. Tschettys oder Raiker, sind Kaufleute, Banqniers ꝛc. und sehr reich durch Handel und Wucher (12 Proc. in Armenzinsfuß in Indien; sie nehmen 18, 24 und noch mehr Procente). Sie stehen an der Spitze der Linkehandkaste, geben sich selbst aber für Vaisyas aus und tragen deshalb auch die arische Schnur (Brahminenschnur), sind meist Sivaiten und führen einen Habicht in ihrem Banner. In Pondichery theilen sie sich in vier Klassen. Sie treiben auch viel Handel auf der See. Eine Merkwürdigkeit bei einer Klasse derselben ist, daß sie die Ohrläppchen durch Juwelen ungebührlich lang ausdehnen.

5. Comuttys, wenig zahlreich, aber ziemlich angesehen, trotzdem sie zur Linkehandkaste gehören, sollen von einem Brahminen und einer Frau aus der verachteten Pariahklasse der Satkiti oder Schuhmacher abstammen, daher sie die Satkitis zu ihren Hochzeiten einladen müssen, enthalten sich (als Abkömmlinge von Brahminen) aller Fleischspeisen und rangiren sich selbst unmittelbar nach den Brahminen, treiben Handel wie die Vorigen, mit denen sie wahrscheinlich auch verwandt sind, und nennen sich Tchetthys. Sie führen die arische Schnur und (wie die Brahminen) den rothen runden Fleck auf der Stirne, ein rothes Banner und als besondere Insignien die Mayabhatsranaun, das sind Seile mit Blumen über die Straße gezogen bei Festlichkeiten. Sie sind theils Vishnuiten, theils Sivaiten, und theilen sich in Nord- und Süd-Comuttys.

6. Rettys oder Reddys, sind von Telugu-Abkunft und wie alle Telugus (nördlich von Madras das Teluguland mit etwa 13 Mill. Einwohnern) von feineren Sitten, Besitzer von Feldern, reich und einflußreich; theils Vishnuiten, theils Sivaiten. Sie sind nicht in rechte und linke Hand getheilt, führen den Titel Retty, und theilen sich in vier Klassen.

7. Kanaker, Schreiber und Rechnungsführer aus uralter Zeit (schreiben und rechnen auf Oleis, das sind getrocknete Palmblätter, mit einem eisernen, unten sehr spitzigen Griffel, sehr zierlich und schnell). Sie führen den Titel Púllan und gehören zur Rechtehandkaste. Nach Einigen nehmen sie erst die 22. Stelle in der Reihe der Subralasten ein; dagegen aber spricht ihr ehrenvoller Titel. Einige dienen bei den Europäern in der einträglichen Stellung als Dolmetscher, Lieferanten oder Unterhändler (ebenso wie auch die Beldäter und Yadavas, cf. oben 1. und 2.); sie theilen sich in vier streng von einander gesonderte Klassen.

Brasilianische Salzgewinnung.

Von **Oscar Canstatt.**

Der nahezu sprichwörtliche Reichthum Brasiliens erstreckt sich zwar auf tausenderlei der kostbarsten Naturprodukte, an einzelnen dem Menschen ganz unentbehrlichen Dingen jedoch leidet das Land stellenweise auch einen ebenso empfindlichen Mangel. So kommt das Salz z. B. wohl mehrfach vor in Soolquellen und sogenannten Barreros oder Salinas, in größeren Distrikten dagegen fehlt es ebenso wie in Paraguay wieder zum großen Nachtheile der Viehzucht fast ganz. Das Steinsalz selbst findet sich reichlicher eigentlich nur in den brasilianischen Provinzen Matto-Grosso, Goyaz, an den Ufern des Flusses Ivahy in Parana, im Innern Bahias, in Piauhy und besonders in Minas-Geraes. Bittersalz und schwefelsaure Soda erscheint auch, wie man dies in Ceara beobachtet hat, durch Ansetzen an Kalksteinen, im Araripe- und im Ipiapabagebirge. Der seltsamste salzartige Anflug ist zweifelsohne der des chlorsauren Sodiums am Gneißgestein, wie er hier und da beobachtet wurde. Am Rio Negro gewinnt man das nöthige Salz erst indirekt von Pflanzen und zwar aus den Podostomeen, welche in der stärksten Strömung süßen Wassers auf Felsen wachsen.

In größerer Menge als dort steht das unentbehrliche Mineral den Brasilianern natürlich an der Meeresküste zur Verfügung, wo sich mittels des einfachen Verdunstungsprocesses aus dem Seewasser jede beliebige Quantität Salz gewinnen läßt. Am interessantesten ist die landeseigenthümliche Ausnutzung der oben erwähnten Barreros im Innern von Brasilien. Längs den Ufern des mächtigen San Francisco-Stromes namentlich, etwa da, wo derselbe die Grenze zwischen den Provinzen Bahia und Pernambuko bildet, finden sich in den sandigen Ebenen, welche sich zu beiden Seiten des Flusses über 8 bis 12 Legoas ausdehnen, Vertiefungen von verschiedenem Umfange, die der Strom, wenn er zur Regenzeit austritt, mit Wasser füllt. Nach dem Zurückweichen des Flusses entstehen auf diese Weise eine zahllose Menge kleiner Seen (Lagoas) und Tümpel, welche während der heißen Jahreszeit erst allmählich wieder austrocknen. Auf der Oberfläche von deren sandigem Grunde nun entsteht eine feste, mehrere Centimeter dicke Kruste krystallisirten Salzes, welche sich, so oft sie weggenommen wird, nach wenigen Tagen wieder erneuert.

Mit thunlichster Geschwindigkeit, oft auch mit Gewalt bemächtigen sich in der gelegensten Zeit nun die Bewohner

Digitized by Google

der Umgebung dieser ausgetrockneten Vertiefungen und siedeln sich auf einige Wochen zur Salzgewinnung in schnell aus Palmenblättern errichteten Hütten rings umher an.

Das erste Geschäft der Arbeiter ist, alles krystallisirte Salz mit Krücken auf Haufen zusammenzuscharren, von wo es in die Filtrirthüte (Bangues) gebracht wird. Es werden zu diesem Behufe vier Pfähle derart von einander entfernt in den Boden getrieben, daß eine große Ochsenhaut mit ihren Enden an sie befestigt werden kann, ohne fest gespannt werden zu müssen. In die Mitte der Haut wird eine Oeffnung gemacht, auf diese Stücke der netzartigen äußeren Bedeckung der Kokospalme gelegt, darüber reiner Sand geschüttet und nun so viel von dem aufgehäuften Salze darauf gelegt, als die Haut zu fassen vermag. Hierauf wird so lange reines, süßes Wasser aufgegossen, bis das Salz ausgelaugt ist. Das gesättigte Salzwasser, durch die erwähnte Oeffnung filtrirend, wird in einem anderen Gefäße aufgefangen und kommt nun in größere, ebenfalls aus Ochsenhaut verfertigte Behälter, in denen man es an der Sonne verdunsten läßt. Schon den ersten Tag entsteht auf der Oberfläche des Wassers eine Kruste, die man niederstößt und dies, so oft eine neue ansetzt, wiederholt. Nach drei Tagen ist das Wasser fast ganz verdunstet, dann schüttet man neuerdings filtrirtes auf, bis das Gefäß mit Salz gefüllt ist. Letzteres wird dann hinausgenommen, kommt in geflochtene, aufgehangene Körbe, aus denen der Rest des Wassers abläuft, und wird endlich auf Trockenbeeten (Terreiros) zum völligen Trocknen ausgebreitet.

Soll das Salz weit verschickt werden, so wird es in lederne, etwa 32 Pfund haltende Säcke verpackt. Man rechnet, daß gewöhnlich in einem der beschriebenen Gefäße, wenn es nur aus einer Ochsenhaut besteht, in 14 Tagen 2 Alqueires (180 Pfund) Salz erzeugt werden.

Sobald die fern gebliebenen Bewohner der Provinz glauben, daß die Salzfabrikation genügende Fortschritte gemacht haben könne, reisen sie mit Lebensmitteln und anderen Bedürfnissen versehen nach den Salzbistrikten, und nun beginnt ein lebhafter Handel, in welchem jeder Einkauf mit Salz bezahlt wird. Das gewöhnliche Maß ist ein Teller voll, eine Münzsorte, die so üblich ist, daß bis vor gar nicht langer Zeit in jenen Regionen der Handwerker und selbst der Geistliche, wenn er eine Messe las, häufiger oder lieber mit Salz als mit Geld bezahlt wurde. Die Empfänger veräußern natürlich das Rohprodukt in der Regel wieder an Kaufleute, welche ihre Salzschätze erst in großen Magazinen aufspeichern, ehe sie dieselben mit bedeutendem Gewinne nach den entferntesten Gegenden in den Handel bringen. Von einem rationelleren Salzgewinnungsbetriebe wie etwa in den europäischen sogenannten Meersalinen oder Salzgärten, z. B. in Portugal zu San Ubes, in Frankreich an der Küste des Mittelländischen Meeres, in Languedoc und am Atlantischen Ocean, namentlich zu Croisic und Marennes ꝛc., weiß der Brasilianer nicht viel. Am meisten noch ähnelt seine Methode der Salzgewinnung der russischen Herstellung des Kochsalzes aus den Salzseen im Norden des Kaspischen Meeres, aus dem Elton-, Inderskischen und Bogdo-See. Der hohe Handels- beziehungsweise Tauschwerth des Salzes hingegen erinnert lebhaft an die abyssinischen Amolen oder Salzmünzen. Verfeinerte Salzqualitäten einheimischen Ursprungs wird man zudem in Brasilien wohl selten oder niemals begegnen. Bedürfnisse dieser Art werden ja fast alle von Europa importirt. Die Barreros mögen deshalb eine noch so große Ausbeute liefern, so bleibt den schön etiquettirten englischen, deutschen oder österreichischen Büchsen und Fläschchen mit blendend weißem Tafelsalz doch fort und fort der Absatz in Brasilien gesichert.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Das „Statistische Jahrbuch für das Deutsche Reich“ enthält in seinem 5. Jahrgange (Berlin 1881) die neuesten Hauptergebnisse der Reichsstatistik in kurzen, leicht verständlichen Uebersichten, welche dadurch, daß ihnen Verhältnißzahlen beigefügt sind, vielfach den Vergleich nach Ort und Zeit ermöglichen. Außer den gewöhnlichen Angaben über Flächeninhalt und Bevölkerung, Bodenbenutzung und Ernten, Produktion der Bergwerke, Salinen und Hütten, Gewerbe u. s. w. erscheinen an neuen Darstellungen zum ersten Mal die Ergebnisse der Berufszählung von 1882, der Viehzählung von 1883, die Vertheilung der Eisenbahnen auf die einzelnen Staatsgebiete, die Durchschnittspreise wichtiger Waaren im Großhandel und eine Kriminalstatistik. Drei Kartenbeilagen veranschaulichen die Vertretung der landwirthschaftlichen, der industriellen und der kommerziellen Bevölkerung in den einzelnen Kreisen und ähnlichen Verwaltungsbezirken.

— Während des Jahres 1883 sind nach officiellen Angaben in Frankreich nicht weniger als 1286 Wölfe erlegt worden, darunter 32 trächtige Wölfinnen, 774 ausgewachsene Wölfe oder nicht trächtige Wölfinnen und 493 Junge. Die Schußprämien dafür beliefen sich auf 103 720 Frcs. Die meisten entfallen auf die Bretagne. Selten haben die Wölfe Menschen angefallen, doch haben sie immerhin mehrere Einwohner der Departements Vosges, Dordogne und Haute-Saône mehr oder minder schwer verletzt.

— Nach dem „Chamber of Commerce Journal“, dem officiellen Organe der Londoner Handelskammer (III, Nr. 30), stellt sich die Einfuhr von Wein in Bordeaux (in Hektoliter) in den letzten sieben Jahren folgendermaßen:

Jahr	Spanien	Italien	Andere Länder	Summe
1877	—	—	—	71 000
1878	—	—	—	171 000
1879	271 000	400	1 600	273 000
1880	644 540	21 967	48 007	714 514
1881	837 103	34 249	231 565	1 109 918
1882	704 960	21 050	234 450	1 049 460
1883	707 519	97 550	360 905	1 065 974

Es kamen also allein im vorigen Jahre fast 100 Millionen Flaschen Wein nur aus Spanien nach Bordeaux, um dort zu Bordeauxwein verarbeitet zu werden! Nach dem Berichte der Handelskammer von Bordeaux für 1882 — 1883 belief sich der Gesammtwerth der Einfuhren 1863 auf 168 552 000 Frcs., 1879 auf 352 425 564 Frcs.; 1880 auf 381 901 105 Frcs. (die höchste je erreichte Summe) und 1881 auf 362 770 914 Frcs. Der Gesammtwerth der Exporte betrug in denselben Jahren bezw. 258 272 000 Frcs.,

Digitized by Google

328 342 327 Frcs., 348 695 165 Frcs. und 362 192 069 Frcs., letzteres die höchste Summe, die bis jetzt erreicht worden ist.

Asien.

Das in jüngster Zeit von den Franzosen besetzte Kelung auf der Insel Formosa hat bereits im 17. Jahrhundert in der Geschichte Ostasiens eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. Die Holländer suchten nämlich die Spanier und Portugiesen aus den chinesisch-japanischen Gewässern ebenso zu vertreiben, wie dies ihnen bereits in der Sundasee gelungen war. Zwar mißlang der Versuch sich der Portugiesenstadt Macao zu bemächtigen, aber die Holländer wußten sich auf der Westküste der Insel Formosa festzusetzen, von wo aus sie den Verkehr zwischen Macao und Japan, d. h. also den gesammten japanisch-portugiesischen Handel bedrohten. Da Spanien und Portugal in jenen Zeiten mittels Personal-Union verbunden waren, so suchten die Gouverneure der Philippinen den Portugiesen zu Hilfe zu kommen, zumal der spanisch-amerikanische Handel ebenfalls durch die Niederlassung der Holländer gefährdet erschien. Deshalb schickte der Gouverneur D. Fernando de Silva den erprobten Feldherrn D. Antonio Carreño de Valdés mit zwei Galeeren nach der Insel Formosa ab, an deren Nordküste er die Stadt Kilung (spanisch Quilonga) im Mai 1626 besetzte und befestigte. Die Spanier breiteten dann ihre Herrschaft noch über zwei weitere Ortschaften aus, in denen auch das Christenthum festen Fuß faßte, doch sollte die spanische Flagge nicht lange mehr in diesen Theilen Ostasiens flattern. Die Gouverneure der Philippinen versahen nämlich ihre formosanischen Forts nur mit geringen Truppennachschüben, da die fortdauernden Angriffe der mit den Piraten von Mindanao und Sulu verbündeten Holländer oft sogar Manila selbst bedrohten. Die Holländer benutzten die Schwäche der spanischen Streitkräfte und eroberten nach kurzer Belagerung die spanischen Kastelle von Tamsui und Kelung (1643), um sich aber nicht gar zu lange des neuen Besitzes zu erfreuen, denn ein halbes Menschenalter später nahm ihnen der chinesische Piratenchef Kog-Seng alle ihre Besitzungen auf Formosa ab.

— Ueber die Kohlenminen von Kelung geben wir hier wieder, was Dientenant Paul Ibis, der dieselben vor nem Jahren besucht hat, darüber berichtet hat (vergl. „Globus" XXXI, S. 233 f.). „Ich fand — schreibt er — das Bergwerk dort noch in ganz primitivem Zustande. An einen geregelten Betrieb der Arbeit ist kein Gedanke; jeder, wer arbeiten will, bohrt sich dort ein Loch, wo er Lust hat, und verwirft es ebenso nach Gutdünken. Dies ist nun so leichter, da die Kohlenflötze überall an die Oberfläche treten, also der Anlage von neuen Gängen keine Hindernisse entgegenstehen. Die Flötze hat eine Dicke von 25 bis 40 Zoll und fällt nach Süden unter einem Winkel von 15° bis 25°. Die Gänge gehen diagonal und sind etwa 3 bis 4 Fuß hoch und 2 bis 3 Fuß breit, so daß nicht über zwei Mann in einem derselben arbeiten können; zwei andere schaffen in einem Karren die Kohlen an die Oberfläche, von wo sie in kleinen Barken nach Kelung gebracht werden. Die chinesische Regierung hatte die Absicht, den Kohlenbetrieb von Kelung zu heben, doch nach der Meinung eines englischen Ingenieurs, der zu diesem Behufe hergeschickt war, ist die Flötze zu klein, um die Ausgaben für Maschinerien und eine Eisenbahn, die von den Minen an den Hafen führen sollte, zu decken. Anders würde die Sache liegen, wenn in der Nachbarschaft mehr Kohlen aufgefunden gemacht würden. Die Kohlen von Kelung sind gut, geben bloß 10 Procent Schlacke und kosten pro Tonne nur 4 bis 5 Dollars."

— Die Malaien besitzen nach Mr. Marwell (l. Isabella L. Bird, Der Goldene Chersones, S. 384) eine große Anzahl von Sprichwörtern, von denen viele den unsrigen entsprechen. Unser „Aus dem Regen in die Traufe" drücken sie aus durch „Aus dem Rachen eines Alligators befreit, um in des Tigers Zähne zu fallen". Das „Des einen Glück ist des andern Unglück" lautet im Malaischen: „Wenn die Dschunke scheitert, hält der Hai sein Mahl". „Das Fischen schilt den Kord grob gestochten" ist gleichbedeutend mit „Ein Esel nennt den andern ein Langohr". Auch verschiedene Stellen der heiligen Schrift haben ein entsprechendes Gegenstück in den malaischen Sprichwörtern: die Unmöglichkeit, daß der Neger seine Haut und der Leopard sein Fell wechsele, heißt z. B.: „Füttere ein Dschungelhuhn von goldener Schüssel, so läuft es doch in den Dschungel zurück". „Perlen vor die Schweine werfen" heißt: „Binde Rubinen vor Pfau im Dschungel?". „Können Steine Brot werden?" ist folgendermaßen wiedergegeben: „Kann Erde sich in Korn verwandeln?" „Kann man Trauben lesen von Dornen?" hat eine sehr weitläufige Umschreibung: „Pflanze eine bittere Gurke in ein Sagobeet, bünge sie mit Honig, begieße sie mit Syrup und ziehe sie über Zuckerrohr, so bleibt sie doch die bittere Gurke!" und schließlich: „Klares Wasser kommt nie aus trüber Quelle!" Auch einzelne ihrer Redensarten sind überaus charakteristisch; so heißt, im Hinblick auf die Hahnenkämpfe, ein Feigling „Eine Ente mit Sporen"; von einer tückischen Person sagt man: „Er sitzt wie eine Katze und springt wie ein Tiger"; von einem Schwätzer: „Die Schildkröte legt Myriaden Eier und niemand weiß es; die Henne legt eins und sagt es der ganzen Welt." Fatalismus findet seinen Ausdruck in dem Worte: „Selbst der Fisch, der die siebente Tiefe des Meeres bewohnt, geht früher oder später ins Netz". „Bald Regen, bald Sonnenschein" heißt, daß der Tag der Rache nicht fern ist."

Afrika.

— In derselben Weise, wie die Engländer indische Eingeborene von größerer Bildung benutzen, um durch sie die für Europäer schwer oder gar nicht zugänglichen Länder jenseits des Himalaja erforschen zu lassen, gedenkt jetzt der „Service géographique" die topographischen Anlagen von Arabern und Kabylen zu verwerthen zur Durchforschung der Grenzländer von Algerien und Tunesien, wohin Franzosen nur unter großen Gefahren vordringen können. An der Hand der algerischen Generalstabsaufnahmen und der im Süden bis Ende ausgeführten Rekognoszirungen werden die dazu geeigneten Leute von den geschicktesten unter den französischen Topographen für ihre Aufgabe vorbereitet werden. So berichtet Ch. Maunoir im „Bulletin" der Pariser Geographischen Gesellschaft (1884 S. 24).

— Die Thüre des Zelt (Hütte) in nach L. v. Müller (Zeitschr. der Ges. f. Erdk. 1884, S. 112) den Galla heilig; dieselbe ist schmal, sehr solide konstruirt und mit starken Lederriemen, welche an Stelle der Charniere treten, an den Zeltpfosten befestigt. Wird ein Vorjanzehöriger von dem Häuptling in die Acht erklärt, so wird seine Zeltthüre entfernt und ihm dieselbe erst nach Zurücknahme der Acht, welche nach Zahlung von Feldprodukten oder indischen Stoffen erfolgt, wieder zurückgestellt. Der Nole- und Meta-Galla schwört bei seiner Thüre, Kreisende beobachten in der Zeit der Geburt die Thür, befestigen während eines gewissen Zeitraumes die Nabelschnur der Neugeborenen an derselben und kratzen mit einer Lanzenspitze den Schmutz von der Thür, um ihn mit Wasser vermischt dem Häuptling einzugeben. Die Thür stehlen, heißt ihrem Besitzer Namen, Ruf und persönlichen Muth nehmen; die Thür anzupfeien, wird gern gesehen und gilt als Ehre für den Besitzer. Verzierungen der Thüren hat v. Müller nirgends wahrgenommen.

— Bei seiner letzten Kongoreise 1883 bis 1884 hat Stanley mehrere große, bisher unbekannte Zuflüsse des afrikanischen Riesenstromes entdeckt, über welche Nr. 10 von „Le Mouvement Géographique" einige Angaben macht. Zwei derselben, Lulemgu und Lubilasch, münden auf seinem linken Ufer,

Digitized by Google

in dem großen Bogen, den der Kongo über den Aequator hinaus nach Norden beschreibt. Den unter 0° 45′ mündenden Lulenga hält Stanley für den größten aller Nebenflüsse, für größer als Unango und Aruwimi; er ist vielleicht mit dem Kassai identisch. Halbwegs zwischen den Stanley-Fällen und der Aruwimi-Mündung ergießt sich der Lubilasch in den Kongo, wohl derselbe große Strom, der aus den Berichten unserer deutschen Reisenden bekannt ist. Nach Angabe der in Mianywe wohnenden Araber, welche bis borthin vorbrangen, finden sich im Lubilasch ca. 240 km oberhalb seiner Mündung Stromschnellen, welche die Schiffahrt hindern. Von dem Sankuru, welchem Stanley früher eine so große Rolle zuwies, hat er diesmal nichts entdecken können. Ebenso wie von Süden, so münden auch von Norden mehrere große Ströme in den Kongo, nämlich außer dem Aruwimi, der mit dem Uelle identisch sein soll, der Itimbiri und der Mbundyu. Letzterer mündet etwas oberhalb des nördlichsten Punktes des Kongolaufes, kommt von Norden und scheint in Dar-Banda, unweit der Schari-Quellen zu entspringen. Stanley ist denselben ein Stück hinaufgefahren und hat an seinen Ufern Handelswaaren aus dem Sudan gefunden. Der Mbundyu ist mit dem großen Flusse der Bangala, den unsere Karten verzeichnen, identisch; er wurde neuerdings von Kapitän Hansens befahren. An seinem linken Ufer, etwas oberhalb seiner Mündung, liegt eine Anzahl kleiner Dörfer, Ubangi genannt, in denen einer der wichtigsten Märkte in diesem Theile Afrikas abgehalten wird. Dort hat die „Association Internationale“ bedeutende Ländereien erworben und ist mit der Errichtung einer Station beschäftigt. Eine zweite wird in Lulanga oberhalb der Mündung des Lulemgn erbaut.

— In Pretoria, der Hauptstadt von Transvaal, ist eine Proklamation erlassen worden, welche verkündet, daß im Zululande eine Boerenrepublik errichtet worden ist und das Zululand unter dem Protektorate dieser Republik steht, und welche den Häuptling Usibepu auffordert, sich derselben zu unterwerfen. Auch wird erklärt, daß die Errichtung der neuen Republik die Zustimmung des Dinizulu habe, des Sohnes des früheren Kaffernkönigs Cetywayo, den die Boeren zum König proklamirt haben. Der Einfluß des holländischen Elementes in Südafrika nimmt zusehends zu, zu großer Bedrängnis für die Engländer, wie manche Zuschriften an die Londoner Zeitungen beweisen. Daß das nördlich vom Zululande gelegene und Goldfelder umschließende Swaziland demnächst das Schicksal des ersteren theilen werde, ist die nächste Befürchtung; das Ende vom Liede wird nach manchen eine große südafrikanische Republik sein.

Südamerika.

— Hugo Zöller, Specialkorrespondent der „Kölnischen Zeitung“, hat über seine südamerikanische Reise, die er im Auftrage derselben unternommen, jetzt die dritte Publikation erscheinen lassen; auf den „Panamakanal“ (1882) und „Die Deutschen im brasilischen Urwalde“ (1883) folgt jetzt „Pampas und Anden“ (Berlin und Stuttgart, W. Spemann, 1884), worin er aus Uruguay, Argentinien und Paraguay eingehendere, aus Chile, Peru, Ecuador und Columbien flüchtigere Sitten- und Kulturschilderungen bietet, stets unter besonderer Berücksichtigung der in jenen Ländern ausässigen Deutschen (vergl. 4. H. S. 142, 185, 285 u. sonst). Mit Hilfe vortrefflicher Empfehlungen gelang es ihm nicht bloß die Präsidenten, die leitenden Minister und sonstigen Machthaber jener Länder persönlich kennen zu lernen und die Ansichten für deutschen Handel und deutsche Kolonisation mit ihnen zu beprechen, sondern es wurden ihm auch bereitwillig viele Staats- und städtische Archive geöffnet. Erst 1½ Jahr nach seiner Rückkehr konnte er die Bearbeitung dieses umfangreichen Materials zum Abschlusse bringen, wobei er sich befreute, dem Buche jenen feuilletonistischen Charakter zu geben, der es ganz besonders zu einer unterhaltenden Lektüre macht. Das wilde Reiterleben in den endlosen Pampas von Uruguay und Argentinien, die neueste Geschichte dieser von Revolutionen zerrissenen und dennoch aufwärts strebenden Länder, der raffinirte Luxus solcher Städte wie Montevideo, Buenos Ayres, Santiago und Lima, die herrschende Stellung des deutschen Kaufmannsstandes, die eigenthümlichen Verhältnisse nach der beinahe gänzlichen Vernichtung eines hochsympathischen Indianerstammes saß nur noch von Frauen bewohnten Paraguay (von den ca. 300000 Einwohnern sind nur 100000 männlichen Geschlechts, und der bei weitem größte Theil der letzteren wird von ganz kleinen Kindern gebildet), die stolze Majestät der Anden, die Haltung, welche das siegreiche Chile gegenüber dem niedergeschmetterten Peru einnimmt, und die erschlaffende Tropennatur von Ecuador, Columbien und Bestindien — solches ist in großen Zügen der ausschließlich auf persönlicher Anschauung und noch unveröffentlichten Quellen beruhende Inhalt dieses Buches. — Wir gedenken auf dasselbe noch zurückzukommen.

— In allernenester Zeit hat der Oberlauf des Paraguay (schreibt H. Zöller in „Pampas und Anden“, Berlin und Stuttgart, 1884) eine gewisse kommerzielle Bedeutung erhalten durch den ausgedehnten Handel (namentlich Waffentransport), der sich von dort aus nach dem von der Westküste Südamerikas abgeschnittenen Bolivia zu entwickeln beginnt. Und doch müssen die Schwierigkeiten, mit denen dieser Waarentransport zu kämpfen hat, ganz außerordentlich sein. Pferde nämlich und Maulthiere pflegen in der Umgegend von Curumba zu erkranken und trop allen Nachschubes schnell zu degenerirn, so daß dort das einzige Beförderungsmittel darin besteht, entweder zu Fuß zu gehen oder auf Ochsen zu reiten. In Buenos-Ayres aber weiß man über diese Handelsstraße nach Bolivia schon recht gut Bescheid und hat sich den Eigenthümlichkeiten des Landes beispielsweise in Bezug auf die Verpackung der Waarenballen mit einer Geschwindigkeit anbenemt, die wir Deutschen uns zum Muster nehmen könnten.

Polargebiete.

— Ein Reuter'sches Telegramm aus New York vom 17. August meldet, daß an der Südwestküste von Grönland einige Schiffstrümmer aufgefunden worden sind, aus deren Marken hervorgehen soll, daß sie zu den am 13. Juni 1881 nordöstlich von den neusibirischen Inseln untergegangenen Polarschiffe „Jeannette“ gehören. Es wäre das ein höchst merkwürdiges Faktum, das indessen noch der Bestätigung und Aufstellung bedarf.

Inhalt: Eine Reise in Griechenland. III. (Mit vier Abbildungen.) — Ernst Kramberger: Reise von Esseg durch einen Theil Syrmiens. VII. (Mit zwei Abbildungen.) — Hugo Schauz: Beitrag zur Beurtheilung der Odinbischen Kastenfrage. I. — Oscar Canstatt: Brasilianische Salzgewinnung. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Südamerika. — Polargebiete. (Schluß der Redaktion: 24. August 1884.)

Redaktenr: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Herrn Henri Belle.)

IV. (Schluß.)

Antiparos ist von so vielen Klippen umgeben und bietet Schiffen so gar keinen Schutz, daß der Aviso unter Dampf liegen bleiben mußte, um Belle's Rückkehr aus der berühmten Höhle zu erwarten. In Gesellschaft mehrerer Matrosen, die mit Seilen, Fackeln und Leitern versehen waren, begab er sich nach dem kleinen, 2 km vom Meere entfernt gelegenen Dorfe und verschaffte sich dort einen Führer, welcher kurz zuvor einen russischen Admiral nach der Höhle begleitet hatte. Der Eingang in dieselbe bietet nichts Romantisches oder Großartiges dar; er besteht aus einer niedrigen Wölbung über einem großen Felsblocke, an welchem ein langes und festes Tau befestigt wurde; an diesem ließ sich die ganze Gesellschaft, einer nach dem andern hinab, zuerst etwa 3 bis 4 m tief senkrecht, dann über einen steil geneigten Abhang bis zu einem runden, schlüpfrigen Felsen, unter welchem sich ein tiefer Abgrund öffnet. Es ist das eine gefährliche Passage, zu deren Ueberwindung kaltes Blut und ein sicherer Fuß gehört. 5 m darunter springt ein kleiner Fels balkonartig vor; zu diesem ließ man sich an einem gut befestigten und mit Knoten versehenen Tau hinab. Nun folgte ein steiler und schmaler Felshang, rechts von der Wand der Höhle, links von tiefen dunkeln Spalten eingefaßt, deren Grund das Fackellicht nicht zu erhellen vermochte. Nach und nach wurde das Gefäll weniger steil, so daß man des Seiles nicht mehr bedurfte, und schließlich gelangte man, nachdem man einen großen Felsen, der den Weg ganz zu versperren schien, umgangen hatte, in eine große Halle, von deren 50 bis 60 m hohen Wölbung enorme Stalaktiten vom sonderbarsten Aussehen herabhingen, während in der Mitte des Raumes auf dem Boden eine Anhäufung von Stalagmiten eine Art riesigen Blumenkorbes von mehr als 8 m Höhe bildete. Von einem brennenden Magnesiumdrahte erleuchtet, nehmen diese kalkigen Gebilde ein geradezu phantastisches Aussehen an.

Die Rückkehr zum Tageslichte war leichter als der Abstieg; nur kletterten die Matrosen mit einer Behendigkeit an den Tauen hinauf, die dem Reisenden nicht beschieden war.

Vier Stunden Fahrt trennten sie von der Insel Milos. Etwa halbwegs passirten sie die Südspitze der Insel Siphnos, deren Klima so gesund ist, sagt man, daß dort Greise von hundert Jahren nicht zu den Seltenheiten gehören. Weiterhin blieben zur Linken die traurigen nackten Felsen von Kimolos, deren Bewohner ihr Trinkwasser von Milos holen müssen. Dann erscheint, überragt von ihren zwei Berggipfeln, die Insel Milos in ihrer ganzen Ausdehnung; von der Nordküste aus schneidet eine Bucht tief nach Südosten in die Insel ein, ein prächtiger Hafen, der einer ganzen Flotte genügenden Ankergrund darbiete. Mit bemerkenswerther Sicherheit lotste ein griechischer Pilot den Aviso durch die Einfahrt hindurch, und plötzlich befand sich derselbe in einem weiten Becken, welches ringsum von Felsen, von Schluchten durchfurchten und wenig anziehenden Bergen umgeben war. Am Ende dieses Hafens haben sich am Abhange der Hügel Reste von polygonalen Mauern und Stufen eines Amphitheaters aus weißem Marmor

Digitized by Google

erhalten. Dicht dabei in einem Weinberge fand im Jahre 1820 ein Bauer die jetzt im Louvre befindliche Venus von Milo.

Lange Zeit war die Inſel fruchtbar und blühend; man baute Getreide, Baumwolle, vortreffliche Weine und es gab ſchattige, wohl bewäſſerte Gärten, in denen Cedrat-, Orangen- und Citronenbäume gediehen. Aber ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts hat ſich das alles geändert. In dem

Die Kaimeni bei Santorini. (Nach einer Photographie.)

vulkaniſchen Boden entſtanden nach allen Richtungen hin Spalten, mephitiſche Ausdünſtungen verpeſteten die Luft und es brachen ſalzige und ſchwefelhaltige Quellen hervor, welche die Ufer der Bucht in Sümpfe verwandelten und unbewohnbar machten. Das Ausſehen der Einwohner zeigt auf den erſten Blick, wie ungeſund das Leben hier iſt:

Der innere Steilabfall von Santorini.

gelbe Hautfarbe, gedunſene Geſichter und geſchwollene Beine ſieht man überall. Die armen Leute leben in halbverfallenen Hütten und bauen mühſelig auf wenigen ſteinigen Feldern dürftige Gerſte und Seſam. Durch Krankheiten und Auswanderung nimmt deshalb auch die Bevölkerungsziffer fortgeſetzt ab; einſt betrug dieſelbe 36 000 Seelen, heute aber kaum $^1/_{12}$ davon, nämlich 3000, deren Hauptbeſchäftigung darin beſteht, einen Bruch von Mühlſteinen, die im ganzen Orient hoch geſchätzt ſind, auszubeuten. Auch finden ſich am Berge Kimolo einige Schwefellager, die jedoch in ihren tieferen Lagen wegen zu ſtarker Dampfentwickelung nicht ausgebeutet werden können.

Digitized by Google

Ohne Bedauern verließ Belle diese ungastliche Insel und ließ den Kurs nach Santorin setzen, die etwa sechs bis sieben Stunden ostsüdöstlich von Milos liegt. Man kam nach einander bei dem felsigen Pholegandros, bei Sikinos, dessen Frauen noch eine nahezu orientalische Tracht tragen, und bei Jos vorbei, auf welchem der Sage nach Homer einst starb. Wenn man sich Santorin nähert, so erscheint es als eine langgestreckte, von dickem Nebel verhüllte Insel; sobald man aber die südliche Einfahrt in den von Santorin und Therasia gebildeten Inselkreis passirt hat, so ist man tief ergriffen von dem außerordentlichen und erschreckenden Schauspiele, welches sich dem Auge darbietet. Man stelle sich ein gewaltiges Becken von 8 km Länge und 4 km Breite vor, das von steil abfallenden Klippen von 300 m Höhe, riesigen Wällen schwarzer, röthlicher oder grünlicher Lava, gebildet wird, und inmitten dieses höllischen Sees eine Anhäufung von Basalt- und Lavablöcken, aus welcher fortgesetzt Flammen und Rauch emporwirbelten und die an Größe noch zunahm. (Belle's Besuch fällt in das Jahr 1868 und das Auftauchen der beiden neuen Inseln Georgios und Aphroëssa, die sich schließlich mit der 1707—1712 entstandenen Nea Kaimeni vereinigten, hatte zu Ende Januar oder Anfang Februar 1866 begonnen.) In vorhistorischen Zeiten erhob sich in der Mitte des weiten Bassins, welches jetzt zwischen den Inseln Santorini, Therasia und dem kleinen Aphronosi sich ausdehnt, ein Krater aus dem Meere, warf abwechselnd Asche und Lava aus, deren Schichten sich regelmäßig über einander ablagerten und bildete so eine große kreisrunde Insel, welche von der Peripherie her sanft ansteigend in der Mitte in einem mindestens 600 m hohen Pik endigte. Zuletzt schleuderte der Vulkan einen ungeheuren Aschen- und Bimssteinregen aus, welcher sich als eine weiße, 20 bis 40 Fuß mächtige Schicht über die ganze Insel lagerte. Dann stürzte er in sich zusammen, so daß nur die oben genannten drei Inseln (Santorini, Therasia und Aspronisi) als Reste des Kraterrandes stehen blieben und der Zwischenraum bis zu einer Tiefe von 213 englischen Faden vom Meerwasser erfüllt wurde. Aber die unterirdische Kraft ruhte nicht, und in historischer Zeit stiegen neue Inselbildungen über den Meeresspiegel empor und zwar zuerst im Jahre 197 v. Chr. die sogenannte Palâa Kaimeni (d. h. die alte Verbrannte), dann 1573 die Mitra Kaimeni nordöstlich von der ersteren, dann 1707 bis 1712 zwischen beiden die Nea Kaimeni, die größte von allen dreien, welche dann vor 18 Jahren durch zwei neue Vulkane (Aphróëssa und Georgios) weitere Vergrößerungen erfuhr.

Seemann von Kos.

Der französische Aviso hatte über einer schmalen Lavabank, über welcher nur einige Meter Wasser standen, Halt gemacht, dem einzigen Platze, wo er Anker werfen konnte, worauf ein Boot den Reisenden an den Fuß des gewaltigen Klippenabsturzes brachte. Am Rande desselben sah man die Stadt Thera, deren weiße flachdachige Häuser wie Schwalbennester über dem Abgrunde zu hängen schienen. Von dem wellenzernagten Landungsplatze führt im Zickzack ein schmaler Pfad an den senkrechten Felsen empor zur Stadt; schaut man von dort hinab, besonders wenn bei Südwestwind die Wellen brunten sich jagen und an den Klippen zu Schaum zerstieben, so muß man sich wohl hüten, daß einen der Schwindel nicht übermannt. Um so mehr überrascht der Anblick des Ostabfalles der Insel, der sich sanft bis zum Meeresstrande senkt und mit Weingärten und weißen Häuschen übersäet ist. Andere Kulturen als Weinberge und eine andere Beschäftigung als das Keltern kennen die Bewohner von Santorini nicht; denn in dem leicht zerreiblichen, aber die Feuchtigkeit zurückhaltenden und pottascherreichen vulkanischen Tuffe gedeiht die Rebe vorzüglich und liefert den trefflichen feurigen Vino Santo, der die besten spanischen Muskate übertrifft und fast ausschließlich nach Rußland verkauft wird.

Einer prächtigen Aussicht erfreut man sich von dem im Süden der Insel gelegenen Elias-Berge, dessen Ersteigung nur durch die dicke Schicht von Bimsstein, welche ihn bedeckt, etwas beschwerlich gemacht wird: gegen Norden alle Kykladen, wie helle Amethyste in einem goldigen Dunste leuchtend, gegen Osten die türkischen Inseln Astro-

Digitized by Google

Ein Sphakiote. (Nach einer Photographie.)

Digitized by Google

palia, Kos, Rhodos und dahinter die Küsten Kleinasiens, und im Süden fern am Horizonte die noch mit Schnee bedeckten Gipfel der Insel Kreta, mit deren kurzem Besuche Belle's Reise ihr Ende erreichte. Das Schiff legte die Entfernung während der Nacht zurück; bei Tagesanbruch lag die lange Kette des Centralgebirges der Insel vor den Augen des Reisenden, sich in gerader Linie nach rechts und links ausdehnend, so weit das Auge reichte. Kanea freilich entspricht dem Bilde noch nicht, das man sich von dem im Alterthume viel gepriesenen Eilande macht: es ist eine kleine Stadt mit weißen Häusern, ohne Bäume, ohne Gärten oder hervorragende Gebäude, im Hintergrunde einer von nackten Hügeln umgebenen Bucht und von hohen, trockenen, grauen Bergen überragt. Kaum daß man hier und da im Grunde einiger Thäler ein paar Olivenbäume bemerkt. In den breiten und tiefen Gräben der Festung wurde damals Gemüse gebaut; die in Moscheen verwandelten Kirchen sind ohne jedes Interesse und nur in einer alten Straße haben sich aus dem sechzehnten Jahrhundert einige venetianische Häuser mit Wappenschildern und Gesimsen erhalten.

In Kanea wie in ganz Kreta besteht die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung aus Griechen. Man rechnete 1878 auf der Insel selbst (d. h. wohl in christlichen Kreisen) dieselbe zu 185 322 orthodoxen Christen, 93 138 Mohammedanern, 1000 Juden und 500 römischen und armenischen Christen, zusammen 279 960 Einwohnern. Fünf Achtel aller Bewohner sind also Christen, drei Achtel Mohammedaner. Dasselbe Verhältniß macht sich auch in anderer Hinsicht geltend; von den 13 Bezirken der Insel waren 8 christlich, 5 mohammedanisch; von den 25 Friedensrichtern 16 Christen, 9 Mohammedaner; von den 80 Abgeordneten zur kretischen Nationalversammlung 49 Christen und 31 Mohammedaner. Von den 88 Gemeinden der Insel haben 51 gemischten Charakter, 34 sind rein christlich und nur 3 rein mohammedanisch; die Christen haben in 43 gemischten Gemeinden die Mehrheit, die Mohammedaner nur in 8 derselben und von den 88 Bürgermeistern

Kretische Küste.

sind 77 Christen und nur 11 Mohammedaner. Doch würde man sehr irre gehen, wenn man, wie öfters geschehen, die Mohammedaner schlechtweg für Türken hielte. Es sind vielmehr Nachkommen griechischer Renegaten, welche sich von den übrigen Griechen der Insel weder in Sitten, noch in Charakter oder Sprache irgendwie unterscheiden. Sie trinken Wein, wie wahre Giauren und können vom Türkischen nur ein paar Gebetsformeln hersagen, deren Verständniß ihnen obendrein abgeht. Darum werden auch die großherrlichen Firmane und die Kundgebungen des Paschas in griechischer Sprache verlesen und angeschlagen.

Von Kanea aus unternahm Belle den gewöhnlichen Ausflug der Besucher Kretas, den nach Süden in die Berge der freiheitliebenden Sphakioten. Der anfangs langweilige Weg führt ansteigend in die äußerst fruchtbare Ebene von Alikianu, wo die Citronen- und Orangenbäume eine ganz ungewöhnliche Größe erreichen, deren Früchte wegen ihres Umfangs und Geschmackes in der ganzen Levante gesucht sind. Es sollen ihrer aus diesem Bezirke allein jährlich gegen vier Millionen Stück ausgeführt werden. Nach der Eroberung durch die Türken wurde dieses auch an prächtigen Weiden, Ackerfeldern und Weinbergen reiche Gebiet an Türken und kretische Renegaten vertheilt; aber diese haben nicht verstanden zu wirthschaften und hauszuhalten und verloren im Laufe der Zeiten ihren werthvollen Besitz wiederum an dessen frühere Eigenthümer, die sich durch Fleiß und Sparsamkeit von Pächtern und Wirthschaftsbeamten wieder zu Grundbesitzern aufzuschwingen verstanden. Die erste Nacht brachte Belle am Nordabhange der Asprovuna, der Berge von Sphakia, in einem elenden Bachthause des Krapi-Thales zu und erblieb am folgenden Morgen die rings umschlossene Hochebene von Askyfo, deren Gewässer nur unterirdisch abfließen, und wo diejenigen Bewohner, welche sich zur Ueberwinterung entschließen, oft zwei Monate von jeder Verbindung mit der Ebene abgeschnitten bleiben. Es giebt kaum eine zweite derartige Gegend, welche so von der Natur selbst befestigt worden wäre, welche so steil abstürzende Verschanzungen und so schmale und schwierige Zugänge besäße, wie diese. Ihre Bewohner, die Sphakioten (das Dorf Sphakia selbst liegt nahe der Südküste),

Digitized by Google

sind kräftig und hoch gebaut, haben meist blonde lange Haare, große helle Augen und ein feines regelmäßiges Gesicht. Ihre Tracht besteht aus einem Hemde mit weiten Aermeln, einer vorn offenen Weste, einem breiten, mehrmals um den Leib gewickelten Gürtel von rother Leinwand, einem gestickten Jäckchen und weiten blauen Hosen, die in hohen gelben Stiefeln stecken. Selten geht der Sphahote ohne Flinte und Pistolen aus.

Sehr viel angenehmer, als die erste Nacht bei den albanesischen Zapties im Wachthause, brachte Pelle die zweite bei einem Sphahioten auf der Hochebene von Rokojo zu; am dritten Tage stieg er nach dem kleinen Dorfe Sphahia hinab und schiffte sich auf seinem Rosso ein, welcher inzwischen das Westende der Insel umfahren hatte. Einige Stunden später erschienen Kretas Hochgebirge nur noch wie ein blasser grauer Streifen am Horizonte.

Reise von Esseg durch einen Theil Sirmiens.

Von **Ernst Kramberger.**

VIII.

In diesem Theile Sirmiens haben sich nebst der Tracht auch ältere Gepflogenheiten erhalten. So auch in Hrtkovci und Nikinci bei den Albanesen oder sogenannten Clementinern, welche manches aus ihrer früheren Heimath beibehalten haben. Sie brachten eine Gattung Schafe mit, die anfangs ringsum zahlreich gehalten wurde; sie hießen Clementiner-Schafe und waren ausgezeichnet durch feinere, jedoch kürzere Wolle. Durch nicht enden wollende Kukuruzfelder, über tiefe und hänfige Gräben fort, wo man sich in höchster Gefahr befindet umzuwerfen oder den Wagen zu zerbrechen, nähert man sich endlich dem Dorfe Nikinci. Man hatte mir schon vor Jahren und jetzt wiederum von den Clementinern, deren 1700 Familien im vorigen Jahrhundert nach Slavonien kamen, die aber jetzt kaum noch hundert betragen (in Nikinci 17), erzählt, so daß ich höchst gespannt war auf das Volk. Gegenwärtig hat es schon sehr viel von seiner Eigenthümlichkeit abgestreift; namentlich ist dies bei den Männern der Fall, die ihre Sprache seltener sprechen, während sie die Frauen üben und auf die Kinder übertragen. Die egoistischen Männer gehen sogar so weit, daß sie lieber nach Geld und Gut und reicher Aussteuer fragen, als nach der Abkunft und lieber eine reiche „Sokica“ (Katholikin) oder sogar Magyarin heirathen als eine Clementinerin. Diese aber würde es nicht über sich bringen einem andern als einem Albanesen zum Altare zu folgen. Die Clementinerinnen haben meist schön geschnittene Gesichtszüge und mandelförmig geschlitzte, dunkle Augen, sind schlank und geschmeidig, ihr Gang ist schön. Die Tracht besteht in einem kurzen bis an die Knie reichenden Rock und einem weißen, auf der Brust offenen Hemde; das Haupt bedeckt ein eigenthümlich geformter, reich mit Bändern und Blumen geschmückter Hut, ein für ein slawonisches Mädchen unerhörtes Kleidungsstück. Darunter stecken breite, aufgebundene Zöpfe. Sonderbar ist es, daß ganz schlanke Personen enorm dicke Waden aufweisen, eine bei jüngeren Mädchen seltene Erscheinung, die sich jedoch dadurch auf natürlichem Wege erklärt, daß sie unter den weißen Strümpfen fingerdicke Wollstulpen tragen, die eng anschließen und bis ans Knie reichen. Außerdem schminken sie sich stark und helfen sich bei dieser Toilette abwechselnd. Die Farbe wird mit der Handfläche aufgetragen. Im Hause wird um die Stirn ein Tuch, die „Samija“ gebunden, auch gehen im Hause ältere Frauen bloß mit dem kurzen Rocke von bunter Farbe (Furgunj) und den Wollstulpen ohne Strümpfe herum. Da die Stulpen und der Furgunj gelb und dunkelfarbig sind, so sieht diese Farbenzusammenstellung recht schreiend aus. Im Herstellen von vegetabilischen Farben sind sie, wie auch die Slavonierinnen hier herum, Künstlerinnen; doch greifen sie in neuerer Zeit auch schon zu Mineralfarben aus den Kaufmannsläden. Besonders schön ist die schwarze, gelbe und grüne Farbe, die sie herstellen. Violett ist selten, doch verstehen sie auch solche zu machen. Sie wird erzeugt, indem ein zuerst roth gefärbter Stoff eine Stunde lang in gekochte Knoppern und Blaustein getaucht wird. Die Teppiche sind verschieden von denjenigen, welche andere slavonische Frauen herstellen, doch sehr schön in Farbe und Stoff.

In den Ortschaften gegen Nordwest erhielten sich bis heute einige alte Gebräuche, die recht interessant sind. So z. B. wird bei der Geburt eines Sohnes von einem der anwesenden Weiber oder von der Hebamme eine Haue oder irgend ein anderes Geräth genommen, womit sie den Neugeborenen leicht berührt und spricht: „Werde ein wackerer Pflüger, Hauer und Mäher wie der Vater und ein geschickter Zimmerer und Arbeiter wie dein Großvater.“ Bei der Geburt eines Mädchens nimmt sie einen Bund Flachs, fährt damit dem Kinde leicht über den Mund und sagt: „Werde eine wackere Spinnerin, Weberin, Näherin und Stickerin wie Mütterchen und Großmütterchen.“

Der Pathe bekommt zum Geschenke ein schönes, über zwei Ellen langes an den Enden roth gesticktes Handtuch mit eingewebten farbigen Säumen und Borden oder auch ein schönes Hemde mit weißer Stickerei. Handtücher, die bei Taufen oder Hochzeiten zu Geschenken verwendet werden, sind mit Seide oder Goldfäden an den Enden durchwebt oder gestickt. Dem Kinde werden von den im Hause zusammenkommenden Mädchen Lieder gesungen, ebenso dem Kum (Pathen). Die Wöchnerin, wenn sie nicht die einzige Frau im Hause ist, bleibt drei Wochen daheim, bäckt kein Brot, kocht nicht, und geht sechs Wochen nicht in die Kirche. Erst nach dieser Zeit läßt sie sich vom Priester vor der Kirche einsegnen und in dieselbe einführen und betet für ihr Kind um gutes Gedeihen, Gesundheit und Verstand.

Viele aber huldigen außerdem dem lieben Aberglauben. Für das Weinen des Kindes des Nachts wissen sie Mittel. Da es natürlich verschrien (uročeno) sein muß oder ein böser Blick ihm geschadet hat, so wird eifrig nach einem Kraut gesucht, das die Wirkungen der verruchten Zauberei zu nichte macht. Dieses Kraut heißt „Vješticki izjed“ (etwa „Gift gegen Zauberinnen“); das kocht man und giebt dem Kinde davon zu trinken. Auch wird in Ermangelung solchen Krautes dem Kinde die Wiege mit

Digitized by Google

Knoblauch eingerieben; hilft dies nicht, so kommen die Fußsohlen daran. Der Knoblauch ist, wahrscheinlich vermöge seines Geruches, überhaupt am besten geeignet dem schändlichen Treiben der Hexen entgegen zu treten und sie von dem Durchschlüpfen durch das Schlüsselloch abzuhalten. Zu dem Zwecke steckt man nur Knoblauch in die Oeffnung für den Schlüssel und um die Wirkung zu erhöhen, bindet oder nagelt man auf eine Thür zwei Besen kreuzweise. Die Hexe, durch das Zeichen an ihre abscheuliche nächtliche Reiterei ermahnt, denkt jedenfalls, daß man sie erkannt hat und kommt nicht.

Für Kopfschmerz giebt es auch Mittel. Die Kandidatinnen der Hexerei, alte Weiber, natürlich nicht alle, sondern nur durch den Volks- oder besser Dorfglauben hierzu befugte, verstehen es „vidati uroke", die Ursache des „Verschreiens (ureci) oder des bösen Blickes (razmieti ocima), bezüglich die Urheberin der Verzauberung zu erkennen. Die Alte wirft glimmende Kohlen in ein Becken mit Wasser und denkt hierbei an die ihr des Verschreiens verdächtige Person. Mit dem Wasser wird das Gesicht des Kindes gewaschen. Auch braucht man auf ähnliche Weise ein rothes Steinchen (Jsjirok) statt der Kohle.

Als ich fragte, was dann geschehe, wenn das Kind dann noch weiter krank bliebe, erhielt ich die folgerichtige Antwort: „Nije baba pogodila" (die Alte hat es nicht getroffen). Fiebert ein Kind, so bindet man ihm ein Fieberkräutlein (Groznicara) in einem Lappen unter den Hals, und wenn im Herbste die Kraniche ziehen, wirft man ihnen das Fieberkraut nach und ruft: „Kraniche ihr, nehmt das Fieber von hier."

Der Weg von Mikinci über Hrtkovci, wo ebenfalls Clementiner wohnen, und Jarak führt wieder durch sumpfiges Land. Ausgedehnte Felder mit prächtigem Mais dazwischen drücken dem Landstriche ein eigenes Gepräge auf. Die Hirten lagern alle um kleine Feuer und blasen den Dudelsack oder die Diple (Doppelflöte), ohne sich jedoch vor dem Vorüberfahrenden zu erheben, wie dies in Oberslawonien Sitte ist. Endlich ist man froh, wenn man die Thürme von Mitrovica erblickt und in die ganz hübschen Straßen einfährt. Mir gefiel der Marktflecken recht gut. Bis vor kurzem der Stabort des Peterwardeiner Regiments, ist es mit seinen 5000 Einwohnern noch immer ein ganz ansehnlicher Ort. Der Fremde findet sich bald zurecht und wird gut versorgt. Die Häuser um die drei Plätze sind rein und hübsch, einige ältere nach holländischer Bauart, jene am Save-Ufer einfacher und ländlicher, in eine lange Zeile gebaut, das Ufer des Flusses ist niedrig und kothig und, wenn trocken, recht staubig. Nur die Plätze haben ein Pflaster von runden Steinen, und Koth oder Staub giebt es überall. Die schönsten Gebäude sind die ärarischen und hübsch einige private. Die Kirche des heiligen Dimitrija (katholisch) zeigt keine besonderen Schönheiten. Das im Beginne des 5. Jahrhunderts von Leontius, dem praefectus Illyrici, gebaute templum Demetrii martyris ist längst verschwunden.

Wo man hinblickt, trifft man Reste der zur Römerzeit berühmten Stadt Sirmium, der Hauptstadt von Pannonia Secunda, später Illyriens. Die Stadt war groß und allgemach aus einer Kolonie entstanden, geschmückt mit Palästen und Tempeln, der Sitz der höchsten Behörden, einer Münze, von Waffenschmieden und Werkstätten für Schilde und Schleudern, sowie für Wurfmaschinen. Sie hatte ihre Gladiatoren, ihre Bäder und ihr Forum. Sie wird von Ammianus Marcellinus mater urbium populosa et celebris und von Herodianus urbs maxima omnium ejus regionis genannt. In seiner Blüthe stand der Ort unter der Regierung des Kaisers Probus, der, wie Aurelian hier geboren, seine Macht benutzte nicht allein zur Hebung seiner Vaterstadt selbst, sondern auch zur Kultur des Landes. Er ließ die Sümpfe durch seine Soldaten trocken legen und büßte in Folge dessen durch die Mörderhand eines der deshalb Unzufriedenen sein Leben ein. Sein Leichnam wurde in Sirmium beigesetzt.

Im fünften Jahrhundert kam die Stadt in die Hände der Hunnen, im sechsten in die des Ostgothenkönigs Theodorich; hernach beherrschte es Kuninund, der Gepidenfürst, worauf es die byzantinischen Kaiser an sich brachten. Gegen Ende des sechsten Jahrhunderts belagerte es der Avarenführer Bajan drei Jahre lang und bezwang es durch Hunger. Nach Untergang der Avaren besetzten es die Slaven, bis es dem türkischen Griechen Konstantin Diogenes gelang, den Kroatenherzog Sermo zu ermorden und durch den Kaiser Basilije II. zum Präfekten von ganz Sirmien erhoben zu werden (1019). Am Schlusse des elften Jahrhunderts bemächtigten sich die Magyaren des Landes und seiner Hauptstadt, die schon in Trümmern und Schutt dalag. Nur der Tempel des heiligen Dimitrija ragte auf der Zerstörung unversehrt hervor und wurde zum Mittelpunkte einer neuen Ansiedelung, die noch ihm Dimitrovica, Dmitrovica, endlich Mitrovica hieß, welches im 14. Jahrhundert wieder als Handelsstadt emporblühte. Nach der für die Türken siegreichen Schlacht bei Nikopolis (1396) fiel es unter der Brandfackel der Osmanen in Asche zusammen, ohne sich wieder zur frühern Höhe emporschwingen zu können. Seiner Lage nach eignet sich der Ort sehr gut zu einem Platze für den Handel mit dem Landstriche jenseits der Save am rechten Drina-Ufer.

Freilich fehlt gegenwärtig das wichtigste: eine Brücke hinüber, wie sie 579 Bajan und Constantius erbaut hatten, auf deren Erbauung ein im Jahre 1868 dort gefundener Meilenstein des Constantius anspielt.

Wie ich schon bemerkte, stößt man allenthalben auf Reste der ehemals von 300 000 Einwohnern bewohnten Römerstadt. Ich erwähne nur, daß im alten Park eine Anzahl Anschriften auf Steinen herumliegt, daß auf dem ebenen Plane vor dem Marktflecken Reste von Wasserleitungen und Gebäuden erhalten und daß Grabdenkmäler in die Wände mehrerer Häuser eingemauert sind. Eins davon, das neben der Eingangsthür in die ehemalige Regimentskommandantenwohnung in der Hausmauer steckt, zeigt in größeren Dimensionen zwei ruhende Löwen, in deren Mitte ein geflügelter Genius, an eine Urne gelehnt und das Haupt auf ein aufwärts gezogenes Knie stützend, schläft.

Originell fand ich zwei bockartige gemeißelte Thiere in der Wand eines Hauses beim Spital.

An Markttagen wird das sonst ziemlich ruhige Mitrovica zum Sammelpunkte vielen Landvolkes und es bietet sich Gelegenheit an Trachten mehr zu sehen, als sonst möglich ist. Ein auffallend schöner blauder Bauernmädchen fiel durch die blendende Weiße der Stute auf; um den Oberleib schmiegte sich ein schwarzes Mieder, auf der Brust mit Silberschnüren wie ein Dolman verziert. Ihr zur Seite schritt eine Frau, die in ein ähnliches Mieder gekleidet, durch ihre mit Gold gestickte Poculica (Frauenhaube), worüber eine bunte Samija (Tuch oder mit weißen Spitzen benähtes Band) schmal zusammengelegt und die Ränder der Pocuiea umfassend, gebunden war. Man sagte mir, daß hier solch eine Pocuiica jetzt eine große Seltenheit sei, indem sie überhaupt getragen wird, nur mit Wolle gestickt erscheint. Beide hatten anfgerdem mit weißen Blumen die bestickte Aermel, das Mädchen eine bunte, die Frau eine lichtblaue

Digitized by Google

Seidenschürze und trugen beide Sammetfieselettes. Die Mode verdrängt den sandalenartigen Opanak immer mehr, wie ich hier sah, und hat diesen nur den Gebirgsgegenden belassen.

Ich hatte später einmal Gelegenheit ein Hemde zu sehen, auf dem die Aermel mit Goldstickerei, Eichenlaub und Eicheln darstellend, geziert waren. Das Mädchen, dem sie angehörten, stammte aus reichem Hause. Um die Mitte des Leibes hatte es eine rothe Wollschnur, die in vielen Kügelchen ähnlich jenen der Platanenbäume endete, zum Halten der aus feinem, durchsichtigem Gewebe gefertigten Schürze gewunden. Auch letztere zeigte eingewebte Blumen und Blätter.

Ich erfuhr nachher und überzeugte mich auch selbst, daß von Osten und Norden her immer weiter gegen Westen die dunklere Tracht einwandert. Noch vor 16 Jahren war viel mehr Nationaltracht in diesen Gegenden, geschweige denn vor 50, wo man ein dunkles Kleid nie zu Gesicht bekam. Ich erinnere mich aus meiner Knabenzeit an die Gold- und Silbermünzen, die an Schnüren um den Hals getragen wurden; jetzt sah ich eine große Silbermünze nur am Halse des oben erwähnten Mädchens. Rothe Blumenstickerei, auch blanc in Wolle an den Aermeln sieht man jedoch häufig über Morovič hinaus gegen Pirkovci zu. Um einen Bettler, der mit entblößter Brust am Boden lag, hatte sich eine Gruppe gebildet. Der Mensch verstand sein Handwerk. Die offene Brust von Leberflecken ganz bunt und eine kleine Meßingglocke, die er statt der Stimme fleißig erklingen ließ, weckten das Mitleid der Vorübergehenden in reichem Maße. Nur ein Zigeuner betrachtete ihn lachend, und er wußte wohl, warum. In schmutzigen

Bauermädchen aus Čalma im Festkleide.

Säcken, die er und sein Weib auf der Achsel hangen hatten, trugen sie die Eingeweide eines gefallenen Rindes. Die Zigeuner sind Aasesser, und es sind mir Fälle bekannt, wo diese Parias ein an der Wuth verendetes Rind aufzehrten, indem sie nur den Kopf als schädlich abschlugen, das Uebrige halb brieten.

Es giebt ihrer viele in den Ortschaften unterhalb Binkovci und dort werden sie überlästig. Merkwürdig waren die Bemerkungen der Bauern, die einem Seiltänzer galten. Während der eine behauptete, der Mann sei ein Gesotte des Teufels, erklärte der andere, daß er den Teufel nicht brauche, indem er sich von Zeit zu Zeit etwas auf die Sohlen schmiere, um am Seile kleben zu bleiben. Als ich den Leuten sagte, es sei Kreide, um das Ausgleiten zu verhindern und er nur vermöge seiner Kunst das Gleichgewicht halte, rief der erste: „Ich sagte es ja, er sei des Teufels Genosse!“

An einer Stelle des Marktplatzes vorübergehend, wo Weiber mit Obst saßen, fand mein Begleiter an dem Webemuster der Schürze einer Bäuerin solches Wohlgefallen, daß er dieselbe dem Weibe abkaufen wollte. Sie weigerte sich aber dessen entschieden und gab endlich auf vieles Befragen als Grund an, daß sie in Gefahr komme dem Käufer nachfolgen und immer an ihn denken zu müssen. Als man ihr das Thörichte ihres Aberglaubens vorhielt, rief sie: „Ja znam, što znam, a vi, kako vam volja!“ („Ich weiß, was ich weiß, und Sie, nach Ihrem Belieben!“)

Es spielt bei sonstigen Käufen und Verkäufen, namentlich wenn es sich um Pferde oder Hornvieh handelt, wieder der Aberglaube seine Rolle. Der Käufer übernimmt das Roß oder das Rind nicht anders, als daß er den Halfter oder den Strick mit verhüllter Hand ergreift, indem er sie in den Saum des Hemdes wickelt. Die bloße Hand würde Unglück bringen. Und in Streitigkeitsfällen, wenn der Käufer trotz gegebenen Aufgeldes das erhandelte Stück nicht übernimmt, führt er als Beweis des nicht völlig abgeschlossenen Kaufes an, er habe das Thier noch nicht mit verhüllter Hand übernommen und könne das Aufgeld zurückfordern. Bei Gericht gilt natürlich seine Ausrede nicht, jedoch gehen solche Käufe ohne Zuthun der Behörde gewöhnlich auf Grund des obigen Arguments zurück. In dieser Gegend sind an Jahrmärkten die „Meane“, hausartige Leinwandzelte, ebenfalls, wie im übrigen Slavonien, stark im Schwunge. Einige Tage zuvor schon erscheinen die Meanari mit ihren Zelten. Bänke und Tische werden zusammengezimmert, ganze Lämmer, Schafe oder Schweine am Spieße gebraten, Wein wird ausgeschenkt und dieses Eldorado, dem immer ein eigener Ort angewiesen ist, erfreut sich eines lebhaften Zuspruches. Bald kommt der Tanz dazu und gegen Abend bilden die Meanas für den Zuschauer ein fesselndes Bild.

Unter den Luxusartikeln gehen die Spitzen, am besten, wenigstens noch jetzt und die Spitzenhändler (Gipkari) erfreuen sich zahlreichen Zuspruches. Die jungen Frauen und Mädchen tragen, namentlich in den Dörfern westlich und nordwestlich von Miltrovica, breite Aermel, die am Handgelenke eng zusammengerafft, über die Hand reichen Spitzenbesatz fallen lassen. Auch an die weißen Schürzen kommen viel Spitzen; häufig wird auch ein Spitzentuch um den Nacken geschlungen. Die Bäuerinnen erzeugen auch selbst eine Gattung grober Spitzen für den täglichen Gebrauch.

Digitized by Google

Beitrag zur Beurtheilung der Ostindischen Kastenfrage.

Von **Hugo Schanz**, Miss. a. D.

II. (Schluß.)

8. Seneicodes(?), auch Ileivänicher („Kaustente in Früchten"), treiben Handel, gehören zur Rechtehandkaste und theilen sich in nördliche, die den Titel Mutheliar, und in südliche, die den Titel Tschetty führen.

9. und 10. Nattamans (d. i. Dorfbewohner) und Walerijamans (d. i. Bergbewohner) bilden jetzt zwei Kasten, erstere zur rechten Hand gehörig, sollen aber von zwei Schwestern abstammen, von denen die eine am Fuße eines Berges, die andere auf dem Berge wohnte. Nach den Brahminen gehören sie ursprünglich zu den Pallys (cf. unter 13.), seien aber durch Reichthum emporgestiegen, da viele von ihnen Besitzer mehrerer Dörfer, d. i. Polygars, geworden seien. Sie sind theils Bischmniten, theils Swaiten, auch zum Theil Christen, und führen den Titel Udejer (d. i. Besitzende) oder auch Pillay.

11. Bänicher (verderbt aus Bämybschya d. i. Handel) sind besonders Oelfabrikanten (das Oel wird in sehr einfachen Drehmühlen aus Kokosnüssen gewonnen); da aber das Mißhandeln der Kokosnüsse in ihren Drehmühlen für eine Sünde galt, so wurden sie früher um dieses ihres „widerreligiösen" Handwerkes willen wie Tschandälas, d. h. Kastenlose, behandelt, haben sich aber durch ihren Reichthum gewisse Vorrechte erworben. Sie stehen auf der dritten Stufe der Linkehandkaste, führen einen Brahminenvogel (eine Art Geier) in ihrem Banner und den Titel Chetty. Sie sind theils Bischmiten, theils Swaiten, machen einen unsinnigen Hochzeitsaufwand; zwei Abtheilungen derselben haben Essensgemeinschaft mit den übrigen Sudras (cf. Graul's Reise, Bd. 4, S. 168 ff.).

12. Die verschiedenen Weberkasten, eine der zahlreichsten und nützlichsten Sudrakasten, obwohl durch die europäische Maschinenarbeit vielfach in ihrem Gewerbe beeinträchtigt. Die verschiedenen Abtheilungen derselben leben ganz getrennt von einander. Esquer führt die folgenden auf:

a) Koitholer oder Kaikalaver oder Singundar (?), gehören alle zur Sivasekte und verehren besonders Siva's zweiten Sohn Subrahmanya oder Kartikeya, den sie für ihren Urahnen halten. Sie nehmen den 7. Rang in der Rechtehandkaste ein, führen als die Angesehensten der Webekasten den Titel Mutheliar und in ihrem Banner einen Fuchs, Hirsch und Pfau.

b) Séscher, machen feine Baumwollengewebe und nehmen den 6. Rang in der Linkehandkaste ein.

c) Katrler(?), weben Seidenstoffe.

d) Sénier und Kannada- (Cannara-) Sénier, haben dieselbe Profession und gehören zur Rechtehandkaste, führen ein weißes Banner, die ersteren mit einer Schlange, die letzteren mit dem gewaltigen Adler Kandapéranda.

e) Sálier, Padma-Salier und Padu-Salier (cf. Graul's Reise, Bd. 3, S. 235: Tschalier), machen feine und grobe Baumwollengewebe.

f) Pattunúlkárer, Seidenweber, sind neutral in Bezug auf rechte und linke Hand, Bischmiten, führen ein seidenes Banner.

13. Pallys (nicht zu verwechseln mit den kastenlosen Paller), eine der zahlreichsten und verbreitetsten Kasten, die Bauernarbeit verrichten; von den Pelálern sehr gering geachtet, halten sie sich selbst zum Theil für Nachkommen der Kschatryas aus dem Agni- oder Feuer-Geschlecht. Nach ihrem geringeren oder größeren Vermögen und Landbesitz führen sie den Titel Padejátschi, oder Cavoundin (?), oder Udejer (cf. oben 9. und 10.), oder selbst Naiker. In Pondichery sind sie in Bezug auf rechte und linke Hand neutral, sonst überall gehören die Männer zur rechten, ihre Frauen aber zur linken Hand; letztere tragen daher auch Halsbänder von kleinen schwarzen Glasperlen und bedienen ihre Männer mit der linken Hand. Einige Vornehmere unter ihnen enthalten sich der Fleischspeisen, noch wenigere der berauschenden Getränke. Sie führen ein rothes Banner mit einem Hahn und Fuchs, sind theils Swaiten, meist aber Bischmiten und verehren besonders Venkada- (d. i. Tripetty-) Rámana, die Gottheit der Pagode in Tripetty zwischen Mayaveram und Combaconum, und die Heiden der Mahabharata-Sage. Sie haben ihre eigenen Priester, Pádschárie, deren Würde erblich ist. Esquer führt 8 Klassen der Pallys auf:

a) Bannier, nennen sich Naiker oder auch Pillay, sind die gebildetsten Pallys, meist Swaiten, führen ein sinnfärbiges Banner mit einem Löwen und Tiger, und rufen wohl auch Kampen, den berühmten Dichter des tamulischen Ramayana, als Schutzgottheit an; sie verwerfen den Unterschied zwischen rechter und linker Hand.

b) Padakátter („Beschützer der Armee" oder „Waffenträger"), von Räuberhorden entsprungen, welche die alten Rájschas nicht anders zu bändigen wußten, als daß sie ihnen die Polizeimacht übergaben mit dem Titel Taleiver oder Polygars (besonders im Dindigal- und Maduragebiete, cf. unter 32. Kaller).

c) Zemindár-Pallys, nicht zahlreich, Nachkommen großer Zemindars oder Erbpächter.

d) Arischa-Pallys (von arisi, d. i. Reis?), Landbauer, Gärtner, Feldarbeiter, sind sehr zahlreich.

e) Candeikatti-Pallys (von candei, d. i. ein kriegerischer Knöchelring?), sind Korbmacher.

f) Bana-Pallys, Kaufleute in Früchten.

g) Natta-Pallys, Muschelfischer und

h) Mina-Pallys, Flußfischer. (NB. die eigentlichen Fischerkasten cf. unter 24. bis 27.).

14. Kammáler oder Pantschalkammáler, Fünfgewerker. Sie theilen sich in 1) Tattáns, Goldschmiede; 2) Tatscher, Zimmerleute; 3) Karumár oder Koller, Schmiede; 4) Kannár, Kupferschmiede, Glockengießer ꝛc. und 5) Kal-Tatscher oder Sirper, Maurer. — Ein Kammále kann irgend eine dieser fünf Beschäftigungen sich wählen, und diese fünf Klassen haben Essensgemeinschaft und Zwischenheirath. Sie behaupten Nachkommen der fünf Söhne des Götter-Architekten Wiswakarma zu sein, tragen die arische Schnur und nehmen den 2. Rang in der Linkehandkaste ein. Sie sind Swaiten und führen in ihrem rothen Banner das Bild des berühmten Affen Hanuman, einer Inkarnation des Siva, außerdem einen Papagei, Geier und

Digitized by Google

mehrere Abzeichen ihres Berufes. Die Goldschmiede führen den Titel Pati (d. i. Herr, Meister), die anderen den Titel Aischarya (d. i. Priester). Sie haben sich gänzlich von den Brahminen losgesagt; ihre Frauen kleiden sich wie Brahminenfrauen und haben vielfach Bielmännerei (cf. Graul's Reise, Bd. 3, S. 237 ff.; Bd. 4, S. 184).

15. Kallelli-Siddhas, Steinschneider, jetzt nur noch wenig zahlreich (z. B. in Tritschinopoly), aber geschickt in ihrer Kunst.

16. Muttschis, Maler, Vergolder, Tapezierer, Sattler ꝛc., geschickt, aber verachtet, weil sie in Leder arbeiten; sie essen kein Fleisch, sind Bischmniten, tragen die arische Schnur und führen in ihrem Banner einen Walfisch. Sie beanspruchen den Titel Rao (Rau, von Rádscha), da sie sich für Nachkommen der Mahratten halten; ihre heller Gesichtsfarbe deutet auch auf nördlichen Ursprung. Unter ihnen sollen die berüchtigten Orgien der Linkehandkasten (Saktidienst der linken Hand) besonders im Schwange gehen.

17. Schánars, auch Suras genannt (von surei, d. i. Palmsaft), zapfen den Saft der Palmyra- und Kokos-Palme ab, besonders zahlreich im südlichen Tinevelly-Gebiet (und in Ceylon, wo sie eine etwas höhere Stellung einnehmen). Sie bilden die 4. Klasse der Linkehandkaste, sind Sivaiten, aber auch Teufelsanbeter (Bhútas) und führen eine Leiter im Banner (da sie eine solche zum Besteigen der Palmen brauchen). Ihr Titel ist Grámany, d. i. Dorfbesitzer. Von ihnen sind sehr viele zum Christenthume bekehrt.

18. Sattánys oder Baischnavas, handeln mit Blumen, flechten Kränze ꝛc., sind Bischmniten, führen den stolzen Titel Ayer, wohl wegen ihrer Verbindung mit dem Tempeldienst.

19. Dásis oder Dévadásis bilden die Kaste der Tempeldirnen oder Bajaderen, werden aber aus verschiedenen Kasten (besonders den Weberkasten, oben unter 12.) zu diesem abscheulichen, aber bei den Hindus keineswegs verachteten Beruf genommen. Sie gelten eben als mit der betreffenden Gottheit Verlobte. In ihrem Banner führen sie das Bild des indischen Cupido, Manmathen oder Kámadéva; ihre Kinder werden Pagodenmusikanten oder Bajaderen.

20. Mólaker heißen die Bajaderen der Bischnu-Pagoden; sie führen in ihrem Banner ein musikalisches Instrument, Amarom (?) genannt (dem Tambúr ähnlich).

21. Náttudver oder Náttumuttukárer, sind die Tanzlehrer der Bajaderen, die mit Cymbeln den Takt schlagen; sie gehören ebenso wie ihre Schülerinnen entweder zur rechten oder zur linken Hand, je nachdem die Pagode, an der sie dienen, zur ersteren oder letzteren gehört.

22. Boys oder Kávuvór, Palankinträger, haben ihre besonderen Kastengesetze und keinen Theil an der rechten und linken Hand; ursprünglich Telegus mit erblicher Häuptlingswürde, sind Bischmniten. Später haben auch Tamulen verschiedener Kasten diesen Beruf ergriffen, und jetzt bilden sie 13 Unterabtheilungen, deren bedeutendsten die Telugeparaboys, Kettyboys, Pallyboys, Schánarboys und Bammárboys sind.

23. Kusavér, Töpfer, fast Alle Sivaiten, tragen den Linga (Phallus ꝛc.) und gehören zur rechten Hand. Desgleichen verehren sie die Mariammei, d. i. die Pockenschwarzen Blattern-) Göttin. Sie fertigen außer den verschiedenartigsten Töpferwaaren auch Götzenbilder, heilige Pferde ꝛc. und führen den Titel Pati (cf. oben unter 14.).

24. bis 27. Macuas, allgemeiner Name für die Fischerkasten, auch Mugajer oder Mmeewer (vom tamulischen Wort für „untertauchen"), theilen sich in folgende 4 verschiedene Kasten:

24. Patanavas (?), Schiffer und Fischer auf dem Meere (in den sogenannten Kattumaram-Flößen und Booten), sind Sivaiten, gehören zur linken Hand, und führen in ihrem rothen Banner eine Schildkröte.

25. Kareyár, von derselben Profession, aber Bischmniten.

26. Sempadaver, Fischer in Teichen und Flüssen, führen ein gemaltes Netz im Banner.

27. Paraver oder Parathar, Fischer im Süßwasser, zugleich muthige Taucher und Perlenfischer am Manár-Golf; sehr viele schon im 16. Jahrh. von dem Jesuiten Xavier getauft, führen aber einen immoralischen Lebenswandel, und ihre Frauen sind der Prostitution ergeben.

Die Fischerkasten sind in Folge ihres Berufes (sie tödten animalisches Leben!) verachtet. Sie verehren eine (vielleicht chinesische) alte Gottheit, Baouth oder Singaniammen, zu Virampatnam mit Opferthieren, Reis und Früchten ꝛc.

28. Panisey-mager sind die Diener der Bellåker und übrigen hohen Sudrakasten, etwas höher stehend als die Folgenden. Sie laden zu freudigen und traurigen Familienereignissen die Gäste ein.

29. Napitas oder Ambhaschther, die Barbiere der Sudras, sind verachtet in Folge ihres Berufes, aber unentbehrlich, da kein Hindu sich selbst rasirt (Kopfhaar und Barthaar werden — je nach den verschiedenen Kastensitten — verschiedenartig und oft recht wunderlich, ja nach unserem Geschmacke häßlich rasirt, nicht verschnitten allein). Sie treiben auch — wie früher und wohl theilweise noch jetzt auch bei uns — Chirurgie, operiren Hühneraugen ꝛc. und sind Musikanten bei den Pagoden und beim Publikum (bei Hochzeiten, Begräbnissen ꝛc.). Ihre Frauen sind Wahrsagerinnen und leider sehr geschickt im Gebrauche von Mitteln zur Abtreibung der Leibesfrucht ꝛc. Sie sind Bischmniten.

30. Bannárs, Wäscher, sind noch verachteter als die Barbiere, obwohl ebenso unentbehrlich; sie dürfen nicht den — heilig gehaltenen — Ochsen, sondern nur den Büffel und Esel zum Lasttragen für ihre oft großen Wäschebündel benutzen. Hauptsächlich verehren sie die Mariammei (die Pockengöttin), bei deren jährlichem Feste sie als Priester dienen und einen Hammel opfern. In ihrem Banner haben sie einen weißen Topf, Vellei-pánei, dem Subrahmanya geweiht.

N. B. Die beiden folgenden Kasten, Maraver und Kaller, stellt Caquer viel zu tief, vielleicht sind sie in Pondichery so verachtet; nach Graul rangiren sie oben vor den Schánars unter 17. und mit Recht. Derselbe erwähnt auch noch die von Caquer übergangenen Achampadier, die früher in Tempeln und Palästen Kriegerdienste thaten (cf. Graul's Reise, Bd 4, S. 177 f.), aber in keinem guten Rufe stehen, in Folge der sogenannten „Geheim-Ehe" (cf. Graul, Indische Sinnpflanzen, S. 147 f.).

31. (eigentlich 17.) Maraver, deren Hauptsitz in und um Ramnad im Süden von Madura ist, sind gleichfalls wie die Achampadier, cf. das NB. zuvor) ein kriegerisches Geschlecht und lebten früher meist vom Raube (cf. Graul's Reise, Bd. 4, S. 181 ff.). Ihr gemeinsamer Ehrentitel ist Töver (sonst zur Bezeichnung der „Götter" gebraucht!), an einigen Orten Servoiikrer (d. i. Militär), Mannakárer (d. i. Aufseher), oder Mudi-Tángi (d. i. Kronenträger). Sie zerfallen in mehrere Abtheilungen, von denen einige sich, sammt ihren Frauen, durch Tapferkeit auszeichneten. Die Ehe ist lax, die Kinder ihrer Kebsweiber heißen

Digitized by Google

Parivarattar, d. i. Gefolge. Die Adappatárer sind eine entartete und in Hörigkeit lebende Abtheilung.

32 (eigentlich 18., cf. das NB. vor 31.). Kaller, d. i. Diebe oder Räuber, mit den Vorigen verwandt (cf. oben unter 13. b.), lebten gleichfalls lange Zeit vom Raube, und werden noch jetzt, z. B. in Tritschinopoly, als Tag- und besonders Nachtwächter selbst von hohen englischen Beamten besoldet, um Hab und Gut vor ihren Kastengenossen zu schützen, da sie sich als die eigentlichen Herren des Landes in dortiger Gegend ansehen. Unter den vornehmen Familien soll die Beschneidung Sitte gewesen sein. Sie beanspruchen den Häuptlingstitel, einige Abtheilungen führen den Titel Piramudeiár, d. i. Held, andere Sénéiráden, d. i. Herr der Heerschaar. Das Haupttheiligthum der sogenannten Náttu-Kaller befindet sich auf einem Hügel Malla-Kóttei, wo sie jährlich in kriegerischer Weise das sogenannte Ochsen-Band-Fest feiern (cf. Graul's Reise, Bd. 4, S. 178 ff.). Die Ehe ist auch bei ihnen lax, die Ehescheidung leicht. Die Frauen schürzen ihre Kleider hinten und gehen meist mit unbedecktem Busen. Geheimehe ist auch bei ihnen, wie bei den Vorigen, im Gebrauch.

Zu diesen vielen Sudrakasten kommen noch einige Nomaden- und Berg-Stämme, die zum Theil ganz wild leben.

33. Kuraver, Zigeuner, treiben verschiedenes Gewerbe. Die Uppu-Kuraver machen Salz und führen es auf Eseln von der Küste ins Innere. Die Totein(?)-Kuraver treiben Schweinezucht und sind Wallgräber. Die eigentlichen Kuraver sind Korbflechter. Die Ter-Keitiand, aus dem Süden, treiben dieselbe Beschäftigung, vermischen sich aber nicht mit den Vorigen. Die Mattu-Kuraver verkaufen Wannen und Bambus. — Die Kuraver essen alle möglichen Arten von Thierfleisch. Die Frauen wahrsagen, tatowiren und ergeben sich der Prostitution (Graul's Reise, Bd. 4, S. 185 f.). Die Kuraver sind, wie die Zigeuner, gefürchtete schlaue Diebe, Bettler ꝛc.

34. Odder, graben Brunnen, Teiche, Kanäle, werfen Erdwannen auf, ziehen Schweine auf ꝛc. Sie sind eifrige Bischmniten und stammen aus Orissa, haben eine besondere Sprache (das Uriya) mit Alphabet.

35. Sanapper, in Madras sehr häufig, neben grobe Säcke für das Getreide.

36. Tomber oder Kúttádis, sind Taschenspieler, Athleten, Seiltänzer, ungemein gewandt, wie auch ihre Frauen.

37. Nóker, treiben dieselbe unehrliche Hantirung und führen dasselbe zuchtlose Leben wie die Vorigen.

38. bis 41. Die Bergvölker der Nilagiri-Berge im S. W. Vorderindiens, über welche Missionar Metz ein besonderes Büchlein in englischer Sprache geschrieben: „The Tribes inhabiting the Neilgherry Hills; their Social Customs and Religious Rites", bieten viel Interessantes für die Völkerkunde; hier nur einiges Wenige der Vollständigkeit halber (cf. auch Graul's Reise, Bd. 3, S. 288 bis 317.).

38. Todas, die Aristokratie unter den Nilagiri-Bergvölkern, etwa 100 Familien. Als Gottheit, Hiriadóva, verehren sie die heilige Herdenglocke. Ihre Priester heißen Pálál. Sie leben von ihren Büffelherden.

39. Badagas, etwa 15 000 Seelen, haben eine dem Sühnbock im 3. Buche Mosis ähnliche Ceremonie, verehren den Linga (Phallus ꝛc.), und bilden 18 Unterabtheilungen.

40. Kótas, die Handwerker der Nilagiris, wo sie sieben Dörfer bewohnen, verehren Siva und seine Gemahlin Parvati.

41. Kurumber, sind die Priester und Musikanten, auch Zauberer bei den Todas und Badagas. Früher mächtig, wurden sie im 3. Jahrh. n. Chr. von einem Kóla-Könige in die Berge vertrieben.

42. Böder, Jäger und Vogelfänger, leben an den Abhängen der Gebirge.

43. Irular, fast ganz wild, leben von Honig und Wurzeln, sind Bischmniten und dienen bei den wenigen Badagas, welche nicht Swaiten sind, als Priester.

(Cf. oben das NB. vor 31. die Achampadier, mit welchen 44 Haupttheilen der Sudras im Tamulenlande zu zählen sind.)

Die Kastenlosen,

d. h. die nicht zu den vier Hauptkasten Gehörigen, gewöhnlich Pariahs genannt (von pareï, einer großen Trommel), obwohl sie unter sich wieder in Kasten getheilt sind und auf ihre respective Kastenehre halten. Sie zerfallen gleichfalls in rechte und linke Hand zu je fünf Klassen.

A. Rechte Hand. 1) Balluver, Priester, Aerzte, Zauberer, Wahrsager ꝛc. der Pariahs, sind alle Swaiten und führen ein weißes Banner. Sie vermischen sich nicht mit den übrigen Pariahs. — 2) Balangamugatár, d. i. Rechte-Hand-Leute im speciellen Sinne, verrichten Feldarbeit, Botendienste; viele von ihnen sind auch im Dienste der Europäer als Köche, Aufwärter ꝛc. — 3) Bettiáns, Musikanten (auch bei Trauer oder Freude der Sudras), verbrennen die Leichname, Todtengräber, Getreidemesser (in der Erntezeit), schaffen gefallenes Vieh bei Seite. — 4) Bannár, die Wäscher der Pariahs. — 5) Ambhaschther, die Barbiere der Pariahs.

B. Linke Hand. 1) Paller, thun dieselben Geschäfte wie die Balangamugatár (unter A. 2.), und bestreiten diesen den Vorzang, da sie kein Kuhfleisch essen. — 2) Sakkilis, Schuhmacher (cf. oben Sudrakasten 5. Comuttys), und Kombufárer, Hornbläser, bilden Eine Kaste und verrichten den Pallern manche Dienste. — 3) Tóttys, verrichten die niedrigsten Dienste, reinigen die Aborte ꝛc. und verbrennen auch (cf. A. 3.) die Todten. — 4) Panikker, essen grüne Frösche, sind untergeordnete Diener. — 5) Kónamattei, den Tóttys ähnlich, suchen einen Erwerb, indem sie den Teichfand durchsieben, in welchem stehend die Tamulenfrauen sich baden, um von diesen beim Baden etwa verlorene Juwelen zu finden, sind auch Pferdeknechte (und als solche verachtet, während mit Ochsen auch vornehme Kasten umgehen), Grabhauer ꝛc.

Anm. Von den angeführten Kasten (Sudras und Pariahs) werden 18 als bienende Kasten (Kuti-makkel) betrachtet (cf. Winslow's tamulisch-englisches Wörterbuch).

Anhang.

Ueber die Kasten in Bengalen, im Telugulande und auf der Malabarküste, soweit sie von obiger Darstellung Abweichendes bieten, vergleiche das Buch Escher's selbst und Graul a. a. O. — Wir fügen hier als Anhang nur noch Einiges über die Beschäftigungen und den Unterricht bei den Hindus hinzu.

Die sechs Beschäftigungen, welche dem heiligen Lande, d. i. Indien, angemessen erachtet werden, sind: 1) Ackerbau; 2) Handwerk; 3) Heirath mit den angemessenen Ceremonien und alle Führung des Ehe- und Hausstandes; 4) Handel; 5) Künste, Wissenschaften und Litteratur, Schriftstellerei; und 6) Architektur.

Ebenso werden den vier Hauptkasten je sechs Beschäftigungen zugewiesen, in deren Aufzählung verschiedene

Digitized by Google

Autoren etwas von einander abweichen. Wir geben sie nach Winslow's tamulisch-englischem Lexikon wie folgt:

1. Den Brahminen eignet: 1) Studiren und Recitiren der Vêdas; 2) Unterricht ertheilen in den Vêdas; 3) tägliche Ceremonien verrichten; 4) die Ceremonien für Andere verrichten; 5) Austheilen von Almosen, Unterstützung religiöser Bettler; und 6) Empfangen von Almosen und Geschenken von würdigen Personen.

2. Den Kschatryas eignet: 1) Studiren der Vêdas; 2) Verrichtung von Ceremonien; 3) Ertheilen von Almosen und Geschenken; 4) Beschützung und Regierung des Landes; 5) Disciplinirung von Truppen; und 6) Kriegführen.

3. Den Vaisyas eignet: 1) Studiren der Vêdas; 2) Verrichtung von Ceremonien; 3) Erwerb von Reichthum; 4) Ertheilung von Almosen; 5) Halten von Viehherden, besonders Kühen; und 6) Ackerbau.

4. Den Sudras eignet: 1) Den ersten drei Kasten dienen (von geistlicher Arbeit ist nicht die Rede!); 2) Erwerb von Reichthum; 3) Ackerbau; 4) Halten von Viehherden; 5) Spielen auf Saiten- und Blas-Instrumenten; und 6) Weberei in Baumwolle und Seide, Tragen von Lasten und andere „Knechts"-Arbeit verrichten. —

Ueber den Unterricht fügen wir hier nur hinzu, was von der Einweihung eines Schülers in die Saiva-Religion, — Siva-dîkscha genannt, — und von den drei Stufen des Saiva-Lebens gefordert wird.

Die Siva-dîkscha ist eine siebensache: 1) Tschakschus — oder Nayana-dîkscha, sie geschieht durch das Auge des Guru (geistlichen Lehrers und Führers), der den Schüler anblickend, seine geistige Finsterniß und sein moralisches Böse verscheucht, und ihm geistliches Licht mittheilt; — 2) Sparsa-dîkscha durch Berührung, indem der Guru seine rechte Hand auf des Schülers Haupt legt und fünf Haupttheile seines Körpers berührt, und ihm so die Kraft der Fünf-Buchstaben- (oder Sylben-) Zauber-Formel (Si va na ma na) verleiht; — 3) Bâtsch- oder Bâtschaka-dîkscha, durch mündliche Unterweisung und Erleuchtung; — 4) Mânasa-dîkscha, durch das Gemüth, indem der Guru ein liebendes Interesse am Schüler gewinnt und so dessen Gemüth erleuchtet; — 5) Sâstra-dîkscha, geistliche Erleuchtung durch Vermittelung der heiligen Bücher und Wissenschaften; — 6) Yôga- oder Bhâvanâ-dîkscha, durch das vom Guru gegebene Beispiel oder Vorbild eines schweigsamen, bewegungs- (leidenschafts-) losen Asketen oder Yôgi (in den vorgeschriebenen acht Körperstellungen); — endlich 7) Avuttiri (?)-dîkscha, durch symbolische Figuren, auf dem Erdboden gemacht; diese letztere Art ist zwiefach: Nâna- (d. i. Weisheit-) Avuttiri und Kriya- (d. i. Werk-) Avuttiri.

Die drei Stufen endlich, welche der Sivait durchzumachen hat und welche auch dîkscha (d. i. Einweihung) heißen, sind: 1) Samaya-dîkscha, die Ceremonien, durch welche er unter die Schülerzahl aufgenommen wird; — 2) Viśêscha-dîkscha, besondere Ceremonien zur Konfirmation des Schülers, die aber nur eigentlichen Saivas ertheilt wird, welche weder Fleisch noch Fisch essen; der Schüler speist hinfort im Geheimen und wird durch diese Konfirmation geschickt, in die Geheimnisse der Agama-Philosophie oder der 28 geheim gehaltenen Bücher der Sivasette eingeweiht zu werden; — und 3) Nirvaâna-dîkscha, d. i. die höchste Stufe und Ceremonie, durch welche der Schüler zur Vollkommenheit eines Sivaiten gelangt und befähigt wird, das Opfer, pâdscha genannt, sammt den heiligen Ceremonien selbst zu verrichten, mit dem Guru zusammen zu sitzen und zu essen und alle Vorrechte des Saiva-Systems zu genießen. Denn der bisherige Schüler ist nun selbst zum Guru (geistlichen Lehrer und Führer) geworden und kann Schüler oder Jünger in seine geistliche Pflege und Erziehung nehmen.

Die Insel Basilan (Philippinen).

Die Mai-Nummern des „Diario de Manila" und der „Oceania Española" bringen einige Notizen über Basilan, denen ich Folgendes entnehme:

Die Insel Basilan gewährt schon von der Ferne durch die reiche Vegetation, welche jedes Fleckchen Boden bedeckt, einen reizenden Anblick; trotzdem galt sie bei den Bewohnern und Soldaten der Philippinen als ein sehr unerwünschter Aufenthaltsort und jeder, der dahin versetzt wurde, trachtete sobald als möglich wieder nach einem anderen Orte, einer anderen Provinz versetzt zu werden und dies aus dem Grunde, weil jeder Europäer oder Mestize, welcher es wagte, einen Schritt aus den Thoren der spanischen Festungswerke zu machen, von den fanatischen Mohammedanern, welche die Insel bewohnen, niedergestochen wurde. Die Insel gehörte nämlich bis zum Jahre 1846 zum Sultanat Sulu; die Veranlassung zur Besitznahme Basilans durch Spanien war die Angst, es könnten die Franzosen hier eine Niederlassung begründen. Guizot beauftragte nämlich den Mr. de la Grêne, welcher soeben am 24. Oktober 1844 zu Whampoa den Friedensvertrag mit China abgeschlossen hatte, einen zur Anlage einer Flottenstation geeigneten Hafen im Malaischen Archipel zu erwerben. In Folge dessen erschien der französische Contre-Admiral Cecille mit den Schiffen „La Cléopatre", „La Sirène", „La Victorieuse", „L'Alcmène" und „La Sabine" in den Gewässern von Sulu und Basilan. Wegen Ermordung mehrerer Matrosen gerieth er mit den Eingeborenen der letztgenannten Insel in Konflikt, wobei er den Ort Malugu einäscherte. Die Franzosen fanden indessen in dem Hafen des heutigen Isabela, damals Malamani oder Malavi genannt (nach dem vorgelagerten Inselchen), den gesuchten Punkt. Es gelang dem Herrn de la Grêne vom Sultane von Sulu die Stipulation eines Vertrages zu erwirken, nach welchem die Franzosen das Inselchen Melamaui und den Ort Lapinigani auf Basilan erhalten sollten. Tags darauf (21. Februar 1845) weigerten sich aber der Sultan und die Dattos (Lehensfürsten) den Vertrag zu unterschreiben. Es war dies eine Folge der Bemühungen des spanischen Gouverneurs der Provinz Zamboanga. Die Unterhandlungen zerschlugen sich und Frankreich unternahm um so weniger noch etwas in dieser Angelegenheit, als das Kabinet von Madrid in Paris Gegenvorstellungen erhob. Um aber nicht wieder ähnliche Störungen seiner Machtsphäre fürchten zu müssen, besetzte Spanien die Insel Basilan an jener Stelle, die von den Franzosen einst in Anspruch genommen worden war, und gründete dort ein Fort Namens Isabela.

Digitized by Google

Die eingeborene Bevölkerung verhielt sich von nun an feindlich gegen die Spanier, welche durch nahezu drei Jahrzehnte es nicht wagen konnten, die äußere Postenlinie zu verlassen, wollten sie sich nicht der Gefahr aussetzen, ermordet zu werden. Einen besonderen Feldzug gegen die durch eine üppige Vegetation gedeckten Feinde, welche jahraus, jahrein die Festung unermüdlich von der Landseite aus cernirten, hielt man wegen der Kostspieligkeit und des voraussichtlichen Blutverlustes für unnöthig, da man durch die Okkupation nur das aus zahlreichen Verträgen mit Sulu datirende Besitzrecht sich wahren wollte. Nur wenn Seeraub konstatirt wurde, dann schossen die in Isabela stationirten Kanonenboote das Heimathsdorf der Piraten in Schutt und Asche. Unter solchen Verhältnissen machte die Ausbreitung der spanischen Herrschaft nur geringe Fortschritte: 1850 waren nur Isabela und das Dorf Pasanhan spanischer Besitz, der im Jahre 1870 außerdem noch die Dörfer Panigunan, Malamani und Guibanang umfaßte, welche von 523 Seelen (3 Spaniern, 10 Mestizen, 345 malaischen Christen [meist Bisayern], 112 Mohammedanern und 53 Chinesen) bewohnt wurde, ganz abgesehen von der Besatzung, welche aus Marine- und Landtruppen bestand, und den hier untergebrachten Sträflingen. Seit kurzer Zeit hat sich die Situation erheblich gebessert, Isabela allein zählt jetzt nahezu 600 Bewohner, Pasanhan 800 bis 1000, und während bisher die spanischen Unterthanen außerhalb des Festungscanons nie ihres Lebens sicher waren, begimnt sich jetzt ein reger Handel mit den Dörfern der Mauren (d. h. der Mohammedaner) zu entwickeln, ja Ende April fuhr der Gouverneur der Insel in einem Kanonenboote um dieselbe herum, hielt vor jedem Küstendorfe und nahm dort die Huldigung der Häuptlinge entgegen.

Diese Veränderung der Sachlage danken die Spanier dem Einflusse eines Deserteurs. Derselbe ist ein Tagale aus der Provinz Cavite, der zur Infanterie ausgehoben wurde, in welcher er es bis zum Korporal brachte. Er gerieth durch seine Unbotmäßigkeit bald mit den Militärgesetzen in Konflikt und zog es nun vor durch Flucht sich der Strafe zu entziehen, wurde aber wieder eingefangen und auf das Presidio von Zamboanga gebracht; doch gelang es ihm auch hier zu entkommen und zwar nach der Insel Basilan. Obgleich er ein kleiner unansehnlicher Mann war, so wußte er sich durch seinen Muth und seine fabelhafte Schußfertigkeit (er versteht nie sein Ziel) ein solches Ansehen zu erwerben, daß die Dattos (Fürsten) der Insel ihn bald als ihresgleichen anerkannten, obwohl er nur über eine Bande von 12 Deserteuren und entlaufenen Verbrechern gebot. Mit seiner Horde durchstreifte der gefürchtete Pedro Cuevos — so ist sein Name — die ganze Insel, ohne daß die Mauren es wagten ihn anzugreifen. Während er so die Mauren, welche ihn für den Träger eines unbesiegbar machenden Zauberes hielten, in Schach hielt, war er zugleich ängstlich bemüht, die christlichen Niederlassungen vor Schaden zu bewahren, indem er die Spanier vor jedem geplanten maurischen Ueberfall warnte. Auf diese Weise hielt er sich jede Verfolgung von spanischer Seite fern. Da die Mauern durch ihn alle Raubanfälle vereitelt sahen und Cuevos überdies gegen jeden Datto, der seine Leute gegen die Spanier hetzte, den Krieg erklärte, so beschloß der mächtigste Fürst der Insel, der Paulima Calong, ihn zu vernichten und zog mit 200 Kriegern gegen ihn zu Felde. Cuevos nahm mit seinen Genossen eine günstige Stellung ein und schoß von dort mit seinem unfehlbaren Gewehre die Feinde, so daß deren Zahl sich immer mehr und mehr zu lichten begann. Der wuthentbrannte Paulima forderte nun durch Parlamentäre den Ektorporal zum Zweikampfe heraus, was dieser auch annahm. Cuevos war der glücklichere, er erlegte seinen Gegner, dessen Krieger ihn nun als ihren Paulima anerkannten. Dieses Ereigniß vermehrte nun sein Ansehen in unglaublichem Grade, das er auch sofort zu Gunsten der Spanier ausnützte. Als nämlich im Jahre 1876 ein Theil der Garnison und sämmtliche vor Isabela stationirten Kriegsschiffe zu jenem Expeditionskorps stießen, welches Sulu eroberte, da planten die maurischen Fürsten einen Handstreich auf das Fort. Da erschien Cuevos — der jetzt von den Mauren Paulima Calong, von den Christen Pedro Calong genannt wird — mit seinen Kriegern vor dem Fort, benachrichtete den Gouverneur von der drohenden Gefahr und bewirkte es, daß die feindlichen Scharen es nicht wagten, einen Angriff zu unternehmen. Da Cuevos überdies christliche Gefangene befreite und entlaufene Verbrecher den Spaniern auslieferte, so wurde endlich sein inständiges Bitten erhört und ihm wie seinen Gefährten ein Generalpardon bewilligt. In seinem Feuereifer bewog er nun die meisten Häuptlinge der Insel, als deren Suttan er angesehen werden kann, der spanischen Regierung sich freiwillig zu unterwerfen. Kein Wunder, wenn der Name dieses loyalen Deserteurs jetzt in Manila im Munde aller Leute ist.

Die Festung Isabela ist durch vier Bastionen geschützt, nur die Kasernen, das Gefängniß und das Haus des Gouverneurs sind von Stein, die übrigen ärarischen und Civilgebäude sind von Holz, Rohr und Nipablättern (von der Palme Nipa fruticans) hergestellt.

Zu bemerken ist noch, daß die Insel nur selten von jenen heftigen Oktanen heimgesucht wird, die in anderen Theilen des Archipels so häufig sich einstellen. Dagegen tritt das intermittirende Fieber in der Zeit von September bis Dezember ein, doch hat sich das Klima der Station in den letzten Jahren erheblich gebessert.

F. Blumentritt.

Ein Tam-Tam der Bateke.

Unter diesem Titel beschreibt Graf G. di Brazza-Savorgnan in dem Juniheft des „Bolletino della Societa Geogr. Italiana“ den größten Ball der Eingeborenen, dem er bisher beigewohnt hatte, einen Ball, an dem mehr als 200 Personen theilnahmen. Man stelle sich einen großen, halb von Männern, halb von Frauen gebildeten Kreis vor, alle Theilnehmer aufrecht und in der Mitte etwa 50 Menschen, welche das Orchester bilden. Das Centrum des Kreises wird durch den Tam-Tam eingenommen, einen großen Cylinder von Combo-combo (einer Holzart), der an einem Ende ausgehöhlt ist; über die Höhlung ist ein Widderfell ausgespannt; das andere Ende läuft in vier kurze Füße aus. Ein Mann bearbeitet das Fell mit der Hand und, je nachdem die Schläge mehr in die Mitte oder nach dem Rande zu fallen, wird der Ton höher oder tiefer. Hieran reihen sich die Blasinstrumente in großer Anzahl und ver-

Digitized by Google

schiedenartiger Form; zunächst dem Tam-Tam-Schläger sitzen vier oder fünf Leute, die in einen großen Kürbis blasen, wodurch ein tiefer Ton, wie von einer Altvioline, entsteht; andere blasen in einen kleineren Kürbis, dem sie höhere Töne entlocken; daneben einige andere mit den allerkleinsten Früchten derselben Art, welche kaum die Größe einer Apfelsine haben, mit zwei Löchern; denselben werden mit leichtem Hauche zwei oder drei verschiedene Noten entlockt. Auch das gewöhnliche Saiteninstrument ist vertreten; es wird gebildet aus einem Zweige der Bambuspalme, einige Fasern der Rinde sind losgelöst und stellen die vier Saiten vor. Ein halber Kürbis dient als Klangboden; bei dem Spielen setzt ihn der Künstler, der mit beiden Händen den Saiten angenehme Töne entlockt, auf seinen Unterleib. Mitten auf dem Bogen und an den beiden Enden desselben hängen die Bateke drei eiserne Anhängsel in der Form von Spateln auf; rund um diese befinden sich Ringe, welche, wenn die Saiten berührt werden, in eigenthümlicher Klangfarbe ertönen. Die Länge des Bogens beträgt etwa 1,10 m. Dies Instrument ist bei den Pan, den Bateke und Apfurn gebräuchlich. Vor dem Gebrauch werden die Saiten gestimmt. Zu diesen Musikanten kommt noch in der Mitte des Kreises eine Anzahl Erwachsener und Knaben, welche mit zwei gekrümmten Holzstücken im Takte gegen einander schlagen, oder ihre Hände zu ähnlichen Zwecken gebrauchen oder gar ihren Bauch als Trommelfell benutzen. Dies ist der sitzende Theil der Theilnehmer, aber auch alle jungen Männer, welche die eine Hälfte des Kreises bilden, halten jeder einen kleinen, mit Samenkörnern gefüllten Kürbis in der Hand; sie schütteln dieselben im Takte, was diesen Instrumenten einen eigenthümlichen Ton entlockt, der sich mit allen anderen sonderbaren Tönen, mit dem unbeschreiblichen Geräusch, was alle diese Lungen, alle diese eigenthümlichen Instrumente hervorbringen, zu einem wahren Teufelslärm vereinigt.

Und doch besteht in allem diesem Lärm sicherlich eine gewisse Harmonie, und die Künstler haben gewiß feste Regeln des Tam-Tam, die sie auch zu befolgen scheinen; hoch aufgerichtet unter den zusammengekauerten Leuten steht mitten im Kreise der Kapellmeister, der die Musik mit dem in Streifen zerschnittenen Felle einer Tigerkatze als Taktstock in der Hand dirigirt (diese Katzenart nennen die Gabonesen bellet); außerdem bezeichnet er den Rhythmus durch die Windungen seines Körpers, durch Rufen und Händeklatschen.

Nachdem wir so das ganze Orchester kennen gelernt haben, wollen wir die Toiletten der Tänzer betrachten. Wenn man sie sieht, glaubt man zu träumen oder mitten im Karneval zu sein und Leute zu erblicken, die über alles Maß betrunken sind. Bei einer derartigen Veranlassung pflegen Männer und Frauen sich die Hüften mit dem besten Schurz zu umgürten, sich mit allen Perlen zu schmücken, die sie besitzen, allen Schmuck von Gazellenhörnern, allerlei Streifen von Thierfellen, alle Fetische, alle Grigri und Gott weiß was noch anzuhängen. Dann sieht man den seltsamsten Kopfputz, den man sich auf einem Menschenschädel denken kann: Flechten, Chignons, Kugeln von Haaren, alles geschmückt mit Hahnenfedern; die bunten Farben, mit denen sie sich bemalen, vervollständigen ein Bild, welches einzig in seiner Art ist. Die alten Frauen haben gewöhnlich das Gesicht mit einem weißen Streifen eingefaßt, der auch über die ganze Brust läuft, so daß man nur einen einzigen dunklen Kreis sieht, in welchem sich Mund, Nase und Augen befinden. Bei den jungen Schönheiten spielt das Roth eine große Rolle; sie beschmieren sich damit den ganzen Kopf und auch die Haare, so daß letztere eine rothe Krone bilden; die Männer scheinen keiner bestimmten Mode zu folgen, sie glänzen in allen Farben. Da hat einer einen weißen Kreis um seine Augen gezogen, ein anderer hat Roth oder Schwarz zu gleichem Zwecke verwendet, manche haben die Schläfen roth bemalt, einige sich die Arme in drei verschiedenen Farben zebraartig gestreift oder sich ein farbiges V auf die Brust gezeichnet; kurz, jeder Geschmack ist vertreten.

Nach unseren Begriffen tanzen diese Leute nicht; sie thun nichts Anderes als sich schütteln, sich wenden, den Kopf umwenden, und alle diese Bewegungen erzeugen ein solches Gewirr von sich vermischenden Farben, wie es nur durch die schnelle Umdrehung einer buntbemalten Scheibe entsteht, und in diesem Chaos leuchten die Schurze, die Stickereien und Perlen, aus denen sie Halsbänder machen, plötzlich auf.

Am merkwürdigsten ist es, daß es bei diesen Bällen auch Auszeichnungen wie bei uns im Cotillon giebt. Zu einem Tam-Tam nämlich werden auch die Bewohner der benachbarten Dörfer eingeladen und diese empfangen Geschenke als Belohnung für hervorragende Leistungen in Musik und Tanz in Gestalt von einheimischen Schurzen.

Von Zeit zu Zeit, mitten unter dieser grenlichen Musik, tritt irgend ein Jüngling aus der Reihe, nähert sich dem Tam-Tam, hält da eine Rede und bringt darauf einer jugendlichen Tänzerin, der Erwählten seines Herzens, entweder einen Schurz oder ein Tombo (große blaue Perle) oder ein Corl. Die älteren Männer bringen den verummunten älteren Frauen ebenfalls Geschenke.

Noch ein eigenthümlicher Zug: Ein Jüngling, welcher einen langen, mit aus Zweigen geflochtenen Ringen geschmückten Stab hält, macht der Musik ein Zeichen abzubrechen, hält eine von lautem Beifall begleitete Rede, begiebt sich dann zum Halbkreis der tanzenden jungen Mädchen (deren Bewegung beim Tanzen aus nichts Anderem besteht als aus Biegungen der Beine, Bewegungen der Hüften, Vorwärtswerfen der Brust, Neigung des Kopfes zur Rechten und zur Linken, wobei die mit Samenkörnern gefüllten Kürbisse geschüttelt werden, und alles dies mit einer überraschenden Schnelligkeit, ohne daß die geringste Unterbrechung einträte) und reißt von dem Hampte einer der Tänzerinnen eine Hahnenfeder und diese Handlung gilt als Zeichen der Anerkennung, daß seinem Geschmack nach die betreffende Schöne am besten tanzt. Während des Festes geht der Häuptling des Dorfes umher und nimmt die Honneurs wahr, tanzt aber nicht mit. Ein Mahl für die ganze Gesellschaft beschließt die Feierlichkeit.

Nach 15 bis 20 Tagen wiederholt sich die Festlichkeit in dem Dorfe, dessen Bewohner heute eingeladen waren, und die jetzigen Wirthe werden dann ihrerseits mit Schurzen, Perlen und anderen Gegenständen beschenkt.

Diese wenigen Worte mögen genügen, dem Leser eine Vorstellung von einem Tam-Tam bei den Bateke zu geben, wie er unter den dichten Palmen des Dorfes Kenkunda unter einer brennenden Sonne und einem bleischweren Himmel abgehalten wurde; ein wenig Geruch von Negerschweiß und Palmöl muß hinzugedacht werden um das Bild zu vervollständigen.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Der Chan von Buchara hat den Russen neuerdings verschiedene Zugeständnisse gemacht, namentlich in Bezug auf den Schutz des Handels und die Errichtung einer Telegraphenlinie von Taschkend nach Buchara, welche bereits gegen Ende September in Thätigkeit treten soll.

— Ein französisches Aufnahmeschiff, der „Henri Rivière", der seinen Namen nach dem jüngst in Tongking gefallenen Marineofficier trägt, wird nach dem Oberlaufe des Songkoi oder Rothen Flusses gesandt werden, nicht nur um dort unter den Piraten Ordnung zu halten, sondern auch um den Flußlauf und die angrenzenden Striche zu vermessen. Es läßt sich nicht leugnen, daß in letzter Zeit für die Geographie von Hinterindien von französischer Seite mehr gethan wird als von englischer.

— Derjenige Ort, welcher am meisten durch die jüngsten Vorgänge in Tongking verloren hat, ist Kanton. Von dort stammt die überwiegende Mehrzahl der in Tongking wohnenden Chinesen und die meisten dortigen Kaufleute. Nun aber ruht augenblicklich der Handel am Oberlaufe des Songkoi oder Rothen Flusses vollständig. Die hortigen Schwarzflaggen hatten früher fast ebenso viel Handelsverkehr in ihrem wilden Berglande, als die Franzosen in ihrem Hafen Haiphong; sie brandschatzten zwar die Kaufleute, aber das ist im Osten ja nichts Ungewöhnliches. Die Franzosen dagegen sollen die Waaren derselben konfiscirt, sie selbst ins Gefängniß geworfen oder erschossen haben, wenn man dem Times-Korrespondenten glauben will. Darum ist Kanton aufgeregt; aber noch unwilliger ist es über den Mai-Vertrag mit den Franzosen, der ihm den gewinnreichen Handel mit Tongking gänzlich abschneidet. Deshalb ist die Stimmung in Kanton sehr kriegerisch; man kauft Flinten und Krupp'sche Kanonen, so viel man bekommen kann und wird die Piraten auf dem West-Flusse unterstützen, damit sie den Franzosen im nördlichen Tongking nach Kräften einheizen. Die Tongking-Affaire ist noch lange nicht zu Ende.

Afrika.

— Der Spanier Ximenes hat in diesem Sommer das Gebiet des Muluja-Stromes und das Gebirge der Beni-Senanin (Marokko) bereist und es ist ihm gelungen, dort Handelsverbindungen anzuknüpfen.

— Der durch seine Zambese-Expedition bekannte Kapitän Paiva d'Andrada hat sich in Gesellschaft eines Geologen nach Ostafrika begeben, um das fast ganz unbekannte Gebiet zwischen Sofala und den Manika-Goldfeldern zu erforschen. — Im Auftrage der Companhia Africana wird jetzt in England ein für den Zambese bestimmter Dampfer erbaut.

— Ueber die Liebe der Herero zu ihrem Vieh macht C. G. Büttner (Das Hinterland von Walfischbai und Angra Pequena) folgende zum Theil ergötzliche Mittheilungen. Die Herero scheinen nichts höheres zu kennen, als möglichst viel Vieh um sich zu haben. Obwohl der Viehreichthum einzelner Fürsten wie früher so noch jetzt bis an die tausende und zehntausende Stück von Rindern und unzählbare Schafe und Ziegen geht, so kennen sie doch nur weniges, was sonst nach ihrer Ueberzeugung des Menschen Herz erfreuen könnte. Wie ein richtiger Deutscher für den Wald schwärmt, so schwärmen sie für ihre Ochsen, und für einen Fürsten in Damaraland giebt es kein interessanteres Thema, als immer wieder die Erlebnisse ihrer Ochsen, die Stammbäume ihrer Kühe durchzusprechen. Ihres Herzens Sehnen ist erfüllt, wenn nur die Herde sich vermehrt. Daher wird auch kein Stück Muttervieh und überhaupt kein Kalb, kein Lamm geschlachtet; ja auch von den Ochsen und Hammeln wird, außer bei außerordentlichen festlichen Ereignissen, Begräbnissen und dergl. nichts angegriffen; sonst ist man zufrieden, von der Milch der Herden zu leben, von dem, was die Jagd bietet, von dem, was aus der Herde von selbst stirbt. Denn selbstverständlich lässt man nichts umkommen, und den gemeinen Mann in Damaraland ist es schon recht, wenn die Herden der reichen Leute durch irgend eine Seuche decimirt werden. Noch heute wird der reiche heidnische Herero, wenn in der dürren Zeit die Milch knapp wird, lieber mit Weib und Kind Hunger leiden und den Leibgurt — welcher deshalb auch von ihnen der „Hungerstiller" genannt wird — alle paar Tage um ein Loch enger schnüren, als daß er einen seiner lieben Hammel oder Ochsen bloß aus dem Grunde schlachtete, um sich einmal wieder satt zu essen. .... Ursprünglich war bei den Herero fast gar kein Handel vorhanden, höchstens daß befreundete Familien ihr Vieh unter einander austauschten, aber nicht sowohl um Vortheil aus diesem Handel zu haben als vielmehr um Stücke, deren Farbe und Eigenthümlichkeiten der alte Glaube für die betreffenden Familien für unglückbringend hielt, gegen andere glückbringende einzutauschen. Dabei kam es dann häufigsächlich darauf an Stück gegen Stück umzutauschen, nicht etwa nach europäischem Begriff Werth gegen Werth, so daß also auch der Tausch eines Hammels gegen einen Ochsen, eines Kalbes gegen eine Kuh nichts Unerhörtes war; ja, Büttner möchte fast glauben, daß es in den alten patriarchalischen Zeiten als ein Unrecht angesehen wurde, wenn jemand auf solch einen Tausch nicht einging, wie denn auch die Sitte nicht leicht erlauben mochte, daß ein Herero dem andern eine Bitte völlig abschlug. (Dabei werden allzu unverschämte Bitten natürlich durch die Furcht, Repressalien hervorzurufen, zurückgehalten.) Noch jetzt scheint die Meinung, daß ein Stück Vieh eigentlich so viel werth ist wie das andere, bei den Eingeborenen vorhanden zu sein. Als Büttner aus Damaraland fortzog, wollte er auch einige von den Hausgeräthen, den Kleidungsstücken und Schmuckſachen, welche von den Eingeborenen selbst hergestellt waren, mitnehmen, wurde aber im Anfang durch die horrenden Preise abgeschreckt, welche die Eingeborenen für ihre absolut genommen recht werthlosen Dinge forderten. Endlich kam er nun auf den Gedanken, ihnen dafür Vieh zu bieten, da er seinen Viehstand so wie so auffüllen mußte. Und nun machte er zunächst die Bemerkung, daß die Eingeborenen Vieh sehr gerne für ihre Sachen annahmen, welches bedeutend geringeren Marktwerth hatte als die europäischen Tauschartikel, welche sie früher gefordert. Und als das Geschäft im Gange war, merkte er sehr bald, daß es den Eingeborenen ziemlich gleichgültig war, ob sie eine ausgewachsene Kuh oder ein Kälbchen bekamen. So ließen sich die ursprünglichen Forderungen auf ein sehr bescheidenes Maß herabbringen, ohne daß die Verkäufer sich geschädigt fühlten und das geiegende Angebot bewies, wie gerne sie das lebende Vieh, mochte es noch so jung sein, für ihre todten Sachen hinnahmen.

— Die Verhältnisse im Aschanti-Reiche, welche wir oben auf S. 142 schilderten, haben sich schnell geändert. In Kumasi brachen die Pocken aus, denen auch der König Quaco Duah erlag; während derselbe bei seinen Lebzeiten die Menschenopfer abgeschafft hatte, wurden bei seiner Beerdi-

Digitized by Google

gung nicht weniger als 300 Personen geschlachtet. Gleich darauf wurde der frühere König Kaffi Kalkalli ermordet und als Nachfolger wird Mensah betrachtet, der bis vor kurzer Zeit König war, aber wegen seiner Grausamkeit abgesetzt wurde. Deshalb haben sich die Häuptlinge der Gegenpartei an den englischen Gouverneur der Goldküste gewandt mit der Bitte, das Aschanti-Land unter englisches Protektorat zu stellen. Sehr möglich, daß englischer Einfluß und englischer Handel bald, wie auf S. 142 angedeutet wurde, bis Kuntampoh vordringt!

Südamerika.

— Mit den den Indianern abgenommenen Ländereien wird in der Argentinischen Republik im großartigsten Umfange spekulirt. Die Regierung pflegt die Quadratlegoa etwa für 400 Patacons oder 1600 Mark an Privatleute zu verkaufen, die dann in Jahresfrist den Preis, zu dem sie ihrerseits wieder loschlagen, auf 5000 bis 16000 Mark hinauftreiben. Daß unter solchen Umständen die ersten Pionire nicht immer das beste Land erhalten, wie das doch der Fall sein sollte, liegt auf der Hand. Aber auch in den älteren Provinzen hat der preiswürdige Erwerb von Grundbesitz seine Schwierigkeiten. Das Land befindet sich in den Händen großer Familien und wenn nicht gerade besondere Umstände die Zerstückelung dieser oder jener Chancien mit sich bringen, sind übertrieben hohe Verkaufspreise die Regel. Im Durchschnitte würde in der Provinz Buenos-Ayres eine Suerte (2025 Hektaren) hauptweise 60000 oder 28,8 Mark für jeden Hektar kosten, pachtweise kommt sie dagegen bloß auf 2400 bis 4000 oder 1,20 bis 2 Mark für den Hektar zu stehen. (H. Föller, „Pampas und Anden".)

— Ueber die nächste Zukunft Perus äußert sich Hugo Föller in seinen „Pampas und Anden" (vergl. oben S. 176) folgendermaßen. „In welchem finanziellen Zustande Peru demnächst zu geregelten Leben zurückkehren wird, läßt sich heute kaum feststellen. Das Salpetergeschäft ist ein für allemal in die Hände der Chilenen übergegangen und gerade die besten „huaneras" (von dem Quichuawort huanu gleich Mist) scheinen erschöpft zu sein. Der Guano, der jetzt noch auf den Chincha-, Hunhapi- und Macavi-Inseln liegt, ist bloß ein kleiner Rest, derjenige aber von den Lobos-Inseln und dem Festlande (Huanillos, Punta Alta, Puerto Ingles, Pabellon de Pica und Chimona-Bai, insgesammt etwa 1 800 000 Tonnen) soll weniger reich an Ammoniak und mit Sand vermischt sein. Der Absatz, der sich nach 1869 auf 574 790 Tonnen belief (zu 200 bis 240 Mark die Tonne), stellte sich für 1876 bloß auf 378 663, für 1877 auf 310 042 und für 1878 auf 338 000 Tonnen. Gegenwärtig schläft das Guanogeschäft, das sich mehr und mehr auf den einzigen Hafen Huanillos beschränkt, gänzlich; die chilenische Regierung hat zu demselben noch nicht Stellung genommen. Früher pflegte die Guanoausfuhr nach den verschiedenen Verbrauchsländern (England, Frankreich, Vereinigte Staaten, Italien, Mauritius, Deutschland, Indien, China, Cochinea, Australien, Barbados, Spanien, Cuba) verpachtet zu werden. Die Pächter verkauften den Guano für Rechnung der Regierung und erhielten dafür Kommissionsgebühren und Provision, deren Höhe je nach den verschiedenen Ländern wechselte. Nur Handelshäuser mit großem Kapitale konnten der stets verlangten Vorschüsse wegen solche Verträge abschließen und doch war des dabei Gewinnes halber der Andrang sehr groß. Alles dies wird sich für die Zukunft in bescheidenere Grenzen bewegen müssen.

Betrachten wir nun die übrigen Reichthümer Perus. Wo die alten Inkas das viele Gold herbekommen, welches die Canonsthaderen vorfanden, weiß man noch immer nicht, vielleicht vom Oberlaufe des Amazonenstromes. Während der vicekönigl. Herrschaft beruhte der Reichthum Perus hauptsächlich auf seinen Silberbergwerken. An Metallen fehlt es auch im heutigen Peru nicht, daß sind ihre Lagerstätten zu schwer zugänglich, die Schwierigkeiten der Gewinnung zu groß, als daß sie, mit Ausnahme des Silbers und etwa noch des Kupfers, in größerem Stile abbauwürdig wären. Der Silberreichthum hat gegen früher sehr abgenommen, wenn auch die berühmten Minen von Cerro de Pasco noch immer recht ergiebig sind, und falls die Oroyobahn einmal bis dorthin weitergeführt würde, ihre alte Bedeutung wiedergewinnen könnten. Die jährliche Gesammtproduktion an Silber stellte sich vor dem Kriege doch noch immer auf 20 bis 24 Millionen Mark, während das Kupfer etwa 8 Millionen Mark einbrachte. Man sieht, daß Peru sich für die Zukunft nothgedrungen wieder etwas mehr dem Ackerbau wird zuwenden müssen. Ein Anfang ist mit jenen 40 oder 50 Zuckerrohr-Hacienden (zwei davon sind in deutschem Besitze) gemacht worden, die meist unfern von Lima in der Nähe der wasserspendenden Flußläufe und zwar ausschließlich von Europäern angelegt wurden. Es fehlt aber an Arbeitern, denn zu energischem Ackerbau sind weder die heutigen Cholos noch die Indianer verwendbar. Die Zahl der Chinesen aber vermindert sich eher, als daß sie zunähme. Nimmt sich nicht europäische oder nordamerikanische Energie der halbvollendeten Eisenbahnbauten an, so ist es gar nicht abzusehen, wie diese wohlgemeinten, aber übertrieben großartigen Werke jemals vollendet werden sollen."

Vermischtes.

— Immer zahlreicher und prachtvoller werden die geographischen Hilfsmittel für den Unterricht. Von den öfters erwähnten Hölzel'schen Geographischen Charakterbildern ist die 8. Lieferung erschienen, welche einen Theil des Riesengebirges mit der Schneekoppe (Erklärung von Prof. Simony) und in einem interessanten Doppelbilde das Stettiner Haff (Text von V. v. Haardt) enthält. Die Ausführung ist, wie immer, eine künstlerische und dabei naturgetreue. — Fast noch besser zu Schulzwecken geeignet, weil um das Vierfache größer, erscheinen uns die „Charakterbilder zur Länderkunde" von A. Kirchhoff und A. Supan (Kassel, Th. Fischer), wovon uns die erste Lieferung (Preis 18 Mk.) vorliegt. Dieselbe enthält 1) das Nilthal Aegyptens, gemalt von E. Berninger und 2) einen südamerikanischen Tropenwald in der Niederung, gemalt von A. Göring. Die Ausführung dieser großen Tafeln erscheint uns besonders schön und in den Farben prächtig. Die Namen der Künstler und Herausgeber bürgen für die Authentie der Darstellung.

Inhalt: Eine Reise in Griechenland. IV. (Schluß.) (Mit fünf Abbildungen.) — Ernst Kramberger: Reise von Esseg durch einen Theil Syrmiens. VIII. (Mit einer Abbildung.) — Hugo Schanz: Beitrag zur Beurtheilung der Ostindischen Kautschuge. II. (Schluß.) — F. Blumentritt: Die Insel Basilan. — Ein Tam-Tam der Bateke. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Südamerika. — Vermischtes. (Schluß der Redaktion: 1. September 1884.)

Redaktion: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1884.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien[1]).

XII.

(Die Abbildungen, sofern nichts anderes bemerkt ist, nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

Am 8. September erhielt das Dieulafoy'sche Ehepaar die lange ersehnte Erlaubniß, die Mesdschid-i-Schah oder wenigstens einzelne Theile derselben zu besuchen, denn es blieb ihnen untersagt, den Saal des Mirhab zu betreten. Am nächsten Tage war die Sonne denn auch noch nicht aufgegangen, als sie schon den im Jahre 1580 von Schah Abbas dem Großen erbauten Meidan betraten; es ist das ein gewaltiger Platz in Gestalt eines Parallelogramms von 386 m Länge und 140 m Breite, umgeben von Baulichkeiten, in welchen sich prächtige Bazare befinden. Namentlich derjenige, in welchem die Schneider hausen, ist einer der schönsten und elegantesten in ganz Persien; durch das Thor Nakkarah-Chaneh steht er in Verbindung mit dem Meidan. Zur Rechten und Linken desselben befinden sich Loggien, die inzwischen baufällig geworden sind; in denselben nahmen einst die beiden Musikbanden, die türkische und die persische, des Schah Abbas Aufstellung. Von diesen Balkonen aus gesehen stellt sich der Meidan mit seiner Einfassung von marmorbekleideten Kanälen wahrhaft großartig dar. Seine Ausdehnung wie die vollkommene Symmetrie der ihn umgebenden Bauten sind um so bemerkenswerther, als diese Eigenschaften nicht nur mit den Gewohnheiten und Ideen des Orients, sondern auch des Occidents zur Zeit der Erbauung des Meidan in Widerspruch stehen. Die mächtigen Verhältnisse dieser Anlage lassen bei ihrem Erbauer Schah Abbas eine Einbildungskraft und eine Geistesgröße erkennen, wie sie auch in den vierfachen Baumreihen des Tschaar-bagh und den Ruinen der längs desselben errichteten zwanzig Paläste zu Tage treten. Ist es nicht merkwürdig, daß man gegen Ende des 16. Jahrhunderts in Persien, einem Lande, wo die Kunst stets einen wesentlich freien Charakter sich bewahrt hat, eine jener großen Anordnungen findet, wie sie für die französische Architektur des 17. Jahrhunderts und die verschwenderisch-phantastischen Bauten Ludwig's XIV. charakteristisch sind? Im ganzen civilisirten Europa giebt es keinen geschlossenen Platz, der an Größe, Symmetrie und selbst an Schönheit mit dem Meidan-i-Schah wetteifern kann; das ist schon die Ansicht jener wenigen Reisenden gewesen, welche im 18. Jahrhundert Persien besuchten.

Wenn man den Platz zum ersten Male betritt, wird man an den Marcusplatz in Venedig erinnert; beide sind von Arkaden umgeben, welche sich an dem einen Ende an ein prachtvolles Gotteshaus anlehnen; die Moschee des Scheich Luft Allah, welche zur Linken der Mesdschid-i-Schah sich erhebt, erinnert durch ihre Lage an den großen Uhrthurm in der Lagunenstadt, während rechts an Stelle des Campanile das unter dem Namen Ali Kapi bekannte fünfstöckige Thor steht. Wollte man aber den Vergleich weiter durchführen, so käme Venedig dabei entschieden zu kurz. Denn ihm fehlt jener wunderbar klare Himmel, von dessen satt dunkelblauem Hintergrunde sich die türkisblauen Emaillen und die weißen oder gelben Schnörkel der Kuppeln und Minarets so wirkungsvoll abheben; ihm fehlt die

[1]) Vergl. „Globus" Bd. 45, S. 17.

Digitized by Google

Der Meidan-i-Schah in Ispahan.

Digitized by Google

strahlende Sonne, welche über alle Gebäude einen feinen goldigen Glanz verbreitet; ihm fehlen die zahlreichen Karawanen von Kameelen, deren große Gestalten in dem riesigen Raume zusammenschrumpfen; ihm fehlen endlich jene Musikanten, die, wie in Erinnerung des Gottesdienstes ihrer Vorfahren, die Sonne, das Symbol der lebendigen Kräfte in der Natur, bei ihrem Erscheinen und Verschwinden begrüßen. Lange kupferne Trompeten mit sonorem Schalle und Trommeln von der Form kegelförmiger Granaten bilden die lärmenden Elemente in dem malerischen Orchester, welches Abends und Morgens auf einer der Terrassen vor dem (oben erwähnten) Kaklarah-Chaneh oder dem „Talar" des Thores Ali Kapi, des höchsten Bauwerkes in ganz Ispahan, sich einstellt.

Unter demselben Talar, dessen mit Malerei und Vergoldung geschmückte Decke von zwölf Säulen aus Cedernholz getragen wird, versammelte sich auch der Hofstaat der Sofi-Könige, wenn der Herrscher Recht sprach oder einem der Feste beiwohnte, welche seit der Erbauung der Medschid-i-Dschuma stets auf dem Meidan gegeben wurden. Von dort aus zeigte sich die Moschee den Augen des Schahs in ihrem vollen Glanze, indem der Winkel, unter welchem er sie sah, bis zu einem gewissen Grade die unregelmäßige Lage des Bauwerkes abschwächte; denn nur das äußere Thor der Moschee liegt in der Achse des Meidan, während die Achse ihres Schiffes nach rechts abweicht, um die Richtung nach Mekka einzuhalten. Diese schräge Stellung der Moschee zum Meidan bewirkt, daß schon vor der Zeit des

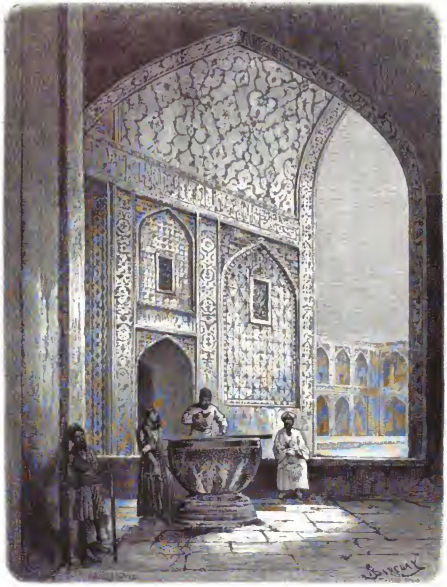
Musikanten, den Aufgang der Sonne begrüßend. (Nach einer Skizze Dieulafoy's.)

Schahs Abbas hier inmitten des Handelsquartiers ein großer, von Gebäuden freier Platz bestanden hat, an welchen der Schah seinen Meidan anpassen mußte, ohne die Bazare anzutasten, die zu wichtig waren, um beseitigt werden zu können. Die Moschee selbst wurde auf einem Melonenfelde erbaut, dem Besitzthume einer alten Frau, die sich so lange gegen jeden Verkauf sträubte, bis ihr die Priester daraus eine Gewissensfrage machten. Nachdem diese Schwierigkeit überwunden war, wollte Schah Abbas sofort ans Werk gehen, und da die bestellten Marmorblöcke nicht ankamen, befahl er die Medschid-i-Dschuma niederzureißen und mit ihrem Materiale den Bau des neuen Gotteshauses zu beginnen. Aber die Priester hatten Muth genug, sich dem Fürsten zu Füßen zu werfen und um Schonung für das gleichermaßen durch seine Architektur wie durch sein Alter bemerkenswerthe Heiligthum zu bitten, welche ihnen auch zugestanden wurde. 1580 wurde der Grundstein zur Medschid-i-Schah gelegt und von da an wurden die Arbeiten mit fieberhaftem Eifer gefördert.

Das große, nach dem Meidan sich öffnende Thor besteht aus einem Spitzbogen, eingefaßt von einem dreifachen Taustabe türkisblauen Emails, dessen Enden auf alabasternen vasenförmigen Kragsteinen ruhen. Die Vorhalle hinter dem Thore ist mit einer Wölbung überdeckt, die aus kleinen, über einander gestellten Zellen besteht und wie Mauern, Giebelfelder und Minarets ganz mit Emailplatten belegt, auf denen in lebhaften Farben Arabesken und Blumen, umgeben von frommen Sprüchen, gemalt

Digitized by Google

sind. Diese Fayence-Platten an den Bauten der Sofi-Könige sind zwar weniger theuer und leichter herzustellen, aber nicht so dauerhaft, wie diejenigen der Seldschukiden und weniger künstlerisch, als die mongolischen Mosaiken, welche aus einzelnen, zu großen Füllungen zusammengefügten Emailen bestehen. Für die geringere Haltbarkeit der Fayence-Tafeln dient als Beweis die Existenz eines ehrwürdigen Holzgerüstes, welches sich vor dem Hauptthore erhebt und anscheinend dazu bestimmt ist, bei der Ersetzung der in Folge der winterlichen Feuchtigkeit abgefallenen Platten verwendet zu werden. Allein seit Menschengedenken sind niemals an der Mesdschid-i-Schah Ausbesserungen vorgenommen worden; jenes Gerüst hat vielmehr, wie die Volksstimme meint, eine doppelte Bestimmung: erstlich soll es die Fremden glauben machen, daß sich die Regierung ernstlich bestrebt, die historischen Denkmäler des Landes zu erhalten,



Vorhalle der Mesdschid-i-Schah.

und zweitens den Architekten und Mollahs, welchen die Ueberwachung der betreffenden Reparaturen übertragen ist, eine dauernde Rente seitens des Schahs sichern. Diese Erklärung ist durchaus charakteristisch für den in ganz Persien geübten „Madachel" (Unterschleif); jedenfalls müßte man, wenn man jemals daran denken sollte, das Thor der Moschee auszubessern, damit anfangen, das Holzgerüst sicher und tragfähig zu machen.

Hinter dem Thore befindet sich ein geräumiger Vorhof, von wo aus man den großen Hof der Moschee mit seinen zweistöckigen Gallerien übersieht. In der Achse dieses Raumes ist eine Porphyrvase, ähnlich einem Taufbecken, aufgestellt; sie ist stets mit frischem Wasser gefüllt, damit die Gläubigen ihren Durst löschen können. Dort wurden die Reisenden von etwa zwanzig Mollahs erwartet, welche ihnen als Führer und Aufpasser dienen sollten und nach dem dieselben nochmals einen natürlich vergeblichen Versuch gemacht hatten, sie von dem Besuche dieser und anderer

Digitized by Google

Moscheen abzuhalten, setzten sich ein Mollah und ein Seïd (Nachkomme Mohammeds, der sich als solcher eines dunkelblauen Turbans bedienen darf) an die Spitze des Zuges und führten denselben durch die Moschee selbst hindurch und dann über die Dächer von Bazaren und Häusern auf die Terrassen der Moschee. Von diesem Standpunkte aus kann man das Areal des Gebäudes ganz überschauen und die Bedeutung des Riesenwerkes würdigen; man erblickt am anderen Ende des inneren Hofes das von zwei Minarets flankirte gewaltige Spitzbogenthor des eigentlichen Tempels und dahinter die große blaue Kuppel, überragt von mehreren goldenen Kugeln und dem Halbmonde, der sich in einer Höhe von 55 m über dem Fußboden befindet. In der Mitte der beiden Seitenflügel rechts und links von der Moschee befindet sich gleichfalls je ein Thor, das in einen kuppelförmig überwölbten Saal führt; sonst bestehen diese Seitenflügel aus zwei über einander gestellten Etagen spitzbogiger Säulenhallen, auf welchen eine dicke Schicht Erde liegt. Nach oben hin schließt kein Gesims, keine Verzierung diese Gallerien ab, sie schneiden vielmehr oben in gerader Linie ab, wie man es auf unserer dritten Abbildung sehen kann; doch läuft oben ein breiter Fries frommer Sprüche herum, die in Weiß auf blaue Fayenceplatten gemalt sind. Hinter diesen Gallerien, zwischen dem Hauptheiligthume mit dem Mirhab (Nische, die nach der Richtung des Hauses Abrahams hin angebracht ist) und jenen beiden Kuppelsälen dehnen sich zwei lange von Säulenhallen umgebene Höfe aus, deren Wasserbecken Freitags und Festtags dem gewöhnlichen Volke behufs der vorgeschriebenen Abwaschungen zur Verfügung stehen, während das große Becken im Eingangshofe für jene frommen Leute reservirt ist, welche täglich in der Moschee ihre Gebete verrichten.

Die Anwesenheit der Fremden auf dem Dache, ihre Beobachtungen und ihre photographische Thätigkeit hatte inzwischen die Aufmerksamkeit der unten im Hofe befindlichen Gläubigen und einen gelinden Ausbruch von Fanatismus erregt, so daß Dieulafoy's, in deren Begleitung sich Pater Pascal befand, es vorzogen, da die Zeit des Mittagsgebetes herannahte, die geländerlosen Pyschte-buns (Terrassen) zu verlassen und in die Gallerien des ersten Stockwerkes hinabzusteigen. Diejenigen, in welche man sie nun führte, sind zu Wohnungen für die Priester bestimmt; sie traten bei einem derselben ein, einem ehrwürdigen Greise, dessen bronzefarbiges Gesicht durch sein weißes Gewand und seinen weißen Turban prächtig gehoben wurde. Er ließ die Fremden höflich auf seinem Teppiche Platz nehmen, Pfeifen und Thee bringen, damit sie sich damit die Zeit bis zur Beendigung des Mittagsgebetes vertrieben; denn erst nach Beendigung desselben wollte er sie die Loggia vor seiner Zelle betreten lassen. Von dem Innern derselben aus vermochten übrigens dieselben der religiösen Ceremonie zu folgen.

Ein Mollah aus der Medschid-i-Schah.

Der Gläubige betritt die Moschee mit den Pantoffeln in der Hand, begiebt sich nach dem für die Abwaschungen bestimmten Becken und nimmt die Kopfbedeckung ab. Wer einen Turban trägt, läßt sich das ganze Haupt vom Barbier scheeren; wer sich mit der hohen Lammfell- oder Filzmütze bedeckt, läßt zu beiden Seiten der Ohren eine dicke Locke stehen, damit die Mütze daran einen Halt hat. Diese Beobachtung kann man übrigens nur in der Moschee oder im Barbierladen machen, da die Mohammedaner es für die allergrößte Unhöflichkeit ansehen, wenn sich jemand öffentlich mit bloßem Haupte zeigt.

Nachdem also der Gläubige seine Kopfbedeckung auf seine Schuhe gelegt hat, räuspert er sich, spuckt aus, schneuzt sich, alles mit Zuhilfenahme von viel frischem Wasser und kommt allen Vorschriften des religiösen Gesetzes gewissenhaft nach, wie dieselben in mehreren Koranversen enthalten sind. „Betet nicht, wann ihr schmutzig seid; wartet, bis ihr eure Abwaschungen verrichtet habt, es sei denn, daß ihr euch auf einer Reise befindet ... Wenn ihr krank seid oder auf einer Reise, so reibt Gesicht und Hände mit Staub, in Ermangelung von Wasser. Allah ist mächtig und barmherzig!"

Nach Vollziehung der Abwaschungen bedeckt der Schia wieder sein Haupt, ergreift seine Schuhe, begiebt sich in den Saal des Mirhab, wendet sich in der Richtung der Kaaba, hockt sich auf den Teppich nieder, berührt mit der

Digitized by Google

Stirn den Boden, richtet sich wieder auf und beginnt, indem er die Arme am Körper herabhängen läßt, in anscheinend tiefster Sammlung sein Gebet zu sprechen. Während die Haltung der Arme und Hände bei Sunniten und Schiiten eine verschiedene ist, wird das Niederwerfen, durch welches die Gebete wiederholt unterbrochen werden, in genau derselben Weise ausgeführt. Da der Koran sagt, daß die Stirn des Gläubigen von der Berührung geröthet sein werde und es sehr schwierig ist, auf Matten oder Teppichen solche Eindrücke hervorzubringen, so sind sie mit runden oder eckigen Topfscherben versehen, auf welche sie die Stirn drücken; eben solche sind zum Besten der Reisenden in allen Karawanserais vorhanden. Nach Schluß des Gebetes nimmt jeder an der Thür des Mirhab-Saales seine Schuhe und begiebt sich nach dem Ausgange.

Die kurz vorher zahlreich in der Moschee anwesenden Frauen verlassen dieselbe kurz vor Mittag; denn ein berühmter Gottesgelehrter hat gesagt; daß sie ihre regelmäßigen Gebete daheim verrichten sollen, weil ihre Anwesenheit im Tempel den Gläubigen Liebesgefühle erregen würde, vor denen sie sich an einem der Anbetung Allahs geweihten Orte hüten müssen.

Die Eskimos des Cumberland-Sundes.

Ethnographische Skizze von **H. Abbes.**

I.

Die nachfolgenden Aufzeichnungen beruhen im Wesentlichen auf den Beobachtungen des Verfassers, welcher als Mitglied der deutschen Nordpolar-Expedition in den Jahren 1882—83 Gelegenheit hatte mit den Eingeborenen des Cumberland-Sundes in vielfache Beziehungen zu treten.

Die heutigen Bewohner der Küsten und Inseln des Cumberlandsundes, die Eskimos oder „Innuit“, wie sie sich selber nennen, sind von kleiner untersetzter Statur und rothbrauner Hautfarbe. Die mittlere Größe des Mannes beträgt nach vorgenommenen Messungen 1,58 m. Ihre breiten Gesichter mit starken Backenknochen zeigen plumpe, selten hübsche Formen. Die Schneidezähne sind dadurch, daß sie die Zahnreihen auf einander setzen, bei den älteren Personen horizontal glatt abgeschliffen, doch meistens gut erhalten. Ihre starken schwarzen Haare hängen in der Mitte geschieden glatt am Kopfe nieder. Die jungen Mädchen und Frauen tragen an jeder Seite des Gesichtes eine kurze Flechte. Der Bartwuchs der Männer ist sehr gering. Ihr Charakter sind die Eingeborenen phlegmatisch und daher friedfertig und gutmüthig, treu und zuverlässig im Verkehr mit Weißen.

Kumlien, welcher im Jahre 1877 im Cumberland-Sund verweilte, schätzt die Zahl der Eingeborenen auf 400. Walfischfänger, gaben etwa 250 Köpfe als das Maximum an. Ob eine solche rapide Abnahme in der That stattgefunden hat, oder ob die Differenz in der Unsicherheit der Schätzung beruht, lasse ich dahin gestellt.

Nach einer Sage, welche Kumlien (Contributions to the natural history of Arctic America, Washington 1879) erzählt, sind die Eskimos von Nordwesten kommend in ihre heutigen Wohnsitze eingewandert und haben sich nach glücklicher Bekämpfung der früheren Bevölkerung zu Herren des Landes gemacht.

Von ihren Vorgängern, den Tunuks, welche ans Grönland stammen sollen, wird berichtet, daß sie große, starke Leute gewesen seien, die in steinernen Häusern gewohnt hätten. Aehnliche Sagen existiren unter den Eingeborenen in Labrador und Grönland (Dr. Rink, Tales and traditions of the Eskimo, Edinburg 1875).

Mauerreste der Häuser sollen sich noch an manchen Stellen des Landes nachweisen lassen.

Den Eskimos sind bei ihrer unstäten Lebensweise feste Häuser kein Bedürfniß. Sie begnügen sich mit leicht transportablen Zelten und Schneehäusern. Das Gerüst des rechteckigen Zeltes besteht aus sechs bis acht durch Riemen fest verbundenen Stangen, über welche sich die aus zusammengenähten Seehundsfellen hergestellte Zeltwand ausspannt.

Am Boden verhindern aufgelegte Steine das Lüften der Bekleidung durch den Wind und das Eindringen der Kälte. Den Eingang schützen übergreifende Vorhänge. Der vordere Theil des Zeltes, welcher zur Aufbewahrung der Fleischvorräthe dient, wird häufig aus enthaarten, dünngeschabten Fellen gebildet, welche das Tageslicht durchscheinen lassen. Zuweilen findet man statt dessen auch nur eingelegte Fenster aus Gedärmen. Der hintere, etwas höhere Theil des Zeltes, der eigentliche Wohnraum der Familie, wird von dem vorderen durch zwei rechts und links stehende Lampen abgeschieden. Die Gefäße dieser Lampen sind rechteckige Tröge aus Speckstein, etwa 40 cm lang bei 15 cm Breite; an je einer ihrer Längsseiten spielt eine große Anzahl kleiner Flämmchen, deren steige Aufmunterung und Unterhaltung eine Hauptbeschäftigung der Frauen ist. Ueber der Lampe schwebt an einem Gerüst von Stäben geklopfter Seehundsdpeck, aus welchem ununterbrochen der durch die Wärme ausgetriebene Thran zur Speisung in die Lampe tropft.

Daneben hängt ein Kessel, zur Bereitung des Essens bestimmt und gewöhnlich mit Schneewasser gefüllt.

Der Boden des Wohnhauses ist bedeckt mit einer mehrfachen Lage von Seehunds- und Rennthierfellen zum Schutze gegen die Kälte des Bodens. Hierauf kauern am Tage die Bewohner des Zeltes mit untergeschlagenen Beinen, bald in stumpfsinnigem Schweigen verharrend, bald in lebhafter Unterhaltung begriffen oder schmausend, je nach der Tageszeit und ihrem Bedürfnisse. Die Hauptspeise der Eingeborenen ist Seehundsfleisch, roh oder in halbgekochtem Zustande, daneben, jedoch seltener, Walfisch- und Rennthierfleisch, sowie Enten und Lachse im Sommer. Von der letzteren Speise, welche ebenfalls auch roh genossen wird, sollen sie ihren Spottnamen „Eskimantiks“, d. h. „Leute, die rohe Fische essen“, durch ihre Nachbarn im amerikanischen Festlande erhalten haben. Eine Art Suppe, die besonders bei den Kindern beliebt ist, wird aus dem Blute des Seehundes bereitet.

Die Lampe dient außer zur Beleuchtung des Zeltes und zum Kochen der Speisen noch zur Erwärmung des kleinen

Digitized by Google

Raumes im Winter, und besorgt dieses mit solcher Gründlichkeit, daß man häufig 18 bis 20° R. im Innern antrifft bei einer Außentemperatur von — 20 bis 30°. Freilich verhindert auch der dichte Schnee, welcher die Außenwand des Zeltes bis zur halben Höhe bedeckt, das schnelle Entweichen der Wärme. Zugleich sucht der Eskimo durch Errichtung einer besonderen Vorhalle aus hartem Schnee den Eingang gegen den Wind zu schützen (Fig. 1).

Fig. 1. Zelt mit Vorhalle aus Schnee und Vorrathshaus der Eskimos am Cumberland-Sund.

Zum Bau dieser Vorhallen sowie der Schneehäuser, welche der Eskimo in Ermangelung eines Zeltes und auf Reisen im Winter benutzt, werden 10 bis 15 cm dicke und etwa 40 cm im Quadrat haltende Platten aus der durch die Stürme zusammengepreßten harten Schneedecke herausgeschnitten und zu einem Kuppelgewölbe derartig zusammengesetzt, daß die Horizontalfugen eine Schneckenlinie bilden, die im Boden beginnend am Schlußstein der Decke endigt. Zum Schneiden des Schnees dienen Messer aus Renthiergeweih oder Knochen (Fig. 2). Die Platten werden durch

Fig. 2. Messer aus Renthiergeweih zum Schneiden des Schnees.

Schnee fest mit einander verkittet. Zwei solche an einander schließende Kuppeln bilden eine Wohnung, an welcher sich zur Aufbewahrung der Jagdgeräthschaften ꝛc. häufig noch kleinere Anbauten aus denselben Material anlehnen. [Siehe Fig. 3 und 4 Ansicht, Querschnitt und Grundriß eines Schneehauses (iglu).]

Ein 50 cm tiefer, aus der Schneefläche ausgehobener, schmaler Canal (*c*) führt durch die Vorhalle (*V*) bis in die Mitte des Wohnraumes (*W*). Durch diesen Canal wird der Eingang unter das Niveau der Schlafstätte verlegt und das Eindringen der kalten Luft in dieselbe, sowie das Entweichen der inneren warmen Luft geschickt vermieden. Die

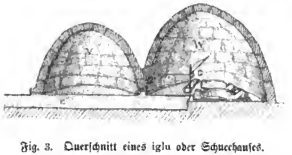


Fig. 3. Querschnitt eines iglu oder Schneehauses.

Fig. 4. Grundriß eines Schneehauses.

niedrige Thür der Hütte wird des Nachts durch eine Schneetafel geschlossen. Ebenso wie im Zelte stehen rechts und links vor der Schlafstätte die Lampen (*LL*), denen die Bewohner beim Liegen die Füße zukehren. Die Vorhalle gewährt den Hunden Schutz gegen Wind und Kälte. Bei den Vorrathshäusern (*M*), welche die Jagdgeräthe und Kleidungsstücke, die nicht im Gebrauch sind, aufzunehmen haben, sind die Oeffnungen nicht am Boden, sondern etwa in Armhöhe angebracht, da sich sonst die Hunde zu leicht Eingang verschaffen können.

Die Kleidung der Eskimos besteht aus einem Jacket mit Kapuze, kurzen, bis zu den Knien reichenden Beinkleidern, Strümpfen und Stiefeln. Sämmtliche Stücke sind aus Seehunds- und Renthierfellen sauber gearbeitet. Die Renthierfelle sind im Winter der dichteren und weichen Behaarung wegen vorzuziehen. Jacket und Beinkleid werden doppelt getragen. Das Unterzeug aus den weichen Fellen der jungen Seehunde wendet die behaarte Seite dem Körper zu. Das Oberzeug zeigt die Haare nach außen. Beide Anzüge haben gleichen Schnitt und passen genau über einander. Das Jacket ist vorn und hinten geschlossen und wird über den Kopf angezogen. Die Kleidung der

Digitized by Google

Frauen unterscheidet sich von der der Männer durch den Schnitt der Beinkleider, die aus zwei getrennten Stücken bestehen, sowie durch einen bis auf die Ferse reichenden Schurz an der Rückseite des Jackets.

Im Sommer pflegen die Frauen in der Kapuze die Säuglinge zu tragen. Für die Herstellung der Kleidung werden die Felle von den Frauen sorgfältig gereinigt, dann getrocknet und mit einem halbmondförmigen Messer zugeschnitten. Die einzelnen Stücke wissen sie so auszuwählen, daß die Zeichnung der Felle auf Brust und Rücken symmetrische Figuren bildet, was der Kleidung ein gefälliges Aussehen verleiht. Diese Symmetrie in der Zeichnung, sowie breite Streifen dunklern Pelzes an den Rändern des Jackets und der Beinkleider bilden den einzigen Schmuck der Kleidung. Statt des Zwirnes benutzen die Eskimos Walfisch- und Rentiersehnen. Die früher gebräuchlichen Nadeln aus Knochen sind schon seit längerer Zeit ersetzt durch Stahlnadeln, die einen Tauschartikel im Handel mit den Walfischfängern bilden.

Wie aus dem Vorhergehenden ersichtlich, ist dem Seehunde im Haushalte der Eskimos eine wichtige Rolle zugetheilt. Er liefert ihnen Wohnung, Kleidung, Nahrung, Feuerung und Licht. Auf den Fang dieser nützlichen Thiere ist daher auch fast das ganze Thun und Treiben der Männer gerichtet.

Im Winter halten die Seehunde zum Athemholen im Eise einige Löcher frei oder ziehen sich nach schmalen Wasserstraßen zwischen Inseln und in den Ausgängen der Fjorde, wo starke Strömungen die Bildung einer Eisdecke verhindern. Hierher fährt der Eskimo auf seinem Schlitten, den acht bis zwölf Hunde ziehen, und wartet oft stundenlang geduldig ausharrend auf das Erscheinen seiner Beute, die ihm ein sicherer Schuß überliefern soll. Mittels Haken oder einer an einem Riemen befestigten Harpune, welche weiter unten beschrieben werden soll, wird der Körper des getödteten, an den Eisrand treibenden Thieres gefaßt und aus dem Wasser gezogen. Anders gestaltet sich der Fang der jungen Seehunde, welche in Höhlungen unter der Schneedecke des Eises zur Welt kommen. Von diesen Höhlen führen verschiedene Gänge nach dem Loche, durch welches die Mutter die Verbindung mit dem Wasser unterhält. Die Hunde wittern diese Löcher und jagen in rasendem Laufe darauf zu. Schnell springt der Jäger hinauf und sucht durch Eintreten der Schneedecke dem fliehenden Thiere den Ausweg ins Wasser zu versperren. Ein kräftiger Schlag mit dem Schaft der Harpune genügt meist den Seehund zu tödten. Die Beute wird auf den Schlitten geladen und nach Hause gefahren.

Die Schlitten bestehen aus zwei hölzernen Kufen, die durch Querhölzer mit Riemen verbunden sind. Diese elastische Verbindung gestattet ein Verschieben der Kufen gegen einander, welches auf unebenem Terrain und beim Anstoßen gegen Eisschollen der Haltbarkeit zu gute kommt. Die Kufen sind unterhalb mit Walfischknochen belegt; vor dem Gebrauch werden diese mit Wasser bespritzt. Der dadurch erzielte dünne Eisüberzug gewährt eine wesentliche Erleichterung beim Fortkommen. Jeder Hund zieht an einem besonderen Strang; der vorderste, der Leithund, ist etwa 6 bis 8 m von dem Schlitten entfernt; er wird einzig durch Zurufe gelenkt. Die Peitsche, ein langer Seehundsriemen an hölzernem Stiele, ermuntert die Stumpfen in unbarmherzigster Weise. Nicht selten findet man unter den Hunden solche, welche durch einen Schlag mit der Peitsche ein Auge verloren haben, wie überhaupt der Eskimo diesem, seinem einzigen Hausthiere die denkbar schlechteste Behandlung zu Theil werden läßt; Schläge und Fußtritte sind ihr Lohn für übermäßige Anstrengungen, bei höchstens ein- oder zweimaliger Fütterung in der Woche mit saurigem Seehundsfleisch. Dem Eskimo der deutschen Polarstation im Kingawa Fjord starben im Frühjahr zehn Hunde an den Folgen der Anstrengungen und Entbehrungen des Winters. Während der Dauer ihrer Bootsreise im Sommer bringen die Eingeborenen ihre Hunde auf kleine Inseln im Sund und überlassen es ihnen, sich hier durch Muscheln und andere Seethiere, die sie zur Ebbezeit am Strande unter den Steinen hervorsuchen, zu nähren.

Die Hunde sind nicht groß; sie ähneln unserem Spitz durch die Bildung des Kopfes, die aufrecht stehenden Ohren und den buschigen Schweif. Sie bellen nicht, sondern lassen nur ein langgedehntes Geheul hören. Nach einigen sollen sie von Wölfen abstammen. Daß sich Wölfe des Nachts unter die Hunde gemischt und mit den Hündinnen gepaart haben, ist mir von einem Eingeborenen als Thatsache erzählt worden.

Den Lachsen, welche im Frühjahr zum Laichen die Wasserläufe hinaufgehen, lauert der Eskimo an den schmalen Stellen der Flüsse auf. Mit gepreßten Beinen ruhig im Wasser stehend, lockt er die Thiere herbei durch künstlichen Köder, kleine aus Walroßzahn geschnitzte Fische und Rentierzähne, die er an langen dünnen Fäden im Wasser spielen läßt. Mit schnellem, kräftigem Stoße führt der Ukadlunenung hinunter und spießt den Lachs im Rücken auf die mittlere Spitze dieser dreizackigen Harpune (Fig. 5).

Auf die Rentierjagd ziehen die Eingeborenen in den Sommermonaten mit Weib und Kind auf den Flüssen und

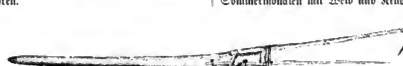


Fig. 5. Ukadlunenung, Harpune zum Spießen der Lachse.

Fjorden weit in das Land hinein, da die Rentiere sich nur in großer Entfernung von der Küste aufhalten. Die Zelte an den Küsten und auf den Inseln des Cumberlandsundes werden abgebrochen und zusammen mit den übrigen Habseligkeiten in den „Umiak“ geladen (Fig. 6). Der Umiak ist ein großes offenes Boot aus Seehundsfellen mit einem hölzernen Gerippe. Zur Fortbewegung dienen 3 bis 5 lange schaufelförmige Ruder, welche von den Frauen so geschickt wie von den Männern gehandhabt werden. Neuerdings ist der Umiak vielfach durch alte Walfischfängerboote ersetzt, die den Eskimo von schottischen und amerikanischen Whalern für geleistete Dienste geschenkt wurden.

Die besten Gründe für die Rentierjagd sind die Umgebung des Kennedy-Sees und das Nordende des Kingawa-Fjordes. Der Kennedy-See zwischen Cumberland-Sund und Fox-Kanal besitzt Ausflüsse nach beiden Meerestheilen. Er hat süßes Wasser, in welchem zahlreiche Seehunde leben, deren schöngezeichnetes weiches Fell für die Kleidung

Digitized by Google

sehr geschützt wird. Die Umgebung des Sees ist nach Aussage der Eingeborenen flach und stellenweise morastig. Die Renthiere sollen sich hier in großer Anzahl aufhalten und wenig scheu sein. Schon im Mai und Juni brechen einige Familien dahin auf und kehren erst zurück, wenn die Stürme eine für die Schlitten passirbare feste Schnee-

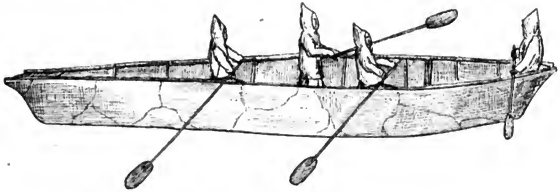


Fig. 6. Umiak.

decke gebildet haben, was selten vor Mitte December der Fall ist.

Der Kingawa-Fjord theilt sich an seinem nördlichen Ende in zwei schmalere Arme. In den östlichen mündet ein fischreicher Fluß, dessen weites ebenes Gebiet von den Ansiedlern aus Ananatuk und Kikkertak, zwei kleinen Inseln des Cumberland-Sundes, gegen Ende August aufgesucht zu werden pflegt. Hier schlagen die Familien für kurze Zeit

Fig. 7. Bogen aus Renthiergeweih und knöcherner Pfeil.

ihre Wohnsitze auf. Die Männer fischen und machen mehrtägige Jagdausflüge in das Innere des Landes, die Frauen reinigen die erbeuteten Felle, spannen sie zum Trocknen aus und verfertigen die Kleidung für den kommenden Winter. An die Stelle der Bogen (Fig. 7) aus Renthiergeweihen und Sehnen mit knöchernen spitzen Pfeilen ist jetzt fast allgemein die Feuerwaffe des Weißen getreten.

Reise von Esseg durch einen Theil Sirmiens.

Von **Ernst Kramberger.**

IX. (Schluß.)

Der Weg von Mitrovica nach Morović ist, obgleich anfangs gemachte Straße, nach einer Stunde Weges, wo man abbiegt, bei Regenwetter schlecht und wird desto kothiger und böser, je näher man Morović kommt. Nach drei Stunden Weges hat man noch eine weitere durch Gebüsch zurückzulegen, das jede Aussicht nach irgend einer Seite raubt. Morović ist ein kleineres, aber sehr ausgedehntes Dorf am Zusammenflusse des Bosut (Baennius) und der Studva, über welche beide sehr hohe Holzbrücken führen, um die kleineren Dampfer durchzulassen, die bei günstigem Wasserstande aus der Save zur Verfrachtung des in den großen und herrlichen Forsten geschlagenen Eichenholzes hereinfahren. Hier beginnen die weiten, der ehemaligen slavonischen Militärgrenze gehörigen Wälder.

Morović war nach dem heftigen Regen in ein Kothmeer versunken, und ich mußte tüchtig im Schlamme waten, um das alte Schloß der einstigen Bane de Maroth auf der Zunge am Zusammenflusse der beiden Flüsse zu besichtigen. Ein Grenzverwaltungshauptmann hatte den wenig geschichtlichen Sinn bekundenden Einfall gehabt, das noch in gutem Zustande befindliche Denkmal größtentheils niederzureißen und im Hofe ein ganz gewöhnliches, nichtssagendes Gebäude aufführen zu lassen. Die Ringmauern stehen noch und am linken Studva-Ufer sieht man die schön gelegte Ziegelpflasterung des Schloßhofes. Der famose Neubau, 11 Jahre alt, droht bereits einzustürzen.

Ein interessantes Baudenkmal ist die eine kleine halbe Stunde entfernt am linken Bosut-Ufer gelegene Kirche,

Digitized by Google

ein Bau von hartgebrannten Ziegeln inmitten einer Baumgruppe uralter Eichen, umgeben von einem seichten Graben und Erdwall und mit niedrigem Zaune umfriedet. Das Schiff der Kirche hat Strebepfeiler, gothische Fenster und der ebenfalls an den Ecken von Strebepfeilern gestützte Thurm zeigt nebst gothisch vertieften, doch obenher abgerundeten Fenstern auch solche in Kreuzform. Das Innere konnte ich, da sich der Schlüssel nicht fand, nur durch ein quadratisches Loch in der Thür betrachten. Es ist der kleinen Fenster wegen sehr düster, doch bemerkte ich Malereien.

Die Leute knüpfen den Ursprung des Baues an den Namen Maria Theresia's, erzählten mir aber auch eine sagenartige Geschichte, mit der die Entstehung des Kirchleins seines hohen Alters wegen viel besser in Beziehung gebracht werden kann.

Graf Stephan (wahrscheinlich ist Steph. Šiljanović gemeint, der 1506 nach der Familie Brankovič das Schloß bekam) ging in die Welt hinaus und blieb 30 Jahre auf Kriegszügen fern. Seine Gemahlin Marie herrschte allein und wollte, überzeugt, ihr Eheherr sei gestorben, den Rückgekehrten nicht anerkennen. Mit Sturm mußte er sein Schloß nehmen, worauf sie auszog, ein Kloster nebst Kirche baute und in jenem wohnte. Nach der später erfolgten Versöhnung lebten sie vereint. Der um das Kirchlein befindliche freie Raum mit Ziegeleresten und dem herumlaufenden Graben denken auf ein befestigtes Kloster. Im Volksmunde hat sich die alte Erzählung erhalten und der Name Marija ist, wie natürlich, in den jüngsten Generationen mit der Kaiserin in Zusammenhang gebracht worden.

Der berühmteste der Schlossherren von Morović ist der Banus Ivan Morović (Maroth), der im Aufstande gegen Kaiser Sigismund ihm treu zur Seite stand und die Rebellen niederwarf (1397). Dafür bekam er die firmische und vukovarer Gespanschaft. Als er dann 1415 gegen den Herzog Hervoja Krieg führte, gerieth er in vierjährige Gefangenschaft und mußte sich mit 40000 Gulden lostaxen.

Die Stubva und der Bosutfluß führten zu der Zeit, als ich dort war, mehr Schlamm als Wasser und der Forstbeamte, welcher dort zu leben die Aufgabe hat, seufzte nach hohem Wasserstande, daß den Schiffen die Durchfahrt möglich würde. Im Schlamme staken unzählige Fische, ein willkommener Schmaus für die Leute. Mit spitz zulaufenden Körben bis an die Knie im Wasser watend stachen die Fischer mit den Gleschten lustig in die schlammige Tiefe und zogen die im Korbe gefangenen Fische durch die schmale Oeffnung oben heraus. Die Ufer des Bosut sind fast überall von Wald bestanden. Es wächst auch viel Unkraut an dem Ufer, namentlich Schierling, der zur Blüthezeit dumpfriechende üble Oele verflüchtigt. Allenthalben liegen die Schweine scharenweise im Bette des Gewässers, das träge und dunkelfarbig dahinschleicht, selbst am Grunde mit einer ästigen Wasserpflanze dicht bewachsen, die sich Badenden zähe an die Füße klammert und gefährlich wird. Von dem Bosut nicht viel verschieden ist die Stubva, die Spačva und der Bigj. Letzterer hat flachere Ufer und verkümmert mehr im Sumpfe. Namentlich der Bosut wächst und fällt mit der wachsenden oder kleiner werdenden Save.

Die Orte Batrovci, Lipovac, Abšovci, Podgradje am Wege nach Binkovci werden von großen Wäldern eingeschlossen. In Lipovac gerade am Einflusse der Spačva in den Bosut liegen in einem Zweitschenarten die Reste einer Klosterruine. Hier setzt man mittels Fähre über die Spačvamündung (über den Bosut an verschiedenen Orten, bei Niemci allein viermal). Niemci und Orolik, die etwas hübscher sind, liegen schon im Bezirke des ehemaligen Broder Regimentes. In einigen dieser Dörfer sind noch geschnitzte Häuser erhalten, wie sie ehemals Sirmien überall besaß. Sie sind kunstvoll mit Schnitzereien verziert und es ist recht schade, daß die im Zusammenstellen solcher Holzbauten erfahrenen Leute immer seltener werden. Das schönste, mit Schnitzereien geschmückte Haus steht in Erdevik und kann als Muster dienen.

Häuser, in denen die Theilung der Familie in selbstständige Parteien noch nicht durchgeführt ist, sind groß. Einzelne haben noch wie zuvor ringsum im ausgedehnten Hofraume die Fruchtscheune, die Ställe für das Hornvieh, die Schafe, die Schweine und Pferde, eine Branntweinbrennerei, den Brunnen und hinter dem Hofe den Obst- oder Zwetschengarten und darin den großen Backofen. Da diese Dorfschaften von den größeren Verkehrsstraßen abseits liegen, hat sich in ihnen auch noch viel mehr von alten Gebräuchen erhalten.

Beispielsweise sei angeführt, daß zur Brautwerbung der hierzu Beauftragte mit der „Butkija", d. i. mit einer Čuturca [1]) Wein oder mit der Tidva (Flaschenkürbis) voll Šljivovica, erscheint, Geld nicht zu vergessen. Nachdem er sich aus dem Nachbarhause der Braut einen „Kalauz" (Hochzeitsführer) erbeten, betritt er in dessen Gesellschaft das bezügliche Haus. Der Kalauz klopft, ob man im Hause gewillt sei, Gäste, Reisende aus der Ferne zu empfangen, und die von den Absichten der Gäste unterrichteten Hausherren antworten: „Gute Leute empfangen wir gerne." Hat darauf das Mädchen nach vorgebrachter Werbung auf Befragen der Eltern zugeredet, so öffnet es die Butkija und bindet auf den Gesäßhals ein mit blauer oder rother Stickerei geziertes Tüchlein oder Handtuch, worauf das Nachtessen folgt. Es ist Aufgabe des Kalauz aus voller Kehle zu singen, des Mädchens aber die Gäste beim Abschiede die Brust mit seidengestickten Tüchern zu schmücken.

Zum Ringwechsel (Verlobung) führt wieder der Kalauz die Ankömmlinge mit dem Bräutigam ins Haus der Braut. Die mitgebrachten Geschenke werden auf den Tisch gelegt, der Stari hvat (Beistand) wirft seinen Mantel ausgebreitet von der Schulter auf den Boden und schickt nach der Brant. Diese wird darauf hereingeführt, auf den Mantel gestellt und von den zukünftigen Schwiegereltern mit rothen Strümpfen und neuen Stiefeln oder Schuhen beschenkt, welche sie angesichts der Anwesenden anzieht. Häufig gegeben und getragen werden Strümpfe aus schwarzer, mit Goldfäden durchzogener Wolle. Darauf küßt sie den Schwiegereltern die Hand, bekommt von ihnen neue Geschenke, ein Seidentuch nebst schöner Schürze von Hausgewebe, eine gestickte Pečulica oder Frauenhaube (jetzt wohl selten eine goldgestickte). Als Gegengeschenke spendet sie ihnen je ein Hemd, Servietten und je ein Polster mit buntem Ueberzuge von Hausgewebe oder mit schönen farbigen, geschlungenen oder gestickten Einsätzen. Der Schwiegersohn bekommt von den Eltern der Braut ein durchsichtig gewebtes Hemd und eine Hose, wofür er Sandalen und Stiefel giebt. Verwandte verehren der Braut häufig Hemden mit Brusteinsätzen aus farbiger, rother, grüner und dergleichen Seide und Goldstickerei.

Noch desselben Tages macht sich der Bräutigam mit der von der Braut geschmückten Butkija von Haus zu Haus auf, giebt dem, welchen er eben einladen will, zuerst

[1]) Ein kreisrundes, flaches Holzgefäß, s. „Globus" Bd. 39, S. 312.

Digitized by Google

zu trinken und ladet ihn ein. Vor Jahren gab es Hochzeiten, zu denen über hundert Gäste gebeten wurden. Wichtig wie in der Podravina ist auch hier die Rolle des Spaßmachers (hier Kapetan, sonst Čauš genannt), doch nimmt sich dieser hier einen Assistenten, den Bubujar (Trommler), dessen Name seine Aufgabe anzeigt.

Am Hochzeitstage versammelnin sich die Gäste im Hause des Bräutigams in früher Morgenstunde zum Frühstück (Podkože se = sie stopfen sich die Haut aus). Der Kapetan gürtet sich einen alten Säbel um, steckt einen Fuchsschwanz auf den Hut, ergreift einen Budovan (Morgenstern) oder auch nur eine Keule und befiehlt dem Trommler zu rasseln. Unterdessen haben sich die Pustošoatice, Mädchen, denen eine lebhaftere Rolle obliegt, an die Strumpfbänder Schellen oder kleine Glöckchen gebunden, und nun beginnt ein furchtbarer Lärm. Der Kapetan voran, der mit der Keule dröhnende Schläge gegen Thüren und Wände, ja gegen das Dach führt, umkreist die Schar das Haus. Hierauf wird der Kapetan von den Pustošoatice geschmückt; um den Hals legen sie ihm eine Ehrenkette: einen Laib Käse an einer Schnur getrockneter Zwetschen oder Birnen, an den Säbel statt des Säbelgehänges einen kleinen Flaschenkürbis voll Branntwein.

Der Bräutigam wird von den Schwestern oder Schwägerinnen mit Blumen, einer Feder und einem Seidentuche um den Hut geschmückt, den Rosselenkern ein buntgewebtes Tüchlein an die Peitschen gebunden. Jeder Wagen bekommt eine Fahne aus Tüchern, an den Stangenenden stecken Aepfel. Unter Gesängen der Mädchen, dem Geklingel der Schellen und Glöckchen, dem Rasseln des Bubujar besteigt man dann die Wagen und rollt nun im Galop zum Thore hinaus, um auf vielen Umwegen wieder am Hause der Braut in sausendem Schwunge vorzufahren. Doch das Thor ist geschlossen. Der Kapetan steigt mit dem Trommler ab und unter heftigen Stößen gegen das Thor und Schlägen auf die unschuldige Kalbohaut geht das Thor auf. Die Wagen fahren ein. Neue Hindernisse! Die Braut ist in ihrem Kiljer (Zimmer) fest eingeschlossen, vor allen Thüren liegen Maiden voll Wasser, in jeder ein Schüreisen. Wachen, nämlich mit Kochlöffeln bewaffnete Frauen, stehen davor und jedermann, der eintreten will, muß einen „Dukaten" zahlen: einen neuen Münzkreuzer. Endlich öffnet auch die Braut die Thür, da der Kum (Beistand) ein Geschenk in Aussicht stellt und auch giebt, gewöhnlich ein Kleidungsstück, Geld oder als Ehrengabe mit Goldfäden und Seidenstickerei gezierte Kniebänder. Vor der Fahrt zur Kirche muß nun, freilich nicht überall, wieder die liebe Zauberei herhalten. Manches Mädchen nimmt vor der Trauung einen winzigen Spiegel und eine kleine Münze, bindet ein Stückchen Brot und Salz in ein Tüchlein und steckt alles nebst einem kleinen Schlosse in den Busen. Der Spiegel bedeutet hübsche Kinder, das Brot und Salz, daß es ihr nie an solchem gebrechen möge; das Schloß hat den Zweck zu verhindern, daß ihr der Mann je ein beleidigendes Wort sage. Die Silbermünze endlich, die sie den ganzen Tag über im Munde trägt, ist die symbolische Darstellung des Wunsches, daß sie ihren neuen Hausgenossen lieb wie Silber sein möge.

Nach der Rückkunft aus der Kirche wird jeder einfahrende Wagen mit Fruchtkörnern bestreut, die Braut vom Stari svat aus dem Wagen gehoben und auf den Armen ins Haus getragen. An der Küchenschwelle reicht man ihr einen Feuerstein und Stahl, womit sie nebst Zündschwamm Feuer am Herde anzündet. Die Umstehenden rufen dazu: „Es mögen die Hühner legen, die Gänse, Enten und Truthühner ebenso, die Kühe, Schafe, Schweine und Pferde Nachwuchs bekommen." Dann reicht man ihr ein männliches Kind, das sie in den Schoß setzt; das soll einen männlichen Erstgeborenen bedeuten. Salz und Brot, das man ihr reicht, giebt sie dem Schwiegervater, der sie reich beschenkt. Lieber erschallen, das Kolo hebt an und der junge Ehemann tritt mitten hinein, um jedem Mädchen einen Apfel zu reichen. Abends, wenn tagsüber die Thür im Kiljer der jungen Eheleute nicht gut und vorsichtig verschlossen gehalten wurde und der cevidrende Lum kommt um zu sehen ob alles vorhanden und die Möbel des Ehepaares alle in gutem Stande sind, um im entgegengesetzten Falle seine Großmuth glänzen zu lassen, findet er oft im Bette eine der Pustošoatices mit einer Katze im Arme, die er nur durch Dukatenspende (Kreuzer) zum Verlassen der Kammer bewegen kann. Natürlich giebt dies Veranlassung zu neuem Lärm und namentlich zu sarkastischen und drolligen Späßen des Kapetan, der seine Bemerkungen mit Schwirren beim Fuchsschwanze und seiner Ordenstette bekräftigt. In diesen Gebräuchen steckt viel Witz und Humor, und es ist nur zu fürchten, daß die Zeit, die an die Nationaltracht greift, auch diese Gebräuche, wenn nicht ganz, so doch stark umgestalten wird.

Die Grundlagen des Rechts.

Von **Richard Andree.**

Während die Erkenntniß sich Bahn gebrochen hat, daß selbst eine so vornehme Wissenschaft wie die Philosophie nur auf Grundlage naturwissenschaftlicher Principien zu gedeihlichen Resultaten gelangen könne, weisen unsere Juristen alles als „unwissenschaftlich" zurück, was nicht in den Rahmen der heute akademisch gelehrten Jurisprudenz fällt. Wir sind indessen sicher, daß über kurz oder lang solch einseitiger Standpunkt fallen wird, und daß die Richtung, welche Albert Hermann Post mit Eifer und Geschick verficht, sich Bahn brechen wird. „Ich kann zu der Ueberzeugung, daß die einzige haltbare Basis für die Rechtswissenschaft der Zukunft in einer allgemeinen ausschließlich auf Erfahrungsthatsachen gestützten Sociologie zu finden sei, und begann so an der Hand der Ethnologie die Thatsachen des Rechtslebens bei allen Völkern der Erde zu sammeln und ihren Ursachen nachzugehen." Unter solchem Gesichtspunkte entstanden dann die früheren, auch im „Globus" erwähnten trefflichen Schriften des Verfassers über die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit, über den Ursprung des Rechts und die Anfänge des Staats- und Rechtslebens. Eine neue Arbeit reiht sich ebenbürtig diesen an: Die Grundlagen des Rechts und die Grundzüge seiner Entwickelungsgeschichte (Oldenburg, Schulze, 1884). Es ist ein neuer Schritt in der großen Arbeit, auf induktivem Wege eine

Digitized by Google

allgemeine Rechtswissenschaft aufzubauen, ein Wert, dem wir unter den Juristen ebenso viel Beachtung und Würdigung wünschen, wie es unzweifelhaft unter den Ethnologen finden wird. Es hat ja immer etwas Schwieriges, wenn zwei Wissenschaften von einem Manne beherrscht und zu einem Zwecke verschwolzen werden sollen. Aber das Zeugniß wollen wir Post nicht versagen, daß er, der Jurist, sich redlich in der ethnographischen Litteratur umgesehen und die gefundenen Thatsachen unter juristischen Gesichtspunkten gewinnbringend eingeordnet hat. Wir sehen ihn so die Grundlagen der Sitte und des Rechts, die Grundzüge der Entwickelungsgeschichte der Rechtsnormen und der socialmorphologischen Entwickelungsgeschichte, der Ehe, des Erbrechts, des Sachen- und Obligationenrechts, der Rechtsbräuche, des Proceßrechtes durchgehen. Uns fehlt die nöthige juristische Kenntniß, um hier ein Urtheil abgeben zu können; soweit wir aber die klare und für jeden verständliche Arbeit vom ethnographischen Standpunkte prüften, verdient sie alles Lob.

Zum Dank für die Belehrung, welche wir durch Post's Werk empfangen haben, wollen wir ihm hier einiges auf das Erbrecht bezügliche Material zur Verfügung stellen, daß wir gerade zur Verfügung haben, ohne daßelbe jedoch nach juristischen Gesichtspunkten ordnen zu wollen.

Nach A. de Roepstorff wird alles, was ein Verstorbener auf den Nicobaren an Sachen hinterläßt, zerstört; it is not considered loyal to take any inheritance from relatives, ausgenommen Boote, Bäume, Häuser. Dabei wirkt wohl Aberglauben (Geograph. Magazine II, 45, 1875). Appun führt an, daß in Britisch-Guyana die Stammangehörigkeit bei den Indianern nie vom Vater, sondern stets nur von der Mutter hergeleitet wird. Das Kind einer Makuschi-Indianerin und eines Wapishiana wird zu den Makuschi gezählt. Nach diesem Rechte der Stammaufsprüche richtet sich auch das Erbrecht. Die Söhne der Töchter des Häuptlings haben das Erbfolgerecht auf die Würde des Großvaters, nicht die Söhne des Häuptlings, obgleich keineswegs streng auf eine solche Erbfolge gehalten wird, da bei dem Tode des Häuptlings jeder, der Kräfte und Fähigkeit zu dieser Würde in sich fühlt, als Prätendent auftreten kann, ohne daß sich dadurch die Familie des früheren Herrschers in ihren Rechten gekränkt fühlt (Ausland 1872, 683). Bei den wilden Bergstämmen in Arakan, die Andrew St. John studirte, finden wir sehr ausgebildete Rechtsgebräuche. Stirbt ein Mann ohne männliche Nachkommen, so wird sein Eigenthum vom nächsten männlichen Verwandten reklamirt; er ist auch für die Schulden des Verstorbenen verantwortlich, gleichviel ob letzterer Eigenthum hinterläßt oder nicht. Ein Weib kann nicht erben und ist daher auch für Schulden nicht verantwortlich. Hinterläßt ein Mann zwei Söhne, so wird sein Nachlaß unter sie zu gleichen Theilen getheilt. Sind mehr als zwei Söhne vorhanden, so erben der älteste und jüngste doppelt so viel als die anderen (also jene je zwei Theile, die anderen nur einen Theil). Sklaven können nicht erben. (Journ. Anthropol. Institute II, 241). Makkal santan heißt in Malabar der Brauch, daß Eigenthum nur durch die Weiber vererbt wird. Der Schwesterſohn erbt das Familiengut; polyandrische Sitten sind hier als Quelle anzuſehen. (Nach Sir W. Elliot im Journ. Ethnol. Soc. New Series I, 119.) Rang und Eigenthum sind auf den Kingsmill-Inseln erblich. Hat ein Häuptling verschiedene Kinder von mehreren Weibern, so ist der Sohn des vornehmsten Weibes sein Nachfolger. Wenn alle Kinder gleichen Ranges sind, so erhält das älteste zweimal soviel von der Erbschaft als die übrigen. Will der Vater aber sein Gut nicht theilen, so erhält der älteste Sohn alles, muß dann aber die Geschwister unterhalten. Diese aber müssen für ihn dann arbeiten und dürfen ohne seine Einwilligung nicht heirathen. (Wilkes, U. St. Exploring Expedition. Ausgabe in einem Bande. New York 1851, 556.) Stirbt bei den westafrikanischen Jalofs ein Familienvater, so wird sein Nachlaß in acht gleiche Theile getheilt, wovon seine Kinder sieben und seine Witwen einen erhalten. Hinterläßt der Verstorbene keine Kinder, so macht man vier Theile, wovon drei für die Seitenverwandten und einer für die Witwen. Beim Absterben einer Frau theilen die Kinder oder die Seitenverwandten mit dem Ehemann zur Hälfte (Mollien, Reise in das Innere von Afrika. Deutsch. Weimar 1820. 82). Die niedere Stellung, welche das Weib bei den Ostjaken und anderen sibirischen Völkerschaften einnimmt, zeigt sich auch darin, daß es niemals erbt. Folglich erbt auch der Mann nichts mit seiner Frau und ebenso erhält auch die Witwe keinen Theil von dem Vermögen nach dem Tode ihres Mannes. Das ganze Eigenthum des Verstorbenen wird zu gleichen Theilen unter die Söhne getheilt, welche verpflichtet sind die Mutter, Schwestern und andere weibliche Familienglieder zu unterhalten. Hinterläßt der Verstorbene keinen Sohn, so theilen die männlichen Anverwandten das Vermögen unter sich, haben dann aber die Pflicht, Witwe und Töchter zu unterhalten. (Castrén, Ethnologische Vorlesungen. St. Petersburg 1857, 120.) Von Delawaren und Irokesen sprechend sagt Lookiel (Gesch. d. Mission der evangelischen Brüder unter den Indianern, Barby 1789, 82), daß eine Witwe nichts erbt, da die Verwandten des verstorbenen Mannes alles wegnehmen, was diesem gehörte, und es an fremde Leute vertheilen. Das geschieht, um nicht an den Todten durch dessen Nachlaß erinnert zu werden. Kinder, Witwen und Verwandte erben daher nichts. Specielle Bemerkenswerthes aber werden geachtet. — Bei den Penong Pkak in Kambodscha wird nach dem Tode der Eltern das Erbe gleichmäßig unter die Töchter getheilt, die Söhne erhalten nichts (Hamy in Bull. soc. d'Anthropol. 1877, 535).

Auf den Palau-Inseln giebt es zwei Erbrechte, indem im öffentlichen Leben der jüngere Bruder den älteren, im Familienleben der älteste Sohn den Vater beerbt. Zu der öffentlichen Erbschaft gehört der Name und Titel der Familie, die andere besteht in einem Theile des Privatvermögens, das durch die Mutter verwaltet wird. Kubary schildert des Näheren die oft verwickelten Verhältnisse bezüglich der Erbschaft der Häuptlingswürde. Die Kinder erben den Stand nach der Mutter (Journal des Museum Godeffroy. Heft 4. S. 38, 54). Die Gebräuche bei Erbtheilungen im asiatischen Hochlande Gilgit hat Biddulph geschildert. Nach dem Tode des Mannes wird Grund und Boden zu gleichen Theilen unter die Söhne seiner Frauen vertheilt. Sollte z. B. ein Mann einen Sohn von einer Frau und drei von einer anderen hinterlassen, so erbt der eine die Hälfte des Grundes und die drei anderen die andere Hälfte, welche dieselben wieder unter sich vertheilen. Töchter sind von der Erbschaft ausgeschlossen und haben nur eine Mitgift zu beanspruchen. Sollte jemand nur Töchter hinterlassen, so gehen Grund und Boden an die nächsten männlichen Verwandten des Verstorbenen über. Eine seltsame Ausnahme wird jedoch gemacht, im Falle ein Mann nur eine Tochter hinterläßt, welche dann den ganzen Besitz als Mitgift beanspruchen kann, doch gilt dieses mehr als Begünstigung denn als Recht (v. Ujfalvy, Aus dem westlichen Himalaya, 301).

Digitized by Google

Die Kohlenlager auf den Färöern.

Es ist wohl hinlänglich bekannt, daß auf Suderö sich bedeutende Kohlenlager befinden. Genaueres über Lage und Beschaffenheit dieser Lager zu erfahren dürfte um so mehr von Interesse sein, als neuere Mittheilungen darüber nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen sind. Suderö, die südlichste Insel in der färöischen Inselgruppe, hat von NNW nach SSO eine Ausdehnung von 35 km, die Breite variirt von 1 bis 8 km. Während die Westküste der Insel aus steilen, wilden und auf den meisten Stellen unzugänglichen Klippenwänden besteht, ist der Charakter der Ostküste ein wesentlich anderer, indem das Meer hier drei tiefe Fjorde gebildet hat, die sich von O nach W in das Land hinein erstrecken und ihre Fortsetzung in Thaleinsenkungen finden, welche bis zur Westküste gehen, so daß also hierdurch die Gebirgspartien in vier Theile getheilt werden. Um den mittleren dieser Fjorde, den Trangisvaagfjord, der einen vorzüglichen Hafen bildet, finden sich die hauptsächlichsten Kohlenformationen, jedoch so, daß die bedeutendsten Kohlenschichten in der Gebirgspartie enthalten sind, welche nördlich vom Trangisvaagfjord und dem Trangisvaagthal liegt und die gegen Norden von dem nördlichsten Fjord, Kvalböfjord, und dem zu demselben gehörigen Thale begrenzt wird. In den südlich vom Trangisvaagthale liegenden Gebirgspartien, welche die Mitte der Suderö bilden, werden gleichfalls Kohlenschichten gefunden; die weiter südwärts gelegenen Kohlenformationen sind jedoch, soweit man bis jetzt weiß, ohne Bedeutung. Während auf anderen Stellen die Kohlenschichten tief unter der Oberfläche der Erde gefunden werden, sind dagegen auf den Färöern diese Schichten hoch oben im Gebirge bis 1700 Fuß über der Oberfläche des Meeres gelagert. Die bisher vorgenommenen Untersuchungen haben dargethan, daß die Kohlenschichten auf Suderö ein zusammenhängendes Lager bilden, das sich überall gegen NO neigt, so daß die Kohlenschichten nach dem Kvalböfjord zu bis zum Meere hinabgehen, während sie hingegen sich höher und höher erstrecken, je weiter man gegen S und W kommt. Diese Verhältnisse haben selbstverständlich bezüglich der Möglichkeit, diese Kohlenschichten auszubeuten, die größte Bedeutung, denn hier bedarf es keiner kostspieligen Schächte, um die Kohlen zu finden, und keiner Pumpwerke, um sich des Grubenwassers zu entledigen. Um zu den färöischen Kohlen zu gelangen, braucht man nur an der Außenseite des Gebirges horizontale, der Neigung der Kohlenschichten entgegengesetzte Strecken anzulegen. Die Kohlenformation auf Suderö nimmt ungefähr ein Areal von $^2/_3$ Quadratmeilen (ca. 37 qkm) ein, aber die Mächtigkeit der Schichten, sowie auch die Qualität der Kohlen ist höchst verschieden; auf vielen Stellen beträgt die Stärke der Schicht ca. drei Fuß oder sogar noch mehr. Die bedeutendsten Schichten finden sich in zwischen 400 und 1000 Fuß variirenden Höhenlagen und, je weiter man nach W und dem Meere zu kommt, desto mächtiger werden dieselben und desto besser die Qualität der Kohle.

Bereits vor mehr als 200 Jahren waren die färöischen Kohlen Gegenstand der Erwähnung, und jetzt sind ungefähr 150 Jahre verflossen, seit sich die erste Gesellschaft zum Abbau derselben bildete; diese Gesellschaft begann in den Gebirgen südlich von Trangisvaag mit dem Kohlenbrechen, gab diese Versuche aber bald wieder auf. Erst im Jahre 1777 beschloß die dänische Regierung, umfassendere Untersuchungen vornehmen zu lassen. Von diesem Jahre an bis zum Jahre 1839, jedoch mit einer längeren Unterbrechung von 1804 bis 1827, wurde der Kohlenabbau für Rechnung der Staatskasse betrieben. Sowohl südlich als nördlich vom Trangisvaagfjord wurden Kohlen gebrochen, doch war die angewandte Methode eine höchst primitive, indem die Kohlen auf dem Rücken von Pferden von den Gruben bis zum Strande transportirt wurden, und wenn dieselben endlich hier angekommen waren, dann handelte es sich natürlich noch um den Absatz in solcher Menge, daß die Betriebskosten gedeckt werden konnten. Im Jahre 1839 wurde der Staatsbetrieb eingestellt und auf dem Strande bei Kvalbö blieben 8000 Tonnen Kohlen als werthlos liegen. In dem folgenden Jahre suchte eine englische Gesellschaft die Konzession zum Kohlenabbau zu erwerben, wurde aber von der Regierung abschläglich beschieden, da sie mit den von der Gesellschaft gestellten Bedingungen nicht zufrieden war. Abgesehen davon, daß die Bewohner von Kvalbö beständig Kohlen zu eigenem Bedarfe brachen, weil in dieser Gegend Torf nicht vorhanden ist, lagen die färöischen Kohlenminen bis zum Jahre 1872 ganz unbeachtet. In diesem Jahre wurde die Aufmerksamkeit abermals auf die Kohlenminen hingelenkt, indem bei der dänischen Regierung Konzessionsgesuche zum Kohlenabbau eingingen, hauptsächlich wohl veranlaßt durch die beständig steigenden Kohlenpreise in England. Die dänische Regierung veranlaßte nun Prof. Johnstrup nach Suderö zu reisen, um nähere Untersuchungen über die dortigen Verhältnisse anzustellen; die Resultate dieser Untersuchungen hat er in seinem Werke: „Om Kullagene paa Färöerne“ niedergelegt.

Im Jahre 1873 erhielt eine größtentheils aus schwedischen und französischen Kapitalisten bestehende Gesellschaft die Konzession zum Kohlenabbau auf Suderö; nähere Untersuchungen wurden demnächst von ihr vorgenommen und Proben färöischer Kohlen in Paris ausgestellt. Den Grundbesitzern zahlte die Gesellschaft einen Theil der Summen aus, welche jene zu Folge der Konzession erhalten sollten, große Pläne wurden gemacht — aber hierbei blieb es! Gegenwärtig weiß man auf Suderö nicht mit Bestimmtheit, ob die Gesellschaft noch existirt. Die der Gesellschaft ertheilte Konzession geht aber verloren, wenn der Kohlenabbau nicht im Laufe dieses Jahres begonnen hat.

Digitized by Google

Wie man in Siam die Armen begräbt.

Nach C. Bock[1]).

Die Sonne neigte sich immer mehr dem Westen zu; die glänzende Scheibe war schon hinter den Gipfeln der Bäume verschwunden; sie zeichnete goldene Ränder um das feine Laubwerk und hier und da fiel ein letzter Lichtstrahl durch die Blätter und zitterte in der Luft, um bald zu erlöschen. Die Erde trug schon jene blaßgraue Farbe, welche uns so traurig stimmt und daran erinnert, wie schnell die Gegenwart flieht. Plötzlich wurde die Stille durch das Kreischen von Vögeln unterbrochen, welche sich mit schnellem Flügelschlag näherten; dazwischen mengte sich das Geschrei der Hunde, welche von allen Seiten herbeieilten und sich stritten und bissen um die ersten zu sein.

Ein Trauerzug näherte sich dem Begräbnißplatze; zwei schmierige, zerlumpte Kulis gingen an der Spitze, zwischen sich trugen sie eine einfache, von Bambu gefertigte Bahre, auf der ein Armer seinen letzten Schlaf schlief; ein paar Siamesen, worunter einige Priester, folgten. Wiewohl einige der Begleiter das officielle Trauerkostüm trugen — eine Hülle von weißem Kattun umgab die Körper und die Köpfe waren ganz kahl geschoren — so waren dies doch nur gewöhnliche Neugierige oder Menschen, die aus Anstandsgefühl der Leiche eines Verlassenen das Geleite gaben; nur die Träger und der dienstthuende Priester gehörten nothwendigerweise zu dem Abschluß eines Lebens, welches, wie der Augenschein lehrte, äußerlich wenigstens nicht zu den glücklichen und mit Schätzen gesegneten gehört hatte.

Unterdessen hatte sich hoch oben in der Luft eine dunkle Gruppe gesammelt, welche dem Zuge aufmerksam folgte und an dem, was da kommen sollte, einen thätigen Antheil zu nehmen gedachte. Es waren Aasgeier, die in engeren und weiteren Kreisen über den Trägern hinzogen und den Kopf nicht von der traurigen Last abwendeten, die da auf der ärmlichen Bahre dahingetragen wurde; neben und vor ihnen, aber in gemessenem Abstande flatterte unter heiserem Geschrei eine Anzahl Krähen; wo dieselben einen Baum fanden, ließen sie sich nieder wie um Athem zu schöpfen für das Fest, dessen Anfang sie kaum erwarten konnten. Auch die Hunde wurden unruhiger, immer mehr drängten sich einzelne von ihnen vor an die Menschen, welche die Leiche begleiteten, bis ein Fußtritt, ein Schlag mit dem Stock sie wieder zurücktrieb; dann versuchte der Getroffene wohl einen seiner Genossen mit den Zähnen zu fassen und ihn zu schütteln, um sich für die Unbill, die er erlitten hatte, zu rächen.

So erreichte der Zug Wat Sithet, die Stätte des Todes; die Träger warfen ihre Last auf die Erde; der dumpfe Ton, den der harte Körper bei dem Aufschlagen auf dieselbe hervorbrachte, wurde beinahe übertönt von dem Geklärm der Geier, die mit ihren Fittigen die Luft verdunkelten und sich unter kräftigen Flügelschlägen auf die Erde niederließen; um die Leiche hin bildeten sie einen Halbkreis, dessen andere Hälfte die Zuschauer, die Träger und die Priester schlossen. Dahinter in weitem Kreise hüpften die Krähen unruhig hin und her, die Hunde rannten zu zweien und dreien und schnappten nach einander und nach jedem Schatten, der sich zwischen ihnen und dem Todten erhob; der aber lag bleich und starr, seine offenen Augen, die auf den Himmel gerichtet zu sein schienen, erhöhten noch das Traurige des Anblicks.

Der Priester wegte ein großes Messer, welches er mit sich führte; die Geier verloren beinahe die Geduld, sie wurden immer zudringlicher und unverschämter; unter lächtigen Schnäbelhieben und mit ausgebreiteten Flügeln machten sie sich die Nähe in den vordersten Reihen streitig und drängten sich so rücksichtslos an die Umstehenden, daß diese Mühe hatten, sich ihrer durch Stockschläge zu erwehren.

So hatte sich ein dicht geschlossener Kreis um die Leiche gebildet und der Priester trat in demselben nun auf den Todten zu und schlitzte ihm mit einem einzigen Zug den Leib vom Magen abwärts auf. Der Anblick der blutenden Eingeweide schien die Geier, welche es nicht erwarten konnten, daß ihnen die Leiche überliefert werde, zu berauschen. Sie begannen mit den Flügeln zu schlagen und die wohlbekannte Todtenklage anzuheben, wobei sie mit ruheloser Heftigkeit umherhüpften und den Priester, der die Leiche zerschnitt, so bedrängten, daß es zweier Menschen bedurfte, sie von ihm abzuhalten. Dann wurde das Fleisch von den Lenden, den Armen und Beinen gelöst und die Brusthöhle geöffnet. Hierauf näherte sich ein Priester und sang eine kurze Litanei ab; dabei hatte er einen Fächer und eine Pfeife in der linken Hand und in der rechten ein Stück Bambu, womit er die Leiche berührte. Aufmerksam schienen die Vögel seinem Gesange zu lauschen, und kaum waren die letzten Töne verklungen, als sie auch erkannt hatten, daß jetzt ihr Reich gekommen sei; mit einem wahren Satze stürzten sie sich unter einem fürchterlichen Geschrei vorwärts und stießen einander; der eine suchte den andern zur Seite zu drängen. Es war ein sonderbarer wilder Todtenreigen, der da um den zerstückelten Körper aufgeführt wurde; jeder Mitwirkende suchte seinen vollen Antheil an diesem schauerlichen Festmahl zu bekommen.

Die Augen des Todten waren, wie schon gesagt, offen und starr gegen den Himmel gerichtet. War es Furcht vor diesem gebrochenen Blick oder fanden sie an den Augen einen besonderen Leckerbissen; genug, zwei Geier machten sich gleich auf dieselben und hackten sie aus. Nun begann ein schauriges Ringen: die Vögel zerrten den Körper fortwährend hin und her, zuweilen wenn gerade ein paar in derselben Richtung flogen, wurde derselbe beinahe vom Boden aufgehoben. Wenn einer ein Stück Fleisch ergriffen hatte und es ihm geglückt war, dasselbe los zu zerren, entstand ein lebhafter Streit um den Besitz, der manchmal so heftig wurde, daß die Vögel auf Augenblicke die Beute über dem durch dieselbe hervorgerufenen Kampf vergessen zu haben schienen. Wenn derselbe recht heftig tobte, machte wohl ein Hund den Versuch, sich lautlos durchzudrängen, um auch seinen Theil an der Beute zu erhaschen; war es aber ihm geglückt, so erreichte ihn die Strafe bald; zwei Geier, die ihn beobachtet hatten, stürzten sich auf ihn, während der eine ihm seine Beute vor dem Maul wegriß, gab der andere dem frechen Räuber einen kräftigen Schnabelhieb, daß er heulend davonlief.

Kaum zehn Minuten hatte dieses schauderhafte Mahl gedauert, da war schon nichts mehr von demselben übrig,

[1]) C. Bock, Temples and Elephants, London 1884.

Digitized by Google

die Geier zogen sich ein paar Fuß weit zurück und der priesterliche Schlächter näherte sich dem zerfetzten Körper, drehte ihn um und schnitt den Rücken auf; hierauf wiederholte der Priester die frühere Ceremonie und dann folgte eine zweite Mahlzeit für die Thiere. Die Geier schienen schon ganz vollgestopft zu sein; wenigstens wiesen sie die eindringenden Krähen und Hunde nicht mehr so kräftig wie früher zurück und diese bekamen einen reichlichen Antheil. Acht Minuten später war außer dem Kopf und den Knochen beinahe alles spurlos verschwunden; das Leichengefolge erwies den Ueberresten jetzt die letzte Ehre und sammelte sie, dann wurde ein wenig Holz herbeigetragen, um sie zu verbrennen. — Ich ging ein wenig weiter und kam zu einem anderen Theile des gewehrten Bodens, einer Art Hof, in dem ein kreisförmiger Altar stand, von Ziegeln aufgemauert und weiß angestrichen; in der Mitte befand sich ein eiserner, etwa vier Fuß hoher Pfosten mit ein paar eisernen Haken am oberen Ende, welche zum Aufhängen von Lampen gebraucht wurden. Auf diesem Altar lag eine Menge menschlicher Gebeine, vom Wirbel bis zum Schulterblatt, einige Schädel, die Ueberreste von ein paar kleinen Kindern, die erst vor Kurzem gestorben waren, deren Leichen sich jedoch bereits in einem fortgeschrittenen Stadium der Verwesung befanden und um welche Myriaden von Fliegen, wie Bienen summend herumschwirrten. Gegenüber diesem Altar erhob sich eine Mauer, an deren vorderer Seite ich die Ueberreste eines menschlichen Skeletts bemerkte, die da befestigt waren. Vergebens fragte ich mich, was dieser abschreckende Anblick zu bedeuten habe. Später hörte ich von einem Bekannten, es sei das Skelett eines Priesters, der während der Zeit seines Priesterstandes am seinem Gelübde der Keuschheit gefrevelt hatte, eine Sünde, die mit dem Tode bestraft wird. Daher hatte dieser Mann die höchste Strafe erlitten und sein Skelett wurde den Blicken der Menschen, „ihm selbst zur wohlverdienten Strafe, Anderen zum warnenden Beispiel“ preisgegeben.

Kürzere Mittheilungen.

Die Dualla-Neger am Cameroun-Flusse.

Der „Globus“ hat bereits oben S. 157, wo er über eine der neuen deutschen Besitzungen in Westafrika, Bimbia, einige Notizen gab, auf das von C. Heinersdorff herausgegebene Buch „Reinhold Buchholz' Reisen in Westafrika“ (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1880) aufmerksam gemacht, welches in Bd. 37, S. 155 ff. ausführlich besprochen worden ist. Wir wüßten in der That augenblicklich kein zweites Werk zu nennen, welches so geeignet wäre wie dieses, eine richtige Anschauung von Natur, Bevölkerung und Handelsverhältnissen der Küstenländer von Guinea zu vermitteln und einbehlen es unseren Lesern, wie auch schon früher, angelegentlich zum Studium.

Unter allen bis jetzt von Deutschland dort besetzten Punkten — Bagelba an der Küste des Dahome-Landes, Bimbia, Cameroun, die Insel Mafumba im Delta des Bonny-Flusses und Groß- und Klein-Batonga südlich davon — ist uns Cameroun am besten bekannt; über die meisten anderen Punkte ist in der geographischen Litteratur wenig oder nichts enthalten und man muß deshalb die Mittheilungen abwarten, welche nur die dort ansässigen kaufmännischen Handelshäuser oder das anzuwärtige Amt zu geben im Stande sind. Inzwischen theilen wir nach Heinersdorff mit, was R. Buchholz über die jetzt deutschem Protectorate unterstehenden Bewohner von Cameroun, d. h. von King Bell's, King Aqua's, Dido's Town ꝛc. berichtet.

Die Männer sind durchschnittlich groß und kräftig gebaut, haben aber wenig Bartwuchs, welcher als große Zierde gilt. Ihre Farbe ist meistens dunkelbraun, wie gebrannter Kaffee, doch giebt es nicht selten auch hellere Leute, ja völlige Albinos mit ganz zartem Teint und hellblondem Wollhaar. Höchst wunderlich sehen diejenigen aus, bei welchen der Albinismus nur stellenweise am Körper auftritt, und welche daher gescheckt erscheinen. Wie es Dr. Falkenstein von den Loango-Negern thut, so bestreitet auch Buchholz von den Dualla's, daß sie geringe Wadenentwickelung haben. Die Frauen sind viel kleiner und hüßlicher als die Männer, was wohl seinen Grund in der außerordentlich frühen Verheirathung derselben hat; auch entstellen sie sich dadurch, daß sie ihr Haar ganz kurz abschneiden. Beide Geschlechter gehen bis auf einen Streifen Zeug um die Hüften, der aber möglichst bunt sein muß und oft gewechselt wird, ganz nackt. Bei Tänzen und Festlichkeiten behängen sie sich mit Perlen, Glöckchen, Ringen, Hals- und Armbändern, welche bei heftigen Bewegungen laut klappern, ziehen auch gern hohe weiße Baumwollstrümpfe an, die sie aus Europa beziehen. Buchholz sah eine Braut dermaßen mit Perlen behängt, daß sie sich kaum fortbewegen konnte. Alle Dualla- und Kru-Neger tatuiren sich im Gesicht und auf der Brust in verschiedener Weise, doch sind die Cameruné-Leute sofort daran zu erkennen, daß sie sich die Augenwimpern ausreißen, was die Kru-Neger nicht thun. Als Grund dafür geben sie an, daß die Wimpern die Augen zu sehr beschatteten und das scharfe Sehen verhinderten; auch geriethen dieselben zu oft ins Auge und verursachten Entzündungen desselben.

Besonders charakteristisch für die Dualla ist die sörmliche Wuth, mit der sie Handel treiben, während ihre Industrie sich auf wenige Sachen, wie Eisenbeinringe, Ebenholzstöcke, Messer- und Schwertscheiden, beschränkt; alles Uebrige, was sie besitzen, haben sie im Handel von den Europäern eingetauscht, der die Mehrzahl von ihnen zu wohlhabenden Leuten gemacht hat. In Folge dessen will jeder, vom Häuptling bis herab zum Halbfreien, nur Handel treiben, nicht produciren oder gar Erdarbeit verrichten. Nur das Nöthigste an Yams und Bananen läßt ein jeder durch seine Frauen und Sklaven pflanzen und bezieht alles Uebrige durch den Handel. Nach der Anzahl der Weiber, die ein Neger besitzt, wird sein Reichthum geschätzt. Die Weiber werden von ihren Vätern verkauft und kosten durchschnittlich 900 bis 1000 Mark, oft aber, wenn die Väter angesehene Leute sind, viel mehr. Daher müssen arme Dualla oft lange dienen, ehe sie heirathen können; nachher aber bisponiren sie völlig frei über ihre Frauen, behandeln sie wie Lastthiere und können sie weiter verschenken, verleihen oder verkaufen. Viel Kinder gelten als ein großes Glück; selten aber bringt eine Frau deren mehr als zwei zur Welt. Bei gänzlicher Unfruchtbarkeit fordert der Mann seine Kaufsumme zurück.

Noch rechtloser sind die Sklaven daran, welche gekauft (das Stück etwa zu zwanzig Mark) oder auf Kriegszügen geraubt werden. Dieselben, welche nebst ihren etwaa besser gestellten Nachkommen an Zahl die freien Neger bei weitem übertreffen, wohnen in besonderen großen Dörfern und werden

Digitized by Google

nicht gerade immer schlecht behandelt, schweben aber stets in Gefahr, beim Ableben eines Häuptlings an einen andern Stamm verkauft, dort als Todtenopfer geschlachtet und wahrscheinlich auch aufgefressen zu werden. Es kommt sogar vor, daß Häuptlinge, denen es nicht gelingt, solche Opfer durch Ueberfall eines feindlichen Stammes zu erlangen, heimlich einigen ihrer eigenen Sklaven die Köpfe abschlagen lassen, um dieselben als Trophäen heimzubringen. Die Sklaven werden von den freien Negern „Nigger“ genannt, ein Ausdruck, welcher auf einen Freien angewendet als die größte Beleidigung gilt. Etwas besser gestellt sind, wie gesagt, die Nachkommen solcher Sklaven, denen obgleich auch sie als unfrei angesehen werden, so dürfen sie doch Handel auf eigene Rechnung treiben, Vermögen erwerben u. s. w., haben aber bei allen Berathungen des Stammes keine Stimme.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— An allen Buchhandlungen, auf Bahnhöfen und Bauzäunen steht man jetzt in Frankreich eine illustrirte Schilderung des Deutschen Reiches von Malte-Brun angekündigt, die sich vielen Erfolges zu erfreuen scheint — wohl weil das Studium der Geographie und namentlich derjenigen des Nachbarlandes als patriotische That erscheint. Wenn wir einem ähnlichen Unternehmen, F. von Hellwald's „Frankreich in Wort und Bild“ (Leipzig, H. Schmidt und C. Günther, circa 50 Hefte à 75 Pf.), unser Interesse zuwenden, so wird demselben jene pikante Beimischung fehlen. Aber wenn es dem sehrgewandten Verfasser gelingt, uns in großen Zügen, wie er verheißt, die Geschichte und Geographie, Handel, Industrie und Produktion des schönen und hochinteressanten, bei uns aber wenig genug gekannten Landes vorzuführen, so wird es ihm an aufmerksamen und dankbaren Lesern nicht mangeln. Obwohl reich mit 455 Illustrationen ausgestattet, soll dieses Werk doch kein Prachtwerk im gewöhnlichen Sinne sein, das nur der Bilder wegen gekauft wird, sondern es soll durch seinen reichen belehrenden Textinhalt einen praktischen Werth erhalten. Die erste uns vorliegende Lieferung beginnt mit der Schilderung von Paris.

— Das französische Unterrichtsministerium hat jüngst folgende Herren mit wissenschaftlichen Missionen betraut: Brau de Saint-Pol-Lias soll in Malakka und Sumatra Sammlungen machen, Prof. Dr. Giurdia den baleariſchen Dialekt studiren, Etienne Gautier in der asiatischen Türkei und Persien naturwissenschaftliche und anthropologische Untersuchungen anstellen und Prof. Henri Lenoir den Ausdruck in Norwegen studiren.

Asien.

— Generalmajor Sir Peter Lumsden, der Chef der britischen Kommission für die Feststellung der Nordgrenze Afghanistans hat am 4. September in Begleitung von Oberst Stewart, Major Napier und Anderen London verlassen, um sich über Poti und Teheran nach Meschhed in Persien zu begeben, wo die aus Indien kommenden Mitglieder der Kommission zu ihm stoßen sollen. Die russischen Kommissäre werden sich Ende Oktober oder Anfangs November in Serachs einfinden. Zu wissenschaftlichen Zwecken begleiten die Expedition drei Topographen behufs kartographischer Aufnahmen, der Geologe Griesbach und der Botaniker Dr. Aitchison, welcher speciell beauftragt ist, die Samenpflanze zu studiren, deren ausgepreßten Saft die alten Inder und Iranier den Göttern opferten und die sie dann selbst als Gott verehrten. Die Expedition wird wahrscheinlich auch Balch, das alte Baktra, besuchen, wo seit Alexander dem Großen bis 165 v. Chr. erst griechische Statthalter und dann Könige herrschten.

Afrika.

— Von der Guineaküste ist eine Nachricht vom 14. August nach London gelangt, die uns bedeutsame erscheinen will, als alle bisher von dort gemeldeten Besitzergreifungen seitens deutscher Schiffe. Der englische Konsul Hewett hat in der großen Stadt Bori und an den Flüssen Escarbos, Forcados und Ramos, westlichen Mündungsarmen des Niger, die englische Flagge aufgehißt. „Die in solcher Weise unter britische Kontrole gestellten Territorien sind werthvolle, überzeugende Länder und haben eine große eingeborene Bevölkerung. Das englische Kanonenboot „Goshawk“ besuchte später die drei Flüsse; zu gleicher Zeit wurde die Topographie der Territorien aufgenommen.“ Um die Tragweite dieses Vorganges zu verstehen, sei daraus hingewiesen, daß der Niger der einzige Strom Westafrikas ist, der bis weit in das Festland hinein schiffbar und einen ausgedehnten Handel zu vermitteln im Stande ist, wie dies unter Niger-Reisender E. R. Flegel wiederholt nachgewiesen hat. Wenn England sich definitiv an den Niger-Mündungen festsetzt und diesen wichtigen Strom anderen Nationen durch Zölle verschließt, so ist das beste Stück Westafrikas dahin, denn weder Bageida, noch Bimbia, weder Camerun, noch Malimba und Batonga sind auch nur von annähernd so großer Wichtigkeit, wie der den Sudan erschließende Niger. Nachrichten von dort muß man mit dem gespanntesten Interesse entgegensehen.

Polargebiete.

— Aus New York kommt die Nachricht, daß Mr. Melville, der Oberingenieur der Jeannette-Expedition, eine neue Polarexpedition befehligen wird, welche im nächsten Herbste über Franz Joseph-Land den Nordpol zu erreichen suchen soll. Mr. Cyrus Field und der New York Yacht Club werden je die Hälfte der Kosten tragen. Ein ganz ähnliches Projekt soll Lieutenant Hovgaard mit der „Dijmphna“ verfolgen.

Inhalt: Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien. XII. (Mit vier Abbildungen.) — H. Abbes: Die Eskimos des Cumberland-Sundes. I. (Mit sieben Abbildungen.) — Ernst Kromberger: Reise von Esseg durch einen Theil Sirmiens. IX. (Schluß.) — Richard Andree: Die Grundlagen des Rechts. — Die Kohlenlager auf den Färöern. — C. Bock: Wie man in Siam die Armen begräbt. — Kürzere Mittheilungen: Die Duala-Neger am Camerun-Flusse. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Polorgebiete. (Schluß der Redaktion: 6. September 1884.)

Redaktnur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XIII.

(Die Abbildungen, wenn nichts anderes bemerkt ist, nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

Der 10. September war von Dieulafoy bestimmt, die Medschid-i-Dschuma zu besuchen, jene berühmte Moschee, welche Schah Abbas anfangs niederreißen lassen wollte, um ihr Baumaterial zur Errichtung der Medschid-i-Schah zu verwenden. Wie am vorhergehenden Tage, so war es auch diesmal Bedingung, daß die Christen nicht das eigentliche Heiligthum betreten durften; nur von den Dachterrassen und Nebenräumen aus sollte es ihnen gestattet sein, einen Blick auf die ganze Anlage zu werfen oder in einem stillen Augenblicke eine photographische Ansicht aufzunehmen. Auch diesmal wurde der Versuch gemacht, sie noch im letzten Augenblicke von ihrem Vorsatze abzubringen; aber als kein Reden half, ergab man sich widerwillig in die unangenehme Nothwendigkeit, die Ungläubigen, Herrn und Frau Dieulafoy und ihren Begleiter, den Pater Pascal, in und über die geheiligten Räume zu führen. Mühsam kletterten sie auf steil geneigten Leitern, deren Sprossen mehr als einen halben Meter von einander entfernt waren, von einer Terrasse auf die andere, während ihre einheimischen Begleiter wie Katzen vorwärts sprangen; oben angelangt, mußten sie über schmale Bretter hinweg schreiten, welche über eingestürzte Kuppelgewölbe gelegt waren. Nachdem sie durch eine solche Bresche den ältesten Theil der Moschee betrachtet, der angeblich im Jahre 755 von dem abassidischen Chalifen Almansur erbaut worden sein soll, und die schönen kufischen Inschriften, welche einen alten Mihrab umgeben, bewundert hatten, betraten sie schließlich eine Seitengallerie, von welcher aus sie den gesammten Hof der Moschee zu übersehen vermochten.

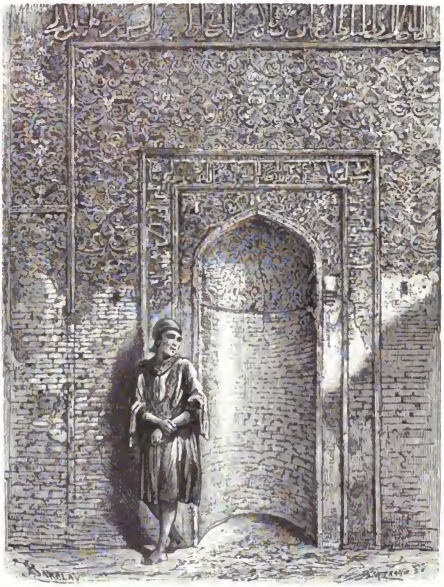
Die verschiedenen Anbauten und Ausbesserungen, welche an derselben zur Zeit des Seldschukenfürsten Malek Schah, des Schah Tamasp, dessen frommer Eifer den Verfall aller Gotteshäuser im Reiche herbeigeführt hat, und endlich unter der Herrschaft Abbas' II. ausgeführt worden sind, haben diesem alten Heiligthume jeden künstlerischen Werth geraubt; durch die Erbauung der Medschid-i-Schah ist dasselbe ohnedies auf die zweite Stufe herabgedrückt worden. Nichtsdestoweniger steht es in Ispahan in großem Rufe und hat seinen alten Titel und seine Vorrechte sich bewahrt. In seinen Räumen findet an jedem Freitage der Gottesdienst für den Schah statt. Nach dem religiösen Gesetze müßte derselbe zum Gedächtnisse dessen, daß sich der Prophet an diesem Tage nach Medina begeben, sich in der Moschee einfinden und mit lauter Stimme das feierliche Gebet sprechen. Da er aber unter seinen zahlreichen Privilegien nicht auch das der Allgegenwärtigkeit besitzt, so ernennt er Vertreter, die den Titel Imam Dschuma führen, damit sie in seinem Namen in den hauptsächlichsten Städten des Reiches diese fromme Pflicht wahrnehmen. Nach dem Gebete lesen oder erklären die Mollahs den Koran, und der ganze Tag wird mit frommen Uebungen hingebracht, obgleich den Gläubigen keine besonderen Verpflichtungen obliegen.

Beim Verlassen der Moschee hatte Pater Pascal das

Digitized by Google

Mißgeſchick, daß eine Leiterſproſſe unter ihm zerbrach und er ſich an einem Beine etwas verletzte, natürlich zum größten Vergnügen der Mollahs, die darin eine Strafe Allahs ſahen und ihre Freude kaum hinter ihren Beileidsbezeugungen zu verbergen wußten; ſie gaben ſofort Befehl, den Eigenthümer der gebrechlichen Leiter zu ſuchen, um ihn mit Stockſchlägen zu beſtrafen, aber der Eigenthümer war nicht zu finden und ſo beſtiegen die Franzoſen ihre Pferde, um nach Dſchulfa zurückzukehren.

Da aber der Pater eine größere Verletzung davon getragen hatte, als er anfangs eingeſtehen wollte, ſo machte er den Vorſchlag, bei einem ſeiner Freunde in der Nähe der Moſchee einzukehren, um dort die Wunde zu kühlen. Das Haus, welches ſie betraten, zieht ſich um die vier



Der Michrab in dem vom Chalifen Almanſur erbauten älteſten Theile der Mesdſchid-i-Dſchuma.

Seiten eines geräumigen Hofes hin; in der Mitte jedes Flügels erhob ſich ein Talar, zu deſſen beiden Seiten eine mit Kalk geweißte Vorhalle lag. Der Empfangsraum war mit einer Kuppel überdeckt, die mit feinen Zellen aus Gyps geſchmückt war; eine Thür aus farbigem Glas ließ in das ſonſt dunkle Zimmer einen Schein von Licht eindringen. Darin ſaß auf Kiſſen zwiſchen umherliegenden Büchern der Hausherr, ein Mann von ſehr angenehmen Geſichtszügen; doch trug derſelbe zur unangenehmen Ueberraſchung für die Reiſenden den blauen Turban eines Sejid, eines jener Nachkommen des Propheten, die ihnen bei ihren Beſuchen der Moſcheen ſtets hindernd in den Weg getreten waren. Zuvorkommend erhob ſich der Sejid Mohammed Huſſein, hörte aufmerkſam der Erzählung von dem Unfalle des Paters zu und gab dann raſch den Befehl, Waſchbecken, Waſſerkanne und einige Arzneipflanzen herbeizubringen. Während er dann ſelbſt die Wunde verband, ließ er Mme. Dieulafoy durch ſeine kleinen Kinder zu ihrer Mutter, ſeiner erſten Gemahlin führen.

Das Innere des Anderun (Harem), der ſein Licht vom

Die Medschid-i-Dschuma in Ispahan.

Digitized by Google

Hofe aus empfängt, wird neugierigen Blicken durch seidene Vorhänge verborgen, die glatt vor alle Oeffnungen gespannt sind. Die Dame, Schirin Chanum, rauchte beim Eintritt der Franzosen gerade ihren Kaljan (Wasserpfeife); höflich lud sie den Besuch zum Niedersetzen ein und bot ihm das Mundstück ihrer Pfeife an. Ebenso höflich wurde dasselbe abgelehnt; denn es war Mme. Dieulafoy wohl bekannt, daß die Mohammedaner sich ebenso ekeln, einen Gegenstand zu berühren, den ein Christ gebraucht hat, wie wir uns vor dem orientalischen Brauche entsetzen, daß eine Pfeife zwischen Glaubensgenossen brüderlich von Mund zu Mund wandert, gleichviel ob der eine Theilnehmer eine hochgestellte Person ist und die andere ein zahnloser, schmutziger Kerl, der in gleicher Weise um eine Mundvoll Tabakrauch wie um ein Stück Brot bettelt.

Schirin Chanum schien die Bedeutung der Ablehnung zu begreifen und sagte, ohne weiter in ihren Besuch zu dringen: „Sie sind hier in einem befreundeten Hause.“ Nach kurzer Unterhaltung benutzte die Französin die Ankunft einer andern Besucherin, um sich zu verabschieden und zu ihren Begleitern zurückzukehren.

Auf dem Heimritte erfuhr sie auch, warum der Pater Pascal gerade unter den Sejids, diesen unverbesserlichen Fanatikern einen seiner besten Freunde zählte. Vor einigen Jahren war ein Franzose, Eugène Bourrée mit Namen, nach Ispahan gekommen, der, ohne die priesterlichen Weihen erhalten zu haben, in seinem Glaubenseifer ganz Persien zu bekehren beabsichtigte. Sehr bald aber merkte er, daß seine Anstrengungen bei den Mohammedanern durchaus erfolglos blieben, wandte sich deshalb den schismatischen Armeniern von Dschulfa zu und suchte diese in den Schoß der allein seligmachenden Kirche zurückzuführen. Als der Vorgänger des jetzigen Bischofs merkte, daß einige seiner Armenier in Folge der Predigten Bourrée's in ihrem Glauben zu wanken anfingen, hetzte er seine Anhänger gegen den Franzosen auf und dieser wäre gesteinigt worden, wenn sich nicht der Sejid Mohammed Hussein seiner angenommen und ihm, der sich als Mohammedaner verkleidet hatte, in seinem Hause eine Zufluchtsstätte eingeräumt hätte. Länger als einen Monat brachte er dort zu, während die Armenier auf den Karawanenwegen nach Schiraz und Kaschan ihm auflauern ließen und erst, als die Wachsamkeit der Armenier etwas nachgelassen hatte, geleitete ihn der Sejid selbst nach Kaschan, von wo aus er einen Hafen am Kaspischen Meere zu erreichen und Persien zu verlassen vermochte.

Durch diese That hatte sich der Sejid das Herz des katholischen Priesters gewonnen. Er ist aber auch eine Ausnahme unter der unendlichen Schar seiner angeblichen Verwandten, der Träger eines blauen Turbans. Besonders zahlreich und mächtig sind sie in der Provinz Irak. Obwohl Mohammed nur die einzige Tochter Fatmeh, die an seinen Neffen Ali verheirathet war, hinterlassen hat, so hat sich doch seine Nachkommenschaft in Folge einer besonderen Gnade des Himmels mit erstaunlicher Schnelligkeit vermehrt, wenigstens nach der unzähligen Menge von blauen und grünen Turbanen zu schließen, die im Orient getragen werden. Uebrigens ist die innere Befriedigung über solchen alten und vornehmen Ursprung nicht der einzige Grund für viele Mohammedaner, sich ein grünes oder blaues Stück Zeug um Kopf und Leib zu wickeln; sie verfolgen vielmehr einen praktischen Zweck. Als kluger Prophet ließ sich Mohammed durch göttlichen Befehl auch irdische Güter anweisen. „Wenn sie dich über die Beute befragen,

Porträt eines Sejid von Ispahan.

antworte ihnen: Die Beute gehört Gott und seinem Gesandten.“ „Wisset, — sagt der Koran — daß, wenn ihr Beute gemacht habt, ein Fünftel Gott oder dem Propheten, den Verwandten, Waisen, Armen und Reisenden zukommt“ und weiterhin „Was Gott dem Propheten an Besitzthum der Einwohner der verschiedenen Orte gegeben hat, gehört Gott, dem Propheten und seinen Verwandten. Nehmt das, was der Prophet euch giebt und enthaltet euch dessen, was er euch verjagt; fürchtet Gott, er ist schrecklich in seinen Strafen.“

Nach Mohammed's Tode forderten seine Nachkommen, gestützt auf die Autorität des heiligen Buches, ein Fünftel von allen Einnahmen der Mohammedaner, legten mehrere Jahrhunderte hindurch ihren Glaubensgenossen schwere Lasten auf und vermehrten sich im Laufe der Zeiten namentlich auch in Folge der materiellen Vortheile, welche mit ihrem geheiligten Ursprunge verknüpft waren.

Heutigen Tages ist die Gewohnheit, den Sejids eine regelmäßige Steuer zu entrichten, fast gänzlich abgekommen; aber in großen Städten, wie z. B. Ispahan, wo die sogenannten Nachkommen Mohammed's sich zu zahlreichen Körperschaften zusammengethan haben, haben sie sich auch einen überwiegenden Einfluß bewahrt und plündern ungestraft die kleinen Händler, weil dieselben zu schwach sind, um ihnen ihre Waaren oder Dienstleistungen geradezu zu verweigern. Außerdem werden die Sejids, und zwar noch vor den Mollahs, mit der Verwaltung aller heimgefallenen Wakuf-Güter betraut und ziehen aus diesen geistlichen Benefizien so ansehnlichen Nutzen, daß sie zum größten Theil ohne jede Arbeit leben können. Natürlich verabscheuen sie die Europäer; aber trotzdem mußten Dieulafoy's dem

Digitized by Google

Imam Dschuma und dem Muſchteid dafür dankbar ſein, daß dieſe höchſten Geiſtlichen ihnen einige Sejids zur Begleitung beigegeben hatten. Denn ohne deren Anweſenheit hätte es die Volksmenge nie geſtattet, daß Chriſten auf Leitern das Dach einer Moſchee erſtiegen.

Aber trotz der Anweſenheit einiger Sejids hatten die

Schirin-Chanum, erſte Frau des Sejid Mohammed Huſſein.

Franzoſen doch wiederholt ſo unangenehme Auftritte mit fanatiſchen Volkshaufen gehabt, daß ſie erfreut waren, noch an demſelben Tage, dem 10. September, das letzte kirchliche Gebäude in Ispahan, das Mauſoleum des Imam-zadeh Schaffari, zu beſuchen und zu photographiren. Auch hier blieb ihnen ein läſtiger Zuſammenſtoß mit einigen Kaufleuten, die ein Sejid aufgehetzt hatte, nicht erſpart; aber ſchließlich erreichten ſie doch ihren Zweck.

Die Eskimos des Cumberland-Sundes.

Ethnographiſche Skizze von **H. Abbes.**

II.

Zum Fange der Seehunde und Wale im Sommer und Herbſt beſitzt der Eskimo ein beſonderes Jagdboot, den „Kayak“ (Fig. 8).

Das fiſchförmige Holzgeſtell (Fig. 9) dieſes leichten Bootes beſitzt aus Seehundsfellen einen waſſerdichten Ueberzug, welcher oben in der Mitte nur eine Oeffnung enthält, die ſo groß iſt, daß der Jäger, ſeine Beine unter das Deck vorausſtreckend, ſich darin niederlaſſen kann. Von hier aus bewegt er mit einem Doppelruder das gefällige Fahrzeug ſchnell und gewandt nach jeder beliebigen Richtung. Auf dem Verdeck liegen die Jagdgeräthſchaften durch Riemen und Schleifen gehalten, vor ihm zu ſeiner Rechten der „Ihimat“ oder „Tnkat“ [1] (Fig. 10 und 11), der große Wurfſpeer für Seehunde und Wale, deſſen Spitze ein Walroßzahn oder das Horn des Narwals bildet.

[1] Nach Angabe eines Miſſionars, der lange Zeit in Labrador unter den Eskimos gelebt hat, heißt der große Wurfſpeer „Ihimat“ in ſeiner Eigenſchaft als Jagdgeräth; er wird „Tuſak“, wenn er dem Eskimo beim Marſche über das Eis als Stütze und zum Erproben der Tragfähigkeit deſſelben dient.

Digitized by Google

Die eigentliche Harpune, „Naulak“ (Fig. 12), aus Walroßzahn geſchnitten und mit einer eingeſetzten dreieckigen Spitze aus Eiſen, ruht für gewöhnlich in einem hölzernen Futteral, Kinailiſſanga (wörtlich: Das Mittel es nicht ohne Schneide zu machen). Zum Gebrauche wird die Harpune auf das Ende des Zahnes geſetzt und durch einen Riemen feſt angezogen (Fig. 10). Die Fortſetzung des Riemens liegt aufgerollt in einem hölzernen, teller-

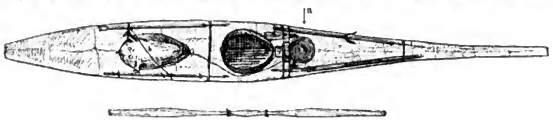
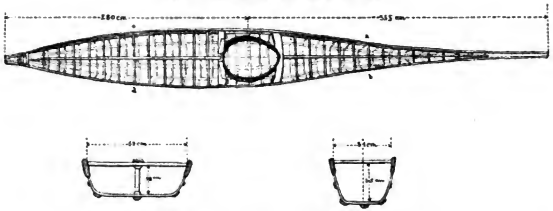


Fig. 8. Kayak mit Jagdausrüſtung und Ruder.



Durchſchnitt bei *c d*. Durchſchnitt bei *a b*.

Fig. 9. Gerippe eines Kayak (1/20 der natürlichen Größe).

Fig. 10. Ihimak oder Tukak, großer Wurfſpeer für Seehunde und Walfiſche.

Fig. 11. Ihimak oder Tukak, Wurfſpeer für Seehunde und Walfiſche.

Digitized by Google

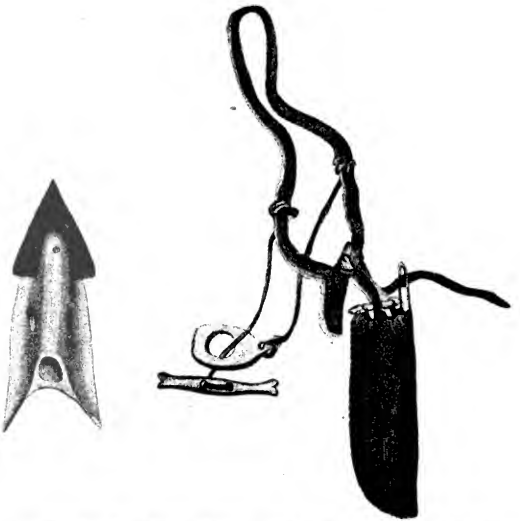


Fig. 12. Harpune Naulak (Spitze des Itimak). — Fig. 13. Ledernes Etui mit beinernen Nadeln zum Verschließen von Harpunenwunden.

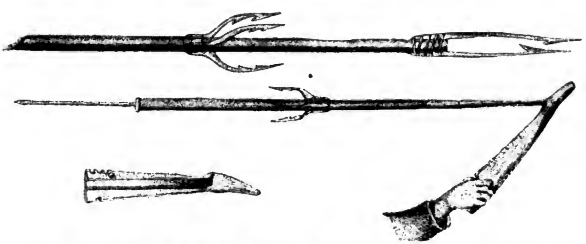


Fig. 14 u. 15. Wurfspieße für Enten (Nuing). — Fig. 16. Handholz zum Schleudern derselben.

förmigen Vorsatz (a in Fig. 8) in der Mitte des Vordertheiles des Kayaks, während das andere Ende mit einem zu einer Boje aufgeblasenen Seehundsfell (b in Fig. 8) auf dem Hintertheil des Schiffes verbunden ist. Ist ein Wurf

Digitized by Google

geglückt, so löst sich vom Schaft der mit Riemen gelenkartig eingesetzte Zahn und in Folge dessen die Harpunenspitze von letzterem (Fig. 11) und bleibt im Bauche des Thieres sitzen. Der Riemen läuft ab und zieht die Boje mit sich fort. Letztere zeigt den Weg, den das verwundete Thier nimmt, hindert es am Tauchen und schnellen Entweichen. Ist es schließlich mit den übrigen Harpunen vollends getödtet, so wird es ins Schlepptau genommen und schwimmend ans Land gebracht. Zuvor schließt man jedoch die von der Harpune verursachte Wunde mit beinernen Nadeln, welche durch die Wundränder gezogen werden, um das Ausfließen des Blutes zu verhindern. Ein ledernes Etui mit solchen Nadeln zeigt Fig. 13.

Fig. 17 u. 18. Vorder- und Rückseite einer alten Lanzenspitze aus Knochen.

Zum Fangen der großen Wale umringen mehrere Kanaks mit kühnem Muthe das gefährliche Thier und befestigen so schnell als möglich ihre sämmtlichen Bojen in der oben bezeichneten Weise an demselben.

Der Wurfspieß für Enten, Ruing (Fig. 14 und 15), besitzt außer einer beinernen Spitze am Ende drei mit Widerhaken versehene Ansätze in der Mitte des Schaftes. Ist die Vorderspitze unschädlich vorbeigeglitten, so bieten die hinteren noch die Möglichkeit, daß sich das Thier mit Hals oder Flügel zwischen sie und den Schaft klemmt. Um den Speer mit solcher Gewalt schleudern zu können, daß er bis zur Mitte in das Wasser taucht, wird er mit dem hinteren Ende in ein eigenthümliches Handholz (Fig. 15 und 16) von 45 cm Länge eingelegt, wodurch der Hebelarm der Kraft um dieses Stück vergrößert wird.

Eine alte Lanzenspitze aus Knochen zeigen Fig. 17 und 18 in der Vorder- und Rückansicht, Fig. 19 eine solche mit eingesetzter eiserner Schneide. Zugleich ist in dieser Figur die Art der Befestigung der Spitze mittels Riemen an dem ebenfalls beinernen Schaft zu ersehen. Beide Lanzen sind heute nicht mehr im Gebrauch. Die Spitze der ersteren stammt augenscheinlich aus einer Zeit, in welcher eiserne Schneidewerkzeuge noch unbekannt waren. Man sieht an dem Original, daß die Nuthen auf der Rückseite (Fig. 8), in welche die Befestigungsriemen eingelassen wurden, durch eine Reihe neben einander liegender Löcher hergestellt sind. Diese Löcher sind wahrscheinlich mit einem spitzen Feuerstein oder dergleichen eingebohrt. In Fig. 20 ist eine Harpune mit langer knöcherner Spitze dargestellt; zwei solcher liegen gewöhnlich auf dem Hintertheile des Kanaks.

Die sichere Handhabung dieser Waffen erfordert große Gewandtheit, die nur durch langjährige Uebung erworben werden kann; schon frühe muß deshalb der Knabe dahin streben, sich mit ihrem Gebrauch vertraut zu machen.

Erst wenn der Jüngling die nöthige Fertigkeit errungen und durch seine Geschicklichkeit auf der Jagd gezeigt hat, daß er wohl im Stande ist, eine Familie zu erhalten, ist er berechtigt, sich einen eigenen Hausstand zu gründen.

Meistens werden Knaben und Mädchen schon in früher Kindheit von den Eltern für einander bestimmt. Die Knaben heirathen ungefähr mit dem 17., die Mädchen vom 14. Jahre an. Das neue Ehepaar bezieht nach der Hochzeit ein eigenes Zelt. Dem Mann ist es erlaubt, eine Frau, die ihm nicht zusagt, ihren Eltern zurückzugeben und sich eine neue Ehegattin zu wählen. Da aber kein Ueberfluß an Frauen vorhanden ist, so wird von diesem Rechte selten Gebrauch gemacht. Trotzdem dem Eskimo der Besitz mehrerer Frauen gestattet ist, pflegt er sich doch in der Regel mit einer zu begnügen. Die Schwierigkeiten, die mit der Herbeischaffung der nöthigen Kleider und Nahrung verbunden sind, verbieten die Polygamie von selber. Die Ehen der Eingeborenen erfreuen sich keines großen Kindersegens, selten trifft man in der Familie mehr als zwei Kinder; die Ursache mag zum Theil darin liegen, daß der Mangel an passendem Ersatz für die Muttermilch die Frauen zwingt, ihre Kinder möglichst lange an der Brust zu halten; sodann ist auch die Sterblichkeit unter den

Fig. 19. Alte Lanze aus Knochen mit eingesetzter eiserner Schneide.

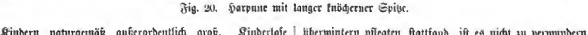


Fig. 20. Harpune mit langer knöcherner Spitze.

Kindern naturgemäß außerordentlich groß. Kinderlose Ehepaare suchen häufig durch Uebernahme fremder Kinder die Lücke in ihrem Haushalte auszufüllen. Den Eltern der Kinder wird dafür eine Entschädigung gezahlt.

Bei dem regen Verkehr, welcher in den letzten dreißig Jahren zwischen den Eskimos und Walfischfängern, von denen in früheren Jahren viele im Cumberland-Sunde zu überwintern pflegten, stattfand, ist es nicht zu verwundern, wenn sich heute viele Mischlinge unter den Eingeborenen befinden. Manche Weiße sind auf dauernde Verbindungen mit Mädchen aus den Eskimostämmen eingegangen; so besitzt der Kapitän eines amerikanischen Walfischfängers, der seit 27 Jahren im Sunde verkehrt und 22mal dort überwintert hat, bereits seine zweite Frau von den Ein-

Digitized by Google

geborenen; eine Tochter von ihm ist wieder an einen Eskimo verheirathet, einen 14jährigen Sohn läßt er in Canada erziehen.

Die Familien der Eskimos leben unter sich getrennt, ohne jeglichen gesellschaftlichen Verband und ohne ein anerkanntes Stammesoberhaupt. Ein gewisses Ansehen genießt allein der „Angekok“ oder Arzt. Näheres über das Wesen und die Bedeutung des Angekok bei den Eskimos findet man in dem interessanten Werke von Dr. Rink Tales and Traditions of the Eskimo (Edinburg 1875). Durch Zauberei, die mit dem Absingen monotoner Gesänge verbunden ist, sucht er den bösen Geist der Krankheit zu bannen; alsdann giebt er sein Urtheil ab, ob der Kranke leben oder sterben wird; im günstigen Falle belohnen ihn reichliche Geschenke, vorzugsweise aus Hunden bestehend, die er aber, falls sich sein Ausspruch als irrig erweist, zurückgeben muß. Der dem Tode zugesprochene Kranke wird aus der Wohnung der Familie entfernt und in einem besonderes für ihn hergerichteten kleinen Zelte oder Schneehause unter gebracht, das ihm nothdürftigen Schutz gegen die Unbilden der Witterung und gegen wilde Thiere gewährt. Im allgemeinen bleibt der Kranke hier sich selber überlassen, doch wird ab und an nach seinem Befinden gesehen und ihm Nahrung verabfolgt. Erlangt ein auf diese Weise Ausgesetzter wider Erwarten seine Gesundheit zurück, so kann er zwar zu seinem Stamme und seiner Familie zurückkehren, wird jedoch als ein völlig neues Mitglied derselben betrachtet und muß seine Wiedergeburt auch äußerlich durch die Annahme eines neuen Namens hervorheben. Diese grausame Sitte, welche früher auch bei den Eingeborenen in Labrador heimisch war, ist dort längst unter dem wohlthätigen Einflusse der Missionare verschwunden.

Ein großes Unglück ist es stets für die Familie eines Eskimos, wenn trotz aller Vorsicht ein Mitglied derselben in der Wohnung stirbt. Der Verlust des Zeltes mit seinem Inhalte ist die unvermeidliche Folge. Eine strenge Vorschrift zwingt den Eskimo, das Zelt und alles, was sich darin zur Zeit des Sterbefalls befand, wie Schlafdecken, Kleider der Familienmitglieder, sowie die sämmtlichen Haushaltungsgegenstände, welche als unrein betrachtet werden, zu verlassen; ausgenommen hiervon sind die Zeltstangen und solche Sachen, welche von den Weißen herrühren. Die Zeltstangen werden später von außen aus der verwchmten Hütte herausgezogen, denn das Betreten des Zeltes ist selbstverständlich ebenfalls untersagt. Möglicherweise liegt diesem Gebrauche, der stets auf das strengste innegehalten wird, die Erfahrung zu Grunde, daß manche Krankheiten durch Sachen, die mit dem Kranken in Berührung waren, auf andere übertragen werden können.

Die Leichen der im Winter Gestorbenen werden zunächst mit Eis und Schnee umgeben und erst im folgenden Frühjahr mit Steinen bedeckt. Die Erwachsenen legt man mit dem Kopfe nach Sonnenaufgang, die Kinder mit dem Kopfe nach Sonnenuntergang.

Ein hohes Alter wird den Eskimos im allgemeinen nicht beschieden sein; das rauhe Klima, die vielen Entbehrungen und Anstrengungen, mit denen sie von Jugend auf für die Erhaltung ihres Lebens kämpfen, müssen ihre Kräfte frühzeitig aufreiben. Bestimmte Angaben über das Alter der einzelnen Personen kann man von ihnen nicht erhalten, da sie die Jahre nicht zählen. Der Begriff eines Jahres scheint ihnen erst im Verkehr mit den Weißen klar geworden zu sein. Im Uebrigen fehlt ihnen aber jede Zeitrechnung. Ihre Zahlbegriffe reichen nur bis zehn; darüber hinaus ist „viel“. Eigene Bezeichnungen existiren nur für die Zahlen von Eins bis Sieben und die Zehn. Acht und Neun werden wieder aus Drei und Vier gebildet.

Der Eskimo liebt die Geselligkeit. Er ist gastfrei gegen seine Stammesgenossen und gegen die Weißen, deren Besuch er gern in seiner Wohnung empfängt. Bei solchen Besuchen fanden wir die Eingeborenen stets freundlich und gesprächig. Sie erzählen gern und viel von ihren Jagden und den Gefahren, die sie dabei ausgestanden. Allen Fragen nach ihren religiösen Gebräuchen und Ceremonien wußten sie auszuweichen.

Für das Leben und Treiben der Weißen bekundeten sie lebhaftes Interesse. Mit sichtlichem Vergnügen durchblätterten sie einige Jahrgänge der Zeitschrift „Ueber Land und Meer“ und bewiesen häufig durch ihre Fragen, daß ihnen das Verständniß für den Inhalt der Illustrationen nicht abging. Der Unterschied zwischen dem inhaltreichen und üppigen Leben der fremden Stationen und dem kümmerlichen mühseligen Dasein der Eskimos ist auch ihnen längst zum Bewußtsein gekommen und hat ihr Nachdenken angeregt. Gelegentlich eines Vergleiches des großen Neufundländer Hundes der deutschen Station mit den eingeborenen Hunden äußerte ein Eskimo, die Ursache des geringeren Wachsthums der Menschen, Thiere und Pflanzen in seiner Heimath müsse in dem kalten und widrigen Klima liegen. Er sagte dieses in so feinsinnter wehmüthiger Weise, daß wir das Gespräch hierüber abbrachen und auch später vermieden auf dies Thema zurückzukommen.

Der Aufforderung zu singen kamen sie fast immer bereitwilligst nach, besonders wenn sie erwarten durften, daß diese Gefälligkeit durch ein Geschenk an Tabak belohnt werden würde. Ich habe aber niemals weder von alten noch von jungen Männern oder Frauen etwas Anderes gehört als denselben monotonen Gesang, aus dem ich nur die Worte verstehen konnte: „Aga, Aga, Aga, waanga, Aga, Aga!“, die sich in infinitum wiederholten. Doch scheinen die Eskimos nicht unmusikalisch zu sein. Es fanden sich immer einige, die auf der Handharmonika oder auf der Flöte leichte schottische und amerikanische Melodien vorzutragen verstanden. Einen Nationaltanz hatten wir nur einmal das Vergnügen von zwei jungen Männern tanzen zu sehen. Der Tanz bestand in einem sprungweisen Avanciren und Retiriren der einander Gegenüberstehenden. Dabei wurde der Oberkörper weit vorgebeugt, während die Kniee bei den einzelnen Sprüngen heftig zur Brust emporgehoben wurden. Nach mehrmaligem Avanciren und Retiriren folgte in regelmäßigen Pausen eine Drehung der einzelnen um sich selbst, die von lautem Geschrei und heftigen Gesticulationen der Arme begleitet war. Im allgemeinen geben sie sich nicht gern zu solchen Produktionen vor den Weißen her. Als einst auf unserm Schiffe ein alter Eskimo die Gesellschaft durch Vorführung eines amerikanischen Matrosentanzes unterhielt, ging ein jüngerer seiner Stammesgenossen ärgerlich an Deck auf und ab und gab durch Mienen und Gebahren in deutlicher Weise zu verstehen, daß ihn das Benehmen seines Landsmannes verdroß.

Die Sprache der Eskimos ist sehr schwierig zu erlernen. Im Verkehr mit den Weißen pflegen sie vielfach sich anderer Worte und Redewendungen zu bedienen, als unter sich; anfangs im Scherze die falsche Aussprache und Satzbildung der Fremden nachahmend, ist ihnen dieselbe später zur Gewohnheit geworden, zumal sie sich dadurch den Weißen besser verständlich machen konnten. Diese Verkehrssprache unterschiedet sich von der eigentlichen Landessprache durch konsequente Verleugnung aller Deklination und Konjugation, sowie das Auslassen der Hülfsverben; die Substantive

Digitized by Google

erscheinen stets im Nominativ Singularis, die Verben in der dritten Person Singularis des Präsens Indicativi, so heißt z. B. uvanga sinipuk wörtlich: „ich er schläft"; würde aber einem Weißen gegenüber je nach den Umständen zu bedeuten haben: „ich habe geschlafen" oder „ich will schlafen". In Folge dieser veränderten Ausdrucksweise kann man bei einiger Vorsichtigkeit sich sehr wohl mit den Eingeborenen in ihrer Sprache verständigen, ohne deshalb von den Gesprächen, die sie unter sich führen, auch nur das Geringste zu verstehen.

Von der Grammatik sei folgendes erwähnt. Das aktive Substantiv ist der maßgebende Theil des Satzes; die Deklination des Substantivs ist sehr weitgehend, weil alle Pronomina angehängt und mit deklinirt werden, z. B.:

Nom. atatak der Vater	atataga mein Vater
Gen. atatab	atatama
Dat. atatamut	atatanmut
Vial. atatakut	atatakkut
Acc. atatamik	atatanmik
Abl. atatamit	atatanmit

Der Vocativ wird nur durch Betonung der letzten Silbe des Nominativs ausgedrückt

Dualis atatapuk unser beider Vater
atatapkit euer beider Vater.

Der Plural verschwindet vielfach und wird durch die Endung des Verbs ausgedrückt.

Nebenform: atatab, Nominativus constructus.

Das Verb ist häufig das Stammwort eines Redesatzes und wird auch in vielen Fällen aus dem Hauptworte gebildet, z. B. tokko der Tod, tokkowok er stirbt.

Zur Conjugation des Verbs sind gegen 700 Endungen erforderlich; jede Form besitzt außer ihrem Affirmativ ein selbständiges Negativ und Interrogativ, letzteres wieder mit affirmativer und negativer Endung, z. B.:

Indicativ Praesens: sennawok er arbeitet,
sennanik arbeitet er nicht?

Die einfache Satzstellung ist aktives Substantiv — passives Substantiv - Verb, z. B.:
atatab puije naulaluapa Der Vater Seehund harpunirt.

Einige der gebräuchlicheren Wörter aus dem reichen Wortschatze der Eskimos folgen nachstehend:

Innuit	Bezeichnung der Eingeborenen.	niuksa	Handholz für den nuing.	iglopik	Kiste.
		ukadlunuung	Harpune zum Lachsfang.	negjik	Bootshaken.
Kadlunak	Bezeichnung der Weißen.	ipaantak	Pritsche.	nurjo	essen.
Noktukkeerle	Der dürftig bewegliche.	kukiyu	Flinte.	imno	Milch.
Koak	Gefrorenes.	kattayo	Kiste.	pijuk	gut (etwas, das zu brauchen ist).
Okkoytu	Der mit dem Wolfsrachen.	kikia	Nadel.		
		kinaillisaanga	Futteral für die Harpunenspitze (wörtlich: das Mittel, es nicht ohne Schneide zu machen).	wadlipuk	weit weg.
Inuaktu	Mörder.			nahpik	nahe bei.
Nunakchua	Große Landspitze.			anana	Mutter.
Iktunngan (Sämmtlich männliche Eigennamen.)				atatak	Vater.
				dakok	Mond.
Avinga	Maus (weiblicher Eigenname).	nuglukta	ein Musikinstrument.	utchua	Stern.
		schakuttuigna	Werkzeug.	okkiuk	Winter.
makkuk	Kopf.	mikki	Hund.	auja	Sommer.
nuya	Haar.	aktunak	Fell.	opungak	Frühling.
schiu	Ohr.	nappaerotak	Mast.	agegeser	Herbst?
aggeid	Hand.	akkomatik	Schlitten (dual).	anno	Nacht.
kuddlu	Daumen.	umiak	Boot.	akiuktu	Echo.
tikkiu	Zeigefinger.	umiaktuak	Schiff.	utlimau	Arl.
katukiu	Mittelfinger.	tijpanie	groß.	urrtata	Hammer.
mikkina	Ringfinger.	sikko	Eis.	tosuk	Axt.
ikkalu	kleiner Finger.	wagdnak	Nordwind.	makuk	zwei.
kinga	Nase.	gnier	Süd?	pemisuhn	drei.
ije	Auge.	konningnak	Ostwind.	zissemen	vier.
negje	Sehnud.	penningnak	Westwind (Landwind).	tidlimen	fünf.
tuktuk	Rentier.	taunanie	draußen.	aghiingen	sechs.
nokjuk	Gemein vom Rentier.	uwanga	ich.	makauni	sieben.
amarok	Wolf.	idlen	du.	pennisuhni	acht.
nanuk	Bär.	kaiit	komm hierher.	ziesimouni	neun.
kissing	Fell.	igloane	gehe fort.	kulli	zehn.
ikkak	Schneebrille.	kaktuk	der hungernde.	unusuudli	viel.
mischa	Mütze.	kak	der Hunger.	sorosing	Kind.
iwikjua	Grab.	norki	Fleisch.	kumuug	Zeltpflock.
iwikingokluk	aus Stroh geflochtenes.	sekkinek	Sonne.	nutakak	Säugling.
kakko	Festen.	umik	Bart.	nerilinga	ich möchte zu essen.
nuna	Land.	okkapok	er spricht.	pualiu	Handschuh.
kouk	Fluß.	schukeri	schnell.	pokkemalo	Patronentasche.
kerlu	klein, dürftig.	amela	ja.	kodlo	Lampe.
pukitu	niedrig.	akkeid	nein.	negjika	Jacke aus Seehundsfell.
pukinjuk	hoch.	nami	nicht.	pissurayo	über Land gehen.
mikku	ein wenig.	pitersangituk	es giebt nicht.	assiwattu	auswärts gehen.
ikke	kalt.	akkalili	gieb her.	nuliunga	seine Frau.
okko	warm.	katsimik	wie viele.	kalukdu	Wollen.
kujo namik	o wie baukenswerth.	ipud	Ruder.	ajpud	Schnee.
komming	Sommerzelt.	schukaktuak	das Meer.	kauning	schneien.
nukkuling	Winterzelt.	iglu	Haus (von Schnee).	kulukdu	
kanning	Schnee.	sinipuk	er schläft.	kennuku	harter Schnee (worüber man mit dem Schlitten fahren kann).
sillelu	Regen.	aneluke	blos Weib.		
nuweuya	Wolken.	ikuma	Feuer.		
tokkijuk	todt.	mikkiut	die Kleinen.	isuk	Rauch.
ibimak	Harpune für Wallfische.	ingerit	er singt.	namung	wohin.
nuing	Harpune für Enten.	mattu	Tedel.	imak	Salzwasser.
tukak	Wurfspieß.	kuduo	Mund.	jaunsuktuk	trocknen.

Digitized by Google

Die Resultate der Greely-Expedition.

Am 2. September hat Lieutenant Greely in der Sitzung der geographischen Sektion der British Association, die in Montreal tagte, einen Vortrag über die Ergebnisse seiner Expedition gehalten, dessen wesentlichen Inhalt wir hier folgen lassen.

Die geographische Arbeit der Expedition erstreckt sich beinahe über drei Breitengrade und mehr als vierzig Längengrade. Lieutenant Lockwood brach am 81° 44′ nördl. Br. und 84° 45′ westl. L. Gr. auf und erreichte am 18. Mai 1882 auf der Nordküste Grönlands 83° 24′ nördl. Br. und 40° 46′ westl. L. Gr. Von demselben Punkte ausgehend, erreichte er in südwestlicher Richtung im Mai 1883 in Greelyfjord, einer Bucht des westlichen Polaroceans in 78° 26′ westl. L., eine Breite von 80° 48′ nördl. Br. Das Ergebnis der nach Norden unternommenen Expedition war eine Bereicherung unserer Karten um eine Küstenlinie, welche sich beinahe 160 Meilen über den nördlichsten von Lieutenant Beaumont (von der englischen Marine) gesehenen Punkt ausdehnt. Hierdurch wurde auch Grönland um mehr als 40 Meilen nach Norden verlängert und dieses Land erhält hierdurch eine viel größere Ausdehnung in dieser Richtung, als ihm im allgemeinen beigemessen wird. Die Lage des entferntesten auf der Grönlandküste gesehenen Punktes wurde auf 83° 35′ nördl. Br., 38° westl. L. Gr. geschätzt; übrigens ist durch nichts erwiesen, daß der entfernteste Punkt, den man gesehen hat, wirklich auch die nördlichste Grenze von Grönland ist.

Die neu entdeckte Küste gleicht in verschiedener Hinsicht der des südlichen Grönlands; in das Festland schneiden verschiedene tiefe Fjords ein, vor denen zahlreiche Inseln liegen. Das Innere des Landes erschien von einer Höhe von etwa 2000 Fuß gesehen als eine verworrene Masse von Bergen, die entweder in ewigem Schnee oder in eine Eisdecke eingehüllt sind. Die Fjorde bieten dem Auge nichts als eine breite, ebene Fläche von Schnee und Eis, frei von jedem „Eisfuße“, Bergen von Treibeis oder auf einander getürmten Schollen und ohne irgend welche andere Zeichen für das Bestehen einer direkten Verbindung mit dem Meere von Spitzbergen. Im allgemeinen ist die eigentliche Küste hoch, schroff und steil, die Formation der in der Nähe des Discoverhafens beobachteten sehr ähnlich: Schiefergestein mit eingesprengtem Quarz. Die Vegetation gleicht sehr der von Grinnell-Land; unter den mitgebrachten Proben befindet sich der arktische Mohn, auch einige Steinbrech-Arten wurden noch über den 83. Grad hinaus gefunden. Spuren von Polarbären, Lemmingen und Polarfüchsen wurden gesehen; ein Hase und ein Schneehuhn wurden im äußersten Norden getödtet und eine Schneeammer wurde gehört.

Eine auffallende Erscheinung wurde bemerkt, nämlich das Bestehen eines Flutkrachs (tidal crack), den wir aus Mangel eines anderen Namens so nennen wollen, welcher sich vom Kap Bryant längs der ganzen Küste hinzieht, quer über verschiedene Fjorde hin von Vorgebirge zu Vorgebirge in gerader Linie hinlaufend, dessen Breite von einem bis zu einigen hundert Yards wechselt. Auf der inneren Seite des Sprunges sah man nur selten rauhes auf einander geschobenes Eis, während auf der äußeren Seite paläokrystisches Eis vorherrschte, wie das, welches hin Commandeur Markham sich im Jahre 1875 so tapfer und mit so viel Erfolg seinen mühevollen und wunderbaren Weg zwischen Kap May und Kap Britannia bahnte.

Eine Lothung ergab bei 800 Fuß keinen Grund; scheinbar bestand keine Strömung.

Die Breite des nördlichsten Punktes der Lockwood-Insel wurde durch eine Reihe Circummeridianbeobachtungen und Beobachtungen des Polarsterns nach der Methode von Gauß berechnet. Die Breite von Kap Britannia und einigen anderen Punkten wurde durch Circummeridianbeobachtungen bestimmt. Die Genauigkeit der Karten Lieutenant Beaumont's erkannte Greely an; die einzigen Korrekturen, welche gemacht werden mußten, bestanden darin, daß Kap Britannia einige Meilen südlicher und Kap May einige Meilen westlicher zu liegen kommen, als in der Karte angegeben ist. Diese Punkte waren von Lieutenant Beaumont nur durch Richtungsbeobachtungen bestimmt. Die von ihm erreichte Genauigkeit war, wenn man die ungünstigen Umstände im Auge behält, überraschend.

Die Züge, die Lieutenant Lockwood und Greely nach dem Innern von Grinnell-Land gemacht haben, enthüllten überraschende und besondere natürliche Zustände, die man bis jetzt nicht vermuthet hatte. Zwischen den vorspringenden Spitzen von Archer und Greely-Fjord, in einem Abstande von ungefähr fünfzig Meilen erstreckt sich von Ost nach West längs des 81. Parallelkreises die senkrechte Wand einer ungeheuren Eisdecke; die durchschnittliche Höhe derselben beträgt nicht weniger als 150 Fuß. Die Formen der Eisoberfläche schließen sich der Gestaltung des Landes so enge an, daß die Eisdecke auf 60 Meilen Länge nur ganz unbedeutend in Dicke wechselte. Nur zwei Stellen wurden gefunden, wo die Böschung und die Form der Eismasse derartig waren, um die Erklimmung derselben möglich zu machen. Diese Eismasse, die sich nach Süden ausdehnt, bedeckt Grinnell-Land beinahe ganz und gar vom 81. Breitengrade bis Hayesfund und vom Kennedykanal nach Westen bis zum Greely-Fjord am Polaroceane. Der Gletscher, welcher in die Dobbinbai mündet, ist nur ein Zweig dieser Eismasse; zweifellos kann man am Ende jedes bedeutenden Thales, welches in die Richardson-, Scoresby- und andere Baien mündet, Gletscher finden. Verschiedene Thäler, die auf dem Rückwege nach Süden besucht wurden, zeigten an ihrer Mündung deutlich, daß dort früher Gletscher bestanden hatten. Im Juli glückte es Lieutenant Greely Mount Arthur zu besteigen, dessen Gipfel 4500 Fuß über dem Meere liegt. Der Tag war sehr hell; im Norden der Garfield-Kette zeigte sich eine ähnliche Eisdecke, auf der langausgestreckte Gletscher hervortraten, welche dem Auge durch jede Lücke in den Bergen sichtbar wurden. Einer derselben, der Henrietta Nemith-Gletscher war von Greely im vorhergehenden April besucht worden, wobei er gefunden hatte, daß der vordere senkrechte Absturz 200 Fuß betrug. Er mündete in eine kleine Bai, einen Theil des Hazen-Sees. Der Gilmar-, Abbö- und andere Gletscher speisen die Flüsse, welche sich in diesen See ergießen. Aehnliche Gletscher werden an dem Ursprung der Flüsse gefunden, welche in das St. Patrick- und Lincolnbecken, Norrisbai und Discoverhafen münden. Nach diesen Anzeichen schätzt Greely

Digitized by Google

die Oberfläche des nördlichen Eisfeldes von Grinnell-Land auf nicht viel weniger als 6000 Quadratmeilen. Die südliche Grenze fällt ziemlich genau mit dem 82. Breitengrade zusammen.

Das Land, welches sich zwischen dem 81. und 82. Breitengrade vom Kennedy- und Robeson-Kanal nach dem westlichen Polarocean erstreckt, fand man im Juli mit Ausnahme des höchstens Rückens ganz frei von Schnee; bei einer über 150 Meilen langen Reise im Innern hat Greely's Fuß niemals Schnee betreten. Die Vegetation war reich, wenn mit der von Kap Hawkes, Kap Sabine oder anderen weiter südlich gelegenen, von Greely besuchten Punkten verglichen, selbst üppig zu nennen. Abgestorbenes Weidenholz wurde in solcher Menge gefunden, daß es mehr als einmal als Brennstoff dienen konnte. Weiden, Steinbrechen, Gräser und andere Pflanzen wachsen in solchem Ueberfluß, daß sie große Flächen vollständig bedecken. Diese Thäler bieten ausgezeichneten Weidegrund für Moschusochsen, welche gegen den Sommer nach der Seeküste hin ihre Nahrung suchen, mit dem Vorrücken des Winters aber sich nach dem Innern zurückziehen. Häufig bemerkte Greely Spuren, daß die Gegend, welche jetzt von keiner Eishülle bedeckt ist, sich neuerdings über das Meer gehoben hat. Solche Anzeichen bestanden in gehobenen Strandlinien, Seemuscheln und Treibholz. An einer Stelle fand man die Stämme zweier großer Koniferen in so gutem Zustande, daß sie als Brennholz gebraucht werden konnten.

Es scheint wahrscheinlich, daß jene Eisdecken ursprünglich vereinigt waren; gewiß ist es, daß beide Decken, die südliche sowohl als die nördliche, in neuerer Zeit zurückgewichen sind, wenn dies nicht etwa fortgelegt noch stattfindet. Längs der Grenze des südlichen Eises fand man viele kleine Eisseen und Moränen. Im Norden grenzt der Hazen-See fünfzig Meilen weit an die Eishülle. Gegenüber dem Henrietta Nesmith-Gletscher fanden sich drei parallele Moränen. Zwischen der vorderen Seite des Gletschers und dem Hazen-See, wo Hazen-See und Ruggles-Fluß sich vereinigen, fand Greely die Ueberbleibsel von permanenten Eskimohütten. Viele Ueberreste wurden hier und an verschiedenen Stellen an der Südküste des Hazen-Sees gesammelt, aber auf der Nordseite dieses Sees fand man nichts derartiges. Vielleicht verdient es bemerkt zu werden, daß die Rentthiere, die in großer Zahl in dem Lande vorgekommen sein müssen, ganz und gar verschwunden, also entweder ausgestorben oder ausgewandert sind. Mit Bezug auf die Grenze des ewigen Schnees ist anzuführen, daß sie auf Mount Arthur etwa 3500 Fuß über der Meeresfläche lag. Aus barometrischen Messungen ergab sich, daß die Wasserscheide von Grinnell-Land gegenüber der südlichen Eisdecke etwa 2500 und in der Nähe von Mount Arthur etwa 3000 Fuß hoch ist.

Großgriechenland.

Von **W. Kobelt.**

I.

Von allen Küstenländern des Mittelmeeres ist kaum eines, das so selten einmal von einem Reisenden aufgesucht wird, wie das äußerste Südende der apenninischen Halbinsel. Einst nannten es selbst die stolzen Griechen Großgriechenland, und in ununterbrochener Reihe lagen an seinem Ostufer die Städte ersten Ranges, Tarent, Metapont, Sybaris, Kroton. Heute ist das Gestade verödet; kümmerlich fristen Táranto und Cotrone ihre Existenz, sonst ist das Leben überall ins Gebirge entwichen und hat das Küstenland der Malaria und den Fiumaren überlassen. Der Tourist scheute den großen Umweg über Foggia und Bari, der erst neuerdings durch die Eröffnung der direkten Bahn von Neapel nach Metapont weggefallen ist, sowie das Fieber und die halbwilden Calabresen, die ja selbst der Sicilianer mit einem Gemisch von Scheu und Verachtung betrachtet; aber auch Alterthums- und Naturforscher betraten das Land nur selten, und das Waldgebirge der Sila, die Granitmasse des Aspromonte zählen heute noch zu den am wenigsten erforschten Gegenden Europas. Die Litteratur ist darum noch äußerst spärlich und beschränkt sich meist auf die Schilderung flüchtiger Durchwanderungen und kurzen Besuchs der historisch wichtigen Stätten [1]).

Um so freudiger müssen wir ein Werk begrüßen, das, von berufener Hand geschrieben, uns nicht nur eine eingehende Schilderung des Landes bietet, sondern sich auch bestrebt, uns darüber aufzuklären, warum diese Länder im Alterthume einen so wunderbar raschen Aufschwung nahmen und warum sie schon so früh und so tief wieder gesunken sind. Der leider so früh der Wissenschaft entrissene Bibliothekar der Bibliothèque nationale in Paris, François Lenormant, hat das Land von Táranto bis Reggio bereist und giebt in einem prachtvoll geschriebenen Werke, von dessen ersten Bänden bald nach dem Erscheinen eine zweite Auflage nöthig wurde [2]), seine Beobachtungen und die Resultate seiner langjährigen Studien, ganz besonders über die Numismatik der großgriechischen Städte, welche beim großen Mangel an Geschichtswerken wie an Inschriften fast allein die Daten zu einer speziellen Geschichte des Griechenthums in Italien liefern müssen. Das Werk scheint in Deutschland noch wenig verbreitet zu sein, eine Uebersetzung ist meines Wissens noch nicht erschienen, eine Analyse an dieser Stelle wird darum nicht unwillkommen sein.

[1]) Dagegen ist hervorzuheben die rühmliche Thätigkeit des italienischen Generalstabes, durch die uns seit schon fast einem Jahrzehnt fast der äußerst mangelhaften, noch aus dem vorigen Jahrhundert herrührenden Karten, mit denen sich das bourbonische Regiment begnügt hatte, eine zuverlässige neue Specialvermessung ganz Unteritaliens vor Augen liegt, die mit anzuerkennender Schnelligkeit, wenn auch ohne Anspruch auf Eleganz, auf photozinkographischem Wege sogleich nach Vollendung der jedesmaligen Feldarbeit im Maßstabe von 1 : 50000 (theilweise auch schon in der heliogravirten Reduction auf 1 : 100000 und 1 : 500 000) ausgeführt ist und die Möglichkeit der Herstellung einer weiteren Verkleinerung, als erste die wirklichen Formen und Ortslagen wiedergebende Generalkarte Unteritaliens gewährt hat. (Enr. Kiepert, Nuova Carta degli Italia meridionale, 1 : 800 000, 2 Bl., Berlin, D. Reimer. 1881.) (Red.)

[2]) La Grande Grèce. Paysages et Histoire, par François Lenormant. Paris, Levy, 1881—84.

Digitized by Google

Der Autor betrachtet die griechische Kolonisation nicht als eine zufällige Erscheinung, nicht als die bloße Folge innerer Spaltungen und Kämpfe, welche die unterliegende Partei zwangen, sich eine neue Heimath zu suchen, sondern er bringt sie in Verbindung mit der Handelsbewegung des Alterthums und mit der Sehnsucht nach den Metallschätzen einerseits Südspaniens, andererseits Etruriens, und mit den Bestrebungen, das Monopol der Phönicier und Karthager zu brechen. Schon in einer Zeit, welche weit vor die Anfänge der Geschichte hinaufreicht, waren die zähen kugen Semiten mit ihren kleinen Schiffen nach Cypern hinübergegangen, dann nach der kleinasiatischen Küste; sie hatten sich dieser entlang weiter getastet bis zu den Gestaden von Kreta, hatten von dort aus den barbarischen Bewohnern von Griechenland die ersten Anfänge der Civilisation gebracht und schließlich sich über die Adria hinüber nach Italien, nach Nordafrika und bis zu den Säulen des Herkules gewagt. Wo eine küstennahe Insel, eine leicht zu vertheidigende Halbinsel die Gelegenheit bot, legten sie ihre verschanzten Faktoreien an und tauschten Wein, Feigen und künstlich gearbeitete Waffen gegen die Landesprodukte. Als die Israeliten einen großen Theil ihres Landes eroberten, erhielten die phönicischen Handelsposten eine erhöhte Bedeutung: flüchtige Auswanderer siedelten sich dort an und da, wo die beiden Hälften des Mittelmeeres sich berühren, entstand Karthago, das dem Mutterlande bald über den Kopf wuchs, den Handel mit dem reichen Tarschisch monopolisirte und ganz Nordafrika seinem Einfluß unterwarf.

Gleichzeitig traten aber gefährliche Konkurrenten und Nebenbuhler auf. An Stelle der Pelasger waren nach und nach die Hellenen getreten; sie hatten die Phönicier aus dem Archipel verdrängt, waren selbst tüchtige Seefahrer geworden und ließen sich nicht länger durch die Ammenmärchen der phönicischen Schiffer von Fahrten nach den reichen Ländern des Westens abhalten. Von der anderen Seite her suchten aber auch die Etrusker sich einen Handelsweg nach dem Orient zu schaffen und so begannen die Kämpfe zwischen den verschiedenen Haupthandelsvölkern, die erst mit dem Untergange Karthagos und der Alleinherrschaft Roms ihr Ende fanden. Die klugen Phönicier hatten sich nicht nur in Karthago und Utica festgesetzt, sondern auch auf der europäischen Seite in Motye; sie hielten Malta, Gozzo und Pantelleria besetzt und kein Schiff konnte wagen, sich ohne ihre Einwilligung in den stürmischen Gewässern zwischen Afrika und Sicilien zu zeigen. Die Griechen mußten es an einer andern Stelle versuchen. Schon um 1050 v. Chr., kamm ein Jahrhundert nach dem trojanischen Kriege, finden wir sie in Kyme, und die Kolonisten von dort gründen im Verein mit den Chalkidiern auf der sichelförmigen Landzunge in der Straße von Messina 740 die Städte Zankle und gegenüber Rhegion, um sich die Alleinherrschaft über den Weg nach Etrurien zu sichern. Als Euböa in die Gewalt Athens fiel, gelang es den Phokäern sich an die Stelle der Chalkidier zu setzen, und sie sperrten den anderen Griechen ebenso eifersüchtig den Weg. Natürlich ging das nicht ohne Kampf mit den anderen Handelsmächten ab; zeitweise vereinigten sich sogar Karthager und Etrusker zum Kampfe gegen die Hellenen, und 540 vernichteten sie die ganze phokäische Flotte bei Alalia; das walte Kyme entging nur durch die Intervention des mittlerweile mächtig gewordenen Syrakus der Zerstörung, gerade wie Massalia durch seine Freundschaft mit den Ligurern. Aber trotz alledem waren die Städte an der Straße von Messina stark genug, um alle Konkurrenten abzuhalten und sie zu zwingen, andere Handelswege aufzusuchen. Es blieb nur der Landweg offen, über die lange Halbinsel des heutigen Calabriens hinüber mit Häfen auf beiden Seiten, und wir sehen die Griechen das ganz auf einmal begreifen. Es war die große Zeit des Hellenenthums; das Land vermochte die Menge des Volkes nicht mehr zu fassen, nach allen Seiten drängte sie hinaus, erst nach dem nördlicheren Theile des Archipels, zur Chalkidike und dem Eingange des ungastlichen Pontus, dann in diesen selbst hinein, immer den kostbaren Waaren nach, welche Zwischenhändler aus dem Innern Asiens herbeibrachten. Dann auch nach Süden und Westen hin zur Cyrenaika, nach Sicilien und nach den Küstenländern der Adria. Innerhalb 13 Jahren sehen wir Sybaris, Kroton und Taras gegründet. Die Hellenen treffen dort überall stammverwandte Stämme („Pelasger“ nennt sie Lenormant[1]), die sich ihnen ohne großen Widerstand unterordnen und zum Theil griechische Kultur annehmen; das fruchtbare Land liefert alle Lebensbedürfnisse in überreichem Maße, aber die Hauptbedingung des Aufblühens war doch der Handel mit den Etruskern, den Tarent zu Lande, Kroton und das mit den Milesiern eng verbundete Sybaris zur See von Häfen an der Westküste aus trieben. Die Griechen begnügten sich hier nicht mit der Gründung von Faktoreien, sie eroberten das ganze Land und machten die unkriegerischen Bewohner zu Leibeigenen. Ihr Reichthum und ihr Wohlleben wurden bald sprichwörtlich und sie konnten es, nachdem ihre Kämpfer so oft die Preise bei den olympischen Spielen davon getragen, schließlich wagen, in ihrem eigenen Gebiete Spiele einzurichten, welche die heimischen verdunkeln sollten.

Der unheilvolle Gegensatz zwischen den verschiedenen griechischen Stämmen sollte aber auch den aufblühenden Kolonien verderblich werden. Gerade zu einer Zeit, wo Einigkeit am nöthigsten gewesen wäre, wo die Etrusker zu Lande mit aller Macht vordrangen, eine der campanischen Kolonien nach der andern zerstörten und sich dort einen Hauptwaffenplatz in Capua gründeten, wo die sammitischen Lucaner im Gebirge immer weiter nach Süden rückten, sehen wir Dorier und Achäer sich aufs erbittertste befehden und endlich das reiche Sybaris von Kroton vollständig vernichtet. Vom Tage der Schlacht am Traeis an, 510 v. Chr., datirt der Niedergang des Hellenenthums in Italien. In die durch die Zerstörung von Sybaris entstandene Lücke drangen die Lucaner herein und schon zu Beginn des vierten Jahrhunderts nennt Scylax das Land nicht mehr Oenotria, sondern Lucania. Umsonst suchten die Griechen, die Gefahr erkennend, sich in Thurii ein neues Bollwerk zu schaffen; schon 432 v. Chr. finden wir die Lucaner bis zum tarentiner Meerbusen vorgedrungen, und ein neuer Feind entsteht den Hellenen in den Bruttiern, lucanischen Abenteurern, die sich mit den Resten der Ureinwohner Unteritaliens zu einem neuen kriegerischen Stamme vereinigt hatten. Aber den Todesstoß empfing Großgriechenland nicht von den Barbaren, sondern von einem Hellenen, dem gewissenlosen Dionys von Syrakus, der mit den Lucanern verbündet, zuerst Thurii, dann Kroton niederwarf und die Städte des inneren Landes den Lucanern überließ. Nur Tarent bewahrte seine Machtstellung, bis es den Römern erlag; die übrigen Griechenstädte sanken gar nicht einmal mehr daran herab, der neuen Großmacht Widerstand zu leisten. Noch einmal spielten sie eine Rolle in der Geschichte, als in den letzten Jahren des zweiten punischen Krieges Hannibal dort sein

[1]) Allerdings nur mit einer jetzt ziemlich aufgegebenen Hypothese früherer Gelehrten. Für viel wahrscheinlicher darf jetzt die Verwandtschaft jener Urbevölkerung mit den Illyriern gelten. Red.

Digitized by Google

Standquartier nahm; die Rache der Römer zerstörte den letzten Rest ihres Wohlstandes.

Eine ganz besondere Aufmerksamkeit hat Lenormant einer Epoche zugewendet, welche von den meisten Geschichtsschreibern mit Stillschweigen übergangen wird, der Zeit zwischen dem Untergange der Gothenherrschaft und der Einwanderung der Normannen. Hier sehen wir das byzantinische Kaiserreich, das man sich gewöhnlich als in ständigem Niedergang begriffen vorstellt, auf einmal wieder einen gewaltigen Aufschwung nehmen, und Jahrhunderte hindurch sind Apulien und Neu-Calabrien wieder fast rein griechisch in Sprache, Glauben und Sitten, obwohl in der römischen Kaiserzeit das Hellenenthum fast ausgetilgt worden war. Ja selbst unter den Normannen hielt sich das Griechenthum noch lange genug, und die endliche Loslösung des Klerus von der griechischen Kirche erfolgte nicht ohne Schwierigkeit. Jetzt allerdings dürfte es schwer halten, ihn Character des Calabresen noch einen Zug griechischen Wesens zu entdecken; die wilden Bruttier sind völlig Herr geworden über die sanfteren hellenischen Elemente.

Auch eine andere äußerst interessante Episode, allerdings aus älterer Zeit, ist von dem Verfasser eingehend studirt worden, das Auftreten des Pythagoras; doch gehört dieses Kapitel nicht mehr in den Rahmen einer geographischen Zeitschrift.

II.

Lenormant hat, wie die meisten Reisenden, das Gebiet von Großgriechenland von Apulien aus betreten, mit der Bahn, die von Bari nach Taranto führt. Er, wie jeder beobachtende Reisende, ist überrascht von dem ganz andern Bilde, das das Land am Tarentinischen Meerbusen gegenüber dem nordöstlichen Abhange des Apennin bietet; auch das Meer erscheint ihm nicht mehr wie das italienische, es zeigt die weißliche Färbung, welche auch dem Archipel eigen ist, die θαλασσα der Alten. Längs der Zinmaren geht es hinunter und der Archäolog begreift mit einem Male, warum die Griechen den Gott des Flusses, der ihr Gebiet bald befruchtete, bald verheerte, so hoch verehrten und warum sie ihn so gern als wüthenden Stier, der die Erde mit seinen Hörnern aufwühlt, bildeten. Er sieht die steilen Trogtodtenstädte an den Flanken der tiefen Schluchten und die gewaltigen Oelbäume in der Ebene, die schon den normannischen Rittern ihren Schatten spendeten; er ist entzückt von dem wunderbaren Blicke nach der einen Seite auf den großen Golf mit den flachen Inseln und den calabrischen Bergen dahinter, und nach der andern Seite auf das Mar piccolo mit seinen lieblichen, nun so öden Ufern, und wird, wie jeder, den der große Name Tarentum angezogen, bitter enttäuscht beim Eintritt in eine der schmutzigsten Städte Süditaliens, in deren ersten Wirthshause er — wie ich früher auch einmal — Gelegenheit zu ausgiebigen entomologischen Studien findet. Den Kanal, welcher die Stadt von dem Festlande ostwärts trennt, hält der Autor für von der Natur vorgebildet, später verstandet und erst in der Byzantinerzeit wieder eröffnet. Im Uebrigen findet er die topographischen Verhältnisse mit dem, was wir aus dem Alterthum wissen, noch ganz übereinstimmend, es scheinen also Niveauveränderungen in historischer Zeit nicht stattgefunden zu haben. Die Fischer in der Strada Garibaldi sprechen noch ihren eigenen, ganz mit Griechisch versetzten Dialekt, den die übrigen Tarentiner kaum verstehen. (Mir wurde, als ich 1872 einen Monat in Tarent zubrachte, versichert, daß in der Stadt vier verschiedene Dialekte gesprochen würden, von denen viele Leute nur einen verständen.) Leider fehlt er aber auch den Hafen noch genau so, wie ich vor zwölf Jahren; das Projekt, aus dem Mar piccolo einen großartigen Kriegshafen zu schaffen, ist eben noch Projekt geblieben.

Natürlich läßt der Reisende auch die Fauna des Mar piccolo nicht unberücksichtigt und wir erfahren dabei, daß sehr viele seiner Fische und Muscheln auf den Tarentiner Münzen erscheinen, als persönliches Zeichen des jeweilig mit der Prägung betrauten Magistratsmitgliedes. Auch die Austern- und Miesmuschelzucht wird eingehend besprochen.

Tarent, zuerst von spartanischen Parthenieren kolonisirt, stand den anderen griechischen Kolonien immer etwas fremd gegenüber, aber seine Münzen beweisen, daß es mit ihnen doch in einem Vertragsverhältniß stand und eine Münzkonvention abgeschlossen hatte; auch an den Kämpfen der Hellenen gegen die Perser und Karthager nahm es keinen Antheil. Dagegen breitete es in Italien seine Macht immer weiter aus über die ganze Terra d'Otranto, gründete Kallipolis und Hydruntum und brachte nach schwerem Kampfe mit den Messapiern und den apulischen Peucetiern auch Apulien unter seinen Einfluß. Es verstand, die Eingeborenen, denen es ihre ganze municipale Selbständigkeit ließ, so für sich zu gewinnen, daß diese selbst noch im Römerkriege treu an ihm festhielten. Aber die Lucaner wurden bald furchtbare Feinde, und die Tarentiner suchten fremde Hilfe gegen sie zuerst in Sparta, dann bei Alexander von Epirus, seinem echten Albanesenhäuptling, der zwar die Lucaner schlug, aber bald versuchte, sich in Italien eine eben solche Herrschaft zu gründen, wie sein macedonischer Neffe in Asien. Sein Tod am Silawald befreite die Hellenen von einem gefährlichen Freunde, aber nun trat eine andere Macht in den Kampf, Rom, welcher Tarent trotz Pyrrhus und seinen Elephanten erlag.

Auf tarentiner Münzen erscheint nicht selten die Hauskatze, die den Griechen sonst unbekannt war. Lenormant ist im Gegensatz zu den meisten Forschern der Ansicht, daß die altägyptische Katze, die von der nubischen Felis maniculata abstammt, specifisch verschieden ist von der gefleckten Hauskatze, die er von der europäischen Wildkatze ableitet, deren Reste man ja schon in den Pfahlbauten findet; erstere wurde zuerst aus Afrika eingeführt, aber man erkannte die Aehnlichkeit mit der heimischen Wildkatze und begann nun auch diese zu zähmen. Ebenso zahmte man in Vorderasien die Angorakatze, welche jedenfalls einer dritten wilden Stammart angehört. Die γαλη der Griechen, wie der Felis der Römer waren keine Katzen, sondern Wiesel, die man halbgezähmt im Hause hielt, um die Mäuse zu vertilgen; erst als die Katze überall an deren Stelle getreten war, ging auch der Name auf sie über. Die Katze ist aber nach Italien nicht aus Aegypten gekommen, sondern über Syrien, denn ihr Name war bei den Aegyptern man; in Syrien dagegen heißt sie qatô und in Innerafrika gadâ.

Ein interessantes Kapitel endlich widmet der Autor der Tarantel. Die Alten wußten nichts vom Biß dieser Spinne, die ihnen jedenfalls wohlbekannt war; zum ersten Male hören wir von ihr im Mittelalter im elften und zwölften Jahrhundert. Die Franken melden, daß die Armee, welche Ludwig II. gegen den Sultan von Bari führte, durch die Tarantel schwere Verluste erlitten habe, aber ihre Beschreibung läßt keinen Zweifel, daß sie unter Tarantula den Gecko verstehen, den die Süditaliäner trotz seiner Harmlosigkeit so fürchten; ihm wurden die Folgen des apulischen Fiebers aufgebürdet. Die Sage vom Tarantellanz entstammt derselben Zeit, wo auch in Mitteleuropa die Tanzepidemien auftraten, dem vierzehnten Jahrhundert, und hatte jedenfalls dieselbe Ursache, wie der Veitstanz in Deutschland. Sie dauerte fast drei Jahrhunderte, noch 1599 beschreibt sie Ferrante Imperatore

Digitized by Google

in ihrer ganzen Intensität, aber seit dem siebzehnten Jahrhundert ist sie zur Sage geworden und nichts übrig geblieben, als der Name für einen Lieblingstanz der Neapolitaner. Die Tarantelspinne ist am ganzen Mittelmeere einheimisch, aber nirgend außer in Süditalien weiß man von dieser eigenthümlichen Wirkung ihres Bisses, der allerdings schmerzhaft, aber nicht entfernt so unangenehm ist, wie z. B. der des Tausendfußes.

Lenormant hat der Purpurfabrikation bei den Alten schon früher seine Aufmerksamkeit zugewendet und die beiden Hauptfabrikationsstätten, Phönicien und Lakonien besucht. In Phönicien fand er nur Murex trunculus verwendet, in Lakonien nur Murex brandaris; in dem großen Muschelhaufen am Abhange des Mar piccolo findet er aber beide Arten gemengt und stets in derselben charakteristischen Weise zerbrochen; der Mischung dankte wahrscheinlich der tarentiner Purpur die eigenthümliche Nüance, die ihn so beliebt machte.

Kürzere Mittheilungen.

Die Kaiping-Kohlengrube und die erste Eisenbahn in China.

Als wir kürzlich (s. oben S. 126) unsern Unglauben, den Eisenbahnbau in China betreffend, äußerten, war es uns nicht bekannt, daß in der Provinz Tschili allerdings eine Eisenbahn existirt, allerdings nur heimlich, nur in einer Länge von 7 englischen Meilen und nur zum Zwecke des Kohlentransports, und zwar bei dem Kohlenwerke von Kaiping, welches circa 115 km nordöstlich von Tientsin und (auf der großen Straße) etwa 170 km östlich von Peking gelegen ist. Die dort ansässenden Kohlen sollten auf Wunsch des Vicekönigs Li-hung-tschang für die kaiserliche Flotte, die Arsenale seiner Provinz Tschili und für die Schiffe der kürzlich errichteten Chinese-Merchants-Steam-Navigation-Company Verwendung finden, anstatt der bisher aus Japan eingeführten Kohle, und der nächste wichtige Markt für dieselben war natürlich Tientsin. Es wäre nun an einfachsten gewesen, Tientsin und Kaiping durch eine Bahn zu verbinden; das aber verbietet gegen chinesische Vorurtheile und so wurde denn mit großen Kosten ein Kanal gegraben, welcher allerdings nur für kleine Schiffe befahrbar ist, aber das eine unerwartete Gute gehabt hat, daß durch ihn eine weite Strecke sumpfigen Landes, das früher meist die Hälfte des Jahres unter Wasser stand, trocken gelegt und für Ackerbauzwecke geeignet gemacht worden ist. Doch konnte man diesen Kanal nur bis auf circa 7 englische Meilen an die Kohlengruben heranführen; deshalb setzten die dabei beschäftigten englischen Ingenieure es mit Mühe bei ihrem chinesischen Auftraggeber durch, daß auf dieser noch fehlenden Strecke eine Maulthierbahn gebaut werden sollte; als sie die Genehmigung dazu erhalten hatten, bauten sie die Bahn in sehr solider Weise und mit der normalen englischen Spurweite. Dann richteten sie nach und nach in heimlicher Weise einiges alte Material an Rädern, Dampfkessel ꝛc. zu einer Lokomotive her und benutzten dieselbe zum Waggonschieben, aber nur innerhalb des Grubenbezirkes; denn es war ihnen streng verboten, sie unter irgend welchem Vorwande auf der Eisenbahn zu benutzen, welche immer noch in sehr mäßiger Weise von Maulthieren bedient wurde. Endlich besuchten eines Tages einige Beamte und andere Leute die Gruben und wünschten auch den Kanal zu sehen. Da es regnete, und keine anderen Beförderungsmittel vorhanden waren, stiegen die Chinesen in die Waggons und die Ingenieure hatten ruhig ihre Lokomotiven heraus, indem sie ihren Besuchern versicherten, daß bei dem nassen Wetter kein Mensch es sähe. Die Chinesen protestirten natürlich in formaster Weise, aber ließen es sich gefallen; schließlich gefiel ihnen die neue Fortbewegung sehr und so war die Eisenbahn ein fait accompli geworden.

Der Vicekönig Li-hung-tschang war im Stillen entzückt darüber, daß die Sache so weit gediehen, ohne daß der Himmel eingefallen war oder die Erde gebebt hatte und gab die Erlaubniß, daß die Lokomotive regelmäßig verkehren dürfte; seitdem wurden zwei weitere Lokomotiven und eine Anzahl Waggons aus England bezogen.

Die Kaiping-Grube selbst wird in durchaus wissenschaftlicher und sachmännischer Weise bearbeitet und befindet sich in modernen Verbesserungen. Bereits sind 20 englische Meilen Stollen durch Kohle und Kalkstein getrieben und 7 davon mit Schienen belegt, auf welchen Maulthiere die Wagen ziehen. Kohlen sind genug vorhanden, um die Gruben auf unbestimmbare Zeit hinaus ohne besondere Mehrkosten in Betrieb zu erhalten. Die Flöze sind von verschiedener Beschaffenheit und ihr Produkt versorgt die verschiedenen Märkte; nur die Dampfer in Tientsin müssen noch immer ihre Kohlen aus Japan beziehen. Denn in demjenigen Flöze, welches die dazu geeignete Kohle enthält, hat eine Explosion stattgefunden; es war also nöthig, dort in Zukunft nur noch mit Sicherheitslampen zu arbeiten. Nun aber läßt sich ein Chinese ohne beständige Beaufsichtigung durch einen Europäer nimmermehr dahin bringen, daß er nicht das Glas solcher Lampe zerbricht, um sich an dem Lichte seine Pfeife anzuzünden, und deshalb hat man die Arbeit in jenem Flötze einstellen müssen, bis neue Aufseher aus England anlangen.

Augenblicklich liefert die Grube den Bedarf für das Haus und für die Industrien der nächsten Umgegend, die Tonne zu 9 Mark an Ort und Stelle und es sind in Folge dessen eine ganze Anzahl von Kalköfen, Töpfereien, Brennereien ꝛc. entstanden. Leider verhindert die schlechte Beschaffenheit der Wege einen weiteren Transport der Kohle; aber auch so schon ist der Beweis geliefert, wie sehr dergleichen Anlagen dem Lande zu Gute kommen. Hat doch selbst der kurze Kanal ganz selbständig für sich einen ziemlich lebhaften Verkehr hervorgerufen, und weder die Grube noch die Eisenbahn verstößt gegen die Vorurtheile des Volkes, sondern beide sind sehr populär. Die Grube beschäftigt über 1000 Mann, davon 900 unter der Erde, und giebt wohl der gleichen Anzahl noch indirekt Beschäftigung. Auf die Bauern der Umgegend hat es großen Eindruck gemacht, daß der „Dampfwagen“ auch bei Regen verkehrt — denn bei solchem sind chinesische Landwege unpassirbar — und sie haben deshalb in naiver Weise bei dem englischen Ingenieure petitionirt, daß er ihre Straßen mit Eisenschienen belegen möchte.

Als finanzielle Spekulation ist die Kaiping-Grube einstweilen verfehlt; aber vom Standpunkte einer zukünftigen Entwickelung Chinas aus ist dies Unternehmen entschieden hoffnungsvoll und vielversprechend.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die fünfte Lieferung des von Dr. J. Chavanne herausgegebenen Physikalisch-statistischen Handatlas von Oesterreich-Ungarn (Wien, E. Hölzel, 1884) enthält: 1) die Karte der Vertheilung der Niederschlagsmengen in den vier Jahreszeiten und 2) Karte der Vertheilung der Tage mit Gewitter, beide mit Erläuterungen von dem jetzt am Congo weilenden Herausgeber, und 3) eine Bodenkarte der Monarchie nebst Bosnien und Herzegowina, von Franz Toula.

— Aus Reykjavik auf Island wird vom 3. September geschrieben, daß gegen Ende Juli im Meere vor Kap Reykianes, der südwestlichen Spitze Islands, vulkanische Störungen sich zeigten und schließlich eine neue Insel über dem Meeresspiegel erschien. Bis auf Erdbebenstöße, welche dort keineswegs selten sind, wurden wenig Anzeichen bemerkt, bis am 26. Juli der Leuchtthurmwächter auf Kap Reykianes etwa 20 Miles von der Küste entfernt die neue Insel erblickte. Dieselbe liegt etwa 14 Miles nordwestlich von Elde aber dem „Mehlsack" einem dort wohlbekannten, hohen vulkanischen Felsen von cylindrischer Form, dessen Spitze von dem Dung der Seevögel weiß gefärbt ist (daher sein Name Mehlsack). Anfangs hatte die neue Insel die Gestalt eines oben abgerundeten Kegels; aber seitdem ist ein großer Theil der einen Seite eingestürzt. Bis jetzt hat noch niemand gewagt, auf ihr zu landen, weil die starken Strömungen und das unruhige Meer um Kap Reykianes die Fahrt in den dort üblichen offenen Booten gefährlich machen. Schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hat sich nahe derselben Stelle eine ähnliche Insel erhoben, ist aber nach kurzer Zeit wieder unter den Wellen verschwunden; solche vulkanische Inseln, welche meist aus weichem Schlamm und zerreiblichem Bimsstein und Asche bestehen, bieten einer stürmischen See wenig Widerstand dar und werden deshalb rasch fortgeschafft.

Asien.

— Die russische Regierung hat jetzt beschlossen, die bis Kizil-Arvat reichende transkaspische Eisenbahn um 137 englische Meilen bis Askabad zu verlängern und hat bereits Befehl gegeben, die nöthigen Schienen sofort die Wolga abwärts und über das Kaspische Meer zu verschiffen.

Afrika.

— H. H. Johnston, welcher mit der näheren Durchforschung des Kilimandscharo-Gebirges beauftragt ist, schreibt unter dem 18. Juni d. J. von Uuru, einer 5000 Fuß hoch gelegenen Station in jenem Gebiege, daß er von Mandara, dem Häuptlinge von Tschagga, sehr freundlich aufgenommen worden sei und gegen ein mäßiges Geschenk jene Station als Aufenthaltsort und Stützpunkt für weitere Unternehmungen angewiesen erhalten habe. Uuru liegt auf einer landschaftlich sehr schönen und gesunden Hochebene, die von tiefen, mit rauschenden Gießbächen erfüllten Schluchten eingeschlossen ist; ihr Klima gleicht dem des südlichen Europa, aber ohne die mittäglichen Hitzegrade desselben. Die Eingeborenen haben mit großem Geschicke einen Bach über die Hochebene selbst geleitet, so daß er jetzt in 1000 Fuß Höhe über den angrenzenden Thälern fließt und der Expedition — Johnston hat 120 Träger bei sich — den unschätzbaren Vortheil eiskalten Wassers bot. Der Reisende hatte an der Küste in Mombasa einen Fieberanfall, brach aber rasch in das Innere auf und erfreut sich guter Gesundheit, seitdem er die frische Bergluft athmet.

— Ein Mitglied der neuen Schulze'schen Expedition der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland schreibt uns von dem Schiffe aus, welches ihn nach Westafrika bringt, unter anderem Folgendes: „Unser Weg wird zunächst nach Mukenge (Land der Tuschilange) gehen von einem Küstenpunkte aus, der nicht endgültig bestimmt werden kann, bevor wir über die Möglichkeit Träger zu bekommen nicht mehr Klarheit haben als bis jetzt. Versucht soll werden von Ambrizette aus vorzugehen. Jedenfalls wird untere Route zunächst durch Landstrecken führen, welche von Pogge und Wißmann begangen wurden."

Nordamerika.

— Der neue Vulkan Bogoslow oder Grewingk bei Alaska ist am 20. Mai dieses Jahres von dem Zollcutter „Corwin" besucht worden. Er fand die beiden früher getrennten Piks durch eine niedere Barre vereinigt, zweifellos ein Produkt des Meeres. In der Mitte der Barre liegt der senkrecht aufsteigende Ship Rock; an ihm stehende Balauen ließen erkennen, daß er circa 20 Fuß gehoben worden ist. Von den beiden Piks wurde die Höhe des Bogoslow auf circa 500 Fuß geschätzt, während die Coast Survey ihn im vorigen Jahre 800 Fuß hoch fand; es ist ein Irrthum in den Höhenbestimmungen möglich, doch schwerlich von der Größe, um diese Differenz zu erklären. Auch der Grewingk Pik hat erheblich abgenommen: Kapitän Hague fand ihn im vorigen Jahre 800 bis 1000 Fuß hoch und $^3/_4$ Mile im Durchmesser, der Corwin dagegen nur $^1/_2$ Mile im Durchmesser und circa 450 Fuß hoch. Die Barre gestattet eine bequeme Landung, fällt aber so steil ab, daß unter dem Stern des Bootes drei Faden sind, während der Schnabel auf dem Lande steht; etwas nördlich konnte ganz nahe dem Lande mit 90 Faden kein Grund gefunden werden. Der Grewingk rauchte stark aus verschiedenen Spalten, scheint aber keinen Krater zu haben. Sein oberer Theil besteht zum Theil aus gehobenem Material, Sandsteinblöcken u. dergl., bedeckt mit tiefer Bimssteinasche, aber weder Laven noch Eruptivgesteine sind zu finden. Schon in circa 200 Fuß Höhe wurde die Asche so heiß und der Schwefeldampf so dicht, daß Weiterspeigen unmöglich war. Der Bogoslow dagegen verhielt sich ganz ruhig und war von Seevögeln und Wasservögeln belebt, aber ohne jede Vegetation; die dort gefundene Asche glich ganz genau der am 20. Oktober 1883 in Unalaschka gefallenen. Der Corwin wird die Insel auf der Rückfahrt vom Norden noch einmal besuchen und dann einen genaueren Bericht geben („Science"). Ko.

Inhalt: Dienlafoy's Reise in Westpersien und Babylonien. XIII. (Mit vier Abbildungen.) — H. Abbe: Die Eskimos des Cumberland-Sundes. II. (Schluß.) (Mit dreizehn Abbildungen.) — Die Resultate der Greely-Expedition. — W. Kobelt: Großgriechenland. I. und II. — Kürzere Mittheilungen: Die Kaiping-Kohlengrube. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 14. September 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XIV.

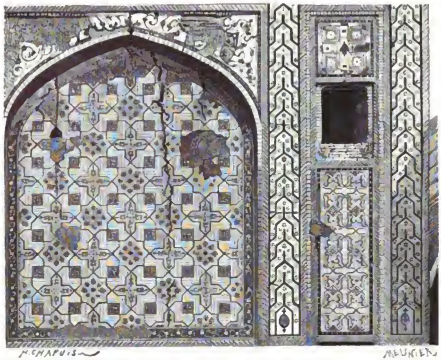
(Die Abbildungen, sofern nichts anderes bemerkt ist, nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

Es wäre nun noch wünschenswerth gewesen, die Ruinen einer Mogul-Moschee zu untersuchen; aber die Reisenden waren des unangenehmen Verkehrs mit Mollahs, Sejids und dergleichen Leuten so überdrüssig, daß sie sich mit der Außenseite des sehr eleganten Minarets begnügten, die mit Fayencen in Relief und reizenden Mustern aus blauen und schwarzen Mosaiken im Stile des oben erwähnten Imam-Zadeh Shaffari verziert ist. Die Moscheen von Ispahan sind unbestreitbar sehr schön und interessant, aber auch sehr schwer zugänglich; es hat der ausdrücklichsten Befehle des Schah-Zadeh und großer Energie seitens der Reisenden bedurft, um sie auch nur einigermaßen studiren zu können.

Einer der nächsten Tage, der 12. September, wurde dem Besuche zweier Sommerpaläste gewidmet. Während die Moscheen in der mohammedanischen Stadt und auf dem linken Ufer des Zende-rud liegen, befinden sich die von den Nachfolgern des Schah Abbas erbauten Lustschlösser auf dem rechten Flußufer, in der Nähe des christlichen Stadttheils. Das größte und bedeutendste derselben, Farah-abad (Ort der Freude), wurde am Fuße des Sofi Kuh von demselben Schah Hussein erbaut, welcher die Armenier so hart verfolgte und den Wohlstand Dschulfas vernichtete. Eine mehrere Kilometer lange Straße führte dorthin; sie war zu beiden Seiten von gewölbten Galerien eingefaßt, die in gewissen Abständen von Gebäuden für die königlichen Garden unterbrochen werden. Diese großartige Straße endete auf einen weiten Platz, um welchen sich der Palast erhob. Mit weißem Marmor ausgekleidete Kanäle leiteten fließendes Wasser in ein Porphyrbecken, welches die Mitte des ganzen Gebäudes einnahm, oder vertheilten es in die prachtvollen Gärten, von denen Reisende des 17. Jahrhunderts entzückte Schilderungen hinterlassen haben. Aber diese ganze Pracht war nur allzu vergänglich, denn alle Mauern und Gewölbe bestanden nur aus Luftsteinen, die Zierrathen aus Gips; von Skulpturen oder Malereien hat sich keine Spur erhalten, und Parquetfußböden oder Dielen waren im Orient nie sehr Mode, wo man vielmehr den festgestampften Estrich mit Matten und Teppichen belegt. Auch bunte Fenster waren nicht zahlreich, sondern man begnügte sich, die meisten Oeffnungen mit Tüchern zu verhängen. Die Zeit hat denn auch im Palaste des Schah Hussein gewaltige Zerstörungen angerichtet: alle Wasserleitungen sind verfallen, die kostbaren Marmorstücke verschwunden, die Gewölbe zusammengestürzt und die Gärten verwildert und eingegangen. Aber auch in seiner Glanzzeit hat sich dieser Sommersitz weniger durch die Schönheit der Architektur, als durch seine Größe, seinen Wasserreichthum, seine Gärten und die herrliche landschaftliche Umgebung ausgezeichnet.

Ein zweites Lustschloß, der Tacht-i-Suleiman, liegt auf demselben Berge, dem Sofi Kuh, wie der „Ort der Freude"; es ist aus gebrannten Steinen erbaut, welche die Einwohner Ispahans dem Schah Suleiman zu Gefallen um die Weite auf den Berg hinaufschleppten. Aber trotz des besseren Materials ist es heute in ebenso bedauerlichem

Digitized by Google



Aeußere Bekleidung einer Mogul-Moschee.

Ainak Chaneh (Haus der Spiegel).

Digitized by Google

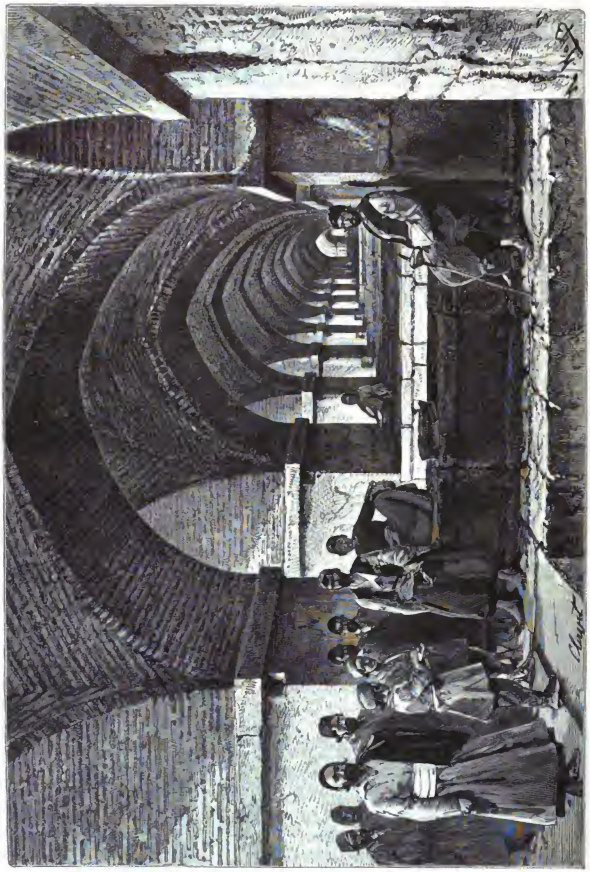
Zustande wie das erste Schloß, da es vor länger als einem Jahrhundert durch die Afghanen zerstört wurde. Aber die Aussicht von dort oben, besonders von einem vorspringenden Felsen, den ein Thurm krönt, ist noch ebenso großartig wie einst: man übersieht die ganze Ebene von Ispahan, die Straße nach Schiraz und im Dunste des Horizontes das Thal von Golnabad, wo die Entscheidungsschlacht zwischen Persern und Afghanen stattgefunden hat.

Am 14. September schlugen die Reisenden den Weg nach den Ufern des Zende-rud ein, folgten dessen Laufe und erreichten bald denjenigen Theil des Tschaar-bagh, der am rechten Ufer in der Verlängerung der Brücke Allah Werdi Chan liegt. Ehemals gelangte man auf diesem Wege in einen ausgedehnten Park, der unter dem Namen Hezar Tscherib (die tausend Morgen) bekannt war. Vom Regen zerwaschene Erdhaufen und ein schönes Taubenhaus sind die einzigen Ueberreste der prächtigen Bauwerke, die den Garten einst zierten. Nachdem man bei diesen traurigen Ruinen vorbeigekommen, bemerkt man eine Gruppe Platanen, welche einen reizenden Pavillon, den Ainaf Chaneh (Haus der Spiegel), beschatten. Die nach dem Zende-rud sich öffnende Façade ist mit einer Halle geschmückt, welche von zwölf, früher mit facettirten Spiegeln bekleideten Säulen getragen wird. Dazu kommen Decken in Mosaik aus Cypressen- und Platanenholz, mit Gold eingelegt, Getäfel aus bunter Fayence und durchbrochen gearbeitete Thür- und Fensterflügel, um aus dem Ganzen ein Bauwerk von verführerischem Reize zu machen. Unter dieser Säulenhalle, von welcher aus man den Lauf des Flusses verfolgen und die beiden Brücken Allah Werdi Chan und Hassan Beg sehen kann, pflegen meist die Könige aus der Kadscharendynastie Platz zu nehmen, wenn sie in Ispahan feierliche Audienzen geben. Namentlich hielt hier im Jahre 1840 Mohammed Schah ein Gericht ab, wodurch er in der von Räuberhorden schwer heimgesuchten Provinz Irak die Sicherheit wieder herstellte.

Dicht neben dem Ainaf Chaneh mündet die Brücke Hassan Beg. Dieselbe ist nicht so lang wie die Brücke Allah Werdi Chan, aber verdient dennoch ein aufmerksames Studium. Es ist ein mit besonderer Sorgfalt und großer Pracht ausgeführtes Bauwerk, welches gleichzeitig als Brücke und Stauwerk dient. Ihre Pfeiler stehen auf einem Schleusenroste von 26 m Breite, der dazu bestimmt ist, das Wasser um 2 m über seinen niedrigsten Stand zu heben; jeder der Bogen besteht aus einem überhöhten Kreuzgewölbe, das von vier gemauerten Pfeilern getragen wird. Die Folge dieser eigenthümlichen Anordnung ist, daß, wenn man unter die Brücke hinabsteigt und sich in die Achse der Straße stellt, man das Bauwerk in seiner ganzen Länge überblickt; es stellt sich dann dar wie eine Gallerie, die aus vielen auf einander folgenden und mit Kuppeln bedeckten Sälen besteht. Die sämmtlichen unteren Theile des Bauwerkes, wie Schleusenrost, Widerlagen und Brückenpfeiler, sind von Bruchsteinen ausgeführt, die oberen dagegen aus schönem Ziegelmauerwerk, das mit vielfarbigen Fayence-Mosaiken bekleidet ist. Der Fahr- oder Reitweg der Brücke Hassan Beg liegt zwischen zwei Gallerien, die nur für Fußgänger bestimmt sind; in der Mitte derselben erheben sich zwei achteckige Pavillons, welche über die Flucht der Brücke hervorspringen und in mehreren Stockwerken Zimmer enthalten, die Reisenden ohne Entgeld zur Verfügung stehen. Inschriften ohne Interesse bedecken den größten Theil der mit Kalk geweißten Mauern; nur eine derselben sei ihres Gedankenreichthums wegen hier mitgetheilt. Sie lautet: „Die Welt ist eine wahre Brücke. Eile sie zu überschreiten;

Die Brücke Hassan Beg.

Digitized by Google



Unterteil der Brücke Hassan Beg.

Digitized by Google

meſſe, wäge alles, was ſich unterwegs findet: das Böſe umgiebt überall das Gute und übertrifft es."

Die Ausſicht, welche man von einem der Pavillons auf der Brücke genießt, entzückt zwar nicht, aber iſt dennoch intereſſant. Unterhalb des Stauwerks iſt das in dieſer Jahreszeit (Mitte September) trockene Bett des Fluſſes mit den Erzeugniſſen der Kalamkar-Fabriken bedeckt. Kalamkar („Federarbeit") iſt das Original jener Baumwollſtoffe, welche in Frankreich „perſes" heißen. Die Bewohner von Iſpahan ſind ſehr geſchickt in der Bemalung derſelben, aber die Güte und Dauerhaftigkeit der Farben iſt einzig und allein das Verdienſt des Flußwaſſers, mit dem es mehrere Tage lang begoſſen wird. Die „perſes" von Iſpahan, namentlich ſolche mit goldigen Arabesken, erzielen als Thürvorhänge oder über Teppiche gebreitet reizende Wirkungen. Ihre Fabrikation hat ſich ſeit einigen Jahren ſo gehoben, daß die Farben ſchon mittels Patronen mit der Hand aufgedruckt werden, um den beliebten Stoff billig liefern zu können; doch werden die beſſeren Kalamkars noch immer mittels der Feder gezeichnet und mit großer Sauberkeit der Umriſſe bemalt.

15. September. Als letzten Ausflug in der Umgebung Iſpahans hatten ſich Dieulafoy's den Beſuch des Scheriſtan, des älteſten Quartiers der Stadt, aufgeſpart; daſſelbe liegt jetzt nahezu zwei Farſachs von der modernen Stadt entfernt. Zuerſt folgt man dem rechten Ufer des Fluſſes

Straße in der Vorſtadt Abbas-Abad.

und kommt dann durch die hübſche Vorſtadt Abbas-Abad, welche ſich, wie Tſchulfa, an baumbeſchatteten Kanälen hinzieht; dann verſchwindet jeder Weg und man folgt nur den Pferdeſpuren auf dem ſandigen Erdboden. Nach einer Stunde etwa kreuzt man den Fluß und erreicht ein prächtiges, über 39 m hohes und mit einer Inſchrift in einfarbigem Moſaik geſchmücktes Minaret, welches im 15. Jahrhundert unter dem Mogul-Könige Ruſtem Schah erbaut worden iſt. Mauern und Dach des Mauſoleums haben ſiegreich der Zeit und den Menſchenhänden widerſtanden; von beſonderem Intereſſe ſind die Gewölbe, welche, jeden äußeren Schmuckes bar, mit vollkommener Klarheit den konſtruktiven Grundgedanken dieſes komplicirten Bauglieds, von welchem Perſer und Araber einen ſo verſchwenderiſchen Gebrauch gemacht haben, erkennen laſſen. Nicht weit von dieſem Gebäude ſind beide Ufer des Zende-rud durch die Bogen einer vierten Brücke verbunden, deren Pfeiler aus grobem Bruchſteingemäuer beſtehen, während die oberen Theile der Bogen in einer viel ſpäteren Zeit aus Ziegeln erbaut worden ſind. Der Verkehr, welcher täglich mehr und mehr ſich nach den Brücken Allah Werdi Chan und Hoſſan Beg zieht, iſt auf der Scheriſtan-Brücke ſehr wenig lebhaft. Auch der Ort Scheriſtan ſcheint wenig bewohnt zu ſein, denn die Ankunft der Fremden vermochte kaum zwanzig Menſchen auf dem Hauptplatze zu verſammeln.

Am folgenden Tage (16. September) wurde der Kontrakt mit dem Tſcharvadar-Baſchi (oder Haupt der Maulthiertreiber) einer großen armeniſchen Karawane, welche nach Schiraz beſtimmt war und welcher ſich die Franzoſen anſchließen wollten, verhandelt. Die Reiſenden ſollten zwei

Digitized by Google

gute Pferde für ſich und 15 Maulthiere für ihre Leute und das Gepäck geſtellt erhalten. In Abadeh ſollte vierundzwanzig Stunden geraſtet werden und ebenſo lange in Meſchhed Murgab. Von Madere Soliman an ſollte die Karawane ihren Marſch nach dem drei Tagereiſen entfernten Schiraz fortſetzen, während es den Reiſenden freiſtehen ſollte, nach Belieben bei dieſen berühmten Ruinen aus der Achämenidenzeit zu verweilen. Daranf empfing der Tſchaparbar-Baſchi in Gegenwart ſeines Stellvertreters die Hälfte des Miethspreiſes für ſeine Thiere, prüfte jeden

Die Scheriſan-Brücke.

Kran (im Werthe von 9 Pfennigen), ſonderte die Stücke nach ihrer Prägungszeit, um die beſten auszuwählen und wies ſchließlich unter den verſchiedenartigſten Vorwänden ihrer mehr als hundert zurück. Dann kündigte er an, daß er morgen die Laſten wägen würde, damit keine die ordnungsmäßigen 13 Batman tabrizi (75 kg, oder 150 kg für jedes Maulthier) überſchritte. Das geſchah auch, wenn auch nicht am folgenden, ſo doch am nächſtfolgenden Tage, und nachdem verſchiedene der Laſten mehrfach umgepackt und abgeändert worden und das franzöſiſche Ehepaar von ſeinen zahlreichen raſch gewonnenen Bekannten und Freunden Abſchied genommen hatte, wurde am 19. September endlich die Reiſe nach Schiraz angetreten. Der Aufenthalt in Iſpahan hatte vom 13. Auguſt bis zum 18. September gedauert.

Großgriechenland.

Von **W. Kobelt.**

III.

Wenn man von Tarent ſich weſtlich wendet, gelangt man in eine ausgedehnte Ebene, die ſich zwiſchen den Bergen der Baſilicata und dem Meere erſtreckt. Dieſe Fläche iſt heute eine der ſchlimmſten Fiebergegenden Italiens und faſt unbewohnt. Nur im Herbſt und im Frühjahr, zur Ausſaat und zur Ernte, kommen die armen Bergbewohner in Scharen herunter zur Arbeit; ſie ſchlafen in Strohhütten, ernähren ſich aufs jammervollſte und wenn die Ernte vorüber iſt, kehrt, wer nicht gleich unten begraben wurde, zurück mit einem kleinen Geldſümmchen, aber auch

Digitized by Google

mit dem Fieber in den Eingeweiden und schlägt sich kümmerlich durch, bis wieder die Zeit etwas zu verdienen gekommen ist.

Hier in der üppigen, nach Norden geschützten Ebene war ein Sitz uralter Kultur, älter als irgend eine der Griechenstädte. Zwischen dem Vasento und dem Bradano kennt schon die Odyssee die Stadt Alybas[1]), deren Bewohner Handel mit Sicilien trieben, aber die Fahrt übers Jonische Meer hinüber noch nicht wagten. Herakles hatte mit den Rindern des Geryon dort bei dem Könige, der wie die Stadt Alybas hieß, gerastet und dem Sohne desselben den Namen Metabus beigelegt, von dem die Griechen den späteren Stadtnamen ableiteten. Zu ihm flüchtete die schöne Melanippe vor dem Zorn ihres Vaters und brachte dort die Zwillingssöhne des Poseidon zur Welt, Aeolos und Boiotos. Lenormant sieht in dieser Sage nur eine andere Gestaltung des uralten Mythos von der Vereinigung des Meergottes mit der Erde, des Poseidon mit der Demeter Melaina, die auch Hippia hieß, weil sie sich in ein Roß verwandelt hatte, und ihr Sohn ist der Halbstier, der Bacchus tauriformis, der große Gott der Mysterien Großgriechenlands. Demeter war ja auch in griechischen Zeiten die Beherrscherin von Metapont, und auf seinen Münzen steht als Zeichen die Weizenähre. Später soll Epeios auf der Rückkehr von Troja mit den Phokäern nach Metapont verschlagen worden sein und dort eine Kolonie begründet haben. Nicht mit Unrecht sieht Lenormant in diesen Νόστοι, den Sagen von Koloniengründungen bei der Rückkehr von Troja, das Bestreben der Hellenen, ihren Kolonien einen Schein von Legitimität zu geben und sich gewissermaßen als Verwandte der gebildeteren Städter und diese als den wilderen Inlandbewohnern fremd hinzustellen. — Auch soll Daulios, der Tyrann von Krissa, eine phokäische Kolonie nach Metapont gesandt haben, doch wissen wir darüber nichts Genaueres und die wirkliche Geschichte von Metapont beginnt erst um die Mitte des siebenten Jahrhunderts.

Damals hatte ein wilder Volksstamm aus den Bergen des Inneren, die Sammiter, deren Namen hier — Strabo hat ihn aufbewahrt — zum ersten Male in der Geschichte erscheint, die Stadt, die immer die am meisten ausgesetzte der griechischen Kolonien bleiben sollte, überfallen und zerstört. Sybaris und Tarent waren damals schon zu einer ziemlichen Macht gelangt und zwischen ihnen blühte das jonische Siris auf, das sowohl die Achäer im Süden wie die Dorier im Nordosten in ihren Machtbereich zu ziehen wünschten. Sybaris kam den dorischen Tarentinern zuvor und sandte eine Expedition unter Leukippos, besonders aus flüchtigen Messeniern, den Todfeinden aller Dorier, bestehend, welche die Sammiter vertrieb und sich in Metapont festsetzte. Durch Verhandlungen hielt Leukippos die Tarentiner hin, bis er die Mauern wieder aufgerichtet und Hilfstruppen erhalten hatte, dann trotzte er in offener Schlacht den Tarentinern und ihren önotrischen Söldnern und erzwang schließlich die Anerkennung des Bradanus als Grenze.

Metapont, wesentlich auf den Ackerbau angewiesen, hat nie die Rolle spielen können, wie die großen Handelsstädte zu seinen beiden Seiten; es half das jonische Siris zerstören und bot Pythagoras die letzte Zuflucht; als die Achener Sybaris belagerten, sandte es ihnen, seines achäischen Ursprungs eingedenk, zwei Triremen; aber bald mußte es, nunmehr eingeklemmt zwischen das dorische Herakleia und Tarent, des letzteren Oberherrschaft anerkennen und dessen Hilfe gegen die Lukaner anrufen. Von diesen immer enger bedrängt, unternahm es sich erst dem Epiroten Alexander, dann dem Spartaner Kleonymus, der seine Blüthe für immer brach. Von da ab ließ es widerstandslos über sich ergehen, was die Ereignisse verhängten; zuletzt hatte Hannibal nach dem Verluste von Tarent hier mehrere Jahre hindurch seinen Hauptwaffenplatz, und als er abzog, folgten ihm die meisten Einwohner, die von den schwer gereizten Römern keinen Pardon zu hoffen hatten. Die Stadt vegetirte weiter, bis ihr Spartacus den Todesstoß gab; Pausanias, der antike Baedeker, sah sie in Ruinen.

Erst die neueste Zeit hat sie wieder von den Todten erweckt; die Station von Torremare, wo die Bahn von Neapel in die Küstenbahn mündet, heißt seit einigen Jahren wieder Metapont; ob sie aber wieder zu der alten Blüthe kommen wird? Auf der ganzen Strecke von Tarent bis Torremare, 44 km, steht heute keine menschliche Wohnung, die Häuschen der armen Bahnwärter ausgenommen, welche hier dem Fieber ausgesetzt bleiben müssen, während die Stationsbeamten jeden Abend nach Tarent flüchten. Die „Algaraden“ (Raubüberfälle) der Türken haben die Einwohner gezwungen, die Küstenebene aufzugeben und sich in die Berge zu flüchten; die Flüsse sind verwildert und haben das Ackerland in Sumpf verwandelt, in dem unzählige Wildschweine ihr Wesen treiben, und die Malaria hat ihren Einzug gehalten. Es ist das alte Lied, das sich am ganzen Mittelmeere entlang wiederholt, Spanien ausgenommen, das in der schlimmsten Zeit gerade stark genug war, um seine Küsten zu schützen. Nicht die Verschöpfung des Bodens und die Verwüstung der Wälder hat die Mittelmeerländer veröden lassen, und nicht die Ablenkung des Handels durch die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien; auch nicht die Einwanderung der Araber und die Ausbreitung des Islam, denn gerade in den Blüthezeiten der maurischen Reiche nahm der Handel den größten Aufschwung; der Untergang begann mit dem Momente, wo die Barbarenhorden aus dem Altai ihre Roßschweife in den Küstenländern des Mittelmeeres aufpflanzten und ihre Raubschiffe, fast aushnahmslos von Renegaten, dem Abschaum aller Christenvölker, bemannt und geführt, von geraubten Christen gerudert, die blauen Wogen zu durchfurchen begannen. Die Vertreibung ihrer Nachkommen vom civilisirten Boden wäre nur eine schwache Sühne für das Unheil, das sie über die besten Länder Europas gebracht.

Das Gebiet von Metapont ist heute noch wunderschön mit seiner reichlichen Bewässerung und seiner üppigen Vegetation, aber keine gebahnte Straße führt durch das fruchtbare Ackerland und bei Regenwetter ist ein Fortkommen unmöglich. Die Ruinen sind bis auf ganz geringe Reste vom Boden verschwunden[1]); Ausgrabungen sind seit denen des Duc de Luynes 1828 trotz der reichen Ausbeute derselben nicht wieder unternommen worden. Aufrecht steht nur noch die Tavola dei Paladini, die Säulen eines dorischen Tempels, den Lenormant der Demeter zuschreiben möchte; er lag außerhalb der Stadt, welche ihrem Umfange nach kaum mehr als 30000 Einwohner gezählt haben kann.

Metapont lag schon im Alterthume mehrere Stadien vom Meere entfernt und war um so mehr auf den Ackerbau angewiesen, als die Küste den Schiffen durchaus keinen Schutz bietet. Die Handelsfahrzeuge mußten auf den flachen Strand gezogen werden, aber für seine Kriegs-

[1]) Ist es zufällig, daß der Name gleich lautet mit Alybe, dem ältesten Namen von Gibraltar, aus dem später Calpe wurde?

[1]) Vergl. „Globus“, Bd. 38, S. 87.

Digitized by Google

marine hatte Metapont einen kleinen künstlichen Hafen mit gedeckten Schiffshäusern; man erkennt in der Laguna di Santa Pelagina heute noch das kreisrunde Becken sowie einen von zwei hohen Mauern eingefaßten Kanal, der es mit der Stadt verband; es kommunicirt durch einen versandeten Eingang noch mit dem Meere; eine Hebung scheint also hier nicht stattgefunden zu haben.

„Ich kam am Hafen an im Moment, wo die Sonnenscheibe hinter den Bergen der Basilicata verschwand. Die Tramontana, welche den ganzen Tag stürmartig geweht, hat sich gegen Abend gelegt und das Meer wogt nur noch ganz leise. Alles ist ruhig in der Natur, obschon man in der allgemeinen Stille das geringste Geräusch vernimmt. Die stillen Wasser des kleinen Sees reflektiren die röthlichen Tinten des Abendhimmels, während das Meer bleigrau erscheint. Möven mit ihren großen weißen Flügeln streichen dicht über die Wogen. Zwei Flamingos stehen am Rande der Lagune unbeweglich auf ihren langen Stelzbeinen, wie in Nachdenken versunkene Philosophen. Junge Enten locken im Rohrdickicht, Regenpfeifer fliegen zu ihren Nestern zurück mit dem leisen Klagerus, der den Jammern eines Kindes gleicht. Vom Felde her tönt das Zirpen der Grillen und das harmonische Quaken der in den Blättern der Büsche verborgenen Laubfrösche. Es ist eine Symphonie der Einsamkeit, zu welcher das tiefe Rauschen der Meeresbrandung den Baß abgiebt. Niemals habe ich so den feierlichen Eindruck von Frieden und Ruhe empfunden, wie an diesem Abend an dem verlassenen Gestade des Jonischen Meeres.“ Man sieht, es fehlt dem gelehrten Archäologen weder an Sinn für die Schönheiten der südlichen Natur, noch an der Fähigkeit, sie zu schildern.

IV.

Jenseits des Basento erstreckt sich die Ebene noch einige Kilometer, dann kommen zwei Wildbäche, der Salandrella, der Acalandros des Plinius, und der Aceri, der den alten Namen Aciris fast rein bewahrt hat. Wo am letzteren heute das Kloster Policoro liegt, stand ehemals Heraklea, 24 Stadien vom Meere, berühmt durch die Niederlage der Römer gegen Pyrrhus und durch die in seiner Nähe ausgegrabenen Bronzetafeln, denen wir die genaue Kenntniß der Lex Julia Municipalis, des von Cäsar den italischen Municipien verliehenen Stadtrechtes, verdanken. Die Stadt wurde von Tarent aus erst 432 gegründet, um das Gebiet des zerstörten Siris zu behaupten, und blieb immer ihrer Mutterstadt unterworfen; sie erhielt z. B. niemals das völlige Münzrecht und durfte keine Nomen (Zweidrachmenstücke) mit ihrem Wappen prägen. Die Römer behandelten die Stadt, die sich schnell latinisirte, besonders freundlich; Strabo kennt sie als lateinisch, auch Plinius nennt sie eine bedeutende Stadt, aber seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts ging es rasch bergab mit ihr und die Saracenen vernichteten sie völlig. Die Byzantiner scheinen sie unter dem Namen Polychorion noch einmal aufgerichtet zu haben, dann bauten die Jesuiten dort das Kloster Policoro, und mit der Aufhebung des Ordens kam das ganze Gebiet in die Hände eines Großgrundbesitzers, des Herzogs von Gerace. Man kann nicht besser das Elend, welches die Latifundienwirthschaft über Süditalien gebracht hat, schildern, als Lenormant es hier thut. 140 qkm bilden dort ein einziges Gut, das sein Eigenthümer so gut wie nie betritt; im Kloster Policoro wohnt der Intendant, der es in seinem Namen verwaltet. 25000 Stück Rindvieh, meist Büffel, weiden in den Sümpfen am Meere, aber nur 250 Menschen wohnen in den Masserie, den Meierhöfen, dieses ungeheuren Gebietes zerstreut. Nur ein kleiner Theil kommt alljährlich unter Kultur; trotzdem braucht man zur Aussaat und zur Ernte jedesmal gegen 4000 Menschen. Auf altherkömmlichen Wegen kommen sie aus den Bergen der Basilicata herangezogen, nach den Dörfern geordnet; sie übernachten in Räumen, die weder an Zerfallenheit noch an Schmutz den schlechtesten Karawanserais des Orients nachstehen und mehr grossen Schweinesällen als Aufenthaltsorten für Menschen gleichen. Auf dem Gute werden sie in Trupps einem fattore zugetheilt, dann bauen sie draußen erbärmliche Hütten aus Zweigen oder Stroh. Selten vergeht ein Tag, wo nicht einer oder der andere hinsinkt, um nicht wieder aufzustehen; Sonnenstich und Malaria perniciosa fordern unzählige Opfer. Der Arbeiter ist der willenlose Sklave der Fattori. Der Herzog von Gerace zieht aus seiner Domäne die verhältnißmäßig unbedeutende Rente von 296000 Francs, aber er braucht sich auch nicht darum zu bekümmern, und überläßt die Ausbeutung ganz den Generalpächtern, die sie wieder an Unterpächter weiter vergeben. Die Arbeiter sind schlimmer daran als die Fellahs in Aegypten, die wenigstens in einem gesunden Klima arbeiten. Hier kostet der Mensch fast nichts; warum also ihn durch kostspielige Maschinen ersetzen? Nur hier kann man noch sehen, daß beim Ziehen eines Grabens im Sumpfe der Schlamm in Körben von Frauen und Kindern auf dem Kopfe weggetragen werden muß; „ein Schauspiel von Elend und Erniedrigung, die keiner Steigerung mehr fähig sind, und welches der, der einmal Zeuge davon war, nicht wieder vergißt“.

Wenig besser stehen sich die Metatieri, die Pächter eines kleinen Stückchen Landes, und wenn sie ein klein wenig besser leben und sich bessere Kleider anschaffen können, so sind sie dafür um so mehr die Sklaven des Mercante di Campagna oder Fattore, von dem sie ihr Gütchen gepachtet. Der geringste Widerspruch kann ihnen die Kündigung bringen, denn sie sind durch keinen Kontrakt geschützt und jedes Jahr kann ihnen, allerdings nur an einem bestimmten Termin, gekündigt werden, ohne daß sie den geringsten Ersatz für etwaige Verbesserungen beanspruchen können. Wohl dem, der wenigstens auf einem Gute wohnt, das der Besitzer selbst bewirthschaftet; dann hat derselbe allen Grund, sich mit seinen Leuten gut zu halten, weil er die Vendetta fürchten muß. In Calabrien findet man oft Pächter, deren Familien seit Jahrhunderten auf demselben Gütchen sitzen und in einem ganz patriarchalischen Verhältniß zu ihren Herren stehen. Aber der Fattore hat keine Anhänglichkeit aus alter Zeit, er hat das Gut meist nur für ein paar Jahre gepachtet, und sucht sich so rasch als möglich zu bereichern. Durch die Androhung der Kündigung erzwingt er immer höheren Pacht und erzwingt er auch andere Sachen, die noch eine viel demoralisirendere Wirkung ausüben. Die Zustände sind so schlimm wie in Irland, und wenn sie nicht schlimmer sind, so ist es nur der Furcht vor der Rache zuzuschreiben, die schon an manchem Fattore ein warnendes Beispiel statuirt hat. Daß die Bauern den Mörder nie verrathen, daß sie den Flüchtigen, Gebannten, den Bandito schützen und unterstützen, kann niemand Wunder nehmen.

Jahrhunderte hindurch haben die armen Proletarier Süditaliens ihr Schicksal ohne Murren getragen; sie wußten es nicht besser, denn die neapolitanische Regierung machte es ihnen unmöglich, irgendwo bessere Zustände zu sehen, indem sie sogar die Reise aus einer Provinz in die andere verbot. Da kam das neue Italien und die allgemeine Wehrpflicht; aus politischen Gründen legte man die

Digitized by Google

Südtaliener in den Norden und umgekehrt, und so erfuhren die armen Bergbauern, daß es auch Gegenden giebt, in denen der Arbeiter wie ein Mensch lebt und selbst Grundbesitz erwerben kann. Von dem Momente an hat die Agrarfrage in Italien ihr Haupt wieder erhoben und sie wird nicht wieder einschlafen, ehe das Werk vollendet ist, das die Brachen begannen. Viele wandern aus, gerade aus den südtalienischen Latifundiendistrikten reformiren sich die italienischen Kolonien in Algerien und am La Plata; ganze Dörfer ziehen geschlossen weg nach Gegenden, wo sie freie Eigenthümer werden zu können hoffen. Unter denen, die zu Hause bleiben, gährt es aber von Jahr zu Jahr mehr. Schon im Jahre 1872, wo Schreiber dieses zum erstenmal diese Gegenden besuchte, machten Kundige auf die Bewegung aufmerksam; sie hat seitdem, wie auch Lenormant bestätigt, sehr an Intensität gewonnen, wenn sie auch in Folge des italienischen Wahlgesetzes noch wenig an die Oberfläche getreten ist; ehrgeizige Führer werden sich schon finden und wenn nicht bald und gründlich abgeholfen wird, muß eine Explosion erfolgen, die nur mit dem ersten Sklavenkrieg verglichen werden kann. Genau so steht es in Andalusien, wo in der Mano negra schon die ersten Zuckungen der Agrarrevolution hervorgetreten sind; was man dort „Internationale“ nennt, sind zum großen Theil die beispiellosen Landarbeiter, die ihr Elend nicht länger tragen wollen. Vergeblich versucht man durch Polizei und Militär dieser Bewegung Herr zu werden; nur eine Zerstückelung der Latifundien, die Schaffung eines kleinen freien Bauernstandes kann helfen.

Auf dem Schlachtfelde von Heraklea steht heute der prächtige Wald des Pantano di Policoro, ein echter Urwald, in welchem Arbutus, Lentiscus, Myrte, Oleander und wilder Oelbaum ungewöhnliche Dimensionen erreichen, mächtige Stämme von Eichen, Linden, Platanen, Eschen, Zürgelbäumen erheben sich einzeln aus dem Maquis und schließen sich hier und da zu dichtem Hochwald zusammen; an anderen Stellen breiten Pinien ihre immergrünen Schirmkronen aus und in ihrem Schatten wächst mit Vorliebe Agaricus deliciosus, der beste Champignon. Von einem regelmäßigen Forstbetriebe ist natürlich keine Rede; nur hier und da haust ein einsamer Kohlenbrenner, der meistens gleichzeitig das Süßholz sammelt, das auf allen Lichtungen wächst und einen wichtigen Ausfuhrartikel Calabriens bildet; fast in jedem Dorfe von der Basilicata bis nach Cotrone hinab finden sich Vorrichtungen zur Gewinnung des Saftes. Von der Bahn durchschnitten wird dieser Wald wohl bald mehr ausgebeutet, oder, was in Süditalien leider damit noch gleichbedeutend ist, verwüstet werden.

Wenig weiter, am Gestade des Sinno, des letzten der fünf Flüsse, die von den Gebirgen der Basilicata herabkommen, hat man an der Stelle, wo die Jonier Siris gegründet, die Station Nuova Siri errichtet. Noch fast unberührt liegen die Ruinen und doch würde besonders die Nekropole reiche Ausbeute versprechen. Siris reicht, wie Metapont, ins graueste Alterthum zurück zu den Zeiten des Morges, des Königs der pelasgischen Chonen, denen schon vor dem trojanischen Kriege eine athenische Kolonie den Kult der Athene Poliás gebracht hatte. Als Gyges von Lydien sich der jonischen Städte bemächtigte, flohen die Bewohner von Kolophon nach Siris und gaben der Kolonie den Namen Polirion. Die neue Stadt konnte bald mit Sybaris und Kroton wetteifern, aber zwischen 570 und 565 v. Chr. fielen die Achäer von Sybaris, Kroton und Metapont über die Jonier her und verwüsteten die Stadt mit einer Grausamkeit, die selbst in jenen wilden Zeiten eine besondere Strafe durch die Götter zu verdienen schien. Eine Zeit lang existirte Siris dann als achäische Stadt weiter und nahm Theil an der Mühlkonvention der großgriechischen Achäer. Themistokles drohte vor der Schlacht von Salamis den Spartanern, er werde sich mit den Athenern nach der stammverwandten Stadt Siris zurückziehen, wenn die spartanische Armee abzöge. Die Stadt bestand weiter bis 432, wo nach der Gründung von Thurioi die Tarentiner die Bewohner zwangen, ihre alte Wohnstätte zu verlassen und sich in Heraklea anzusiedeln.

Die Ueberwinterung der dänischen Expedition zur Erforschung der Ostküste von Grönland.

Von Marine-Premierlieutenant **V. Garde**[1]).

Es war der 15. September 1883, als wir von unserm sechswöchentlichen Aufenthalte an der Ostküste zu der dänischen Handelsstation Nanortalik zurückkehrten. Um 12 Uhr Mitternachts näherten wir uns wieder mit unserm kleinen, von fünf Frauen gerudertem Frauenboot und gefolgt von vier Kajaks, einem civilisirten Platze. Vor allem suchten unsere Augen in der Dunkelheit unser Wohnhaus und unsere magnetischen Observatorien. Kaum waren wir ans Land gekommen, als auch schon einige von uns zu dem Hause eilten; in der Entfernung hatte es vielversprechend ausgesehen, aber je näher wir kamen, desto mehr wurden wir enttäuscht. Da standen freilich die vier grönländischen aus Grastorf und Steinen errichteten Mauern mit dem Dache darüber, aber inwendig war noch nichts gemacht.

Im Magnethause sah es ebenso traurig aus und wurde es uns bald klar, daß wir am nächsten Morgen mit aller Kraft beginnen mußten, um unsere Winterobservationen in Angriff nehmen zu können. Trotzdem der Leiter der Anlage abwesend war, schafften wir doch bald das nöthige Material zur Stelle. Mehrere Grönländer mußten zimmern, Fenster einsetzen, Betonpfeiler zur Aufstellung der Instrumente gießen u. s. w., und nach Verlauf von acht Tagen war alles so weit fertig, daß unser Chef verneinte, während einer Woche Nanortalik verlassen zu können, um den noch übrigen Theil der guten Zeit zu einer kürzeren Vermessungsreise nach dem Friederichsthalfjord, der halbwegs zwischen Kap Farewell und Nanortalik liegt, zu benutzen.

Diese kurze Tour, von welcher wir am 4. Oktober zurückkehrten, nachdem wir mit vielen Widerwärtigkeiten,

[1]) Vergl. „Globus“, Bd. 44, S. 380.

Digitized by Google

als Sturm, hohe See und heftigem Regen zu kämpfen gehabt hatten, war unser letzter Ausflug im vergangenen Jahre. Unsere Frauenboote machten dann noch einige „Holztouren“ zu den Strandwäldern am Tessermintfiord, der sich gleich südlich von Nanortalik gegen weun Westen weit in das Land hinein erstreckt; dann wurden auch diese unsere einzigen Beförderungsmittel aufs Land gezogen.

Vom 4. bis zum 20. Oktober vollendeten wir die Einrichtung unseres Winterheims. Vier Mitglieder der Expedition erhielten ein Schlafzimmer in einem dem ständlichen Handel gehörigen kleinen Steinhause, einem sog. „Mannschaftshause“; vier Holzlojen bilden ungefähr das ganze Anenbement. Das Wohnhaus liegt 1000 Fuß von dem Schlafzimmer und von dem eigentlichen Wohnplatze der Grönländer entfernt. Es enthält eine ziemlich große Stube, unseren Aufenthaltsort am Tage und während der Nachtwache, eine Küche, in welcher eine Grönländerin unter Oberaufsicht eines der Mitglieder der Expedition regiert, und eine kleine Vorrathskammer. Das Meublement ist theils grönländisches Fabrikat, theils besteht es aus einzelnen, von heimkehrenden Handelsbeamten erworbenen Stücken. In genügender, aber doch nicht zu großer Entfernung von dem Wohnhause liegen ein größeres und ein kleineres magnetisches Observatorium, die unter einander durch einen elektrischen Läutenapparat in Verbindung gesetzt sind, der gleichzeitige Observation in beiden Häusern ermöglicht. In dem großen Hause stehen vier hohe, auf dem Felsenboden gegossene Betonsäulen, welche die magnetischen Variationsinstrumente tragen, an welchen die täglichen Veränderungen in der Mißweisung und der Horizontalkraft des Erdmagnetismus beobachtet werden. Das kleinere Magnethaus enthält nur einen einzigen Betonpfeiler, der den magnetischen Theodolit trägt, mit welchem die absoluten Bestimmungen der Mißweisung und der Horizontalkraft gemacht werden. Bei jeder dieser Bestimmungen werden gleichzeitig die Variationsinstrumente abgelesen.

Erst in den letzten Tagen des Oktober konnten wir die regelmäßigen Beobachtungen beginnen, die ohne Unterbrechung den ganzen Winter fortgesetzt worden sind. Da der Hauptzweck unserer ganzen Expedition der ist, die Ostküste mit Booten zu bereisen, während die internationalen Polarexpeditionen ein weiteres Forschungsgebiet umfaßten, so können natürlich unsere Winterbbservationen nicht so vollständig sein, wie diejenigen der Expedition nach Godthaab. Das Winterklima hier, an der südöstlichen Küste von Grönland (Nanortalik liegt gegen 10 Meilen nordwestlich von Kap Farewell auf einer exponirten Insel) muß barsch und rauh genannt werden. Es herrschen während der Winterzeit in Südgrönland heftige Stürme mit schnell wechselnder Temperatur, bald 20 Grad Kälte und bald einige Grad Wärme, bald Schnee und bald Regen. Schönes stilles Frostwetter mit reiner, klarer Luft ist nur eine Ausnahme in Südgrönland, während dies in Nordgrönland zur Winterzeit die Regel ist. Hier giebt es keine Schlittenfahrt mit Hunden, hier ist das Meer der einzige Kommunikationsweg, und ist derselbe zugefroren, der Weg den Frauenbooten und Kajaks gesperrt, dann muß man wohl oder übel zu Hause bleiben, denn der Schnee, den die Nord- und Weststürme bringen, wird von ihnen theilweise wieder fortgewirbelt und was dann übrig bleibt, wird bald von den östlichen Föhnstürmen mit ihrer hohen Temperatur vernichtet. Die Eisdecke des Meeres ist ebenso vergänglich wie der Schnee auf dem Lande. Auf verschiedenen Stellen liegt hier wohl auch das Wintereis den ganzen Winter hindurch, aber auf vielen Stellen, wie hier im Fahrwasser bei Nanortalik, bekommt das Eis keine Ruhe.

Sobald stilles Wetter eintritt, bildet sich augenblicklich Eis, hat dasselbe aber nicht ganz schnell eine hinlängliche Stärke erlangt, denn macht der nächste Sturm seinem Dasein ein Ende. Freilich kann ein solches Klima behaglich nicht genannt werden; indeß frieren wir fast nie, Dank unserer Vorsorge, uns genügend mit wollenen Kleidern versehen zu haben, denn geht man hier nur in Wolle gekleidet, so kann man füglich alles, was Polyrackt heißt, entbehren, ohne sich zu erkälten, und ein Nordweststurm mit 20 Grad Kälte wird bei weitem nicht so fühlbar sein, wie ein Oststurm mit 6 Grad Kälte in Dänemark, wo man mit steifen Oberbeinden und oft mit baumwollenem Unterzeug einhergeht. Das grönländische Schuhwerk, die weichen und geräumigen Seehundsfellstiefeln (Kamikker), ohne Hacken und andere civilisirte Künstelei, sind auch ganz anders warm, als die europäische Fußbekleidung.

Wenn wir Nanortalik eine exponirte Insel genannt haben, so ist dies jedoch nicht so zu verstehen, als läge dieselbe zu äußerst nach der Davis-Straße zu; vielmehr liegen vor Nanortalik noch mehrere kleine Inseln, wohin sich die Grönländer im Frühjahr auf den Robbenfang begeben. Von unserer Station aus haben wir keine Aussicht auf das offene Meer, aber der vorliegende, aus niedrigen und öden kleinen Inseln bestehende Archipel, die zerstreuten Eisfelder, die vielen Eidervogelschwärme und die reine freie Luft verleihen dieser dürftigen Partie einen gewissen Reiz. Nordwärts präsentirt sich die grönländische Natur in einer passenderen Gestalt, dort sehen wir eine wilde, großartige Gebirgslandschaft mit steilen, nadelspitzen Kegeln sich erheben; es ist die schöne, aber beinahe unbesteigbare Insel Sermerof, die bis in die Wolken emporragt. Wenn die Luft rein und klar und heiterer Sonnenschein herrscht, dann erscheint Sermerof so milde und freundlich, daß man Lust bekommen kann zu versuchen, diese schönen Kegel, die sich so scharf gegen den blauen Himmel abheben, zu ersteigen; wenn aber der Sturm heult und alle diese vorhin so friedlichen Kegel mit zerrissenen Wolken bedeckt sind, so vergißt man bald seine kecken Pläne und freut sich der kleinen Erdhütte mit der behaglich warmen Stube. Das Festland hinter Nanortalik gleicht Sermerok in hohem Grade, denn die ganze südliche Spitze von Grönland bildet eine wilde zerklüftete Berglandschaft mit ganz steilen Kegeln bis zu einer Höhe von 7300 Fuß. Zwischen den Kegeln drängen Gletscher massenhaft abwärts und das Ganze macht in seiner Großartigkeit und Wildheit einen sehr imponirenden Eindruck.

Nanortalik selbst sieht in seiner festen Umgebung etwas dürftig aus. Der königlich grönländische Handel hat hier in Nanortalik ein „Vorsteherhaus“, sowie einige andere kleine Gebäude, darunter eins mit Bäckerei und Brauerei, errichtet. Die Herrenhutermission besitzt ein kleines Holzgebäude, in welchem Kirche und Schule abgehalten wird. Als Katechet und Lehrer fungirt ein Halbblutgrönländer. Das Grönländerdorf besteht aus einigen dreißig kleinen, niedrigen, aus Grastorf und Stein errichteten Häusern, in welchen ungefähr 250 Menschen wohnen. Im Frühjahr, wenn das Größeis kommt und der eigentliche Robbenfang beginnt, begiebt sich ein großer Theil der Grönländerfamilien nach den zu äußerst gelegenen Inseln hinaus und wohnt hier in Seehundsfellzelten. Auf einer kleinen Landzunge, südlich vom Grönländerdorfe, liegen das Wohnhaus und die beiden Observatorien unserer Expedition und unsere ungeheizbaren Frauenboote, und überall am Strande sieht man Kajaks, sowie in einem kleinen natürlichen Hafen das Handelsfahrzeug Nanortalik's „Maagen“ liegen. Der Schoner „Maagen“ wird von einem Grönländer geführt und besorgt derselbe den Verkehr zwischen Nanor-

Digitized by Google

talik und Ikea, dem südlichsten dänischen dicht bei Kap Farewell belegenen Handelsetablissement in Grönland. In geringer Entfernung südlich von Nanortalik schneidet der schönste Fjord Südgrönlands, der neun Meilen lange Tessermint in das Bergland hinein. Im Innern des Tessermint findet sich während des Sommers eine sehr reiche Vegetation; die Wärme und die Mücken können hier während des Hochsommers so unerträglich sein, daß man glaubt sich in den Tropenländern und nicht in Grönland zu befinden. Die Zwergwälder am Tessermint versehen die Bewohner Nanortaliks mit Winterfeuerung, die Lachsflüsse gewähren ihnen Lachse im Ueberfluß; das Gewässer im Fjord liefert ihnen Robben und Heringe in Menge und in den Gebirgspartien rings umher sind Schneehühner, Hasen und Füchse zu finden. Am Ende des Fjords sollen selbst Bären vielfach vorkommen.

Zwischen diesen Umgebungen und zusammen mit 200 bis 300 weder civilisirten noch uncivilisirten Menschen haben wir also unseren ersten Winter in Grönland zugebracht. Da derselbe sich nun seinem Ende nähert und wir in kurzer Zeit wieder unsere Reise nach der hier in Westgrönland so gefürchteten Oststäte antreten sollen, so können wir sagen, daß uns der Winter äußerst schnell vergangen ist, und daß, trotzdem wir seit October nicht außerhalb Nanortaliks gewesen sind. Das Wintereis in den Fjorden und unsere Observationen verhinderten alle Ausflüge, so daß wir uns mit den kleinen Zerstreuungen begnügen mußten, die unsere kleine Insel bieten konnte; es waren ihrer nicht viele, aber wir fanden uns bald zwischen den Grönländern heimisch und theilten alle ihre kleinen Freuden. Sorgen machen sich die Grönländer nicht gern; sie lassen in des Wortes wahrster Bedeutung jeden Tag seine eigene Plage haben und dies giebt ihnen eine so eigenartige Liebenswürdigkeit, daß man zu ihnen fast jene Zuneigung faßt, wie dies sonst nur Kindern gegenüber der Fall zu sein pflegt. An dem einen Tage kann man sich über sie ärgern und meint, sie hätten wohl verdient zu hungern, weil sie in der guten Zeit keine Vorräthe für die schlechte gesammelt haben; wenn man dann aber am nächsten Tage Zeuge der kindlichen Glückseligkeit, des Humors und des vollständigen Vergessens der überstandenen Leiden ist, wenn auch nur ein Fangmann mit einem guten Seehund ankommt, so ist es unmöglich, ihnen länger zu zürnen und unwillkürlich folgt man diesen Naturmenschen in ihre Freude, und wird vom innigsten Mitgefühl für sie ergriffen, bei denen die Sitte zu theilen, so lange etwas da ist, so hervortritt.

Vom October bis Weihnachten verfloß die Zeit ohne erwähnenswerthe Erlebnisse. Mit Kajaks und Schneeschuhen hatten wir uns zwar versehen, doch boten die unregelmäßigen Schneeschichten dem Schneeschuhlaufen zumeist große Schwierigkeiten. Einigermaßen ergiebig war nur die Eidervogeljagd, während wir auf Eisbären nicht zu Schusse kamen, von denen auch in der nächsten Umgebung von Nanortalik überhaupt nur vier erlegt wurden.

Die Temperatur bis Mitte December hielt sich auf ungefähr — 4 bis — 6° C., sank dann in der zweiten Hälfte des December bis — 15° C. Häufig hob sich dieselbe bis über den Gefrierpunkt, namentlich wenn die nordöstlichen Föhnwinde wehten, die zum größten Theil die Ursache der auf vielen Stellen in Grönland herrschenden hohen Wintermitteltemperatur sind. Während eines Nordost-Föhn am 5. December 1883, also zu einer Zeit, wo man starke Kälte in Grönland vermuthen sollte, stieg unser Thermometer auf + 10° C. Es mag wunderbar erscheinen, daß aus dem eisbedeckten Innern Grönlands kommende Winde so warm sein können, aber das Phänomen ist erklärt, ohne Oasen im Innern oder dergleichen sich zu denken, nur indem ganz einfache mechanische Grundsätze in Anwendung gebracht sind. Namentlich hat der Direktor des dänischen meteorologischen Instituts Kapt. Hoffmeier nachgewiesen, daß die warmen Landwinde in Grönland nichts Anderes, als die aus den Alpenthälern und aus Norwegen her bekannten Föhne sind.

Zum Weihnachtsfeste wurden in Nanortalik schon frühzeitig Vorbereitungen getroffen; wir hatten uns nämlich entschlossen, für die ganze Bevölkerung von Nanortalik und Umgebung eine Weihnachtsfreude zu veranstalten, und da wir nicht weniger als 400 Gäste erwarten konnten, so mußten ziemlich großartige Vorkehrungen getroffen werden. „Großartige" Vorbereitungen wollen nun allerdings hier nicht viel sagen, denn die Grönländer sind in Bezug auf Vergnügen so wenig verwöhnt, daß nicht viel dazu gehört, sie zu erfreuen. Tannenbäume giebt es hier oben nicht und auch andere Bäume von regelmäßiger Form sind sehr selten. Wir mußten uns deshalb mit einem künstlichen Weihnachtsbaum behelfen. Unser Fest wurde am ersten Weihnachtsabend in der Böttcherwerkstatt des Handelsetablissements abgehalten, dessen kahle, schmutzige Steinmauern mit baumwollenen Stoffen aus den Tauschhandelsvorräthen, mit grönländischen Waffen, dänischen Flaggen und einem Transparent dekorirt waren, das den Gästen in grönländischer Sprache ein fröhliches Weihnachtsfest wünschte. Der Weihnachtsbaum war reich geschmückt mit Lichtern, Figuren und Perlen und in einer Ecke des Raumes war eine Tombola arrangirt, die jedem Grönländer eine Kleinigkeit spendete, entweder etwas Tabak, eine Pfeife, ein Messer u. dergl. Es war wirklich ein wahres Vergnügen, mit der Vertheilung der Gaben betraut zu sein, denn Glückseligkeit und Freude war auf allen Gesichtern ausgeprägt; Mißgunst und saure Gesichter gab es gar nicht. Diese Menschen, die sich schon lange auf diesen Festabend gefreut hatten, konnten sich während zweier Stunden schon damit amüsiren, in einer langen Kette um den Weihnachtsbaum zu marschiren, indem sie abwechselnd Weihnachtspsalmen und ihre eigenen wohlklingenden, aber etwas monotonen Lieder sangen. Sie entzückte der Anblick des im Lichterglanze erstrahlenden Weihnachtsbaumes so sehr, daß sie das ganz vergaßen, was zuerst vor allem den armen Kindern in Europa einfallen würde, nämlich etwas von diesen Herrlichkeiten zu erhalten. Anfänglich wollte der Gesang nicht recht in Fluß kommen; es waren die niedlich geputzten Kleinen, welche mit einem Psalme beginnen sollten, aber trotz der Unterstützung einer Harmonika und einer Violine waren sie zuerst nicht zu bewegen, ihre Stimmen frei ertönen zu lassen, so sehr waren sie von dem ungewohnten Glanz benommen und eingeschüchtert. Erst nachdem die jungen Mädchen mit eingestimmt hatten, ging der Gesang gut und dauerte von nun an ununterbrochen fort. Den Gesang lieben die Grönländer außerordentlich und das nun so mehr, da fast alle sehr gute Stimmen und ein feines Ohr für Musik haben. Die ganze Weihnachts- und Neujahrsnacht ziehen Scharen junger Männer und Mädchen in den Kolonien Psalmen singend umher, und auch wir wurden auf diese schöne Weise am Weihnachts- und Neujahrsmorgen geweckt.

Die Bewirthung auf unserm Feste bestand aus Feigen, Schmalzstullen, Punsch und Cigarren. Der Punsch war von dem Chemiker der Expedition bereitet und war aus Branntwein, Wasser, Zucker und ein wenig Rum zusammengesetzt, welches Gebräu den Grönländern ausgezeichnet mundete. Weihnachten ist das frohste Fest der Grön-

Digitized by Google

länder; in ihrer Festkleidung erkennt man sie kaum wieder, so fein, rein und niedlich sehen sie darin aus, während zum täglichen Gebrauch die Reinlichkeit bei ihnen nicht hochsteht. Unter gewöhnlichen Umständen, wenn keine Fremden etwas für sie thun, verbringen sie die Weihnachtszeit mit Kaffeegesellschaften und am Abend finden in den verschiedenen Häusern Spiele, Tanz und andere Lustbarkeiten statt.

Nach Neujahr begann hier in Mamoralik die Kälte intensiver und die Föhne seltener zu werden. Gegen Ende Januar und im Februar hatten wir häufig bis — 20° C.; am 9. März hatten wir die niedrigste in diesem Winter beobachtete Temperatur, nämlich — 21,5° C. In Folge des großen Unterschiedes im Wasserstande zur Ebbe- und Fluthzeit (ca. 10 Fuß) hat sich längs der Küste ein steiler Eiswall gebildet, der sogenannte „Eisfuß", den erst mildereres Wetter wieder entfernen kann. Solange dieser Eisfuß längs der Küste liegt, ist die Frauenbootfahrt unmöglich, und da derselbe noch heute, am 18. März, überall festliegt, so sieht es mit unseren Reiseaussichten noch ziemlich trübe aus. Da indessen unser Chef aus verschiedenen Gründen nicht ehe als im April abzureisen gedenkt, so haben wir vorläufig keine Veranlassung, uns über den Eisfuß zu ärgern, obwohl derselbe so mächtig aufsteht, daß man versucht sein kann zu glauben, er werde mit größerer Ausdauer warten als wir. Inzwischen beginnen wir nun doch an die Ausrüstung unseres kleinen Schiffsgeschwaders zu denken. Gute Schiffsräte werden von den Eränländern gekauft, sobald sie Fang gemacht haben; die Zelte werden untersucht und reparirt und der Proviantvorrath soll nach einigen Tagen sorgfältig vertheilt werden. Wenn die Expedition in einem Monat Mamoralik wieder verläßt, dann soll die Hälfte derselben mit allen Nöthigen für ungefähr $1^1/_2$ Jahre und die andere Hälfte für $^1/_2$ Jahr ausgerüstet sein. Es wird angenommen, daß die Mitglieder der Expedition auf der Reise und während des Winteraufenthaltes auf der Ostküste durchgehends jeden zweiten Tag von den Produkten des Landes leben können, denn für die ganze Reise europäische Nahrungsmittel mitzunehmen, würde kaum möglich sein und die Erfahrungen, welche wir auf unserer kurzen vorjährigen Reise gemacht haben, scheinen auch die Richtigkeit dieser Berechnung zu bestätigen.

(Teutsch von W. Finn.)

Die Provinz El Arisch des Sultanats Marokko.

(Nach dem Spanischen [1]) des **Don Teodoro de Cuevas.**)

I.

Das Paschalik Larache (El Arisch, Larisch) bedeckt innerhalb der im Jahre 1860 giltigen Grenzen (seither fanden einige Verschiebungen statt) einen Flächenraum von ca. 550 Quadratkilometer. Seine wichtigsten Flüsse sind der Garifa, der in seinem Oberlaufe den Namen Ayasha führt und nördlich von der Stadt Arsila sich in das Meer ergießt, weiter der Lukkús oder El Maxeydib, dann der Uad-el-Machâzen, der Uarur, der Uad Drabar und schließlich der beinahe stets trockene Staïr. Alle diese Wasserläufe sind von geringer Bedeutung, da sie weder durch Schiffbarkeit noch durch Wasserreichthum sich auszeichnen; nur der Lukkús und der Uad-el-Machâzen verdienen es, daß wir ihnen einige Aufmerksamkeit widmen. Der Lukkús entspringt in dem Schescháuen-Gebirgszuge nahe dem Rif und ergießt sich, nachdem er die Mauern von Kasr el-Kebir (Alcazarquivir) bespült, bei El Arisch in das Meer. Eine Barre von 10 bis 14 Fuß Tiefe ist der Schiffahrt sehr hinderlich, doch können Fahrzeuge bis zu 150 Tonnen Gehalt noch bis zum Hügel von Schamuisch gelangen; eine Regulirung des Flusses würde kleineren Schiffen den Zugang bis Kasr-el-Kebir selbst gewähren, da der Fluß von da an mit nur schwachem Gefälle durch eine weite Ebene fließt. Der Uad-el-Machâzen ist ein Nebenfluß des Lukkús, mit dem er sich bei der Zâuya des Sidi Embarek vereinigt. Er ist für die Schiffahrt nicht besonders geeignet; zwei steinerne Brücken verbinden seine tief eingeschnittenen Ufer. Außer diesen Flüssen sind noch einige Sümpfe und Seen vorhanden, die eine reiche Fauna an Fischen, Wassergeflügel und Fischottern aufzuweisen haben.

Das Gebirge ist wild zerrissen, doch läßt sich im Ganzen und Großen eine Direktion von Nord gegen Südost konstatiren. Gegen das Meer zu nimmt die Höhe immer mehr und mehr ab; nur der Pico de Sarsar bildet mit seinem alles überragenden Gipfel eine Ausnahme. Das Gebirgsland ist bewaldet; selbst in Gegenden, wo der Mensch schonungslos ausrodet, wie in der Umgebung des Uad Drabar, ist Buschwald vorhanden, während die Höhenzüge von Halferif, Beni Gorfed, Sumata und Benifef mit einem prächtigen Waldbestande bedeckt sind, bedeckt im buchstäblichen Sinne des Wortes. Unter den Waldbäumen zählt die meisten Individuen die Korkeiche, deren Früchte dem Menschen wie dem Rindvieh zur Nahrung dienen, während ihr Holz ausgezeichnetes Baumaterial liefert. Die Korkeiche war es, aus deren Stämmen jene Schiffe zusammengezimmert wurden, welche in den vergangenen Jahrhunderten die kühnen Piraten Marokkos nach Norden trugen. In den Hainen von Sâhet überwiegt der wilde Oelbaum; man schätzt hier das aus seinen Früchten gewonnene Oel höher, als wie jenes der kultivirten Olive, welche in großen Beständen bei Halferif und Kasr-el-Kebir gepflegt wird. Im Walde von Kurrischa macht der wilde Birnbaum der Korkeiche den Platz streitig, während in den sumpfigen Dickichten von Buscharen verschiedene Weidenarten dominiren. Außer den genannten Bäumen findet man in den Wäldern dieser Provinz noch Eichen-Species, Buchsbaum und (sehr selten) Lärchenbäume, welche von den Eingeborenen Larz genannt werden. Das Oel des Mastixbaumes wird theils zur Seifenfabrikation, theils als Leuchtmaterial verwendet, seine Blätter dienen ebenso wie jene der Myrthe, welche im Sâhelhaine sehr häufig ist, zur Fütterung der Ziegen. Am letztgenannten Orte wächst auch ein Strauch, aus dessen wohlschmeckender Frucht,

[1]) Boletin de la Sociedad geográfica de Madrid, Bd. 15 u. 16.

Digitized by Google

Madroño genannt, die Juden einen sehr starken und beliebten Branntwein bereiten. Auch die Zwergpalme, welche hier eine Höhe von sieben Fuß erreicht, wird allenthalben angetroffen; während aber die spanischen Bauern und die algerischen Kolonisten diese Pflanze nur ungerne in ihren Aeckern sehen, wird sie von dem marokkanischen Landmanne sehr hoch geschätzt. Da ihre Blätter nämlich immer grün und frisch bleiben, so werden sie dem Rindvieh, ja auch den Kamelen zur Fütterung vorgeworfen, zumal wenn Dürre eintritt. Die Frucht selbst wird von den Schafen gefressen und aus den Fasern der Wurzel weben die arabischen Bäuerinnen ein sehr dichtes grobes Zeug, das gegen den Regen vortrefflich schützt. Eine wichtige Rolle spielt als Schaffutter eine kleine Zwiebel, Naueus Bsila. Der Wald beherbergt starke Rudel Wildschweine, deren fettiges Fleisch nicht von jedem Bauer verachtet wird; der Jäger spürt hier auch noch anderem Wilde nach, als Kaninchen, Hasen, Rebhühnern, Schnepfen, Wachteln, Ringeltauben, dem Schakal, dem Fuchs und der Wildkatze. Löwen und Leoparden treten hier nicht auf, dagegen sind Schlangen gefürchtet.

Außer verschiedenen Getreidesorten (Mais, Weizen u.), Gemüse u. s. w. werden noch Orangen-, Citronen-, Aprikosen-, Feigen-, Granatäpfel-, Bergamottpomeranzen-, Aepfel- und Birnbäume kultiviert, ja selbst die Weinrebe erfreut sich menschlicher Pflege. Aloe und indianische Feigen dienen zur Herstellung undurchdringlicher, lebendiger Zäune.

Die Bevölkerung dieser Provinz setzt sich aus Arabern, Berbern (den sogenannten Schelcha oder Scheloch) und Juden zusammen, welch letztere, wie bekannt, ihre Abstammung von jenen Emigranten herleiten, welche um ihres Glaubens willen von Isabel der Katholischen und ihrem portugiesischen Schwiegersohne am Ende des 15. Jahrhunderts aus Spanien und Portugal verwiesen wurden. Die Schelcha sind die Bewohner des Gebirges, während die Araber in den Ebenen wohnen. Die Juden haben sich des gesammten Handels bemächtigt und bewohnen alle größeren Dorfschaften, besonders Kasr-el-Kebir. Die Gesammtzahl der Bewohner dieser Provinz wird auf 143 000 Seelen geschätzt und zerfällt in sieben Kabylen: Sahel, Cholot-Tlig, Beni-Gorfed, Halferif-Tschebel, Halferif-Otâa, Sumata und Benifel. Diese Kabylencintheilung gilt nicht für die größeren Städte. Wir wollen uns nun mit den einzelnen Kabylen und den Städten dieser Provinz etwas eingehender beschäftigen.

Den nördlichsten Theil der Provinz El Arisch bildet das Kaidat Arsila, welches durch den Fluß Garifa von der Provinz Tanger getrennt wird. Dieser Distrikt umfaßt die gleichnamige Stadt und die Kabyle Sahel. Als die Portugiesen im Jahre 1477 sich des Sahel-Territoriums bemächtigten, fanden sie dasselbe nur von wenigen Fischerfamilien bewohnt, welche vor den Christen in das Innere entflohen. So blieb dies Gebiet bis zum Jahre 1689, in welchem Sultan Muley Ismael El Arisch eroberte, eine menschenleere Wildniß; dann aber wurden Schelcha aus dem Gebirge hierher versetzt, um das Land zu besiedeln. Die Bauart der Hütten beweist zur Genüge die berberische Abkunft ihrer Bewohner. Diese Hütten bestehen aus Mauern, zu deren Herstellung Lehm, Stroh und Kuhmist durcheinander gemengt worden sind und einem Dache (hergestellt aus Pfeilrast), das den Regen gut ablaufen läßt. Ein aus solchen Hütten bestehendes Dorf heißt Tschar (Plural: Tschora); es steht im Gegensatze zu dem arabischen Aduar, welches aus Chiam sich zusammensetzt, d. h. aus Zelten oder Zelthäusern, deren Decken aus jenen Geweben besteht, welche aus den Wurzelfasern der Zwergpalme hergestellt werden.

Die Kabyle Sahel ist unter zwei Scheiks getheilt, welche wieder dem Gouverneur des Distriktes, welcher zu Arsila residirt, untergeordnet sind. Jedes Tschar oder Dorf besitzt einen Vorsteher, der den Titel Tschari führt. Die Kabyle Sahel entrichtet dem Sultan einen Tribut in Geld und Naturalien von 2753 Dukaten und stellt überdies im Kriegsfalle ein Kontingent von 350 Mann Fußvolk zum kaiserlichen Heere; doch kaum die Kabyle, welche 1740 Hütten (ca. 60 pro Dorf) zählt, im Nothfalle 2000 Bewaffnete aufbringen, sämmtlich Fußvolk, wie dies bei allen Scheicha der Fall ist, während die Araber die Reiterei liefern. Alle Schelcha sind vortreffliche Schützen. Der ehemalige dichte Waldbestand ist durch das Fällen der meisten Korkeichen, welche erst jetzt wieder mehr geschont werden, und durch Waldbrände stark gelichtet worden. Letztere legte man mit Fleiß an, um die Räuberbanden, welche hier ein sicheres Versteck fanden, aus ihren Schlupfwinkeln zu jagen. Die Bauern dieser Kabyle bauen Getreide, Erbsen, Gemüse, Orangen, Kanariensamen, Bohnen, Linsen und Johannisbrot nur zu eigenem Bedarf, so daß nur selten etwas von ihnen auf den Markt von El Arisch gebracht wird. Ihr Viehstand besteht aus schlechtem Hornvieh, aus Schafen und Ziegen. Käse, Milch, Eier, Hühner und Ziegen verkaufen sie nach El Arisch, zuweilen sogar bis nach Tanger.

Die Stadt Arzila ist viereckig angelegt und rings von Mauern umgeben, welche ebenso wie das im Nordosten der Stadt gelegene Kastell halb zerfallen sind. Zwei Thore führen in das Innere, von denen das östliche noch mit dem eingemeißelten Wappen der Könige von Portugal geschmückt ist. Diese von den Römern gegründete Stadt hat äußerst wechselvolle Schicksale erlebt. Im Jahre 713 fiel sie in die Hände der Araber, welche aber nur eine kurze Zeit sich des Besitzes zu erfreuen hatten, denn im Jahre 736 entrissen die Normannen Arzila, um es vollends auszuplündern. Es blieb dann in Ruinen, bis der erste Chalif von Cordova, Abderrhaman-ben-Ali, Arzila wieder aufbauen ließ. Die Stadt blieb nun mangelnden in den Händen der Sarazenen bis zum Jahre 1471, wo die Portugiesen den Platz eroberten und bis zum Jahre 1545 behaupteten; zwar gelang es ihnen sich im Jahre 1578 wieder in den Besitz der Stadt zu setzen, aber nur für eine kurze Zeit. Von da an blieb Arzila bis zum Jahre 1860, wo spanische Kriegsschiffe es beschossen, frei von einem christlichen Angriff. Gegenwärtig zählt es nur 400 ruinenhafte Häuser, die 10 Gäßchen bilden; außerdem giebt es noch eine Gasse, welche gleichsam einen Bazar darstellt; dort befinden sich nämlich die Kaufläden der Juden. Die Gesammtzahl der Einwohner übersteigt nicht 2000 Seelen. Außer Wollspinnereien und Goldschmiedekunst wird in dieser für den Handel ganz unbedeutenden Stadt keine Industrie betrieben. Die Goldschmiede mengen den edlen Metallen so viel Kupfer bei, daß dieses in den Legirungen bedeutend überwiegt. Arzila besitzt auch nur ein einziges maurisches Bad, dagegen vier Barbiere. Die Stadt ist ohne Brunnen und Cisternen; alles Wasser muß aus den zahlreichen Gärten, welche die Stadt umgeben, hereingeschafft werden. Zwei Karawanserais, zur Aufnahme von Reisenden und Thieren bestimmt, sind vorhanden, ohne daß sie stark in Anspruch genommen würden, da der Handelsverkehr ein geringer ist. Außer dem Distriktsgouverneur residirt hier ein Kadi mit sechs Adules oder Schreibern, welcher den Mohammedanern, die hier zehn beschiedene Moscheen besitzen, Recht spricht. Ein Rabbiner ist der Richter der Juden, welche zwei Synagogen und einen Friedhof ihr Eigen nennen.

Südlich von der Kabyle Sahel liegt die Kabyle Cholot

Digitized by Google

und Tlig. Man hat wegen der Namensähnlichkeit diesen Stamm mit den Antoloten des Alterthums identificiren wollen, aber mit Unrecht, denn die Cholot und Tlig sind erst vom Sultan Muley Ismael nach dem Jahre 1673 aus der Gegend von Marokko hierher versetzt worden. Ein Theil der Cholot ist von dem Sultan Muley Abderrahman wegen verschiedener Unruhen in den Osten von Mekines verwiesen worden. Es sind der Abstammung nach die Cholot und Tlig Araber, welche in ziemlich guten Vermögensumständen leben. Das Territorium bringt dieselben Produkte hervor, die wir bei der Kabyle Sahel kennen gelernt haben; der Viehstand ist ein reicher, in guten Jahren werden bis zu 4000 Centner Wolle von den Schafen der Kabyle gewonnen. Es giebt hier auch größere Landgüter, von denen einige im Besitze von Schurfas, d. h. hier Abkömmlingen des Muley Driß oder Mesbahlin, sich befinden. Diese Leute genießen nicht nur das Recht persönlicher Immunität, sondern auch ihre Hütten und Höfe theilen das Ansehen ihrer Besitzer, indem flüchtige Verbrecher hier vor den Rechtsforschen des Kadi ein sicheres Asyl finden. Sogar wenn europäische Konsuln die Auslieferung eines dahin geflüchteten Missethäters verlangen, getraut sich selbst ein Pascha nicht ohne Erlaubniß des Scherifs, als des Eigenthümers, vorzugehen, so daß der Verbrecher während der Unterhandlungen Zeit genug zum Entweichen findet. Die arabischen Bauern sind gewöhnlich ganz verschuldet, indem sie zu ihren Viehkäufen nie über genug Kapitalien verfügen und so an die Börse der Juden appelliren müssen, wobei sie regelmäßig das Opfer der Wucherer oder schlauer Spekulanten werden. Das Ende vom Liede ist, daß der Besitz des Fellahs oder arabischen Bauern in die Hände des Juden fällt. Die Pferdezucht ist jetzt herabgekommen, seitdem der weiße Besitz des Sultans El Mohsined, in jedem Jahr einen Vollblutzuschuß zur unentgeltlichen Deckung der Stuten zu halten, keine strikte Anwendung mehr findet. Trotzdem stehen Pferde und Kameele noch in einem solchen Ansehen, daß der Verkauf dieser Thiere nur unter Abfassung einer Urkunde, welche eine genaue Beschreibung des zu verkaufenden Thieres enthält, stattfinden kann. Der Ackerbau steht hier auf einer niedrigen Stufe, die Geräthe sind sehr unvollkommen und die Bauern leben oft in so dürftigen Verhältnissen, daß sie nicht einmal einen Esel besitzen, so daß der arme Fellah seine Frau und Kinder vor den Pflug spannen muß, um ackern zu können. Der Ackergrund gehört vielfach dem Sultan oder den Moscheen; solche Felder werden in öffentlichen Licitationen an den Meistbietenden verpachtet. Die Ernte wird nicht in Schobern, die dem arabischen Bauer unbekannt sind, untergebracht; der Fellah gräbt vielmehr in die Erde spitz zulaufende Löcher, die er mit Getreide ausfüllt und dann oft mit einer oft zwei bis drei Fuß dicken Erdschicht verschließt. Solche Gruben werden hier Mers, in anderen Theilen Marokkos Matmora (davon das spanische Wort Mazmorra) und in Algerien Silo genannt. Sie dienen in vielen Gegenden Marokkos auch zum Gefängniß. Es giebt immer viele Mers an einem einzigen Punkte, welcher Ort dann Matmora genannt wird. Zur Bewachung der Matmora wird ein Wächter, der Merrás, aufgestellt, der jedoch nur für Diebstähle verantwortlich ist. In unruhigen Zeiten scharen sich die Besitzer, oft ganze Duareb, um ihre Mers, um dieselben gegen feindliche Angriffe zu vertheidigen. Die Cholot geborchen sieben, die Tlig vier Chefs, welche jeden Sonntag in Kasr-el-Kebir Rapport zu erstatten haben. Diese Kabyle der Cholot und Tligs zählt ungefähr 55 000 Individuen, welche 16 300 Dukaten (23 970 Francs) Steuern entrichten. Mitten in diesem Territorium liegen 13 Duars der Kabyle Bebaua, welche zur Jurisdiktion der Provinz Tanger gehören. Die Cholot wohnen in 120 (hierzu kommen noch 7 Duars im Distrikte Garb), die Tlig in 107 Duars.

Im Territorium dieser Kabyle liegt die Stadt Kasr-el-Kebir, von den Spaniern Alcazarquivir genannt, in einer fruchtbaren Ebene an dem rechten Ufer des Lukkus. Die Zeit der Gründung ist unbekannt; erwähnt wird sie zuerst im Jahre 1153, doch scheint sie schon damals längere Zeit existirt zu haben; wahrscheinlich war der Erbauer dieser Stadt ein Häuptling jener Araber-Kabyle Ketama, welche mit den ersten Einwanderern von Hedschaz nach Marokko kam, darauf deutet wenigstens die älteste Form ihres Namens hin: Elkafr-Abd-el-Kerim-el-Ketami. Daß ihre ersten Bewohner Berber gewesen sind, darauf deuten die schrägen Dächer und dann der Umstand hin, daß das Bindemittel der Steinlagen aus Thon und nicht aus Kalkmörtel besteht. Es scheint übrigens, daß hier vor der mohammedanischen Gründung schon eine römische Niederlassung existirt hat, denn die Bauleute der Moscheen haben aus, als ob sie antiken Ruinen entnommen worden wären; zwanzig Fuß über dem Erdboden sieht man sogar eine Tafel mit lateinischen, der Römerzeit charakteristischen Buchstaben, doch gestattet die Höhe dem unbewaffneten Auge die Entzifferung nicht. Die alten Mauern der Stadt sind vom Sultan Muley Ismael im Jahre 1673 geschleift worden, doch sind noch einige Ueberreste derselben erhalten, nach welchen zu schließen die Befestigung eine Länge von 30 Minuten (gemessen mit dem Chronometer auf einem Pferde, das jede Minute 120 Schritte machte) besaß. Der innerhalb der Mauern gelegene Raum scheint nie ganz mit Gebäuden besetzt worden zu sein; der freie Raum diente wahrscheinlich in Kriegszeiten zur Beherbergung der Landleute und Hirten der Umgebung. Heute ist die Stadt, wie erwähnt, vollständig offen, so daß sie bei Eintritt von Unruhen jedem Angriffe der benachbarten kriegerischen Bergstämme preisgegeben ist, wie denn auch thatsächlich am 16. Januar 1882 50 Krieger aus dem Gebirge Archona in die Stadt eindrangen, um das Haus eines Juden zu plündern, der — ein britischer Unterthan — sich durch seinen Bücher ihren Haß zugezogen hatte. Die Bande verblieb über eine Stunde in der Stadt, ohne daß es jemand gewagt hätte, für den Bedrohten auch nur die Hand zu heben.

Die Straßen der Stadt sind so enge, daß sie kaum ein Reiter passiren kann und so unrein, daß der Unrath zwei große Bäche bildet, welche sich mitten durch die Stadt schlängeln und endlich im Westen in der offenen Ebene sich verlieren. Wenn große Regengüsse den Lukkus anschwellen machen, dann stehen die Gassen unter Wasser, das dann beim Ablaufen allen Unrath mit wegschwemmt. Diese Ueberschwemmungen kommen auch den Häusern zu gute, indem die aus Thon und Stroh geknetcten Ziegel durch das Wasser wieder kompakter werden. Von den Bewohnern der Häuser genießt man einen schönen Rundblick auf die lachenden Fluren der Umgebung, welche zahllose Obstgärten aufweist. Die Stadt selbst zerfällt in zwei Distrikte (im Norden der Schereá, im Süden der Bab-el-Uad), welche in elf Quartiere eingetheilt sind. Im Schereá-Distrikte liegt der große Mers der Bewohner von Kasr-el-Kebir, welche sich vielfach mit der Landwirthschaft befassen, ferner der Markiplatz für Vieh, Pferde und Getreide; die Mehrzahl der Juden hat sich im Bab-el-Uad, besonders im Quartier Nemar, niedergelassen. An dem Minaret der Dschama-el-Kebir befindet sich die oben erwähnte Römer-Inschrift. Um die offene Stadt, welche keine Garnison von Linientruppen besitzt, vor den Angriffen der zahlreichen Buschklepper zu schützen, werden

Digitized by Google

zur Nachtzeit die Quartiere durch große zweiflügelige Thore abgesperrt, welche von je 3 bis 4 mit Säbeln bewaffneten Wächtern gehütet werden. Bei Allarm stellt der Distrikt Scherea 350, der andere 500 Mann Raiba, d. h. Irreguläre. Trotz aller Vorsicht hat insbesondere das Quartier Bab-el-Chabbäß viel von den Räubern, die zur Nachtzeit vom Gebirge hierherkommen, zu leiden. Die Bevölkerung der Stadt nährt sich zum großen Theil von dem Ertrage der Feldwirthschaft; diese Leute leben ebenso kärglich wie der Bauer der Kabyle, sie begnügen sich mit wenigem Kuskus, Milch und Brot, Fleisch wird nur selten gegessen, in diesem Falle am Freitag. Alle Geldeinnahmen bleiben in der Tasche des Mauren, der seine erworbenen Schätze ängstlich verbirgt, sie meist dem Schooße der Erde anvertrauend. Auch die Juden leben sehr mäßig, so daß in dieser Stadt, welche eine ständige Bevölkerung von 8700 bis 9000 Seelen besitzt, wöchentlich nur 15 Stück Rindvieh und 65 Hammel von den mohammedanischen, 2 Stück Großvieh von den jüdischen Metzgern geschlachtet werden. Da die Stadt ein sehr ansehnlicher Handelsplatz ist, so wird selbe auch von vielen Reisenden besucht; man schätzt nach dem Verkaufe der Brotbäckereien die Zahl der täglich hier anwesenden Fremden auf circa 1000 Personen. Die 24 Herbergen der Stadt weisen 500 Wohnräumlichkeiten auf, welche nie leer stehen; außerdem besitzt Kasr-el-Kebir 30 Kaffeehäuser, in denen man bei einer Tasse Kaffee sich mit Rauchen, Singen und Kartenspielen die Zeit vertreiben kann. Die Juden kommen in zwanzig Schnapsläden zusammen, wo verschiedene Branntweinsorten feilgeboten werden. Im Gegensatze zu Arzila herrscht hier eine rege Industrie; es existiren da vier Wollkämpelei-Etablissements, welche 750 Arbeiter beschäftigen; mit der Verarbeitung der Baumwolle beschäftigen sich 250 Personen; außerdem zählt man 155 Pantoffelmacher, 60 Schuhflicker, 20 Schneider, 1 Seidenflicker, 80 Gerber, 30 Sattler, ebenso viele Zimmerleute, 20 Maurer, 14 Schmiede, 20 Schlosser, 6 Kupferschmiede, 4 Klempner, 11 Gold- und Silberarbeiter, 3 Gewehrschloßfabrikanten, 3 Musikinstrumentenmacher, 4 Brettschneider, 3 Drechsler und 16 Barbiere. Außerdem wirken 120 Ziegelstreicher, welche bei 15 Oefen Beschäftigung finden, sowie 24 Töpfer und 100 Wasserträger zu erwähnen. Wichtiger als durch seine Industrie ist Kasr-el-Kebir als der erste Handelsplatz der ganzen Provinz; hier werden alle eingeführten europäischen Waaren gegen Produkte und Industrieerzeugnisse des Inlandes oder gegen Baargeld umgetauscht. Der Handel ist ein förmliches Monopol der Juden geworden, welche seit einigen Jahren auch durch Wuchergeschäfte mit den Bauern und Viehzüchtern der Provinz sich bereichern, so daß heutzutage diese schmutzigen Spekulationen das Hauptgeschäft der Israeliten bilden. Bemerkenswerth ist, daß die Juden dieser Stadt die Handelsgeschäfte nur in Kompagnie mit ihren zu Tanger residirenden Glaubensgenossen führen, so eigentlich nur als deren Agenten zu betrachten sind. Die Juden besitzen in Kasr-el-Kebir vier Schulen (die Mohammedaner 17). Von den zwei hier lebenden Aerzten ist der eine ein Mohammedaner, der andere ein Jude. Zahlreiche Moscheen legen von der frommen Gesinnung der Mosslim Zeugniß ab, welche überdies für die Erhaltung mehrerer öffentlicher Bäder Sorge tragen. Der Friedhöfe giebt es vier, worunter der eine zur Aufnahme der jüdischen Leichen bestimmt ist.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Nur allzuschnell ist die Ahnung des Arabienreisenden Charles Huber erfüllt worden (vergl. oben S. 141): am 20. Juni schrieb er aus Dschiddah, daß er von der Küste des Rothen Meeres nach Dschebel Schammar zurückkehre, obwohl er wisse, daß man ihm im Innern Arabiens auflauerte. Und schon am 30. Juli ist er und sein arabischer Diener Mahmud bei Lahegh von Beduinen des Stammes Beni Harb erschlagen worden. Das Motiv des Verbrechens soll Raubgier gewesen sein; Huber selbst schreibt fünf Wochen vor seinem Tode: „Ich darf mich in Dschiddah nicht aufhalten, wenn ich mir nicht jeden Weg für die Rückreise durch die Arabi's verscherzt sehen will, welche mich alle erwarten, um mich zu plündern und todtzuschlagen“ und weiterhin: „Ich riskire viel, indem ich von hier in die Wüste zurückkehre, ich weiß es; da ich Ihnen mein Tagebuch sende, wird doch, wenn ich getödtet werde, nicht alles verloren sein.“

— Die Expedition Prshewalski's hat am 8. November Urga verlassen — so melden zwei Briefe des Reisenden vom 8. Januar und 10. März dieses Jahres — und ist, nachdem 1100 Werst (Kilometer) zurückgelegt worden sind, am 3. Januar in der Stadt Dün-huang-in in Alaschan eingetroffen. Am 9. Januar setzte sich die Expedition abermals in Bewegung, marschirte durch das südliche Alaschan, verbrachte den Monat Februar in den Bergen von Kan-tsu am Flusse Tetung und langte am 10. März beim Tempel Tschichben an. Die Mitglieder der Expedition sind gesund; reichliche Materialien sind unterwegs gesammelt. Prshewalski beabsichtigt nun weiter zum Kuku-Nor, dann nach Tsaidam sich zu wenden, hier am Fuße des Gebirges Burchan-Buda ein Depot zu errichten; dasselbe unter den Schutz von fünf Kosaken zu stellen, und sich dann zu den Quellen des Gelben Flusses (Hoangho) zu begeben. Im August würde die Expedition zum Depot in Tsaidam zurückkehren und, falls es dann von Seiten der Tibeter kein Hinderniß giebt, nach Lhasa ziehen; im andern Falle soll das nördliche Tibet bis zum Lobnor untersucht und dabei so viel als möglich nach Süden vorgedrungen werden.

— Der Asien-Reisende Potanin hatte am 1. April auf der Korvette „Skobelew“ Tschifu erreicht, dann den Weg nach Tien-tsin über Land eingeschlagen und war am 1. Mai in Peking eingetroffen. Von hier aus hatte die „Oestliche Rundschau“ bereits Nachrichten. Potanin war in Peking im Hause des russischen Gesandten gut versorgt; die Einkäufe und Vorbereitungen zur Weiterreise werden energisch betrieben; Maulesel und Transportmittel mußten gekauft oder gemiethet werden; auch hatte die Expedition sich einen Chinesen engagirt, welcher den sogenannten russisch-sächsischen Dialekt redet. Am 25. Mai verließ Potanin Peking und begab sich in das Gebirge Utai, woselbst ein bemerkenswerthes und in der ganzen Mongolei berühmtes Kloster liegt. Von dort wird die Expedition sich nach Kuku-choto wenden; der Weg dahin wird mit gemietheten Maulesln zurückgelegt werden. Zu Kuku-choto sollen Kameele gekauft werden, auf welchen die Reise nach Lan-tschen fortgesetzt werden wird. In Tien-tsin ist ein Theil des bisher gesammelten Materials zurückgelassen worden, um nach Irkutsk an die geographische Gesellschaft

Digitized by Google

geschickt zu werden. Eine Kiste mit Vogelbälgen ist schon aus Peking abgesandt, gleichzeitig auch Löspröben von Tuchen und eine Trommel, wie sie von den chinesischen Hausirern zum Anlocken der Käufer benutzt wird.

Afrika.

— Die Annexionen in Südafrika folgen sich jetzt Schlag auf Schlag: Die Regierung des Kaplandes hat St. Johns im Pondo-Lande formell annektirt (wohl das Gebiet des St. Johns oder Umzimvubu-Flusses) und die Regierung von Transvaal hat die beiden Häuptlinge Moschette und Montshoa nebst ihren Unterthanen unter ihren Schutz gestellt und „im Interesse der Humanität" Stellaland besetzt, worüber in Kapstadt gewaltige Aufregung herrscht.

— Dem Büttner'schen Schriftchen über das Hinterland von Walfischbai und Angra Pequena (s. oben S. 158), welches sich hauptsächlich mit dem Lande der Herero beschäftigt, ist soeben von einem Amtsbruder desselben, Johannes Olpp, verfaßt, ein anderes „Angra Pequena und Groß-Nama-Land" (Elberfeld, R. L. Friderichs 1884) gefolgt, welches in knapperer Form ein lebenswahres Bild des Landes und Volkes von einem der besten Kenner derselben bietet. Die beigegebene etwas grobe Karte wird zur Orientirung Dienste leisten; sie soll zum Theil auf eigenen Beobachtungen und unedirten Quellen beruhen und ist ethnographisch von Werth, indem sie die Wohnsitze der verschiedenen Stämme genau bezeichnet. — Was Olpp von dem Lande sagt, wird wohl auch den Muthigsten nicht anlocken; man höret „So sehr ich meine Erwartungen nach dem Rathe eines alten Kollegen auch herabstimmte, die Wirklichkeit (in Angra Pequena) blieb noch unter den bescheidensten Ansprüchen, die man an ein von Menschen bewohntes Land zu machen gewohnt ist" (S. 7). Oder S. 11: „Die verhältnißmäßig wenigen Quellen versinken im Sande schon nach etlichen 1000 Schritten. Bei anhaltendem Regenmangel versiechen manche völlig, und die Zahl der konstanten im Lande ist so gering, daß keine 1000 europäische Ansiedler, deren jeder eine für sich und sein Vieh bedürfte, dort existiren können. Diese Binnenöde, die nie austrocknen, fehlen gänzlich." Oder S. 12: „Es kann geschehen, daß im Frühsommer Blüthen mehrmals erfrieren, neue Triebe von den Strahlen der Sonne versengt werden, und bei heftigen Regengüssen im Nachsommer die Früchte der Gärten ersaufen oder durch Hagelschlag zu Grunde gehen." Das Land wird also wohl in nächster Zeit noch im Besitze der Namas (Hamaquas) bleiben, über welche Olpp, der 15 Jahre unter ihnen gelebt hat, vielerlei Interessantes mittheilt. Im Großen und Ganzen bezeichnet er sie als ein in der Christianisirung befindliches Volk; viele der von ihm geschilderten heidnischen Sitten und Bräuche sind im Gebiete der Missionsstationen kaum mehr wahrnehmbar, und das Volk hat in den letzten 20 Jahren sichtbare Fortschritte zu einer höheren Kulturentwickelung gemacht. Möge die neue Zeit, die jetzt für Groß-Nama-Land anbricht, das bis jetzt Gewonnene nicht stören, sondern in gesunder Weise weiter fördern helfen!

— Die Pintaderas von Groß-Canaria. Eigenthümliche Gebilde aus leicht gebranntem Thon, deren flache Unterseite mit allerlei Ornamenten in Hautrelief versehen waren, und die nur auf Gran Canaria gefunden wurden, spotteten bisher jeder Deutung. Dr. Verneau hat jetzt nachgewiesen, daß sie weder Amulette noch Stempel waren, mit denen etwa Stoffe bedruckt wurden, sondern daß sie nur dazu dienten, um die Haut der alten Einwohner mit Farben zu bedrucken, ein Ersatz für die Tatuirung. Nach Bontier und Le Verrier schmückten dieselben ihren Körper mit verschiedenen Figuren; Cadamosto sagt von ihnen: „Sie bemalten sich den Leib mit dem Saft von Pflanzen in Grün, Roth und Gelb" und so berichten auch Viera y Clavijo und Millares. Solche Stempel finden sich in den Sammlungen zu Madrid, auf den Canarien und im Trocadero-Museum zu Paris. Dr. Verneau hat auch die Analogie zum Beweise seiner Deutung herangezogen und die ganz gleichen Hautfarbenstempel aus gebranntem Thon bei den alten Marokanern, bei den Guanchen und den Negern von Afrika nachgewiesen („Revue d'Ethnographie." Mai-Juni 1884).

— Im verflossenen Halbjahre haben Franzosen nur in der Umgebung von Tunis selbst für mehr als 1400000 Francs anbaufähiges Land gekauft. Die Stadt selbst erfährt allmählich große Umwandlungen; es werden Gasthäuser, Läden und Magazine, ein erzbischöflicher Palast, eine Kathedrale, ein neuer Bahnhof gebaut. In nächster Zeit schon wird die Stadt mit Gas erleuchtet sein. — In Le Kef in Tunesien hat der französische Wieckonteil Roy eine Gesellschaft für Geographie und Archäologie gegründet, welche sich die Beschreibung, Untersuchung und Erhaltung der so zahlreichen antiken Denkmäler, die Beförderung der französischen Einwanderung, die Durchforschung des Bezirks in praktischer Hinsicht u. s. w. zum Ziele setzt. — Man sieht hieran, wie die Eroberung von Kolonien durch europäische Mächte dem neu erworbenen Lande selbst fromnt und wie dadurch neue Arbeit und Verdienst den Bewohnern des Mutterlandes erschlossen wird, selbst in einem Gebiete, welches durch jahrhundertelange türkische Mißwirthschaft so entsetzlich heruntergekommen ist.

Polargebiete.

— Am 5. September lief das dänische Kanonenboot „Fylla" auf seiner Rückfahrt aus den arktischen Gewässern der Ostküste Islands an, nachdem es im Auftrage seiner Regierung eine seit viermonatliche Erforschungsreise längs der grönländischen Westküste bis 70° nördl. Br. erfolgreich ausgeführt hatte. Außer der Untersuchung von Binnenlandgletschern hat es Tiefseeforschungen und meteorologische Beobachtungen an der Westküste, in der Davis-Straße, Baffins-Bai und Disco-Bai angestellt. Die zurückgebrachten Sammlungen, darunter ein Meteorstein von 2000 Pfund Gewicht, sollen sehr bedeutend sein; die größte gesundene Tiefe maß 1800 Faden. An Bord befanden sich Prof. Warming als Botaniker, Dr. Topse als Mineralog, Dr. Holmin als Zoologe und der Künstler Baron Holmfelda, außerdem 81 Mann Besatzung. Das Schiff hatte Befehl, eventuell der Greely-Expedition nach Kräften beizustehen, fand aber, daß die Ueberlebenden derselben bereits eine Woche früher gerettet worden waren. Am 11. September traf die „Fylla" in Kopenhagen ein und berichtete, daß sie nach der vor Kap Renkanes bei Island neu entdeckten Insel (s. oben S. 221) Nachforschungen angestellt habe, die indessen ein völlig negatives Resultat ergaben. Entweder ist die Insel also gar nicht vorhanden gewesen oder zur Zeit der Nachforschungen (Ende August) bereits wieder im Meere versunken.

Inhalt: Dienlafoy's Reise in Westpersien und Babylonien. XIV. (Mit sechs Abbildungen.) — W. Kobelt: Großgriechenland. III. und IV. — V. Garde: Die Ueberwinterung der dänischen Expedition zur Erforschung der Ostküste von Grönland. Deutsch von W. Finn. — F. Blumentritt: Die Provinz El Arisch des Sultanats Marokko. I. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Polargebiete. (Schluß der Redaktion: 22. September 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

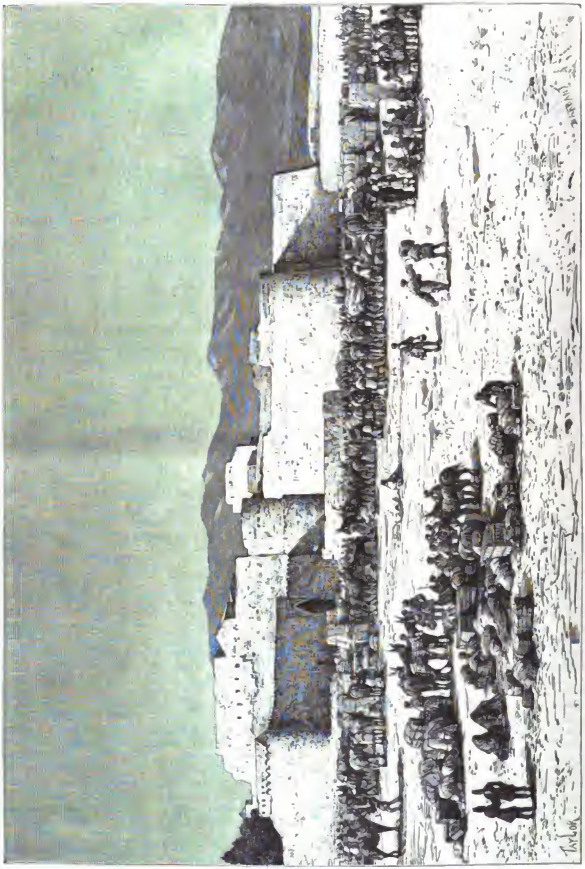
XV.

(Die Abbildungen, wenn nichts anderes bemerkt ist, nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

Als sich die Sonne am 18. September dem Untergange zuneigte, verabschiedete sich das französische Ehepaar von seinen Freunden, damit dieselben noch vor Thoresschluß Dschusfa wieder erreichen konnten, und setzte betrübt ihren Weg fort; ihnen folgte ein Tschawadar, der die Lastthiere unter seiner Obhut hatte, und ein armenischer Diener Namens Arabet. Unter vielen Thränen hatte sich letzterer von Frau und Kind getrennt und war als Aufseher in den Dienst der Reisenden getreten, um sie bis Buschir zu begleiten, dort mit dem erhaltenen Lohne seine Ueberfahrt nach Bombay zu bezahlen und in Indien sein Glück zu machen.

Sobald die letzten Strahlen der Sonne verschwunden waren, brach mit überraschender Schnelligkeit die Nacht herein; eine Dämmerung ist in diesen Breiten schon nicht mehr vorhanden. Schweigend ritten die Franzosen dahin; nur der einförmige Schrei eines Vogels, der noch einförmigere Gesang des Maulthiertreibers und das Klappern der Hufeisen auf den Steinen des Weges unterbrach die lautlose Stille der Nacht. Bald blieb ein breiter, von zahlreichen Karawanen ausgetretener Weg zur Rechten und das vorderste Maulthier bog auf einen Seitenweg ein, welcher bald in einen bloßen Pfad überging und zuletzt gänzlich ein Ende nahm; eine weite öde Haidestrecke dehnte sich vor den Reisenden aus. Nach vielem Umherirren stießen sie endlich auf einen Bewässerungsgraben und, diesem folgend, auf das Lager der Karawane, das von etwa 10 mit Flinten bewaffneten Leuten bewacht war. Auf den Kisten und Ballen schliefen, in dicke Filzmäntel gewickelt, die Treiber, und ein Gleiches zu thun wurde nun den Reisenden zugemuthet. Dies lehnten sie ab, da die Nächte bereits ziemlich kalt waren, und verlangten nach dem nächsten Karawanserai oder Dorfe geführt zu werden. Aber der Führer behauptete steif und fest, daß auf zwei Stunden im Umkreise keine Unterkunft zu finden sei; seit mehr als einer Woche schaffe man die Waarenballen an diese Stelle und es wäre thöricht, dafür die Nähe besuchter Straßen zu wählen, weil man sich dadurch Diebstählen aussetze. Und als man nach den Reisegefährten forschte, fand sich, daß die auf den Kisten schlafenden Leute nur ein Theil derselben waren; die armenischen Frauen waren unterwegs im Dorfe Tacht-i-pulad geblieben und einige Nachzügler befanden sich sogar noch in Ispahan. Aber Marcel Dieulafoy erklärte dem Führer, daß es in der Nähe eines Lagers stets Wasser geben müsse, und wo Wasser sei, gäbe es auch Ackerland, Dörfer und Bauern; deshalb solle man ihn sofort an eine bewohnte Stätte führen oder er werde stracks nach Ispahan zurückreiten und dort verweilen, so lange es ihm beliebe. Die Ausführung dieser Drohung wäre nun freilich bei der herrschenden Dunkelheit und Dieulafoy's völliger Unkenntniß über die einzuschlagende Richtung nahezu unmöglich gewesen; Orientalen aber sind geneigt, den Franken alle möglichen Eigenschaften und darunter auch diejenige, sich in einem ganz fremden Lande zurecht zu finden, zuzuschreiben,

Digitized by Google



Dieulafoy's Karawane in Ispahan.

Digitized by Google

und so belohnten sie die Thiere wieder, brachen auf, führten die Fremden nach kaum einer Viertelstunde zu einem großen Dorfe und klopften an die erste beste Thür. Auf dem offenen Lande indessen haben die Leute wenig Muth und träumen Tag und Nacht von Räubern; kein Wunder deshalb, daß die Bauern nicht öffneten, ja nicht einmal eine Antwort gaben. Zuletzt kam man an das Thor des Ket Choda (Schulzen), der auf Marcel's Drohungen vorsichtig öffnete, aber als er erfuhr, daß Franken bei ihm Unterkunft suchten, deshalb erst seine Weiber um ihre Ansicht befragen zu müssen erklärte. Er ließ also einige Diener zur Bewachung des Thores zurück und verschwand im Innern, aus welchem bald ein gewaltiger Lärm sich hören ließ, der nichts Gutes verkündete. Ganz bestürzt kehrte das Dorfoberhaupt zurück und meinte, es sei für ihn unmöglich, die Fremden aufzunehmen; aber am Ende des Dorfes stehe eine alte halbverfallene Moschee, wohin er ihnen, ohne seinen Weibern davon etwas zu sagen, Holz und Kohlen schaffen lassen wolle. Dort fanden sie denn in der That ein etwas luftiges Obdach; Teppiche und Lebensmittel wurden abgeladen und gegen elf Uhr Nachts brannte das Feuer, briet der Hammelbraten auf Kohlen und brodelte der Thee in der Kanne.

Als die Reisenden am nächsten Morgen (19. Septbr.) erwachten, war es bereits sieben Uhr. Die Sonne strahlte in ganzer Pracht, Fliegen und Bienen summten umher und

Nach Bombay auswandernde Armenierinnen.

die verfallene Moschee, welche in der Nacht einen so traurigen Eindruck gemacht hatte, ließ durch die Maueröffnungen den Blick auf die reizendsten Landschaften frei. Wo man in der Dunkelheit nur dürre Haiden gesehen hatte, beschien jetzt die Sonne nur üppigen fruchtbaren Ackerboden. Die Karawane lagerte nur wenige hundert Meter von der Moschee. Niemals hatten die Reisenden bisher auf ihrer ganzen Reise in Persien eine solche Masse von Lastthieren und Waaren zusammen gesehen. Fast 1 km weit zogen sich vom Dorfe aus die Kisten voll Opium und Tabak, mächtige, in Stoffe aus Ziegenhaar gehüllte Ballen, Teppichrollen, Zeltpfosten und -tücher, kurz allerlei für die Ausfuhr bestimmten Waaren hin, welche sich vier Monate hindurch in den Karawanserais von Ispahan angesammelt hatten. Am Fuße dieser Berge von Gepäckstücken saßen Frauen, die sich durch dicke Decken vor neugierigen Augen zu schützen suchten, während die Männer rings um das Lager her Feuer schürten und ihren täglichen Pillaw bereiteten. Etwa sechzig Treiber waren beschäftigt, die Thiere zu striegeln oder an den Bewässerungsgräben zu tränken. Die ungewöhnliche Größe dieser Karawane erklärte sich auf einfache Weise: seit Anfang des Sommers waren Pferde und Maulthiere für die Wegschaffung des Lagers des Schahzadeh requirirt und dadurch der gesammte Karawanenverkehr zwischen Ispahan und Schiraz unterbrochen worden.

Nun stellte es sich auch heraus, wo sich die Reisenden befanden, in Ispahanek nämlich, einem Dorfe, das man ihnen von dem Gipfel des Tacht-i-Suleiman gezeigt hatte; fünf Stunden hatten sie also gebraucht, um wenige Kilometer zurückzulegen und dann nothdürftig in einer ver-

Digitized by Google

fallenen Moschee zu nächtigen. Als aber Mme. Dieulafoy den Tscharvadar-baschi darüber ergrimmt zur Rede stellte, erwiderte dieser ruhig: „Warum ereifern Sie sich, Excellenz? Sie sind ungerecht. Die meisten ihrer Reisegefährten warten hier seit drei Tagen auf den Moment der Abreise und beklagen sich darum doch nicht. Ich kann nicht binnen 24 Stunden eine Karawane von mehr als 400 Maulthieren und 200 Menschen zusammenbringen. Wir müssen eben ein Stellbichein bezeichnen, wohin sämmtliche Waaren geschafft werden und wo sich die Reisenden versammeln, je nachdem sie bereit sind. Unter solchen Bedingungen ist es unmöglich, in einem Karawanserai zu übernachten. Auch gestern Abend sind noch nicht alle Lasten angelangt, aber heute Abend wird sich die Gasita ohne Zweifel in Bewegung setzen. Uebrigens bin ich entschlossen, nicht länger auf die Säumigen zu warten; alle Reisenden zerstreuen sich auf dem Wege nach Ispahan: der eine will seine vergessene Wasserpfeife holen, der andere nochmals Frau und Kinder umarmen, der dritte muß noch ganz dringend etwas Pfeffer und Salz kaufen u. s. w. Was auch kommen mag, ich breche diese Nacht auf. Aber wenn es ihnen in der Moschee nicht gefällt, so begeben Sie sich doch nach dem Karawanserai Ali Chan an dem Wege nach Schiraz; ich werde Sie eine Stunde vor Ankunft der Karawane davon in Kenntniß setzen lassen, daß Sie sich ihr anschließen können."

Diesen Rath befolgten die Reisenden und erreichten in zwei Stunden das prächtige Gebäude, eine Gründung jenes früher erwähnten Beamten, des einstigen Besitzers des

Ansicht von Jezdechast.

Palastes Koladun, den der Schah-zadeh die gefürchtete Reise nach Mekka hatte machen lassen, von welcher es keine Rückkehr giebt. Dort ruhten sie bis Mitternacht und schlossen sich dann der Karawane an, in deren Geleit sie am 20. September nach dem Dorfe Majan gelangten und in einem schönen, aber etwas verfallenen Karawanserai des Schah Abbas abstiegen. Hier sahen sie zuerst die armenischen Damen, welche sich in der Karawane befanden; es waren die Mutter, die Frauen und Schwägerinnen zweier Kaufleute aus Dschulfa, welche vor einigen Jahren in Bombay ein Kontor aufgemacht und nun Vermögen genug erworben hatten, um ihre Familien nachkommen zu lassen. Einer der Brüder war nach Dschulfa gekommen, hatte das väterliche Haus verkauft und führte nun Frauen, Kinder und Diener nach Indien über.

Die Marschordnung war so geregelt, daß die Karawane um Mitternacht aufbrach und dann 8 bis 9 Stunden marschirte. Während der Nacht herrschte eine eisige Temperatur, um die Mittagsstunde dagegen eine große Hitze, die im Verein mit zahllosen Fliegen die Reisenden nicht zum Schlafen kommen ließ. Erst mit Sonnenuntergang fanden sie Ruhe; aber bereits um zehn Uhr Abends wurden sie wieder geweckt, um sich zur Weiterreise vorzubereiten.

Am 21. September gelangte man nach Kumischeh, einem Orte, der wenig Interesse erregt; aber seine Lage ist sehr malerisch inmitten eines weiten grünen Thales, das mit Dörfern, Gärten und zahlreichen Taubenhäusern überstät ist, die noch höher, aber nicht von so eleganter Bauart sind, als diejenigen von Ispahan. Jenseit der Stadt dehnt sich eine wüste Ebene aus, welche die Karawane von

Digitized by Google

Der Musikant der Karawane.

Digitized by Google

Mitternacht an durchzog; gegen Sonnenaufgang jedoch kam sie in sorgfältig bebautes Land mit zahlreichen Dörfern, zwischen denen ein reger Verkehr herrschte. Die Straße nach Schiraz wimmelte von Reitern, Fußgängern und Lastthieren und erschien ebenso lebhaft, wie irgend eine große Verkehrsader in Europa. Um Mittag näherte man sich Jezdechast. Aus einem fruchtbaren, in zahlreiche Gärten und Felder getheilten Thale erhebt sich schroff ein Felsen von länglicher Gestalt, der etwa 500 m lang und 160 m breit ist. Derselbe ist mit Häusern bedeckt, deren äußere Mauern die senkrechten Felswände nach oben zu verlängern scheinen. Diese natürliche Festung, welche mit dem höchstgelegenen Theile der Ebene durch eine Zugbrücke in Verbindung steht, wird im Innern von Straßen durchzogen, welche der Längsachse des Felsens parallel laufen. Die Fenster der Häuser gehen der Landessitte zuwider alle nach außen; das erklärt sich dadurch, daß sie hoch über der Ebene liegen und weit ab von den nächsten Berghöhen, sowie durch die Nothwendigkeit, der Luft Zutritt zu schaffen zu den eng an einander gedrängten Behausungen.

Die im Verhältniß zur Ausdehnung des Ortes zahlreiche Bevölkerung von Jezdechast erfreut sich eines ziemlichen Wohlstandes, eine Folge der Fruchtbarkeit des Landes, des reichlichen Wassers, welches zur Winterszeit den Gießbach am Fuße des Felsens erfüllt, und der sorgfältigen Ackerbestellung. Aller Unrath wird einfach über die Felswand hinabgegossen und geschüttet; das Flüssige läuft in das Bett des Gießbaches, das Feste häuft sich allmählich auf und bildet rings um den Ort einen Kranz zackiger Säulen von brauner Farbe, die oben spitz wie eine Nadel auslaufen.

Händler mit Angorakatzen. (Nach einer Skizze Dieulafoy's.)

Wächst ein solcher Stalagmit zu sehr an, so rückt man ihm mit Hacken zu Leibe und schlägt ihn in Stücke, die man auf die Felder schafft, wo sie durch das Rieselwasser bald aufgelöst werden und dem Boden eine sprichwörtliche Fruchtbarkeit mittheilen. Berühmt ist das Brot von Jezdechast und ein iranisches Sprichwort sagt: „Nichts auf Erden läßt sich dem Weine von Schiraz, dem Brote von Jezdechast und den Frauen von Kirman vergleichen.“ Als echte Perser ziehen die Bewohner denn auch Nutzen von dem Rufe ihres Brotes und betreiben allesammt, theils ständig, theils gelegentlich, das Bäckereigewerbe; und alle Reisenden versehen sich gewissenhaft mit ihrem Erzeugniß, wenn dasselbe auch nach Verlauf einer Woche hart ist wie Stein und nur in Wasser aufgeweicht genießbar wird.

In der Karawane waren die verschiedenartigsten Professionen vertreten, darunter sogar ein Katzenhändler und ein Harfner. Dieselben waren einst gute Freunde gewesen und hatten sich zusammen ein Maulthier gemiethet, um dasselbe abwechselnd zu reiten, waren aber bald mit harten Worten an einander gerathen und hatten sich entzweit, weil die Musik angeblich die Katzen zu sehr aufregte und das Miauen der Katzen andererseits die Musik störte. Dann hatte der Katzenhändler als der Wohlhabendere den Tscharvadar-baschi bestochen und sich das Maulthier zusprechen lassen, worauf der unglückliche Harfenist sich an das französische Ehepaar wendete und die Erlaubniß erhielt, sich und sein Instrument auf eines der Lastthiere zu setzen. Die wie ein Bogen gestaltete Harfe war nur mit einer einzigen Saite versehen, die der Künstler mittels eines hölzernen Hammers kraftvoll bearbeitete, während er mit der linken Hand den hölzernen Bogen hielt. Die Linke war mit einem dicken Fetzen Leinwand umwickelt, aber nicht zum Schmucke, sondern zum Schutze gegen den Hammer; denn wenn ihn die Begeisterung ergriff, schlug

Digitized by Google

er so mächtig darauf los, daß ein Fehlschlag ihm die Knochen in der Hand zertrümmert hätte.

Sein Feind, der Katzenhändler, stammte von Jezd in Kirman und transportirte etwa zwanzig schöne weiße Angorakatzen von Tabriz nach Bombay. Seit mehreren Jahren macht er diese Reise, welche 60 Tage zu Lande und 13 zu Wasser umfaßt, beständig hin und her und scheint dabei einen hübschen Gewinn zu erzielen. Bei der Ankunft in einem Karawanserai sucht sich der Händler einen isolirten Platz, befestigt zwei Eisenkammen im Boden, verbindet dieselben durch eine Leine und befestigt an derselben in Abständen von je einem halben Meter Schnüre, welche an den Halsbändern der Thiere angenäht sind. Dieselben sind nach der Größe geordnet, das größte zu oberst, und sitzen oder liegen auf den Leinwandsäcken, in welchen sie während des Nachtmarsches sich befinden. Säugende Katzen werden in Holzkäfigen transportirt, deren Stäbe so weit von einander abstehen, daß die Jungen bequem aus- und eingehen können. Während des Tages verharrt die ganze Gesellschaft in einer Art Lethargie, die aber durch ein gewaltiges Getöse, Miauen, Fauchen, Springen u. s. w. unterbrochen wird, sobald die Futterstunde naht. Zur Nahrung erhalten sie ausschließlich Hammelfleisch. Beim Aufbruche wird jede Katze in ihren Sack gesteckt, je zwei Säcke werden zusammengebunden und so über den Rücken eines Pferdes gehängt. In Indien erzielt jedes Thier einen Preis von 40 bis 50 Mark.

Großgriechenland.

Von **W. Kobelt.**

V.

Sobald wir den Sinno überschritten, treten die Berge näher ans Meer heran und es beginnt das eigentliche Calabrien mit seinen Fiumaren und seinen auf den Berggipfeln hängenden Felsennestern. Mit Unrecht hat man in diesen die Atropolen untergegangener Griechenstädte erkennen wollen; die Griechen bauten ihre Städte alle ans Meer und erst die Raubzüge der Araber zwangen die Calabresen, sich auf die Höhen zurückzuziehen. In Südcalabrien fangen sie jetzt wieder an von den Bergen herabzusteigen und an den Bahnstationen erblühen die alten Hellenenstädte wieder; im Norden dagegen herrscht an der Küste die Malaria noch unbedingt und die Städte liegen stundenweit von ihren Bahnhöfen ab. Wenn man den Naganello, den Kalandros der Alten, überschritten hat, weichen die Berge wieder zurück und eine Gegend thut sich auf von wunderbarer Schönheit, das lachende Grün der Campagna felice vereinigend mit der erhabenen Größe der Alpenlandschaften und dem Meer und dem Himmel Griechenlands. Ein unermeßlicher Halbkreis von Bergen scheint einen Circus zu bilden von 30 km Oeffnung und 40 km Tiefe. An der Nordseite erheben sich die schroffen Abhänge des Monte Pollino bis zu 2200 m. Der Schnee verschwindet von seinen Gipfel erst im Juni und erscheint gar häufig schon im Oktober wieder. Den Hintergrund bildet der calabrische Apennin und nach Süden springt der Silawald bis weit ins Meer hinein vor. Buchen, Eichen und Kastanien bedecken die Abhänge mit einem dichten Walde und darüber heben sich nichte Massen von Kiefern und Lärchen fast schwarz gegen den blauen Himmel ab. Nur in Calabrien und Albanien haben die Küstengebirge des Mittelmeeres noch ihren Waldschmuck bewahrt und das verleiht diesen Ländern einen ganz besonderen Reiz. Auf den Höhen finden wir die Pflanzenwelt Mitteleuropas, in der Ebene sprossen Orange, Feige und Lorbeer mit riesigen Oelbäumen und immergrünen Eichen zusammen. Zwei Flüsse bewässern die Gefilde, der Crathi, der den Silawald vom Apennin scheidet, und der Coscile, der vom Monte Pollino herabkommt. Sie vereinigen sich und münden wenige Kilometer weiter ins Meer. Das ganze Gebiet ist mit Dörfern und Meiereien erfüllt, nur die Küste völlig menschenleer. Noch weiden hier die mächtigen weißen Rinder, denen wir so oft auf den Münzen von Sybaris begegnen, aber wo die üppige Griechenstadt stand, dehnt sich eine weite Maremme, der Alleinherrschaft der Malaria überlassen; das Menschentreiben hat sich nach Cassano zurückgezogen, dem alten onotrischen Cossa am Abhange des Pollino, wo Milo, den Cicero vertheidigte, einst einen unrühmlichen Tod fand. Weiter oben liegt San Marco Argentaro, wo Robert Guiscard, als er seine Laufbahn als Räuberhauptmann begann, sich nach alter Normannenweise einen Raubschlupfwinkel schanzte, von dem aus er das Land weit plünderte und dann unterjochte. Hoch oben aber haben sich noch Ansiedelungen von Waldhüten erhalten, die hier in den Dörfern San Sisto und San Vincenzo festen Fuß gefaßt hatten, bis sie 1561 nach verzweifeltem Widerstande mit Feuer und Schwert ausgerottet wurden. Ihre Geschichte, wie die der albanesischen Kolonien in diesen Gegenden, werden von Lenormant eingehend erzählt.

Unten nahe dem Meere zwischen Crathi und Coscile, die damals noch getrennt ins Meer flossen, lag Sybaris. Nur zwei Jahrhunderte hat die Griechenstadt gedauert und trotzdem eine Macht und einen Reichthum erworben, die bis zu unserer Zeit sprichwörtlich geblieben sind. Um das unerhört rasche Aufblühen zu erklären, geht Lenormant zuerst genauer auf die damaligen ethnographischen Verhältnisse Süditaliens ein. Er nimmt an, daß die Peucetier wie die Oenotrier pelasgischen Stammes seien; Peucetios und Oinotros, die Söhne von Lykaon und Enkel des Pelasgos, führten ihre Stämme aus Arkadien zur See oder vielleicht auch zu Lande herüber und besetzten Apulien und die Terra d'Otranto. Von Peucetios stammen die Peuceter, Daunier, Messapier und Japygen. Die Oenotrier drangen in Bruttium, das heutige Calabrien ein, verschmolzen mit den schon früher eingewanderten pelasgischen Chonen und nannten das Land Argessa, ein echt pelasgischer Name; sie drangen bis zum Tiber vor und gründeten das uralte Pallantium, die Stadt des arkadischen Evander. Die Peuceter verehrten das Roß, das Sinnbild des Poseidon, neben dem wir in späterer

Digitized by Google

Zeit immer den Tiomedes finden, die Oenotrier den Stier, das Symbol des Erdgottes, aus dem später der Dionysos chthonios oder tauromorphos wurde. Sie waren Hirten; als aber die ligurischen Siculer von Norden her vordrangen und sie zum Theil unterwarfen, nahmen sie von diesen den Ackerbau an. In diesen sieht Lenormant die Schatalascha der Aegypter, die mit den Tekkaro (Teukriern), den Akaiwasch (Achäern), den Pelasta (Pelasgern), den Turscha (Tyrrheniern), den Uaschascha (Asiaticrn?) und den Schardana (Sarden) unter Menephtah I. und Ramses III. die Aegypter im Osten angriffen; sie hatten die iberischen Sikaner nach Trinakrien zurückgetrieben. Ihr Stammheros von Italos oder Vitulus, der Vitelio, den die Samniter noch im Bundesgenossenkriege auf ihre Münzen prägten und gewissermaßen den neulateinischen Gottheiten Roms entgegenstellten. Sein Name ist noch von der Rinderzucht genommen, aber ihm folgt Morges, der Mann der Garben, und diesem Siteles, der Mann der Sichel, in dem darum die Lateiner den Saturnus sahen. Gegen das zwölfte Jahrhundert drängten die Umbrier und Ausonier die Siceler nach Süden, während sie selbst von den Rasenen, den späteren Etruskern, die von den Alpen herabstiegen, gedrängt wurden. Mit den Oenotriern vereint trieben die Ausonier die Siceler bis über den ftylacischen Isthmus; ein großer Theil ging nach Sicilien hinüber, aber noch Thucydides kennt in den Bergen des Aipromonte sikelische Städte. — Als die griechische Einwanderung begann, wohnten nördlich vom Apennin Ligurier, illyrische Veneter, Umbrier und Etrusker; in Mittelitalien theilten sich Umbrier und Etrusker; im Apenniu wohnten die sabellischen Stämme, an dem adriatischen Abhang die illyrischen Viburner, am tyrrhenischen die opischen Stämme. Japygien und Apulien haben die Japygo-Messapier inne, in der Basilicata und Calabrien wohnen die Oenotrier und jenseits des ftylacischen Isthmus halten sich noch die Sikuler.

Für die wenigst kriegerischen Stämme galten die Oenotriere, und gerade diese waren es, bei denen die Achäer sich niederließen, als sie von den siegreichen Doriern aus dem Lande gedrängt wurden. Sie kamen in genügender Zahl, um gleich eine bedeutende Stadt zu gründen und konnten bald schon neue Kolonien anfenden. Der Weizen trug hundertfach, Wein und Oel waren ebenso berühmt, wie das Rindvieh, und das Gebiet der Stadt konnte, selbst als Sybaris 300 000 freie Einwohner zählte, immer noch Landesprodukte zum Export liefern. Der Reichthum stammte aber hauptsächlich vom Handel, einerseits mit dem stammverwandten Milet, andererseits mit den kupferreichen Etruskern, denen die Griechen von Sybaris die orientalischen Kunstarbeiten lieferten, welche der späteren etruskischen Industrie als Vorbilder dienten, wie der Mutter annimmt, während Helbig diese Zwischenhändler in den Karthagern sucht. Ueber den heutigen Paß von Campo Tenese führte ein bequemer Weg nach dem Tyrrhenischen Meer, wo die Mündung des Laos einen guten Ankerplatz bot. So konnte man die Gefahren der von Rhegion und Messana ängstlich bewachten Meerenge meiden und brauchte weder die Eifersucht der Karthager noch die der Etrusker zu fürchten; die letzteren kamen selbst mit ihren Schiffen, die Waaren abzuholen, und die Sybariten zogen den ganzen Gewinn des Zwischenhandels. Sie waren klug genug, denselben auf jede Weise zu fördern und die wichtigsten Handelsartikel von beiden Seiten zollfrei einzulassen, also ihr ganzes Gebiet gewissermaßen in einen Freihafen umzuwandeln. So deutet wenigstens Lenormant die von den Alten so gelobte Einrichtung, daß Kunst- und Luxusgegenstände in Sybaris keinen Eingangszoll zahlten.

Die Oenotrier hatten die Hellenen freundlich aufgenommen und scheinen rasch mit ihnen verschmolzen zu sein; weder bei Sybaris noch bei Kroton lesen wir von Kämpfen und Empörungen, die Eingebornen scheinen nach ihren eigenen Gesetzen in nur wenig abhängigen Gemeinden gelebt zu haben, unter Sybaris allein standen 25 önotrische Städte. Das Land war dazumal wohl auch nicht völlig gesund, denn das Orakel hatte den Sybariten im Gegensatz zu Kroton Reichthum, nicht Gesundheit verheißen, aber es gelang den Griechen, die schlimmsten Stimpfe zu beseitigen und die Wasserlänfe zu regulieren, so daß wir von ernstlichen Klagen nicht hören.

Zweihundert Jahre blühte Sybaris, dann wurde es von den Krotoniaten überwältigt und völlig zerstört; die Sieger leiteten sogar den Crathis über die Trümmer und versuchten die Stätte für immer. Der Fall der größten Griechenstadt hatte einen furchtbaren Wiederhall, nm so mehr, als er mit der Vertreibung der Könige aus Rom zusammentraf. Die Etrusker, die unter ihrem Lars Porsenna Rom gedemüthigt hatten, drangen nach Kampanien vor, die Lukaner stiegen von ihren Bergen herab und unterjochten die schutzlosen Oenotrier und im Beginn des vierten Jahrhunderts nennt Skylax im Periplus das Land Lukanien.

58 Jahre lang blieben die Griechen für die dem Hellenenthum in Großgriechenland drohende Gefahr blind; erst der weitsehende Perikles veranlaßte die Gründung einer neuen panhellenischen Kolonie, an welcher auch Herodot theilnahm. Die Krotoniaten wagten keinen Widerspruch, aber um die Wirkungen des bei der Zerstörung ausgesprochenen Fluches zu vermeiden (vielleicht auch der eingetretenen Versumpfung wegen), legte man die neue Stadt höher hinauf an das rechte Ufer des Crathis und nannte sie nach einer dort sprudelnden Quelle Thurioi. Die Stadt nahm einen raschen Aufschwung, sie konnte 14 000 Hopliten stellen, aber 390 gerieth die ganze Armee in einen Hinterhalt und wurde von den Lukanern in Stücke gehauen und Thurioi mußte die Oberherrschaft der Barbaren anerkennen. Hier faßten die Römer zuerst 302 festen Fuß an der Küste Großgriechenlands; im punischen Kriege flanden die Bewohner bald hüben, bald drüben, bis Hannibal die Stadt zerstörte. Die Römer machten aus ihr die Kolonie Copia, die im Bürgerkriege von Sextus Pompejus völlig zerstört wurde und sich nicht wieder erholte.

Von der Römerstadt sind noch kenntliche Reste geblieben; über die Stätte von Sybaris streitet man sich. Lenormant hält sich wesentlich an die Angabe, daß die Krotoniaten den Crathis über die Trümmer leiteten; man kann das trockene alte Bett noch deutlich erkennen, es heißt noch bei den Anwohnern Crathi vecchio; zwischen seinem Beginn und der Einmündung des neuen Bettes in den Coscile muß die Stadt gelegen haben. Der Schlamm bedeckt die Trümmer, aber unter demselben wären vielleicht noch hochwichtige Reste zu finden and der besten hellenischen Zeit, so gut wie in Olympia.

VI.

Südlich von dem alten Sybaris erhebt sich das mächtige Waldgebirge der Sila. Granit, Gneiß und Glimmerschiefer bilbeten hier schon eine Insel, als die ganze italienische Halbinsel noch im Meere begraben lag. Mauerartig nach Westen hin gegen Cosenza und das Thal des Crathi abfallirend, sendet die Sila nach den drei anderen Seiten dichtbewaldete Bergkämme aus, mit fruchtbaren Thälern

Digitized by Google

dazwischen, deren Bewohner zu den arbeitsamsten und besten Calabriens gehören. Der höchste Theil bildet ein Plateau, rings von hohen Bergen umgeben, in der Mitte durch einen Bergkamm geschieden, nur offen nach Osten hin, wo der Neto durchbricht. Nur ein Dorf, San Giovanni in fiore, liegt oben, sonst bleibt das Waldgebirge verlassen vom Ende Oktober bis zum Juni. Dann aber steigen aus allen Thälern die Hirten mit ihren Herden in die kühleren Regionen hinauf und bringen drei köstliche Monate unter Hütten aus Laub und Stroh zu. Hier in der Sila ist die Wiege der Bruttier, der Zerstörer der Griechenherrlichkeit, an deren Bergen Agathokles von Syrakus und Alexander von Epirus vergeblich ihre Kraft versuchten, der letzten Stützen Hannibal's, des Todfeindes Roms, von dem sie nach seinem endlichen Siege alle als Sklaven verkauft wurden. Die dichten Wälder boten den letzten Kämpfern im Bundesgenossenkrieg und den von den Arabern zur Verzweiflung getriebenen Calabresen ihren Schutz, wie sie ihn bis in die neueste Zeit den Briganten und den Konskriptionsflüchtigen geboten haben. Erst in den letzten Jahren ist es gelungen, das Brigantenwesen auszurotten; Lenormant hat den gefürchteten Wald mit Frau und Tochter ohne jede Eskorte durchwandert und räth dem Strom der Touristen dringend an, sein Beispiel nachzuahmen. Die Sicherheit ist vollständig, obschon heute noch kein Calabrese ohne sein Gewehr ausgeht; der Fremde findet überall herzliche, patriarchalische Gastfreundschaft und, was sonst in Süditalien so selten, stolze Ehrlichkeit und keine Bettler.

Ein enges Defilé verbindet am Fuße der Sila hier Lukanien und Bruttium, Calabria Citeriore und Ulteriore. Den Eingang schließt das festgelegene Rossano, das in allen Kriegen seit dem Kaiserreich eine wichtige Rolle gespielt hat. Es giebt das Lenormant Anlaß zu einer Uebersicht der so wenig bekannten Kämpfe zwischen den Byzantinern und den sicilischen Sarazenen im Anschluß an die Lebensbeschreibung des heiligen Nilus. Aus dieser geht hervor, daß Calabrien damals ganz griechisch war, im Gegensatz zu Apulien, das die byzantinische Herrschaft nur ungern ertrug; selbst die Geistlichkeit stand seit Leo dem Isaurier 733 unter dem Patriarchen von Konstantinopel, und so blieb es bis zu den Zeiten der Anjous.

Vom Trionto ab passirt man das enge Defilé von Labula zwischen den letzten Abhängen der Serra di Riparosa und dem Meere. Hier wohnten die Chonen, die gebildetsten der Oenotrier, und hier läßt die Sage den Philoctetes landen und auf dem Kap Crimisa dem Apollon Halios einen Tempel errichten, dessen Lokalität noch deutlich nachzuweisen ist.

Weiterhin beginnt wieder das Gebiet der Fiumaren, und der Reisende hatte Gelegenheit eine jener Szenen mitzumachen, die der Winterreisende im Süden so oft erlebt, und die ihm unvergeßlich bleiben. Es ist tiefe dunkle Nacht, alles im Coupé schläft; auf einmal hält der Zug mitten im Felde, der Schaffner reißt die Thür auf: scandere tutti! Alles aussteigen! heißt's. Eine Fiumara hat ein Stück des Dammes weggerissen, die Reisenden müssen die Stelle zu Fuß passiren und drüben in einen anderen Zug steigen. Eine Reihe wild aussehender Männer in langen Mänteln und Spitzhüten steht am Wege, Pechfackeln in den Händen, düster und schweigend, denn es sind Calabresen, keine Neapolitaner; wie eine feurige Schlange erscheint die lange Reihe in der Nacht; Lastträger nehmen die Koffer auf die breiten Schultern und fort geht es die Feuerlinie entlang, hinab zum trockenliegenden Bette des Bergstromes, über die Blöcke und Steine, die er herbeigewälzt und den schwachen Wasserfaden in der Mitte; dann klettert man mühsam auf der anderen Seite wieder hinauf zwischen den im rothen Fackellicht gespenstisch aussehenden alten Oliven, bis man den wartenden Zug erreicht. Der Reisende will dem Lastträger ein Trinkgeld geben, aber der Calabrese weist es fast empört zurück: „Die Compagnie bezahlt mich, wie kann ich noch einmal Geld von einem Reisenden nehmen?“ Bedarf es mehr um zu beweisen, daß die Calabresen eine andere Rasse sind, wie die Neapolitaner?

Weiterhin folgt Petelia, die einzige Stadt Calabriens, welche den Römern im zweiten punischen Kriege treu blieb und einen Widerstand leistete wie Sagunt; erst nach elfmonatlicher Belagerung ergab sie sich! Wieder aufgebaut von den Römern und mit allen Freiheiten ausgestattet, litt die Stadt von neuem im Sklavenkriege, bestand aber noch zur Zeit Strabo's; im Gothenkriege aber wurde sie durch das Kastell Strongulos ersetzt. Hier ist die berühmte Inschrift gefunden worden, die uns die Existenz der dionysischen Mysterien in Großgriechenland enthüllt, denen Lenormant auch ein interessantes Kapitel widmet.

Einige Kilometer weiter erreicht die Bahn das Thal des Neto, des fischreichen Neaithos, des stärksten der von der Sila herabrauschenden Flüsse, welcher den Zugang zum Inneren des Waldgebirges öffnet. Hier hat das Erdbeben von 1638 furchtbar gewüthet und die Städte haben sich davon heute noch nicht wieder erholt. Je weiter man hinaufsteigt, um so wilder wird das Thal; die wilde Felsenschluchten wechseln mit grünen Rasenabhängen und Laubwäldern, dann treten Fichtenwälder auf[1]), die Natur wird immer mehr alpin, und schließlich erreicht man die letzte bewohnte Stelle, S. Giovanni in fiore, entstanden aus einem Kloster der Cisterzienser, um welches sich erst im sechzehnten Jahrhundert Hirten und Holzarbeiter anfiedelten, denen 1536 Salvadore Nota, der Besitzer der Gegend, ein Asyl eröffnete, wo sie Schutz vor baronialen Bedrückungen und Willkür fanden.

Jenseits des Neto und bei sein Thal begrenzenden Bergzügen beginnt wieder eine schmalere Ebene, die sich 13 km weit zum Capo delle Colonne erstreckt; an ihrem Südende springt eine steile Landzunge ins Meer und beschützt mit dem Cilbanos zusammen eine Hafenbucht, die einzige zwischen Tarent und Messina. Auf der Halbinsel liegt heute die Stadt Cotrone, im Alterthume trug sie die Akropolis von Kroton. Zehn Jahre nach der Gründung von Sybaris landete auch hier eine achäische Kolonie. Schon damals hatte die Gegend den Ruf der Gesundheit, den sie bis heute bewahrt hat, eine Ausnahme an der fieberschwangeren Ostküste Calabriens. Der Hafen ist heute noch ziemlich belebt, die Umgegend reich an Orangen, Oel und Wein; im Alterthum kamen dazu noch die Viehzucht, der Besitz von Silberminen und der Handel. Wie Sybaris hatte auch Krotou seine Häfen an der Westküste, und seine Bucht gestattete ihm auch die Entwickelung einer eigenen Marine. Dazu kam der Stlawald, dessen Holzreichthum die Krotoniaten ausbeuteten. So wuchs die Stadt fast so rasch heran wie Sybaris und war nach dessen Zerstörung zweifellos außer Tarent die mächtigste Stadt Großgriechenlands, bis sie im Kampfe mit dem viel schwächeren dorischen Lokri die furchtbare Niederlage am Sagra erlitt. Lenormant sucht die Stelle dieser Schlacht nicht am Alaro, wie gewöhnlich geschieht, sondern an dem etwas südlicheren Turbolo, an dessen Mündung ein den Thermopylen vergleichbarer Engpaß liegt, der ganz den Beschrei-

[1]) Wohl richtiger Schwarzkiefern, Pinus Laricio.

Digitized by Google

bungen der Alten entspricht. Hier konnte die kleine, aber aus lauter in der Palästra geübten Leuten bestehende Truppe der lokrischen Dorier ganz gut der ungeheuren Uebermacht der Krotoniaten Stand halten und sie besiegen, auch ohne daß der Schatten des Ajax sich in den Kampf mischte. — Aber die Stadt richtete sich wieder auf durch den Einfluß jener wunderbaren Persönlichkeit, die ihres Gleichen im Alterthume nicht hat, des *Pythagoras*. Gegen 532, achtundzwanzig Jahre nach der Schlacht am Sagra, kam der Philosoph von Samos nach dem in Schwelgerei und Wollust versunkenen Kroton und gewann bald einen überwiegenden Einfluß. Lenormant hat seine Geschichte mit Vorliebe studirt, aber seine interessanten Ausführungen gehören nicht hierher. Schließlich erhob sich eine Reaktion gegen die drückende theokratische Regierung der Pythagoräer, sie wurden vertrieben und der Meister selbst von Stadt zu Stadt gehetzt, bis er in Metapont die letzte Ruhestätte fand.

Ein interessantes Kapitel ist den Aerzten von Kroton gewidmet, die eine eigene hochberühmte Schule bildeten und zu denen auch *Demokedes* gehörte, der Leibarzt des Polykrates und später des Darius, den Ebers in der „Aegyptischen Königstochter“ auftreten läßt. Dieser, eine vollständig historische Persönlichkeit, bemogte den Feldzug gegen die Hellenen, um sich von Darius mit großen Geldsummen nach Kroton senden zu lassen, angeblich um die dortigen Hellenen gegen ihre Brüder aufzustacheln, aber dort angelangt, ließ er seine Begleiter gefangen nehmen und rief das Volk auf zum Kampfe gegen die Perser, und als die Krotoniaten das mit wollten, rüstete er allein eine Trireme aus und sandte sie nach Salamis.

Kroton behauptete sein Gebiet bis zur Zeit des älteren Dionysius und schien damals noch seine volle Macht zu haben; als aber der Tyrann von Syrakus sich mit den Brutiern zusammen gegen sie wandte, zeigte sich auf einmal, daß die Stadt auch nicht die geringste Kraft zum Widerstande besaß. Sie mußte willenlos sich auch dem schlauen Agathokles fügen, ebenso dem Pyrrhus und schließlich froh sein, daß die Römer sie gegen die Bruttier beschützten. Im zweiten punischen Kriege war Kroton der letzte Waffenplatz Hannibal's und unter seinen Mauern war es, wo dieser bei seiner Einschiffung nach Afrika die italienischen Söldner, die ihm nicht nach Karthago folgen wollten, niederhauen ließ, damit sie nicht das Heer der Römer verstärkten.

Die gesunde Lage und der Hafen hielten Kroton auch noch in späteren Zeiten und es blieb ein wichtiger, vielumstrittener Punkt bis in die neueste Zeit. Auch heute noch ist es eine blühende Stadt von 8000 bis 9000 Seelen, ganz im südlichen Stile gebaut, dichtgedrängte Häuser mit flachen Dächern, auch im Inneren sauber und gut gebaut, mit wohlhabender, selbst reicher Bevölkerung. Viele reiche Adelige Calabriens haben hier ihren Sitz, darunter auch Signor Baracco, der reichste Grundbesitzer der Provinz. Die alten Wälle sind geschleift worden und die Stadt kann sich frei nach dem zwei Kilometer entfernt in der Ebene liegenden Bahnhof hin entwickeln. Schon erheben sich überall gewölbte Magazine, in welchen die calabresischen Barone die Erzeugnisse ihrer Güter bis zur Verschiffung aufspeichern. Cotrone hat sogar, ein Unicum in Calabrien, ein gutes sauberes Wirthshaus, sehr geeignet zum Standquartier für Exkursionen in die calabrischen Berge, die man mit voller Sicherheit ausführen kann. Die Vegetation ist wunderbar üppig, auch die Dattelpalme gedeiht, wenn auch ihre Früchte noch nicht völlig reifen wollen. Köstlich ist die Aussicht vom hohen Normannenthurme auf der Höhe des Borgebirges; nach Süden begrenzt sie das kahle Ende Capo delle Colonne, das einstige lacinische Borgebirge, mit der einsam aufragenden Säule des im Alterthume so berühmten Tempels der *Hera Lacinia*. Hier müssen gewaltige Veränderungen vorgegangen sein. Die Alten, besonders Plinius, nennen ganz bestimmt fünf Inseln in geringer Entfernung vom Kap; 10 Millien entfernt lagen die Inseln der Dioskuren; weiterhin folgte die sagenberühmte Insel der Calypso, die auch Procopius (De bello gothico) noch erwähnt, und drei kleinere Felsenriffe, Tiris, Eramusa und Meloessa. Heute sind sie sämmtlich verschwunden; es existirt nur noch ein Felsenriff einige Kabellängen vom Ufer, das die Alten nicht erwähnen. Iffel, dem die Stelle bei Plinius entgangen zu sein scheint, möchte die Bildung des Risses einem Erdbeben zuschreiben, durch welches auch die drei Schloßthürme von Castella östlich vom Kap Nizzuto im Meere verschwanden.

Wann der Tempel auf dem Capo delle Colonne begründet wurde, ist unbekannt; alle Traditionen versetzen seinen Ursprung ins graueste Alterthum, in die Zeiten des Herakles oder spätestens des trojanischen Krieges, wo Thetis das Borgebirge der Juno schenkte. Lenormant schließt daraus, daß schon die Ureinwohner hier eine weibliche Gottheit verehrten, und sucht diese in der Vitellia oder Vitulia, der weiblichen Hälfte der Erdgottheit, die als Kuh verehrt wurde, wie der sogenannte Dionysos als Stier; er bringt auch das „boopis“ mit der uralten Darstellungsform der Here in Verbindung. Die Achäer machten aus dem Tempel den Mittelpunkt des religiösen Kultus und feierten dort alljährlich eine von allen Städten beschickte Panegyrie; die aufgehäuften Schätze wagte selbst Hannibal in der höchsten Noth nicht anzurühren. D. Fulvius Flaccus entführte einen Theil der Marmorziegeln des Daches, aber der römische Senat sandte sie mit vielen Entschuldigungen zurück und der Tempelräuber starb im Wahnsinn. Die berühmten Ziegeln konnten aber nicht gelegt werden, sie blieben in einem Magazin und sind dort vor wenigen Jahren gefunden worden. Erst Sextus Pompejus ließ das Heiligthum plündern, aber es erholte sich wieder, denn die Priester waren klug genug, die Schätze nicht todt liegen zu lassen, sondern trieben damit alle möglichen einträglichen Geschäfte. Der Tempel blieb in großer Verehrung, bis die heidnische Götterkönigin der christlichen Himmelskönigin Platz machen mußte; die *Madonna del Capo delle Colonne* steht heute in der Kathedrale von Cotrone und genießt noch dieselbe Verehrung wie ihre heidnische Vorgängerin.

Digitized by Google

Die Provinz El-Arisch des Sultanats Marokko.

(Nach dem Spanischen des **Don Teodoro de Cuevas.**)

II. (Schluß.)

In den gebirgigen Theilen der Provinz wohnen die Kabylen der Beni-Gorfed, der Halserif von Dschebel, der Halserif des Otâa, der Sumata und Benifef. Nach den Chroniken des Landes leiten die Bergstämme des nördlichen Marokko ihre Abstammung von jenen arabischen Scharen her, welche der sagenhafte Fürst Jrikos aus dem Hedschas nach Barka und Aegypten gebracht hatte; es waren dies die fünf Tribus: Senhâdscha, Sumâta, Ketâma, Gumâra und Huâra. Diese ursprünglich arabischen Stämme breiteten sich allmälich über ganz Nordafrika aus, nahmen aber so viel Berberblut in ihre Adern auf, daß sie ganz zu Berbern wurden, sowohl in ihrer Sprache, als auch in ihren Sitten. Einzelne dieser Kabylen haben auch in der Geschichte Spaniens eine Rolle gespielt, so die Senhadscha, welche den Zenegas der alten spanischen Chroniken entsprechen, und die Gumara, einst den Spaniern unter dem Namen der Gomeles bekannt. Von den Kabylen der Provinz El-Arisch gehören die Beni Gorfed zu dem Stamme der Gumara, die Halserif von Dschebel und Otâa zu dem Stamme der Senhadschâ und die Benifef zu den Ketâma; die Sumata wahren noch den alten Stammnamen. Alle diese Kabylen sind, wie alle Berber, von einer unbändigen Freiheitsliebe beseelt, welche sie zu steten Aufständen gegen die Staatsgewalt treibt. Deshalb suchten die Herrscher des Landes diese fast unabhängigen Berberstämme durch Beugung des religiösen Fanatismus zum Kampfe gegen die Christen zu reizen, um so die unruhigen Köpfe anderweitig zu beschäftigen. Sie betheiligten sich denn auch an allen den mannichfachen Invasionen nach Spanien, sowie an den Kämpfen gegen dieses Reich, als es im XVI. Jahrhundert anfing Marokko anzugreifen. Erst als die Spanier im Lande selbst festen Fuß faßten, begriffen diese Kabylen die Nothwendigkeit der Einigung gegen den gemeinsamen Feind und erklärten sich bereit, dem Sultan Tribut und Zehent zu zahlen und seinen Befehlen Folge zu leisten, ja sogar die von diesem eingesetzten Autoritäten anzuerkennen, obwohl das patriarchalisch-despotische Regiment der Araber in diametralem Gegensatze zu den urdemokratischen Institutionen der Berber steht. Andererseits machten die Sultane der gegenwärtig regierenden, heilig erachteten Dynastie diesen Kabylen erhebliche Konzessionen; die Steuern werden nicht von kaiserlichen Beamten, sondern von dem Stamme selbst taxirt und eingetrieben und alle möglichen Erleichterungen den trotzigen Söhnen des Gebirges gewährt. Jeder Versuch, der Staatsgewalt volle Anerkennung zu verschaffen, verursacht einen blutigen Aufstand, der von Kabylie zu Kabylie sich fortpflanzt und das ganze Reich in Aufruhr bringt. Der Vater des jetzigen Regenten suchte deshalb nur durch Einwirkung auf ihren religiösen Fanatismus, durch Sendung verehrter Prediger sich die Kabylen geneigt zu machen, was ihm auch gelang. Der regierende Sultan aber trachtete danach, die Kabylen zur regelrechten Steuerzahlung zu zwingen, bewirkte damit aber nur einen heftigen Aufstand, in welchem zwar die Beni-Gorfed erhebliche Verluste erlitten, ohne daß damit der Sultan etwas gewonnen hätte, denn seit dieser Zeit verweigern diese Kabylen allen Gehorsam und sind unrechte dem Namen nach noch Unterthanen des Herrschers von Marokko. Auch unter einander kämpfen sie ohne Unterlaß; so besteht Blutfehde zwischen den Beni-Gorfed und den Sumâta, den Halserif und Benifef ꝛc.

Die Beni-Gorfed besitzen zwar nur wenige Tschora oder Dörfer, doch sind dieselben so ansehnlich, daß Chlot neun Moscheen besitzt und Sacharâ, welches fünf Moscheen zählt, 1000 Schützen ins Feld stellen kann. Die Individuenzahl dieser Kabyle wird auf 25000 Seelen geschätzt. Da diese Beni-Gorfed sich weigerten, dem Paschа von El-Arisch zu gehorchen, so wurden für sie zwei besondere Kaids eingesetzt, deren Geboten aber nicht immer Folge geleistet wird, und geschieht dies einmal, so wird der empfangene Befehl sehr lässig ausgeführt. Auch die vier Scheiks suchen mehr durch gütige Vermittelung und Zureden, als durch entschiedenes Auftreten sich in ihrer schwierigen Stellung ihr Ansehen zu bewahren. Die Beni-Gorfed bauen Oliven, Wein, Bohnen, Gerste, Durrah und ein wenig Weizen. Ihr Viehstand besteht aus kleinen Rindern, zahlreichen Ziegenherden und geringwerthigen Schafen, aus deren grober Wolle sie ihre einfachen Gewänder weben. Wenn sie sich im Zustande der Botmäßigkeit befinden, zahlen sie dem Sultan 2336 Dukaten Steuer. Sie zählen im Ganzen 13 Tschora oder Niederlassungen.

Die Kabyle der Halserif von Dschebel zählt 27 Tschoras mit circa 10000 Bewohnern. In ihrem Territorium liegen ausgedehnte Buschwälder, in Folge dessen viel Honig von den (wilden?) Bienen gewonnen wird. Ihre Aecker liefern Bohnen, Durrah, Feigen ꝛc. Der Viehstand dieser Kabyle ist gering. Steuern werden nur dann gezahlt, wenn eine Heeresmacht sie dazu zwingt. Zwei Scheiks sind die Häuptlinge dieser Kabyle.

Volkreicher als die eben genannte ist die Kabyle der Halserif von Otâa, denn sie zählt 35 Dörfer mit gegen 15000 Bewohnern, welche den Befehlen eines einzigen zu Das-el-Uari residirenden Scheiks gehorchen. Was Ackerbau und Viehzucht anbelangt, so sind selbe nicht von den Verhältnissen der anderen Halserif verschieden. Beide Halserif-Kabylen zusammen sollen dem Sultan 2800 Dukaten (10 Napoleons = 32½ Dukaten) an Steuern entrichten.

Die Kabyle der Benifef umfaßt 24 Tschoras mit 16000 Bewohnern. An Steuern sollte sie jährlich 420 Dukaten zahlen.

Die 9000 Individuen der Kabyle Sumata wohnen in 13 Tschoras, welche dem Sultan 242 Dukaten an Steuern zu zahlen haben, sich aber gewöhnlich von jeder Zahlung frei erhalten.

Die Hauptstadt der Provinz ist jener Ort, der auf den deutschen Karten den Namen El-Arisch führt, im Lande selbst aber El-Araisch genannt wird, während die Spanier sich diesen Namen zu „Laracha“ zurecht gelegt haben. Sie ist der Sitz des Paschas und besitzt eine Garnison von Linien-

Digitized by Google

truppen, d. h. sie gehört zu jener Klasse der marokkanischen Städte, welche den Titel Machzén führen. M. Renou verlegt die Zeit der Gründung von El-Arisch in das XIII. Jahrhundert, doch mit Unrecht, denn schon im Jahre 300 der mohammedanischen Aera wurde der Emir Yahya-ben-Ebrís von seinem Bruder Mohammed, dem dritten Regenten aus dem Hause der Edrisiden, zum Gouverneur von El-Arisch und seiner Dependenzen ernannt. Es hat demnach diese Stadt bereits im IX. Jahrhundert existirt; sie scheint, wie ihr Name beweist, von Arabern gegründet worden zu sein. Die Bedeutung von El-Arisch scheint durch das ganze Mittelalter eine sehr geringe gewesen zu sein, denn als die Spanier im Jahre 1610 sich in den Besitz dieses Punktes setzten, fanden sie nur sechzig Hütten innerhalb der festen Mauern. Letztere wurden, um ein Kastell zu schaffen, von Muley Naker, dem Bruder des Königs von Fez, erbaut. Die Veranlassung hierzu boten die Eroberungspläne Philipp's II. ließ Muley Hámed Dehebi zwei große, äußerst fest gebaute Forts errichten, welche die Stadt von der See- und Landseite her vor jedem feindlichen Angriffe schützen sollten. Die Mühe war vergebens, denn im Jahre 1610 trat Muley Schech El-Arisch an die Spanier ab, welche nun ganz El-Arisch mit einer festen Mauer umgaben. Bis zum Jahre 1689 blieb die Stadt im spanischen Besitze; nach einer hartnäckigen Belagerung, welche durch $3^1/_2$ Monate währte, gelang es dann den Mauren, durch eine Mine mehr als 100 m der Mauer in die Luft zu sprengen. Die 3200 Mann zählende Garnison flüchtete sich in die Obstgärten, wo die Spanier einen Tag und eine Nacht hindurch noch tapfer sich schlugen, dann aber nach dem Verluste von 1200 Mann sich ergeben mußten. Von diesen Gefangenen haben nur wenige ihr Vaterland wiedergesehen, denn erst im Jahre 1691 gelang es, einen Vertrag mit dem Sultan abzuschließen, welchem gemäß für je 1000 Mauren 100 Spanier ausgewechselt werden sollten. Seit dieser Zeit spielte El-Arisch eine unbedeutende Rolle, seine Bewohner widmeten sich wieder der Piraterie, was die Franzosen im Jahre 1769 bewog, eine Expedition gegen dieses Seeräubernest zu entsenden, doch holten sich die Christen nur empfindliche Verluste, da die Barre des Lukkus jede Annäherung von der Seeseite aus erheblich erschwert; dasselbe Mißgeschick traf ein österreichisches Geschwader, das sechzig Jahre später ebenfalls den erfolglosen Versuch unternahm, die Piraten von El Arisch zu züchtigen. Die letzten Feinde sah El-Arisch im Jahre 1860 vor seinen Mauern, als die Spanier in ihrem marokkanischen Feldzuge einige Kriegsschiffe nach den atlantischen Küsten des maurischen Staates abschickten, welche aber der Stadt nur einen geringen Schaden zufügten. Die Befestigungen sind in verhältnismäßig gutem Zustande und mit zahlreichen Kanonen, von denen die meisten in den vergangenen Jahrhunderten gegossen oder den Christen abgenommen worden sind, armirt.

Die Stadt zählt ungefähr 750 bis 800 Häuser mit 4000 Einwohnern, unter welchen 70 Christen und 500 Juden leben. Was Handel und Verkehr anbelangt, so steht El-Arisch bedeutend dem großen Handelsemporium der Provinz, Kasr el Kebir nach, immerhin ist sein Handel nicht unansehnlich, denn die Zollstätte liefert (durchschnittlich) einen jährlichen Ertrag von 201 024 Dukaten. Nimmt man zu diesem Zollergebniß die Einkünfte der übrigen Steuern &c., so bezieht der Sultan von dieser Stadt jährlich 246 824 Dukaten. Im Konsum zeigt sich die verhältnißmäßige Armuth dieser Stadt, welche einen vorwiegend militärischen Charakter zur Schau trägt, denn es vergehen Wochen, ehe die vier maurischen und vier jüdischen Metzger ein Rind schlachten, gewöhnlich werden in der Woche 20 bis 25 Hammel geschlachtet. Ein Theil der Bevölkerung lebt von dem Ertrage der zahlreichen, gut bewässerten Obst- und Gemüsegärten, welche ringsum El-Arisch umgeben. Andere finden ihren Lebensunterhalt, indem sie auf den eigenen Schultern oder dem Rücken ihres Esels Getreide in einer der 32 Magazine schleppen, von wo aus dasselbe auf die Schiffe gebracht wird. Die Regierung erhält überdies auf ihre eigenen Kosten zwanzig Kalafater. Bemerkenswerth ist, daß hier auch ein europäischer Schuster sein Handwerk ausübt.

Dem Rechtswesen der Mohammedaner steht ein Kadi mit sieben Adulen oder Schreibern vor, während über die Juden der Rabbiner, dessen zwei Schreiber Sofrim heißen, Recht spricht. Die Stadt besitzt zwei Moscheen und vier Zaujas für die Bekenner der Lehre des Propheten und fünf Synagogen für die Juden. In den zwei Kerkern schmachten 200 Gefangene, von denen nicht wenig unschuldig sitzen. Der Pascha von El-Arisch steht in direktem Verkehr mit dem Konsularkorps in allen Angelegenheiten, wo zwischen Europäern und Eingeborenen Zwistigkeiten entstehen. Die Vertreter der europäischen Mächte sind Konsularagenten oder unbesoldete Vicekonsuln, eine Ausnahme machen nur Spanien und England. Der spanische Vicekonsul ist ein Berufsbeamter, der zugleich das Zollwesen mit beaufsichtigt, denn zur Tilgung der Kriegskosten muß Marokko an Spanien die Hälfte der Zolleinnahmen gewisser Hafenorte abgeben. Der spanische Beamte ist zugleich Delegirter der Sanitätsbehörde, ihm stehen zwei Dolmetscher, ein Taleb (eingeborener Schreiber) und zwei Gendarmen zur Verfügung.

Die ganze Provinz leidet entsetzlich unter der Habsucht aller Würdenträger vom kleinsten angefangen bis zum größten. Die Steuern und Abgaben sind an und für sich nicht groß, aber der Dschari (Dorfvorsteher), der Scheik, der Kaid und der Pascha, jeder will von dem armen Bauer etwas herausschlagen, so daß dieser von allen Seiten in barbarischer Weise gequält und gedrückt wird. Die arabischen Bauern überlassen die europäischen Konsuln mit Gründen, sich ihrer anzunehmen, was natürlich nicht angeht. Die Bedauernswerthen sagen: „Herr, alle Steuern will ich gerne dem Sultan, meinem Fürsten, voll und richtig zahlen, nur rette mich, o Konsul, vom Dolm!“ Unter letzterer Bezeichnung faßt der Landmann alle Erpressungsversuche der Beamten und die Geldstrafen zusammen. Kein Wunder, daß die Leute selbst, wenn sie einiges Geld besitzen, dasselbe ängstlich vergraben und eine entsetzliche Armuth zur Schau tragen, nun ja nicht die Habgier der Würdenträger zu reizen. Wenn heute eine europäische Macht den Marokkanern dieser Provinz die Freiheit des Kultus garantirt, die heiligen Gebäude und Stiftungen nicht anzutasten versprecht, so werden die Bauern der Ebene mit Freuden die neue Herrschaft begrüßen. Anders freilich würde es sich mit den Berbern des Gebirges verhalten, deren trotziger Unabhängigkeitssinn nur durch das Schwert gebeugt werden könnte.

Digitized by Google

Kürzere Mittheilungen.

Westafritanisches.

Am 21. September d. J. wurde in Eisenach die Generalversammlung des deutschen Kolonialvereins abgehalten, welche durch Ansprachen der Herren Wermann und Lüderitz ein ganz besonderes Interesse erhielt. Ersterer wies (nach der „Allgemeinen Zeitung“) auf die merkantile Bedeutung hin, welche deutsche Kautschuke im Auslande errungen[1]). Wenn auch die Person dort Achtung genossen, so sei dieselbe doch nicht auf die Produkte der Deutschen in überseeischen Ländern übergegangen, da dieselben offenals den Namen einer englischen Firma bedurft hätten. Der Schutz der Deutschen dort habe nur durch fremde Nationen gewährt werden können und andere Nationen hätten sich unserer Arbeit bemächtigt. Der deutsche Kaufmann könne jetzt mit anderem Bewußtsein dort arbeiten. Die Besitzergreifungen Deutschlands hätten an einer Küste stattgefunden, die als eine besonders wüste und sterile verschrieen sei. Erst seit Aufhebung des Sklavenhandels habe sich dort ein legitimer Handel, erst nach gewonnener Freiheit die Arbeit der Neger entwickeln können. Der Elfenbeinhandel, ein sogenannter Raubhandel, sei nicht von so großer Bedeutung. Palmenöl, Farbenhölzer, Gummi elasticum dagegen komme in den letzten 25 Jahren in sehr großer Quantität in den europäischen Handel, Palmenöl z. B. jährlich 125 000 Tons; es könnte sich hieraus noch ein großer Absatz für den deutschen Markt entfalten. An der Westküste sowohl als in Camerun sehe die Bevölkerung noch auf sehr geringer Stufe; um so leichter sei deutscher Einfluß dort zur Geltung zu bringen. In Camerun sei der Boden außerordentlich fruchtbar, Redner selbst habe vortreffliche Proben von dortigen Erzeugnissen erhalten. Wenn der Handel eine feste Basis bekomme, sei schon aber ins Innere einzudringen, was bisher bei der Gebäßigkeit der Neger und Bevölkerung kaum möglich gewesen sei. Bisher seien die Arbeitskräfte von anderen Orten beigezogen worden; das sei jetzt sehr schwierig. Man sei daher darauf angewiesen, die Neger zur Arbeit heranzuziehen. Freilich sei dies nicht leicht. An der Liberiaküste seien die Neger schon längere Zeit daran gewöhnt und noch und nach tüchtige Arbeiter geworden. Sie hätten sich dort angebaut und fühlten sich wohl dabei. Auch die deutschen Missionare hätten in dieser Beziehung sehr günstigen Einfluß geübt, welche nicht bloß in abstrakten Theorien, sondern auch in praktischen Unterweisungen einzuwirken gewußt hätten. In Camerun sei Boden und Klima für Plantagen geeignet; die Woermann'schen Besitzungen existirten nun sechs Jahre, aber Erträge seien noch nicht da, jedoch dann reichlich zu erwarten. Bei energischem Vorgehen sei dort für deutsche Besitzungen eine ersprießliche Zukunft zu erlangen. An der Goldküste werde oft der Fehler begangen, daß sich der Einwanderer nicht ausreichende Betriebsgung und nicht genug Bewegung schaffe, junge Kautschuke mit Intelligenz und Energie dagegen würden dem Rechnung zu tragen wissen. Die Civilisation Afrikas sei eine so großartige Aufgabe, daß wohl alle Nationen daran arbeiten müßten und Deutschland in dieser Beziehung nicht beeinträchtigen würden. — Dem gegenüber müssen wir bemerken, daß erfahrungsgemäß die Hälfte der neuankommenden Europäer an der afrikanischen Westküste dem Klima erliegen (s. Flegel a. a. O.). Wenn auch z. B. in Cameruu das nahe Gebirge als Sanatorium dienen kann, so können sich doch häufigen die Chefs der Faktoreien eine solche Erleichterung verschaffen — die Faktoreien liegen eben unten am ungesunden Strande und müssen der Schiffsverbindung wegen dort liegen; die jüngeren Angestellten müssen deßhalb dort ausdauern und gehen massenhaft zu Grunde. Daß in solchen Gebieten an Ackerbau seitens Deutscher nicht zu denken ist, liegt auf der Hand.

Einem Privatbriefe aus Madeira, welches durch Lage und Schiffsverkehr (es laufen dort wöchentlich mindestens drei Liverpooler Dampfer an, aber monatlich nur ein Woermann'scher, und das erst seit diesem Jahre) zu einem Centralpunkte für Nachrichten von der afrikanischen Westküste geworden ist, entnehmen wir ferner Folgendes: „Uebrigens sind unter den deutschen Kautscuten, die hier draußen thätig sind, selbständig oder in englischen Häusern, die Aussichten sehr gestellt. Wenn auch die englische Regierung wirklich keine Ursache hat eifersüchtig zu sein, so sind doch die englischen Kautscute wüthend und die Deutschen, die bisher unangefochten unter ihnen gelebt und in Handel und Wandel täglich mit ihnen zu thun haben, fürchten doch, zunächst verschiedene Nachtheile davon zu haben.“

Leider beherrscht dieselbe ungerechtfertigte Anschauung, daß jeder koloniale Gewinn eines andern Volkes einen Verlust für England bedeute, auch die englischen Blätter, allen voran die „Times“ (resp. „Mail“), welche (15. September) mit lebhaft verhehlter Schadenfreude die Besitzergreifungen des Konsul Hewett im Niger-Delta (vergl. oben S. 208) besprechen. „Seit Anuexion auf der Tagesordnung steht und da das tausendjährige Reich noch nicht angebrochen ist und England an der afrikanischen Westküste sehr solide Interessen zu beschützen hat, so verdient Konsul Hewett's Vorgehen unsere kräftige Unterstützung und Empfehlung“, schreibt das Weltblatt. „Was den Handel anlangt, ist der Niger wesentlich ein britischer Strom[1]), und ohne Zweifel beabsichtigt Konsul Hewett seine Protektionsfahrt nach Süden mindestens bis zum Calabar-Flusse fortzusetzen, wo wiederum britischer Einfluß maßgebend ist und wöchentlich 500 Tons Oel verschifft werden. Kurz, das ganze Niger-Delta und alle Oelflüsse an dieser Küste müßten auf der nächsten Ausgabe der Colonial Office List mit derselben Farbe wie die Besitzungen um Lagos und im Zusammenhange mit denselben kolorirt erscheinen“ u. s. w. Schließen wir mit einigen Worten Flegels (a. a. O. S. 144): „In Bezug auf die voraussichtliche Zukunft des Niger-Benue-Handels habe ich die Ueberzeugung, daß diese Wasserstraße die Straße des Weltverkehrs werden wird, mit dem so sehr produktions- wie konsumationsfähigen Sudan werden wird. Sie ist der einzig brauchbare wirklich schiffbare Zugang zum Herzen des dunklen Kontinents, ein Wasserweg von der Länge des Rheines von der Mündung bis in die Schweiz, ein Wasserweg, der praktisch gebauten Fahrzeugen das ganze Jahr hindurch kein Hinderniß für den regelmäßigen Verkehr in den Weg legt, dessen jährliche Zunahme aus allen Himmelsgegenden die Zufuhr von Produkten erleichtern.“

[1]) So berichtet der eben vom Benuë nach Deutschland zurückgekehrte C. A. Flegel, daß der Handel der englischen Kolonie Lagos an der Sklavenküste fast ganz in deutsche Hände übergegangen ist (Mitth. der Afrikan. Ges. in Deutschl. IV, S. 134).

[1]) Die „Times“ vergessen die Société française d'Afrique équatoriale, welche am Niger acht Faktoreien besitzt und auf demselben zwei Dampfer, zwei Leichter und eine Steamlaunch unterhält, und das Handelsunternehmen Biard's, beides Unternehmungen, welche wahrscheinlich von der französischen Regierung materiell unterstützt werden. Deutscher Handel ist auf dem Niger unseres Wissens noch nicht vertreten.

Digitized by Google

Das Camerun-Gebiet und die Küste südlich davon.

In den „Annalen der Hydrographie und Maritimen Meteorologie" (XII, Heft 9, S. 488 ff.) ist aus den Berichten des deutschen Kanonenbootes „Möwe", Korvettencapitän Hoffmann, eine erste officielle Mittheilung über „Die Küste von Ober-Guinea" erschienen, welcher wir Folgendes entnehmen.

Die Ufer des Camerun-Flusses beginnen bis kurz unterhalb King Bell's Town aus Mangroven-Sumpf. Hier steigt das Terrain schnell an, so daß sich hinter einem schmalen Sandsaum eine Terrasse findet, auf welcher sich die Ortschaften der Eingeborenen in fast ununterbrochener Reihenfolge hinziehen. Der Boden besteht aus einem gelben, weiter oberhalb röthlichen Lehm. Das Land ist mit üppiger Vegetation bedeckt, zwischen welcher die gelben Wege und Plätze vor den Häusern aus der Entfernung einen sehr freundlichen Eindruck machen. Man ist daher bei der Annäherung von See aus geneigt, hier ein wohl kultivirtes Land mit parkähnlichen Anlagen zu vermuthen, während in Wirklichkeit es an gangbaren Wegen namentlich in der Regenzeit gänzlich mangelt.

Von europäischen Handelshäusern finden sich zwei deutsche und sieben englische, meist kleinere Firmen, vertreten. Die Deutschen haben angeblich mehr als die Hälfte des Handels in der Hand. Die Europäer leben zum größeren Theil auf den im Flusse verankerten Hulks, so daß nur drei deutsche und zwei englische Faktoreien, sowie zwei Missionsstationen am Lande den Ort bilden, welchen man Camerun nennen könnte, der in Wirklichkeit aber noch durch die Eifersucht der beiden Oberhäupter King Bell und King Aqua so scharf in zwei Theile getheilt ist, daß das Haus Woermann für jeden derselben eine Faktorei und die Baptist-Mission je eine Station haben errichten müssen.

Die Bewohner des Landes, dem Stamme der Dualla angehörig, leben ausschließlich von dem lebhaften Tauschverkehr, welchen sie zwischen den Europäern und den Bewohnern des Innern vermitteln. Sie wachen streng darüber, daß ein direkter Handelsverkehr zwischen Europäern und dem Hinterlande unterbleibt und finden dabei ziemlich mühelos reichen Erwerb. Insolge dessen sind alle Lebensmittel, wenn überhaupt zu haben, außerordentlich theuer. Geldeswerth ist ein sehr unbestimmter Begriff, fast alles muß durch Vermittlung der Faktoreien im Tauschhandel erworben werden. Selbst diese waren nicht im Stande, regelmäßige Lieferungen von frischem Fleisch zu übernehmen, weil die Preise zu hoch und die Quantitäten zu gering waren. Ebenso waren Früchte, Eier u. dergl. kaum zu erlangen.

Eine staatliche Ordnung existirt hier wie fast an der ganzen Guineaküste, Dahome ausgenommen, nicht. Die Oberhäupter King Bell, King Aqua 2c. haben über die anderen Häuptlinge sehr wenig Gewalt und thun nichts Wichtiges ohne deren Zustimmung. Ihr Ansehen ist begründet in ihren starken Familien und ihrem Reichthum an Sklaven. King Bell gab an, daß er etwa 250 Frauen habe, einschließlich solcher, welche er seinen erwachsenen Söhnen gegeben 2c. Unter diesen Frauen werden Sklavinnen nicht eingerechnet, sie sind alle aus freien Familien gekauft. Diese Oberhäupter sind einzige Händler mit entsprechend höherem Kredit als die kleineren Leute. Sie begeben sich mit ihren Kanoes auf Wochen in das Innere, um Landesprodukte einzutauschen gegen die Tauschartikel, welche ihnen von den Faktoreien auf Kredit übergeben sind. Unter solchen Verhältnissen sind Arbeitskräfte aus dem Lande selbst gar nicht zu haben. Die Faktoreien verfügen über zahlreiche Kru-Neger als Arbeiter, welche von Liberia kommen und nach ein bis zwei Jahren wieder in ihre Heimath zurückgehen.

Die Küste südlich von Camerun bis Kap St. John kann nach den Bewohnern eingetheilt werden in drei Abschnitte:

1. Der nördliche Theil von Camerun bis circa 3° nördl. Br., bewohnt von demselben Stamme, welcher am Camerun ansässig ist, den Dualla's. In demselben befinden sich die Handelsplätze Malimba, Small Batonga (3° 10,6' nördl. Br.) und Plantation (3° 3,8' nördl. Br.).

2. Der mittlere Theil von 3° nördl. Br. bis zum Campo-Fluß (2° 22,7' nördl. Br.), bewohnt von den Stämmen der Banolo und Bapulo, mit den Handelsplätzen Kribby, Batonga (2° 53' nördl. Br.) und Campo-Fluß (2° 22,7' nördl. Br.).

3. Der südliche Theil vom Campo-Fluß bis Kap St. John, bewohnt von den Kumbe-Stämmen, mit den Handelsplätzen Campo-Land (Bird Rock 2° 13,8'), Awuni, Bata (1° 52,7'), Benito. Südlich vom Benito finden sich vereinzelt wieder Bapulo-Ortschaften.

Europäische Agenten sind nur vorhanden in Malimba, Small Batonga, Batonga, Bata und Benito. Außer den deutschen befinden sich noch englische Faktoreien in Batonga und Bata. Die ganze Küste hat ein sehr gleichartiges, aber nicht einförmiges, sondern waldiges und hügeliges Aussehen. Ebenso unterscheiden sich die Bewohner in Sprache und Sitten nicht sehr wesentlich von einander. Staatliche Verbände existiren kaum; im Norden giebt es noch erbliche Könige, deren Machtbereich aber räumlich und effektiv ein sehr unsicher begrenzter ist; im Süden lockern sich die Verbände noch mehr. Unter den Häuptern einer Anzahl Dörfer wird zwar oft einer als King bezeichnet; derselbe wird aber abgesetzt, wenn er etwas thut, was den anderen nicht richtig scheint. Der Besitz des Landes, soweit dasselbe nicht mit Häusern bebaut oder kultivirt ist, hat insolge dessen wenig Interesse für die Leute. Alle sind Händler und begierig Handelsvortheile zu erlangen. Das höchste Streben ist, eine Faktorei im eigenen Bezirk zu haben; es erscheint erwiedrigend, in das Nachbarland gehen zu müssen, um seine Waaren zu verhandeln. Die Handelshäuser, welche die Faktoreien vertheilen, haben daher schon allein dadurch die Gewalt, das Ansehen eines Häuptlings zu vermehren oder zu vermindern, und alle Verträge, welche an der Küste abgeschlossen sind, drehen sich um die Einsetzung neuer oder Vergrößerung bestehender Faktoreien. Die einsam gelegenen Faktoreien erfreuen sich einer ziemlichen Sicherheit. Sie zahlen an einen der Häuptlinge eine bestimmte Abgabe, wogegen sich dieser für jeden Diebstahl u. s. w. verbürgt, so daß der Agent sein Haus Tage lang verlassen kann, ohne eine Beraubung zu befürchten. Soll aber eine Faktorei verlegt oder aufgehoben werden, so kann das nur allmählich und heimlich geschehen, die Eingeborenen würden sonst offenen Widerstand leisten.

Die Eisverhältnisse im Polarmeere im Sommer 1884.

Kapitän Emil Pedersen, Führer des norwegischen Fischerkutters „Svea", kehrte Anfangs September von seiner zweiten Fangreise nach dem nördlichen Polarmeere zurück. Pedersen besegelt bereits seit vier Jahren diese Gewässer, um den Walroß-, Robben- und Fischfang, sowie die Bärenjagd zu betreiben; in diesem Jahre betrug sein Fang auf der Höhe von Barbö gegen 600 Stück Kabliau, im Weißen Meere fing er 1175 Stück Robben und auf Ostspitzbergen 216 Robben, 9 Walrosse und 12 Bären, mithin ein sehr schöner Ertrag. Einem Bericht über die Eisverhältnisse in den von Pedersen besuchten Gewässern, der kürzlich in norwegischen Blättern veröffentlicht worden ist, entnehmen wir das Nachfolgende:

Ende Juni traf ich das erste Eis unter 73° 21' nördl. Br. und 25° östl. L. von Gr., circa 17 Meilen OSO von der Bäreninsel; es war durch den hohen Seegang am Rande dicht zusammengepackt. Das Wasser war klar, bläulich und 1½ Grad kälter als die Luft. Der Rand des Eises war noch scharf, dagegen war die Oberfläche desselben von der Luft sehr angegriffen. Die Eisstreifen gingen hier von OSO nach WNW, die Treibeisstücke waren dünn, nur 4 bis 5 Fuß dick, und ihr Flächeninhalt betrug bis eine Kabellänge (= 185 m

Digitized by Google

im Quadrat. Verschiedene Stücke enthielten schmutzigen Landeis. Zwischen den Eisstücken sah ich dann und wann größere und kleinere bläuliche Gletschereisstücke. Nachdem ich durch etwas wetterleres und aus kleineren Schollen bestehendes Treibeis gegen Nordwosten und Norden gegangen war, fand ich das aus altem Wintereis bestehende Packeis. Auf den Bänken zwischen Bäreninsel und der Hope-Insel standen sechs große und einige kleinere Eisberge auf Grund (auf circa 15 bis 28 Faden Wasser). Das beständige Knistern der Eisberge ließ erkennen, daß ihre Außenseiten Veränderungen erlitten. Bei der Untersuchung fand ich, daß hier die Strömung mit einer Geschwindigkeit von 2½ Knoten lief, bei steigendem Wasser gegen NO die O und bei fallendem gegen SW bis W. Der Wind war in diesen Tagen WSW. Ich ging dann nach dem Storsiord, den ich von der Dixie-Bay bis nach Agarths-Bay hinüber dicht mit Eis belegt fand. Dagegen war eisfreies Wasser längs des Hornsundlandes bis zum Sudcap, bei der Bäreninsel und ostwärts bis 20° östl. L., von wo der Rand des vertheilten Eises sich bis zur Hope-Insel erstreckte, welche letztere ich am 11. Juli erreichte. Oestlich von der Hope-Insel war das Eis dicht zusammengeschoben, jedoch war an der Ostseite ein ¼ Meile breites Küstenwasser, in welchem ich bis zum nördlichen Ende der Insel hinaustreuzte. Da eine frische nördliche Brise mit Schnee auftrat und das Eis dicht bis zur Nordspitze lag, so wurde ich gezwungen, um nicht von dem Eise auf's Land gesetzt zu werden, das Küstenwasser wieder zu verlassen. Ich nahm dann einen nordwestlichen Kurs zwischen dem Eise nach Thomlands Island zu, wo das Wasser mit Ausnahme von etwas Grundeis ganz eisfrei war. Längs des Landes nach Nuk Ytes Island war das Eis auch vertheilt; hier bei King Johns großen Gletschern schossen wir die meisten Eisbären. Nach vielfachem Hin- und Hersegeln im dichten Treibeise zuerst gegen Nordost und dann gegen Süden traf ich endlich am 5. August in ONO von der Hopeinsel unter 76¾ Grad nördl. Br. und 28 Grad östl. L. von Gr. eisfreies Wasser, nur nach NO zu war dünnes Eis bemerkbar. Ich ging nun nach König Karl's Land, dah ich am 10. August unter 77° 50′ nördl. Br. und 31° östl. L. Gr. erreichte. Hier war weder unter der Küste noch auf dem Meere, soweit das Fernrohr reichte, festes Eis zu sehen. Einzelne kleine Eisschollen von nur 1 bis 3 Fuß Stärke trieben wohl umher, hinderten aber das Segeln gar nicht. Von König Karl's Land ging ich WSW nach der Mitte des Hinlopenfund zu, sah aber kein Eis, auch nach der Walter Thymens Straße zu war das Wasser eisfrei. Von letztem Punkte südwärts bis Nuk Ytes Island lag aber längs des Landes dünnes festes Bay-Eis.

Un der Westküste von Spitzbergen soll das Eis in diesem Jahre für die dortigen gegangenen Fanglente sehr beschwerlich gewesen sein; erst Mitte August sollen die Fjorde eisfrei geworden sein. Die Witterungsverhältnisse waren auf Spitzbergen höchst ungünstige; meistens herrschten Nebel bei südwestlichem bis westlichem Winde und rauhes kaltes Wetter. Bei der Hope-Insel traf ich Mitte August einige Schiffe, die von Novaia Semlja kamen. Die Schiffer berichteten, daß sie dort wenig ausgerichtet hätten, da die Eisverhältnisse zu ungünstige waren, um auch nur einigen Fang erwarten zu können. Das Eis lag dort noch Anfangs August in allen Fjorden fest, ebenso auch nordwärts bis zur Admiralitätshalbinsel und südsüdwestwärts bis zum 72° nördl. Br.; später trieb das Eis aber westwärts fort. In der Peschora-Bucht war das Eis etwas vertheilt und war dort das Segeln möglich. Die Eisschollen an der Westseite von Novaja Semlja waren bis ¼ Meile im Durchmesser und mit Schnee bedeckt. Die von dort kommenden Fanglente, besonders der bekannte H. Johansen von Tromsö, sind der Ansicht, daß es in diesem Jahre unmöglich sein wird, in das Karische Meer hineinzukommen. Johansen hat während seiner vieljährigen Expeditionen keine ungünstigeren Eisverhältnisse gesehen.

Die Ansicht dieser norwegischen mit dem Polarmeere wohlvertrauten Fangleute hat bald nach dem Eingange vorstehenden Berichtes ihre Bestätigung erhalten. Die nämlich ein am 9. September in Tromsö eingetroffenes, in Archangel aufgegebenes Privattelegramm besagt, war dorthin das Dampfschiff „Nordenskiöld" aus der Jugorstraße zurückgekehrt, weil das Karische Meer mit Eis angefüllt und ein Vordringen nach dem Jenisei unmöglich war. Sibiriakoff verließ das Schiff in Archangel, um über Peschora auf dem Landwege nach Sibirien zurückzukehren.

W. Finn.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In der Uckermark ist der „Angermünder Zeitung" zufolge eine ganze Ortschaft, welche noch vor einem bis zwei Jahrzehnten einen Gemeindevorstand, eine Schule u. s. w. besaß, jetzt völlig vom Erdboden verschwunden. Bei Joachimsthal nunmeit Schmelze lag das Dörfchen Meslin (auf der alten Generalstabskarte allerdings nur als Vorwerk bezeichnet); die Bewohner desselben sind zum großen Theile ausgewandert, die Häuser wurden zum Abbruch verkauft und heute geht der Pflug über ehemalige Wohnstätte; nur ein kleiner Kirchhof zeigt noch an, daß hier einmal Menschen gewohnt haben.

— Die eben vollzogene Eröffnung der Arlbergbahn giebt uns Veranlassung, auf das Doppelheft 71—72 der „Europäischen Wanderbilder" (Zürich, Orell Füßli u. Co.) hinzuweisen, auf „Durch den Arlberg. Von Ludwig v. Hörmann", dessen Text ausnahmsweise anziehend und anregend geschrieben ist und im Verein mit den 26 Abbildungen von Landschaften, Bauwerken und Trachten viele zum Besuche des schönen neuen Schienenweges verlocken dürfte. — Von anderen Heften des trefflichen Sammelwerkes nennen wir noch Nr. 59—61, Noë's „Persterthaler Bahn", worin der Verfasser, wie so oft, auf manchen stillen reizvollen Winkel der Alpenwelt hinweist, dem die Mängel einer in die Mode gekommenen Sommerfrische noch nicht anhaften; dann Nr. 70, Pasewé's „Bergstraße von Jugenheim bis Auerbach", Nr. 73—74, „Von Paris nach Bern über Dijon und Pontarlier" und Nr. 75—76, „Der Vierwaldstätterse", letzterer mit 40 zum Theil prächtigen Bildern von J. Weber.

— In Schottland ist der „National-Zeitung" zufolge das Projekt eines Schiffskanals zwischen dem Firth of Forth und dem Firth of Clyde bezw. zwischen Edinburg und Glasgow wieder aufgetaucht. Es existirt bereits ein im vorigen Jahrhundert gebauter Kanal zwischen beiden Meerbusen, der jedoch nur für kleine Fahrzeuge schiffbar und daher ohne Bedeutung ist. Die Bodenverhältnisse sind günstig und der alte Kanal würde den Transport der Materialien sehr erleichtern. Für die deutsche Schiffahrt ist das Projekt insofern von Bedeutung, als die aus der Ost- und Nordsee kommenden, nach Westen bestimmten Schiffe

Digitized by Google

vielfach den Weg um Schottlands Nordspitze herum der gefährlicheren Route durch den Aermelkanal vorziehen. Der neue Kanal würde ihnen demnach die Fahrt bedeutend abkürzen.

— Zu Anfang September hat der Bau der Eisenbahn von Nauplia nach Argos (Peloponnes) begonnen; diejenige von Athen nach Laurion nähert sich ihrer Vollendung.

Afrika.

— In Heft 10 und 11 der „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik" (VI. Jahrgang) veröffentlicht Dr. F. Umlauft Bruchstücke aus dem Tagebuche A. Schaumann's, welcher im Dienste der Association Internationale du Congo an einer Expedition zur Erforschung des Niadi-Kuilu theilnahm und sich dabei eine tödliche Krankheit zuzog. Wir lernen daraus die Kehrseite der Medaille kennen, die von den Lobpreisungen des Unternehmens z. B. im „Mouvement Géographique" grell absticht. Es wird dadurch ein geradezu frevelhafter Mangel an Fürsorge für die Angestellten der Association aktenmäßig dargethan; Schaumann klagt wiederholt in seinen Aufzeichnungen über Mangel an Trägern, an Lebensmitteln, Arzneien, ja selbst an wissenschaftlichen Instrumenten. „Wohin kommen — fragt Dr. Umlauft — die reichen Vorräthe an Proviant aller Art, welche aus Europa nach dem Kongo geschafft werden? Offenbar bleibt das meiste davon an der Küste, wo sich etliche der dort Stationirten daran gütlich thun; denn im Innern leiden die Reisenden, welche die größten Beschwerden auf sich nehmen, oft Noth an Nöthigsten. Auch die Aerzte, welche die einzelnen Expeditionen begleiten, thun nicht immer ihre Pflicht und kümmern sich um die Kranken wenig oder gar nicht." — Sollte es da wirklich schon an der Zeit sein, für die neuen „Kongo-Freistaaten", wie es jetzt in Brüssel geschieht, eine Verfassung auf dem Papiere anzuarbeiten?

— Die polnische Expedition unter Herrn von Rogozinski in Camerun ist sehr zusammengeschmolzen, nachdem auch Herr Tomaschef gestorben und Herr von Hirtzfeldt nach Europa zurückgekehrt ist. Sie besteht nur noch aus dem Chef und Herrn Janikowski, welche ihren Aufenthalt auf der Insel Mondoleh genommen haben und, nachdem ihnen neue Mittel aus Polen zugegangen sind, sich zu einer neuen Expedition in das Innere vorbereiten. — Herr Dr. Passavant hat einen neuen Begleiter in Herrn Dr. Pauly (aus Plön) erhalten. Sie sind zunächst auf einige Tage nach Bokunda gegangen und dann auf einem Dampfer nach dem Süden gereist, um die Küste und besonders den Ogowe, soweit es europäische Faktoreien giebt, kennen zu lernen. Von diesem Abstecher zurückgekehrt, werden sie sich darauf vorbereiten, mit dem Schlusse der Regenzeit in das Innere einzudringen. — Die schwedische Expedition ist noch immer auf Mann's Spring (3240 m hoch, südlich vom Camerun-Pik gelegen), wo sie sich eine Blockhütte gebaut hat und von wo aus sie das Camerun-Gebirge erforscht. (Vergl. über diese Expeditionen „Globus", Bd. 45, S. 237.)

— Die Vereinigten Staaten — wird der „Allgemeinen Zeitung" vom 1. Juli aus Antananarivo auf Madagascar geschrieben — haben den Löwenantheil an Handel der Insel, und darauf darf man wohl auch die Entsendung einer Specialmission (Marine-Lieutenant Schufeldt) seitens der Union zurückführen ... Man sagt in Antananarivo, daß, während die Franzosen sich abmühen, die Nordwestküste zu bekommen, welche sie doch nie kolonisiren werden, und während England mit dem Handel an der Ostküste sich zufrieden zu geben scheint, die Amerikaner im Stillen die Südwestküste erforschen und die natürlichen Reichthümer derselben für sich gewinnen werden. Der von den Amerikanern besuchte Theil der Insel ist bis jetzt fast ganz unbekannt, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß hier ungeheure Naturschätze aufgespeichert liegen, und man darf nicht vergessen, daß der natürliche Ausgang der ganzen Insel auf der Westseite liegt. Dort dachen sich die Gebirge flach ab und dorthin ergießen sich die großen Ströme, von denen manche ein Stromgebiet umschließen, so groß wie das der Elbe oder der Weser.

Inseln des Stillen Oceans.

— Die Mission im niederländischen Theil von Neu-Guinea besitzt nach dem officiellen Handbuch für 1881 vier Stationen: Ansu, Dorch, Sumakonoro, Mewekowari, auf denen sechs Missionare thätig sind, welche von der Utrecht'schen Missionsgesellschaft ressortiren. Die ersten Missionare, Schüler Gossner's, landeten im Jahre 1855 und arbeiteten unter vielen Mühseligkeiten, bis sie im Jahre 1862 durch Sendboten, welche die Utrecht'sche Missionsgesellschaft ausgeschickt hatte, unterstützt wurden; seit der Zeit ist das dortige Arbeitsgebiet durch holländische Missionare besetzt worden. Ueber den Erfolg der Mission wird sehr verschieden geurtheilt, wiewohl alle Stimmen eins sind, den Missionaren wegen der Hilfe, die sie vielen Europäern und Eingeborenen bewiesen, wegen ihrer Aufopferung und ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit Anerkennung zu zollen. Der Name von Hasselt's, der auf Jacobsen's wissenschaftlichen Arbeiten weiter baute, ist in dieser Beziehung zu bekannt, als daß es nöthig wäre, näher hierauf einzugehen.

Nordamerika.

— Die Regierung von Canada hat eine Kommission ernannt, welche sich nach Britisch Columbia begeben und die Chinesenfrage studiren soll; demnächst wird sie über die Einwanderung der Chinesen Bericht zu erstatten haben. Diese Frage erregt mit Rücksicht auf die große Bedeutung, welche in Folge der Vollendung der Canadian Pacific-Eisenbahn die Handelsbeziehungen zwischen Canada und China vermuthlich erlangen werden, die größte Aufmerksamkeit.

— Auch Mexiko sucht wieder deutsche Einwanderer und zwar für die Distrikte Alamos und Guaymas im Staate Sonora und für Gebiete auf der gegenüberliegenden Halbinsel Unter-Californien. Dort sollen Deutsche in Gemeinschaft mit Chinesen gegen allerhand Vergünstigungen den Völkerkünger abgeben, um diese zurückgebliebenen Gegenden zu bereichern und für andere bewohnbar zu machen. So lange noch andere Länder zur Ansiedelung vorhanden sind, wo der Deutschen ein besseres Loos wartet, werden sie hoffentlich nicht nach dem nördlichen Mexiko gehen!

Inhalt: Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien. XV. (Mit fünf Abbildungen.) — W. Kobelt: Griechenland. V. und VI. — Die Provinz El-Arisch des Sultanats Marokko. II. (Schluß.) — Kürzere Mittheilungen: Westafrikanisches. — Das Cameun-Gebiet und die Küste südlich davon. — Die Eisverhältnisse im Polarmeere im Sommer 1881. Von W. Finn. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. (Schluß der Redaktion: 30. September 1881.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XVI.

(Die Abbildungen, sofern nichts anderes bemerkt ist, nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

Am 25. September erreichte die Karawane den ansehnlichen Ort Abâde, den Sitz eines Gouverneurs und einer Telegraphenstation. Der dortige Bazar — denselben pflegten die Reisenden in jedem Orte aufzusuchen, da es der einzige Platz in orientalischen Städten ist, wo man sich einen Begriff von dem Handel und der lokalen Industrie machen kann — zeichnet sich durch Schnitzereien in Birnbaumholz aus, die hier mit viel Geschmack verfertigt werden: reizende Löffel, die bei Tische die Stelle unserer Gläser versehen, Spiegelrahmen, Tintefässer und Schmuckkästen, auf denen vertieft oder erhaben das persische Wappen, Sonne und Löwe, angebracht ist.

Von Abâde aus unternahm das Dieulafoy'sche Ehepaar einen Abstecher nach Süden, nach Eklid, um eine sehr merkwürdige Moschee, von der man ihm in Teheran erzählt hatte, zu besichtigen und zugleich in Erfahrung zu bringen, ob der souveräne Stamm der Bachtiaren wohl Fremde durch die Pässe zwischen Fars und Susiane ziehen ließe. Für diesen Ausflug hatte ihnen der Gouverneur von Abâde seinen eigenen Sohn mitgegeben, einen jungen Mann von etwa 16 Jahren, der offenbar wenig Lust besaß, seinen Anderun, mit dem ihn sein Vater vor drei Monaten beschenkt hatte, zu verlassen, um sich draußen in den Bergen umherzutreiben; doch machte er gute Miene zum bösen Spiele und zeigte sich bemüht, den Fremden zu gefallen. Nach einem sechsstündigen Ritte durch trockene unbebaute Thäler näherte man sich einem natürlichen Felsenthore, jenseit dessen das Gebiet von Eklid begann; hier empfingen sie die Bewohner des Ortes mit schlechtgezielten Flintenschüssen, womit sie erst aufhörten, als der Sohn des Gouverneurs, lebhaft mit den Armen gestikulirend und abwinkend, allein auf sie zuritt.

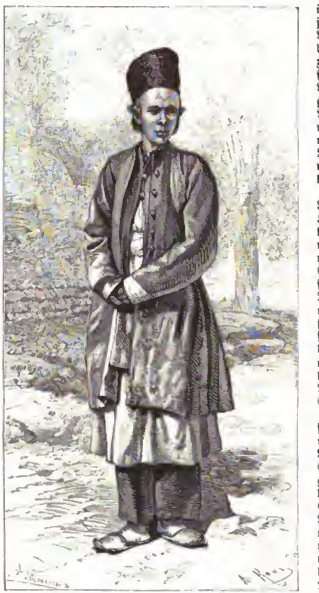
Eklid ist kein Dorf, sondern eine große Oase von fast 30 km Länge am Fuße der Vorhügel des Luren-Gebirges, wohlbewässert und bepflanzt von reichlichen Quellen. In Folge der hohen Lage gedeihen dort Fruchtbäume des gemäßigten Klimas, wie Nuß- und Apfelbäume, das Haupterzeugniß aber ist Getreide und zwar in solcher Menge, daß die Bewohner dieser glücklichen Ebene nie von Hungersnoth zu leiden gehabt haben, welche doch in Persien wegen der schlechten Wege so häufig auftritt. Leider kann aber auch Eklid in Zeiten des Mangels die Umgegend nicht an seinem Ueberflusse theilnehmen lassen; denn aus Furcht vor Räubern unterbleibt jede Ausfuhr. Während der letzten Hungersnoth im Jahre 1878 versuchten die Bewohner von Eklid Korn nach Abâde zu schaffen, aber mußten davon abstehen, obwohl die Entfernung zwischen beiden Orten nicht mehr als 40 km beträgt und der Preis in Abâde viermal höher war als in Eklid. Denn die Leute aus der Umgegend lauerten den Transporten dort, wo dieselben die Oase verließen, auf, plünderten sie und tödteten die Kaufleute, wenn sie sich zur Wehre setzten; als dann die Zeiten besser wurden, behielten sie ihre schlechten Gewohnheiten bei, stahlen den Hirten Hammel und raubten kleine

Digitized by Google

Karawanen aus. Klagen beim Schah blieben erfolglos, und schließlich errichteten die Bauern der Oase eine Lokalmiliz, welche von den Bergen aus die Ebene und die Straßen nach Ispahan und Schiraz zu überwachen und verdächtige Reiter mittels Flintenschüssen fern zu halten hat. Nach den Bergen von Luristan hin ist diese Bewachung nicht nöthig, da dort die Bachtijaren ohnehin keinem Fremden den Durchweg gestatten. Gleich anfangs erfuhr Dieulafoy, daß es auch ihnen, wenigstens für den Moment, nicht möglich sein würde, das Land derselben zu passiren, da sich ihr Oberhaupt, der mächtige Ilchani, im Norden seines Landes befand und ohne eine Erlaubniß desselben ein Betreten seines Gebietes unmöglich ist. Eine zweite Enttäuschung wartete ihrer, als sie sich, kaum in Eklid angelangt, nach der ersehnten Moschee führen ließen und nichts als ein kleines gewöhnliches Gebäude aus Lehm mit einer unregelmäßigen Kuppel fanden, an welchem nichts Merkwürdiges zu entdecken war, als die sauber mit Kalk geweißten und mit Koransprüchen in apfelgrüner Farbe bemalten Wände. Auch die berühmten Quellen von Eklid, welche in mehreren Armen aus dem Felsen hervorsprudeln und sofort einige tiefe Becken füllen, konnten sie für den Umweg von 70 km ebensowenig entschädigen als die Lehmruinen eines kleinen Sofi-Palastes.

Das Klima der Oase muß sehr gesund sein; reine Luft im Vereine mit klarem, fließendem Wasser und herrlichen Bäumen machen sie zu einem bevorzugten Erdenwinkel. Leider aber haben die Einwohner die Gewohnheit, sich in englische Baumwollstoffe, welche Ispahaner Kaufleute nach Abâde bringen, zu kleiden und außerdem beim Reinigen der Bewässerungsgräben im Wasser zu stehen; in Folge dessen sind Lungenschwindsucht und Rheumatismus häufig.

Am 27. September war die Sonne noch nicht aufgegangen, als es schon am Hofthore klopfte und die Vorhalle sich rasch mit allerhand Kranken füllte, welche in der Nacht von ihren Verwandten in der Hoffnung auf Heilung durch die Fremden herbeigebracht worden waren. Unter denselben befanden sich auch zwei stattliche Bachtijarenweiber, Schwestern, welche die ganze Nacht hindurch geritten waren, um ein krankes Kind von fünf Jahren den Franken vorzustellen. Sie hatten in der That einen stolzen Gesichtsausdruck, diese beiden Frauen mit ihrem unverschleierten Gesichte; sie waren mit großer, doch unbewußter Kunst in leichte, dunkelblaue Wollstoffe gehüllt, welche am Kopfe fest anlagen und dann auf den Pyrahan (Art kurzen Hemdes) und auf weite, an den Knöcheln zusammengeschnürte Hosen herabfielen. Das waren in der That Abkommen jener wilden Bergstämme Luristans, der Ulrier, denen der Perserkönig Tribut zahlen mußte, so oft er sich von Susa durch ihr Land nach Persepolis begeben wollte, welche selbst Alexander nicht zu unterwerfen vermochte, und die noch heutigen Tages die Oberherrlichkeit des Schah von Persien nicht anerkennen.



Sohn des Statthalters von Abâde.

Es war schließlich den Reisenden unmöglich, die Klagen sämmtlicher Kranken, welche herbeigeströmt waren, anzuhören; sie mußten daran denken, Eklid zu verlassen, wenn sie anders noch am selben Tage Surmel erreichen und wieder zur Karawane stoßen wollten, und so folgten sie halb widerwillig dem Sohne des Gouverneurs von Abâde und ließen es geschehen, daß die Diener die Kranken mit Stöcken auseinander jagten.

Surmel, das sie nach sechs Stunden Reitens erreichten, ist eine kleine, mit Lehmmauern umgebene Stadt, die früher wohl größere Wichtigkeit besessen haben mag; in ihren Gärten sieht man noch Reste einer sassanidischen, mit 12 Thürmen versehenen Festung, welche sich noch 20 m über dem Erdboden erheben, obwohl ihr Material, wie das der verlassenen Häuser in Ispahan, als Düngung für die Melonenfelder verwendet wird.

Dehbid, welches man am 28. September erreichte, liegt bereits 2400 m über dem Meeresspiegel; es ist der höchste Punkt auf der Straße von Schiraz nach Ispahan. Das kleine und ärmliche Dorf besteht aus einer sehr verfallenen Festung der Sassanidenzeit, einigen Lehmhütten und einer Station des englischen Telegraphen.

Die beiden letzten Nachtmärsche waren lang und mühselig. Die Wege mit Geröll bedeckt, steil und schwierig, so daß die Pferde und Lastthiere häufig stürzten und entladen

Digitized by Google

werden mußten, um wieder auf die Beine zu kommen. Die armeniſchen Frauen waren gänzlich ermüdet, die Kinder weinten ohne Unterlaß und ein Reiſender, der ſchon krank von Iſpahan mitgenommen worden war, lag im Sterben. Es giebt in der That nichts Ermüdenderes, als ununterbrochen auf einander folgende Nachtmärſche. Gern hätte ſelbſt der Tſcharvadar-baſchi ſeiner Karawane einen Ruhetag gegönnt, ehe er den ſchlimmen Marſch von 10 Farſach durch Bergland, der ihn noch von Maderi-Soleiman trennte, antrat; aber er hatte kein Stroh mehr für die Thiere und mußte nothgedrungen vorwärts ziehen.

Der Aufbruch fand um zehn Uhr Abends ſtatt; aber ſchon um Mitternacht machte die ganze Karawane auf den Ruf der Maulthiertreiber Halt, da jener kranke Reiſende geſtorben war; man hatte das nur daran bemerkt, daß der Kopf des Leichnams in regelmäßigen Zwiſchenpauſen gegen

Bachtiariſtrauen.

das Sattelholz anſchlug. Es handelte ſich nun darum, den Todten vor Sonnenaufgang zu begraben, worüber ſich Jedermann unzufrieden zeigte; nicht Mitleid bewegte die Herzen, ſondern nur Aerger, daß man bei dem langen bevorſtehenden Marſche eine halbe Stunde mit der Herſtellung einer Grube verlieren ſollte. Fackeln wurden angezündet und mit Meſſern und Stöcken machten ſich die Tſcharvadars daran, mitten auf dem Wege ein Loch zu graben; dann wurde der Leichnam herbeigebracht, ſeiner beſten Kleider entledigt und nach Landesſitte faſt noch warm in ſeine letzte Behauſung gelegt. Nur dadurch unterſchied ſich das Begräbniß von dem Verſcharren eines Hundes, daß man einen Derwiſch, einen ſchönen Mann, der ſtets ein Tigerfell als Mantel um die Schultern gehängt hatte, aus ſeinem Schlafe weckte und ihn bat, das Haupt des Todten in die Richtung nach Mekka hin zu drehen und ihm unter die Achſeln Krücken zu legen, daß er ſich darauf ſtützen könnte, wenn einſt die Stimme des Engels Azrael

Digitized by Google

die Todten auferweckt. Dann warf und ſtieß man mit Händen und Füßen Erde und Steine in das Loch und bedeckte die Stelle mit einigen Steinen; damit war das Begräbniß zu Ende. Die wenigen Neugierigen, welche überhaupt abgeſtiegen waren, kletterten wieder auf ihre Pferde und Eſel, die Schläfer erwachten von dem Schreien der Treiber und die Gaſila (Karawane) ſetzte ſich wieder in Gang. Nun konnte ſich Dieulafoy auch die zahlreichen Steinhaufen auf den Karawanenſtraßen erklären: es ſind Gräber.

Bei Tagesanbruch des 29. September erreichte man die Ufer des Pulwar-rud; aber anſtatt ſeinen mächtigen Krümmungen abwärts zu folgen, überſchritt ihn die Karawane und ſtieg in ſüdöſtlicher Richtung in das Gebirge hinauf, um nach einem Marſche von 30 km den Fluß weiter unten wieder zu erreichen. Die Sonne ſtand ſchon

Der Derwiſch mit dem Tigerfell.

Pfeiler vom Palaſte des Kyros in Paſargadae.

hoch, als man den Paß überſtieg, und Mittag war vorbei, als der wegen ſeiner dunkelblauen Teppiche berühmte Flecken Murghab paſſirt wurde. Um ein Uhr ward Dehino („Rendorf") erreicht, ein elendes ſchmutziges Dorf, wo nach 17ſtündigem Ritte geruht werden ſollte. Aber ehe Mr. Dieulafoy vom Pferde ſtieg, ſah er ſich noch einmal auf dieſer klaſſiſchen Stätte des alten Paſargadae, des Herrſcherſitzes der Achämeniden, um, und als er links vom Dorfe auf einem Berge weißes Mauerwerk erblickte, war alle Müdigkeit vergeſſen; trotz des Einſpruches der Tſcharvadars nahm er den photographiſchen Apparat und ritt langſamen Schrittes zur Höhe hinauf, die mit einem langen Unterbau aus Kalkſteinen gekrönt iſt. Die Bewohner von Dehino nennen es „Tachti-Maderi-Soleiman" (Thron der Mutter Salomons). Es erinnert an jene mächtigen Terraſſen, auf welchen die Könige Babyloniens ihre Paläſte errichteten, aber nichtsdeſtoweniger ſteht es feſt, daß ſich niemals ein Bauwerk auf dieſer künſtlichen Grundlage er-

Digitized by Google

hoben hat, denn dieſelbe iſt ſelbſt unvollendet. Das ergiebt ſich weniger aus der Unfertigkeit der äußeren Mauern des „Thrones“ — ähnliche Anomalien finden ſich an den ſchönſten Denkmälern Griechenlands, wie den Propyläen oder dem Tempel von Eleuſis —, ſondern aus dem Zuſtande der oberen Steinlagen, in denen ſich neben vollſtändig behauenen Steinen andere finden, deren Fugen noch kaum angedeutet ſind. Obwohl aber das Gebäude, welches die Untermauerungen zu tragen beſtimmt war, niemals errichtet worden iſt, ſo war doch die Lage prächtig gewählt. Im Weſten wird das Thal von einem hohen Gebirgsmaſſiv begrenzt, welches mit dem Berglande der Bachtijaren zuſammenhängt, im Süden von einem Ausläufer der Berge, durch welche ſich der Pulwar-rud in gewaltigen Krümmungen ſeinen Weg ſucht, um unterhalb der Ruinen von Perſepolis im Salzſee Neriß ſein Ende zu

Denkmal des Kyros. (Nach einer Zeichnung von M. Dieulafoy.)

finden, im Oſten von dem wildeſten und ödeſten Theile Karamaniens und im Norden von ſtufenförmigen Plateaus, welche zu den hohen, reichbewachſenen Gebirgen von Surmek und Dehbid hinaufführen. Und durch die Ebene ſchlängelt ſich zum Pulwar ein Waſſerlauf hin, an deſſen Ufern weiße Bauten zu erkennen ſind, wie ihre Farbe anzeigt, antiken Urſprungs, denn moderne Dörfer beſtehen alle aus grauem Lehme.

Nach gehöriger Nachtruhe nahmen die Reiſenden am folgenden Tage (30. September) die Unterſuchung der Ueberreſte von Paſargadae wieder auf und beſuchten zuerſt einen viereckigen Thurm, welcher etwa 300 m unterhalb des Tachti-Maderi-Soleiman ſich befindet. Die Mauern deſſelben waren aus Kalkſteinen ohne Mörtel, nur mit Verkittung, erbaut; eine Treppe, von welcher noch Spuren vorhanden ſind, führte zu einer Thür in halber Höhe der

Digitized by Google

Façade; vorspringende Pfeiler verstärkten die Ecken und seine Krönung bestand aus einem gezahnten Gesimse. Der Thurm, an welchem vielleicht Griechen gearbeitet haben, bietet trotzdem, von dem Zahnornamente abgesehen, keine hellenischen Architekturformen dar, dagegen überraschende Analogien mit gewissen lykischen Grabmälern, die ihrerseits wieder Nachahmungen alter Holzbauten waren. Vielleicht war es ein Grabmal eines Königs oder sonst einer mächtigen Persönlichkeit.

In der Ebene darunter erregt zunächst ein Trümmerhaufen, welchen eine einzelne noch aufrecht stehende Säule überragt, die Aufmerksamkeit. Dieselbe besteht aus Kalkstein, ist 1,05 m dick und über 11 m hoch; der ganz glatte Schaft ruht auf einer kleinen cylindrischen Trommel von schwarzem Basalte; das Kapitell ist verschwunden oder mag, in tausend Trümmer zerbrochen, am Fuße der Säule umherliegen. Nahe dabei finden sich noch einige andere, symmetrisch aufgestellte Basen aus Basalt, aber die dazu gehörigen Säulen sind verschwunden.

Unweit dieser Säulenstellung erheben sich drei Pfeiler aus Kalkstein, 8 m hoch, je aus drei über einander gestellten Blöcken bestehend und an der einen Seite in Nischenform ausgehöhlt; auf ihrem oberen Theile tragen die Pfeiler die bekannte Keilinschrift in persischer, medischer und assyrischer Sprache: „Ich Kyros der Achämenidenfürst." Weiterhin liegen, fast in der Höhe des Erdbodens abgebrochen, vier schwarze Basaltplatten, auf der inneren Seite mit schönen Skulpturen geschmückt, welche die Füße eines Menschen und gegenüber die Fänge eines Riesenvogels zeigen. Wahrscheinlich stellten dieselben den siegreichen Kampf des Gründers des Gebäudes gegen ein Fabelwesen dar, wie er sich häufig auf babylonischen Cylindern

Gabri-Madri-Soleiman, das Grab des Kyros.

findet. Alle diese Reste zusammen gehörten wahrscheinlich einst zu einer großen, von Säulen getragenen und mit einem Holzdache versehenen Halle, an welche eine Vorhalle und rechts und links kleinere, symmetrisch angeordnete Räume angefügt waren; letztere standen durch große Thüren mit dem Hauptraume in Verbindung. Man hat es hier offenbar mit den Trümmern eines Palastes des Kyros zu thun.

Aber noch ein anderes Ueberbleibsel von noch größerem Interesse befindet sich in der Nähe: ein großer, aufrecht stehender Stein von weißer Farbe, welcher in sehr flachem Relief eine, wie die assyrischen Genien und die biblischen Cherubim mit vier Flügeln versehene, menschliche Gestalt in betender Haltung zeigt, die auf dem Kopfe die Insignien des ägyptischen Gottes Knephy als Hauptschmuck trägt. Ueber der Figur stand früher dieselbe dreisprachige Inschrift, wie auf den Pfeilern des Palastes; aber im Jahre 1877 soll der obere Theil des Steinblockes mit der Inschrift herabgestürzt und zu Grabsteinen verarbeitet worden sein. Die dargestellte Persönlichkeit trägt einen ganz europäischen Typus; der Scheitel scheint rasirt oder kahl zu sein, die übrigen Haare reichen in Flechten kaum bis in das Genick; der Bart ist kurz und frisirt. Die Kleidung besteht aus dem langen, inwendig mit Pelz gefütterten und an der Seite zugeknöpften Gewande, welches die Perser noch heute zur Winterszeit tragen und das nach den Perserkriegen Aristophanes zufolge auch in Griechenland Eingang fand. Der Gegenstand, welchen die Figur in der rechten Hand hält, wird für eine Statuette mit doppelter Kopfbedeckung und darüber den heiligen Uraeus erklärt.

Dieses Bildwerk stellt den großen Kyros selbst dar. Wir lassen hier folgen, was Dr. Stolze, der 1875 und 1877 diese Denkmäler und diejenigen von Persepolis photographisch aufgenommen und 1883 zum Theil veröffentlicht hat, darüber urtheilt (s. Verh. der Ges. f. Erdk. zu Berlin 1883, S. 274 f.). „Gegen die Identifikation dieses Reliefs mit Kyros wird verschiedentlich eingewendet, daß

Digitized by Google

einmal zu dieses Königs Zeiten die Perser wohl noch keine Keilinschrift kannten, und daß ferner Kyros unmöglich sich mit äppitischem Kopfschmucke hätte abbilden lassen können. Darauf ist zu erwidern, daß der auf dem Relief Abgebildete es schwerlich selbst fertigen ließ. Denn es bezeichnet durch die vier Flügel und die betende Haltung den Dargestellten zweifellos als einen Verstorbenen, wogegen die in der ersten Person redende Ueberschrift natürlich ebenso wenig spricht, wie die, von der uns beim Grabe (s. unten) berichtet wird. Wenn dem Kyros aber dies Denkmal hiernach nur von einem seiner Nachfolger, vielleicht von Darius selbst, jedenfalls aber nach der Eroberung Aegyptens, gesetzt wurde, so schwindet hiermit jedes Bedenken. Denn es war nach antiken Anschauungen ganz in der Ordnung, nun, nachdem das älteste und berühmteste Kulturland dem persischen Reiche einverleibt war, auch den Begründer desselben mit diesen Insignien zu schmücken. Furcht vor Anachronismen kannte man damals noch nicht. Vielleicht ist sogar bei Anfertigung des Denkmals ein ägyptischer Künstler thätig gewesen, was auch die große Flachheit des Reliefs und die sehr abweichende Technik erklären würde, die in der That lebhaft an die der ägyptischen Grabkammern erinnert."

Um Mitternacht, am 1. Oktober, setzte die Karawane nach zweitägiger Rast ihren Marsch nach Schiraz fort, während unsere Reisenden mit ihren Pferden und einem Maulthiere, zwei Dienern und einigen Soldaten, die ihnen der Gouverneur von Schiraz entgegengesandt hatte, zurückblieben. Bei Tagesanbruch stiegen auch sie zu Pferde und ritten, die bisher beschriebenen Ruinen links lassend, auf ein elendes Dorf los unweit der Stelle, wo der Pulwar durch die Berge bricht. Die Lehmhäuser desselben lehnen sich gegen antike Fundamente aus weißem Steine und machen eben durch ihre Existenz eine nähere Untersuchung der Reste unmöglich. Dahinter aber erhebt sich ein kleines Denkmal, dessen warmer goldiger Ton an die schönen pentelischen Marmorblöcke erinnert; es liegt abseits vom Dorfe und ist leicht zugänglich. Doch muß man, ehe man es erreicht, erst einen Kirchhof passiren. Dies ist das Monument, welches unter allen in dieser Gegend am besten erhalten ist und das meiste Interesse bietet; die Perser nennen es Gabri- (oder Meschhedi-) Madri-Soleiman, d. h. das Grab der Mutter Salomo's, während es schon nach seinem ersten Bekanntwerden in Europa allgemein für das Grab des Kyros gehalten worden ist. Der, wie Dieulafoy will, archaische Charakter der griechischen Architektur und der das Tempelchen krönende Giebel, der seines Gleichen sonst in Persien nicht hat, erregen vor allem die Aufmerksamkeit. Das Grabgebäude ruht auf sechs (wie wir sehen werden, sind es deren mehr gewesen) Stufen von nach oben zu abnehmender Größe und diese wieder auf einem Sockel, der weit über die unterste Stufe vorspringt; eine zum Theil zerstörte Treppe diente zum Ersteigen der Stufen. Das Ganze ist aus kolossalen, aber mit größter Genauigkeit gefügten Kalkblöcken erbaut, das Dach massiv und gleichfalls aus Stein. Rings herum lief einst eine Säulenhalle [1]); doch waren nur noch auf drei Seiten Basen und selbst Schäfte von Säulen nachzuweisen. In diesen innern Hof gelangte man durch drei schmale und niedrige Thüren, deren Pfosten noch aufrecht stehen; aber auffallend ist es, daß die beiden sich gegenüber befindlichen Thüren nicht in der Verlängerung der Achse des Grabgebäudes liegen, und daß letzteres nicht den Mittelpunkt des von der Säulenhalle umschlossenen Raumes einnimmt.

Eine kleine hölzerne Thür ist heute an dem Eingange des Grabgebäudes angebracht; sie führt in einen sehr kleinen Raum, in dessen eine Seite in verhältnißmäßig neuer Zeit eine Mirhab-Nische eingegraben worden ist. Die übrigen drei Wände sind glatt und lassen die Größe der Werkstücke erkennen. In die Fugen der Blöcke haben die Dorfbewohner hölzerne Pflöcke geschlagen und daran zu Schmüren metallene Lampen und Fetzen von allerhand Farben als Weihgeschenke aufgehängt.

Nachdem Frau Dieulafoy ihrem Gemahl geholfen hatte, die Maße des Denkmals zu nehmen, einige Notizen gemacht und den photographischen Apparat aufgestellt hatte, wurde sie plötzlich von einem heftigen Fieberanfalle ergriffen, der sie zwang, sich niederzulegen. Erst gegen Abend war es ihr möglich, zu Pferde zu steigen und nach Dehino zurückzukehren.

[1]) Eine Rekonstruktion der ganzen Anlage s. in der nächsten Nummer.

Großgriechenland.

Von **W. Kobelt.**

VII.

Mit dem Capo delle Colonne schneidet der Golf von Tarent nach Süden ab. Der Reisende gelangt mit der Eisenbahn in zwei Stunden von Cotrone nach Catanzaro, entlang einer kahlen, von Fiumaren zerrissenen Küste, die heute vollkommen menschenleer ist. Nur hier und da sieht man an weniger steilen Hängen Bauern mit der Bestellung der Felder beschäftigt, oder einen Ziegenhirten mit spitzem Hut und Fellmantel, umgeben von seiner Herde. Ein mitfahrender Geistlicher unterhält den Reisenden über die Zucht der ghiri, der Siebenschläfer, die sich in dieser abgelegenen Gegend seit der Römerzeit erhalten hat. Man erreicht Policastro, dem die Regierung neuerdings den antiken Namen Petelia wiedergegeben hat, obschon sein Anspruch darauf nichts weniger als unbestreitbar ist. Dann folgt Catanzaro, acht Kilometer von seiner Marine und dem Bahnhof entfernt auf einem Plateau liegend, zu dem man in unzähligen Serpentinen aufsteigt, durch ein mit Oliven, Orangen, Maulbeeren, Feigen und Mandelbäumen erfülltes Thal, auf dessen Grund ein dünner Wasserfaden rieselt, der aber mitunter die furchtbarsten Verheerungen anrichtet. Auf den felsigen Stellen wird der Kaktus zum förmlichen Baum und reift massenhaft seine Früchte; Myrten und fruchtbehangene Erdbeerbäume mischen an geeigneten Stellen ihr tiefes Grün mit seinem Grau.

Die flinken calabrischen Pferde, obschon zu dreien vor eine leichte Droschke gespannt, brauchen zwei gute Stunden bis auf die Hochebene. Im Alterthume scheint hier keine Stadt gestanden zu haben, man findet im Boden nur

Digitized by Google

byzantinische Reste, wie auch der alte Name Katafaron ein byzantinischer ist. Die Stadt wurde erbaut, als Nicephorus Phocas das den Sarazenen entrissene Calabrien reorganisirte und mit griechischen Kolonisten belegte. Das feste Normannenschloß erbaute Robert Guiscard 1060; es ist vor einigen Jahren geschleift worden, um den Zugang zur Stadt zu erleichtern.

Catanzaro ist eins der Erdbebencentren von Calabrien und hat gelitten, wie wenig andere Orte. 1626, 1638, 1659, 1693 bezeichnen die ärgsten Verheerungen im siebzehnten Jahrhundert, dann blieb es ruhig bis 1783, wo am 28. März — Messina und Reggio waren am 5. Februar zerstört worden — die ganze Stadt über den Haufen geworfen wurde, so daß auch nicht ein Haus bewohnbar blieb; trotzdem verloren nur 10 Mann das Leben, weil die ganze Bevölkerung, durch die vorausgehenden schwächeren Erdstöße gewarnt, unter Zelten im freien lagerte. Die Erdbeben dieses Jahrhunderts sind für Catanzaro weniger verderblich gewesen; die von Cotenza 1854 und 1870 wurden zwar empfunden, thaten aber wenig Schaden, und die schreckliche Erschütterung von 1857, welche die Basilicata so entsetzlich heimsuchte, wurde in Kalabrien kaum verspürt.

Heute ist die Hauptstadt von Calabria ulteriore II. eine blühende Stadt von 25000 Seelen, auf einem felsigen Ausläufer der Sila gelegen. Nach drei Seiten umgeben sie tiefe Abgründe, nur nach der vierten hängt das Plateau durch einen etwas niedrigeren Rücken mit dem Gebirge zusammen. Die Enge des Raumes hat die Einwohner gezwungen trotz der Erdbebengefahr doch wieder mehrstöckige Häuser zu erbauen und die Straßen eng zu lassen; nur eine einzige ist fahrbar, die anderen sind schmal und steil, oft mit Treppen. Die Aussicht ist nach allen Seiten hin wunderbar großartig, am großartigsten vielleicht von dem neu angelegten Campo Santo, der in einiger Entfernung von der Stadt liegt. Da die Stadt auch zwei leidliche Hotels und ein ganz erträgliches Restaurant besitzt, ist der Besuch derselben, den man von Messina aus in zwei Tagen machen kann, dem Touristen sehr zu empfehlen. Die Gastfreundlichkeit und Liebenswürdigkeit der wohlhabenderen Klassen gegen Fremde, ob empfohlen oder nicht empfohlen, übersteigt alle Grenzen; das spanische „Esta alla disposicion de V.“, in seiner Heimath eine bloße Formel, wird hier zur Wirklichkeit und man muß in der Bewunderung von Gegenständen, die einem gefallen, sehr vorsichtig sein. Beim Landvolk der Umgegend herrscht noch ganz die heimische Nationaltracht, in der Stadt ist sie leider längst verschwunden.

Wunderbar ist die Mannigfaltigkeit von Früchten auf dem Markt. Kaltusfeigen, Citronen, die ersten Sempredolce-Orangen, die schon im grünen Zustande genießbar sind, Granaten, Johannisbrot, grüne und schwarze Feigen, frische Mandeln, Bericocci (ein Mittelding zwischen Pfirsich und Aprikose), Mispeln, Sorbusfrüchte, die Beeren von Physalia alkekenga werden ausgeboten zusammen mit köstlichen Aepfeln, von denen die von Gimigliano den besten normännischen nicht nachstehen. Daneben Gurken, Melonen, Kürbisse, Wassermelonen in unzähligen Barietäten, Kastanien, Haselnüsse, Pinienäpfel und Trauben von einer Größe wie in Kanaan. Aus dem Gebirge bringen die Frauen den köstlichen Agaricus deliciosus, den „rosito della Sila“, und im Sommer massenhaft Erdbeeren und Himbeeren. An Gemüsen tritt neben den überall in Italien häufigen Zuchetti und dem Pimiento hier die orientalische Bamieh auf, die Hauptrolle spielen aber die Pomi d'Oro, die Tomaten, und zwar sowohl die wilde (richtiger verwilderte, Lycopersicum cerasiforme) wie die zahme Gartenform. Sie werden in fabelhaften Quantitäten konsumiert und auch für den Winter eingemacht. Zu letzterem Zweck kommen die Frauen aus der ganzen Nachbarschaft zusammen, und die Conserva dei pomi d'oro ist genau ein solches häusliches Fest, wie bei uns das Birnenschällen vor dem Honigkochen oder in den Nassegegenden das Nußkernen.

Dreizehn Minuten genügen, um von dem Bahnhof von Catanzaro das 7 km entfernte Squillace zu erreichen. Auch hier liegt die Station einsam am Meere; man reitet einen engen Radin hinauf und gelangt in ein weites Becken, in dessen Mitte die kleine Stadt auf einem zuckerhutförmigen Felsen hängt, überragt von einem mittelalterlichen Schlosse. Die Stadt hat der Landenge den Namen gegeben, welche den südlichsten vom Apromonente erfüllten Theil der Halbinsel, das eigentliche Italia, vom ehemaligen Demotrien scheidet. Die Stadt war am bedeutendsten unter den Römern, die sie neu begründeten, und behielt ihren Glanz bis in die Byzantinerzeiten, Dank der reichen und mächtigen Patrizierfamilie der Aurelii, deren berühmtester Sproß der große Cassiodorus war. Die Geschichte dieses Mannes, der Italiens Geschicke unter den Ostgothen lenkte, wird ausführlich erzählt; Lenormant sieht in ihm den ersten italienischen Patrioten, der statt der Weltherrschaft ein einiges, selbständiges Italien, wenn auch unter einem barbarischen König, anstrebte. Als Vitiges unterlag, ging er in seine Heimath nach Scyllacium zurück und wandelte seine Bivarien in der Nähe der Stadt in ein Kloster um, das er Monasterium vivariense nannte. Gothen wie Byzantiner achteten sein Asyl und ungestört konnte er noch dreißig Jahre dort wohnen und die Werke abfassen, welche für unsere Kenntniß der italienischen Zustände im 6. Jahrh. so wichtig sind. Interessant ist die Beschreibung, die er in einem seiner Briefe von den Fischbehältern giebt, die er in Höhlen am Fuße des Moscius angelegt hatte, und in welche das Meerwasser frei eindringen konnte. Unter dem Namen Grotte di San Gregorio sind dieselben heute noch in dem Kap Stalletti nachzuweisen, aber sie sind dem Wasser nicht mehr zugänglich. Lenormant meint, daß ihnen auch früher das Wasser durch künstliche Vorrichtungen zugeführt worden sei, doch könnte möglicherweise auch eine lokale Hebung stattgefunden haben.

Wenige Jahre nach dem Tode des letzten großen Römers verwüsteten die Longobarden die Südspitze Italiens aufs Entsetzlichste; wo uns Squillace im elften Jahrhundert wieder begegnet, ist aus der lateinischen Stadt eine griechische geworden, die ihr Griechenthum zäh behauptet bis zur Zeit der Anjous. Den sarazenischen Raubscharen war das Felsennest zu fest, es hat sich darum bis in unsere Zeiten erhalten und eine ziemlich erhebliche Anzahl bedeutender Calabresen nennen Squillace ihre Vaterstadt. Aber vom Meere abgelegen ist es ein stilles Landstädtchen geblieben, dem auch die Eisenbahn noch kein neues Leben hat einflößen können, und das nur selten von einem Reisenden besucht wird.

Mit der Geschichte von Squillace schließt der zweite Band und damit die erste Abtheilung des Lenormant'schen Werkes, welches sich auf das Litoral des Jonischen Meeres beschränkt. Ueber die zweite Abtheilung, welche nach dem Tode des Verfassers erschienen ist, werden wir später berichten.

Digitized by Google

Die Sekte der Senusija.

I.

Im zweiten Heft des diesjährigen „Bulletin de la Société de Géographie“ erschien ein von einer Karte begleiteter, sehr interessanter Aufsatz Henri Duveyrier's über die Anhänger des Sidi Mahomed Ben Ali Es-Senusi und ihre geographische Verbreitung, der in mehr als einer Hinsicht Aufmerksamkeit verdient. Bei dem bedeutenden Umfange dieser Arbeit ist es uns nicht möglich hier einen vollständigen Auszug aus derselben zu liefern; wir müssen uns darauf beschränken einzelne Stellen hervorzuheben, die vielleicht bei manchen Lesern des „Globus“ die Lust erwecken werden, sich mit dem Ganzen bekannt zu machen.

Das hier behandelte Thema erscheint nicht nur vom Standpunkte der Geschichte und der Politik wichtig, da wir hier mit einer Sekte bekannt gemacht werden, die mit der größten Entschiedenheit Andersgläubigen entgegentritt, sondern es besitzt auch für die Geographie, resp. für die Erforschung des nördlichen Afrika eine direkte Bedeutung, da die vom Verfasser gemachten Mittheilungen wohl die Aufmerksamkeit aller derjenigen verdienen, die jenes Gebiet betreten wollen, weil dieselben im Stande sind, manchen Ueberraschungen unangenehmer Art gegenüber zur Vorsicht aufzufordern und als Warnung zu dienen.

„Die Türken und die Christen gehören derselben Sorte an, ich werde sie mit ein und demselben Schlage zerbrechen“, einen Ausspruch des Sidi El Achdar Ben Macheluf, hat Duveyrier an die Spitze seiner Arbeit gestellt, um den Geist dieser Sekte zu bezeichnen, welche, wenn sie auch eine der jüngsten unter den zahlreichen Verbindungen ist, die sich im Schoße des Islam gebildet haben, doch während ihres siebenundvierzigjährigen Bestehens eine Ausbreitung erlangt hat, deren sich nur wenige der anderen Brüderschaften rühmen können. Gründer derselben war ein einfacher arabischer Rechtsgelehrter aus dem Stamme der Medschaher, Senusi (wie wir ihn der Einfachheit wegen nennen wollen; sein voller Name wurde oben angeführt), der während der letzten Periode der türkischen Okkupation Algiers in der Umgegend von Mostaghanam geboren wurde. Feind der fremden Herrschaft, wurde er nach Marokko verbannt, wo er durch seine Aufnahme in die Sekte der Mulei Tajjeb mit der mystischen Grundlage der Philosophie der Schadhelija bekannt wurde. Kurz vor der Eroberung Algiers durch die Franzosen kehrte er in sein Vaterland zurück, welches er als Lehrer der Rechtswissenschaften und der Philosophie durchwanderte; hierauf wendete er sich nach Osten, getrieben durch den Wunsch, sowohl die heiligen Orte zu sehen, als auch die Bekanntschaft der berühmten Lehrer des Islam zu machen, namentlich des Scheich Achmed Ben-Idris, des bedeutendsten Vertreters der Schadhelija. Auf seinem Wege nach den heiligen Stätten Arabiens verweilte er in verschiedenen Orten Nordafrikas, wo er als Lehrer auftrat und sowohl den Mitgliedern der herrschenden Kirche als den Vertretern der Regierung unbequem wurde. In Mekka reihte er sich unter die Schüler des Scheich Achmed Ben-Edris, wurde aber schon nach kurzer Zeit als dessen Nachfolger bezeichnet. Kaum war er in seine Stelle getreten und hatte die Macht in Händen, als er versuchte in Yemen Propaganda für seine Lehre (die wir gleich kennen lernen werden) zu machen. Anfänglich hatte er hier wenig Erfolg; verschiedene Schismatiker, die sich allerdings später ihm anschlossen, wiesen ihn ab. Er kehrte nun nach Mekka zurück, setzte sich mit der Elite der orthodoxen Pilger in Verbindung und suchte sie zu bewegen, den tariqa mahommedija (Weg Mahomed's) zu betreten. So nannte er selbst seine Religion, eine Art reformirten Schadeliismus, die er sowohl dem Koran und seinen Erklärern, als seinem eigenen Nachdenken entlehnt hatte, und welche er seinen Schülern als die reine und wahre Lehre des Islam vorlegte, gegründet auf das Wort des Propheten und befreit von allen Auswüchsen, welche sie im Laufe von zwölf Jahrhunderten durch die Arbeiten der Theologen bekommen habe. Später wurde, wie hier gleich bemerkt sein möge, der Name der Sekte, wenigstens im täglichen Leben, verändert, und „tariqat es-senûsîja, Weg des Senusi“, nach dem Namen des Lehrers, trat an Stelle der früheren Bezeichnung. Seine Religion, denn auf diesen Namen darf die Lehre des Senusi wohl Anspruch machen, zeichnete sich von ihrem ersten Auftreten an durch ihre Unduldsamkeit und Herrschsucht aus, daher ihr auch der orthodoxe Islam in Aegypten und in Mekka kräftigen Widerstand leistete. Wie dies ebenfalls bei anderen Religionen der Fall ist, erhoben auch im Schoße des Islam die geistlichen Orden Ansprüche darauf, daß in ihrer Mitte das religiöse Leben die höchste Vollendung erreiche. Senusi entschloß sich daher im Jahre 1837 dazu, die Auserwählten unter seinen Schülern zu einer Brüderschaft zu vereinigen, in deren Schoß der Geist des Glaubens, die Form des Kultus, die politischen Ansichten, welche er seinen Anhängern einzuflößen verstanden hatte und die er in einer Anzahl von Werken, welche ihn zu einem der fruchtbarsten Autoren des Islam machen, niedergelegt hatte, gepflegt werden sollten. Die wichtigste seiner Arbeiten, gewissermaßen die Quintessenz seiner Werke, trägt den hochtrabenden Titel: „El Schemus El Scharéqa“ oder: „Die aufgehenden Sonnen.“

Die Lehren dieser Sekte lassen sich in Folgendem zusammenfassen: Nur Gott allein soll die Verehrung der Gläubigen gewidmet werden; wohl dürfen sie auch die heiligen Männer ehren, so lange dieselben vom Hauche des Allerhöchsten erfüllt und belebt sind; diese Verehrung soll aber nicht fortdauern, wenn der Gegenstand derselben das Leben verlassen hat, und dann weder in Pilgerfahrten zu ihren Gräbern, noch durch Anrufen ihres Namens und die Bitte um ihre Vermittelung Ausdruck finden. Selbst zu Gunsten des Propheten Mohammed „des vollkommensten Geschöpfes“, wie ihn die rechtgläubigen Mohammedaner nennen, soll keine Ausnahme gemacht werden.

Ehe jemand in den Orden eintreten kann, muß er der Welt entsagt haben. Man verpflichtet sich allein die Autorität desjenigen Beherrschers eines mohammedanischen Staates anzuerkennen, der in seiner Person die gottesdienstliche Gewalt als Chalif mit der weltlichen Macht vereinigt; sobald er aber den Vorschriften des Glaubens, wie die Sekte denselben auffaßt, untreu wird, wird Ungehorsam gegen ihn eine Pflicht, und auch nur diejenigen Priester

Digitized by Google

werden durch die Senusija als rechtgläubig betrachtet, welche sich mit ihren Lehren im Einklang befinden. Alle Pracht im Anzug der Männer, Seide, Stickereien und Schmuck, Geräthschaften von Gold und Silber sind verboten; die edlen Metalle dürfen nur zur Verzierung des Schwertes dienen, welches ja für den heiligen Krieg bestimmt ist; den Frauen dagegen ist aller dieser Luxus erlaubt. Die Sekte verschmäht eben nichts, was Anziehungskraft üben kann. Der Gebrauch berauschender Getränke, auch des Kaffees sowie Tabak sind verboten, wohl aber Thee mit Farinzucker gestattet; weißer Zucker gilt für unrein, da er mit dem Mehl von Knochen raffinirt wird, die von Thieren herrühren, welche nicht durch Mohammedaner geschlachtet sind!

In Bezug auf den Verkehr zwischen Mohammedanern einerseits, Christen und Juden andererseits hat Senusi äußerst strenge Vorschriften gegeben; es ist nicht erlaubt mit einem solchen Ungläubigen zu sprechen, ihn zu grüßen, mit ihm zu handeln, in seinen Dienst zu treten; wenn er kein Na'aja ist, d. h. den Mohammedanern keine Abgabe zahlt, wird er sogar zum Feinde, den das Gesetz nicht nur, wo und wie man kann, zu tödten erlaubt, sondern dessen Tod es geradezu vorschreibt. In diesem Punkte giebt es keinen Mittelweg, entweder muß der Ungläubige Abgaben zahlen, welche die Gesetzgeber des Islam mehr noch als der Koran selbst drückend gemacht haben, oder aber er steht einem wilden Thiere gleich, dem man Fallen stellt, wo man es nicht offen anzugreifen wagt.

Von Anfang an war das Bestreben der Senusija darauf gerichtet, alle Sekten, welche, wie sie selbst, aus der Schule der Schadhelija hervorgegangen sind, d. h. beinahe alle mohammedanische Orden, zum Anschluß an ihre eigene Brüderschaft zu bewegen und diese Taktik, deren politische Folgen sehr groß werden können, ist meist mit Erfolg gekrönt worden. In dieser Weise ist eine große Anzahl von Sekten, Zuwyjier zählt ihrer 8 bis 9 auf, jetzt mehr oder weniger unter den Einfluß der Senusija gekommen, nachdem einzelne derselben anfänglich heftigen Widerstand geleistet hatten, und richten jetzt ihre politische Haltung nach den Ansichten des Ordensstifters ein. Dieser Umstand verdient besonders beachtet zu werden, da hierdurch nicht nur der geistige Einfluß, sondern auch die materiellen Mittel und die militärischen Kräfte der Senusija eine ansehnliche Vermehrung erfahren haben.

Im Bewußtsein des Einflusses, welchen sie dadurch erlangen, daß sie sich mit dem Schleier des Geheimnisses umgeben, haben sie sich sorgfältig enthalten, irgend welche äußere Verbindungszeichen anzunehmen, welche sie auf den ersten Blick verrathen könnten. Andererseits theilen sie nur den bereits affiliirten Brüdern die Gebetformel mit, welche die Mitglieder an das gewöhnliche Morgengebet anschließen sollen. Dem französischen Vice-Konsul in Ben-ghazi, Herrn Eugen Ricard, ist es geglückt, den Text derselben zu erhalten, welchen wir in der Uebersetzung hier folgen lassen:

Der Ausruf: „Daß Gott vergebe!“ wird hundertmal wiederholt. „Es giebt keinen Gott als Allah.“ „Mohammed ist der Prophet Gottes ganz augenscheinlich und für jede Seele.“ „Er hat Alles geglaubt, was die göttliche Wissenschaft umfaßt.“ Diese Sätze werden hinter einander dreihundertmal wiederholt; hieran schließt sich der hundertmal wiederholte Ausruf: „O Gott, segne unsern Herrn Mohammed, den ungelehrten Propheten, seine Familie und seine Freunde und gewähre ihnen Heil.“

Gewiß lautet dieses Gebet im Gegensatz zu den oben mitgetheilten Grundlehren der Sekte sehr unschuldig, durch die tägliche Wiederholung desselben jedoch wird der Affiliirte an seine Stellung zur Brüderschaft erinnert. Natürlich aber hat letztere auch noch andere Mittel, Gehorsam und Eifer bei ihm zu unterhalten. Sie beruht ihn zu Versammlungen, legt ihm Pilgerfahrten auf, erhebt von ihm Abgaben im Betrage von 2½ Proz. von dem Theil seines Vermögens, welcher die Summe von etwa hundert Mark übersteigt; der Schatz, die Ställe, die Vorrathshäuser der Brüderschaft empfangen außerdem reichliche Gaben und Geschenke. Wenn man nur in der Provinz Ben-ghazi die große Zahl der Sklaven, Pferde, Kameele und Hammel sieht, denen mit glühendem Eisen der Name „Allah“ zugleich mit dem Zeichen der Brüderschaft eingebrannt ist, kann man sich von ihrem Reichthum überzeugen. Die Mitglieder, welche zu arm sind, um Geld und Naturallieferungen beizusteuern, müssen Dienste leisten, die sich nicht immer auf eigentliche Arbeitsleistung beschränken, so daß durch die Art derselben manchmal an Zustände früherer Jahrhunderte erinnert wird. Den Senusija sind alle Mitglieder und alle Bundesgenossen recht, wenn sie nur zur Erreichung des Zieles mitwirken, ja diese sonst so strengen Puritaner verschmähen es nicht, zu den Verführungskünsten von Bajaderinnen behufs der Erreichung politischer Zwecke da ihre Zuflucht zu nehmen, wo andere Sendboten keinen Erfolg gehabt haben.

Den Grundsätzen gemäß, die ihr Stifter ihr hinterlassen hat, spricht die Gesellschaft selbst Recht; natürlich ist hierdurch eine ungeheure Macht in ihre Hände gegeben, denn wo der geistliche Gewissensrath gleichzeitig Richter in bürgerlichen und Kriminalsachen ist, müßte derjenige sehr kühn sein, der sich ihm zu widersetzen wagte. Wie bedeutend der Einfluß der Brüderschaft ist, wie sehr sie sich im Volke verbreitet hat, kann man aus allerlei Redensarten erkennen, die namentlich im nordöstlichen Afrika, mit Ausnahme Aegyptens, im Volksmunde vorkommen; die Muselmänner schwören da bei: el haqq Sidi Es-Senusi! “ (bei dem Recht, der Wahrheit des Sidi Es-Senusi!). Bescheiden, wo die Umstände es nöthig machen, erhebt die Gesellschaft stolz ihr Haupt, wo sie sich Herr fühlt. Lange schon, ehe sie die impotente Macht erlangt hatte, über welche sie heute verfügt, als sie selbst noch im Entstehen begriffen war, wagte sie es im Jahre 1861 die Exkommunikation des Beherrschers der Gläubigen Abd El-Medschid auszusprechen, der gleichgültig gegen ihre wachsende Macht von dem von ihr vorgezeichneten Wege abzuweichen gewagt hatte.

Die Organisation der Brüderschaft ist ebenso einfach wie kräftig; der Name aller Brüder (Ichwan oder im gewöhnlichen Leben Ichuan) ist im Mutterhause verzeichnet; jeder der Brüder ist dem Moqaddem, dem geistlichen Hirten des Distriktes, dem er angehört — einem Manne, der den Mund kaum anders öffnet, als um zu segnen, einen Glaubenssatz oder einen Fluch auszusprechen — unbedingten Gehorsam schuldig, so auch dem Agha oder Aeltesten und dem Wekil oder Verwalter der Provinz. Alle diese Würdenträger aber, welche in den Augen der einfachen Brüder sich einer großen Gewalt erfreuen, sind ihrerseits nur Sklaven der vom Großmeister, welcher den Titel Chalif (d. h. Stellvertreter Gottes auf Erden) führt. Wir mit unseren abendländischen Ansichten können uns von der vollkommenen Unterordnung der Brüder, von der ungeheuren Macht des Chalifen, von dem schwindelerregenden Abgrund, der ihn von anderen Menschen trennt, kaum eine richtige Vorstellung machen. 1845 schon verhüllte das damalige Oberhaupt sein Gesicht auf der Straße, um die gewöhnlichen Sterblichen nicht durch den Glanz seiner Herrlichkeit zu erschrecken.

Digitized by Google

Der Großmeister steht mit den Oberen aller Zauija (Klöster, Schule und Kawanseraï) und den bedeutendsten Sendboten in fortwährender, direkter Verbindung. Seine Briefe werden durch besondere Boten überbracht, die sie sorgfältig in ihren Kleidern verbergen; die Art, wie sie zusammengefaltet sind, deutet den Inhalt an; in wichtigen Fällen bedient er sich der mündlichen Nachricht, überbracht von einem vertrauten Boten. Dieser Verkehr ist zu einer außerordentlichen Vollkommenheit entwickelt worden, und 1878 sowie 1881 erfuhr der Moqaddem von Tripoli die Erhebung der Bevölkerung des Dschebel Auras und der Ulad Sidi Sch'eich schon früher, als dieselbe in Algier bekannt war; dabei beträgt die Entfernung bis Tripoli 700 resp. 1200 km in der Luftlinie. In jedem Jahre zur Zeit des Festes Aïd el Kebir, der Ostern des Islam, berufst das Haupt der Brüderschaft alle Moqaddem nach Sherschuh zu einer Synode, wo alle Angelegenheiten der Sekte besprochen werden.

Mit Rücksicht auf das Vorhergehende wird man es leicht erklärlich finden, daß alle mohammedanischen Regierungen — vielleicht nach vergeblichem geheimem Widerstande — sich den Sensussja gegenüber sehr zuvorkommend bewiesen und sie mit Gaben überhäuften, um die Ruhe zu erhalten. Die englische Regierung hat im Jahre 1882 einen Augenblick lang die Sekte eine feindliche Haltung annehmen sehen, namentlich aber hat letztere der französischen Regierung in Algier vielfach Unannehmlichkeiten bereitet. Es würde zu weit führen, alle durch Duvevrier in Bezug auf diesen Punkt angeführten Belege zu erwähnen; dagegen möchten wir hervorheben, daß nach der Angabe unseres Autors die Sensussja es sind, welche oftmals dem Vordringen geographischer Forscher Hindernisse bereiten und daß dieser Sekte das traurige Ende vieler derselben zugeschrieben werden muß. Zahlreiche Namen werden von ihm genannt, Franzosen sowohl wie Ausländer: Flatters, Masson, Beringer und Roche, von Beurmann, von der Decken, Fräulein Tinné kommen auf dieser traurigen Liste vor.

Ein Beweis für das geschickte Vorgehen der Gesellschaft liegt darin, daß sie es verstanden hat, im Laufe von 47 Jahren über so zahlreiche, so verschiedenartige und über ein so großes Gebiet zerstreute Völkerschaften einen so ungeheuren Einfluß zu erlangen. Zum Theil kommt dies daher, daß sie da, wo sie sich überwacht und bekämpft weiß, sehr im Geheimen und sehr vorsichtig einherschreitet. Oft nehmen ihre Mitglieder den Schein an, einer andern Gesellschaft anzugehören, die sich weniger umfassende Ziele gesteckt hat, und suchen sich durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel die ersten Stellen in der Verwaltung, in der Schule, in der Kirche zu sichern. Ihr geheimes Treiben schlägt alle möglichen Umwege ein um zunächst einige wenige, jedoch einflußreiche und bedeutende Personen zum Anschluß an die Sekte zu bewegen und durch dieselben Einfluß auf die öffentliche Meinung zu gewinnen. In anderen Fällen, wo dies nicht angeht, suchen sie sich der Schulen zu bemächtigen und begnügen sich damit, ruhig aber sicher auf das kommende Geschlecht zu wirken und benutzen unterdessen jede Gelegenheit ihrem Orden weltlichen Besitz zu verschaffen.

Auch die schwarze Bevölkerung ist ihrem Einfluß nicht fremd geblieben, sie haben angefangen die Tubu zu bekehren und nach den ersten Versuchen schon war es ihnen deutlich, daß sie ihre Angriffe auf das weibliche Geschlecht richten müßten, welches, wie man überall bei den Berbern bemerken kann, eine geistige Ueberlegenheit über die Männer besitzt. Sie eröffneten daher bei den Tubu auch für Mädchen bestimmte Schulen ihrer Brüderschaft und noch jetzt ist an manchen Orten die Zahl der weiblichen Schüler größer als die der Knaben.

Die Insel Jeretike.

Angeregt durch die glänzenden Erfolge, welche die verschiedenen norwegischen Walfängergesellschaften in den Gewässern bei Bardö und Vadsö erzielt haben, sind auch auf russischer Seite neuerdings zwei Gesellschaften gebildet, deren Zweck gleichfalls der Walfang sein soll. Die eine dieser Kompagnien hat sich im vorigen Jahre auf der Insel Jeretike niedergelassen, während die andere sich in diesem Jahre in der Arabucht in der Nähe der norwegischen Grenze etablirt hat. Erstere betreibt den Fang mit einem, letztere mit zwei Walfängerschiffen und einem Schleppdampfer. Das Verdienst, die erste russische Anlage dieser Art geschaffen zu haben, gebührt dem auch als Journalist und Verfasser bekannten Hermann Göbel.

Die Insel Jeretike, nur einige Quadratkilometer groß, war bis zum vorigen Jahre ganz unbewohnt; sie liegt zwischen 33° und 34° östl. L. Gr. in geringer Entfernung von dem Festlande der Murmanschen Küste (Halbinsel Kola), nordöstlich von der Insel Schalins, ist unfruchtbar und kippenreich; nur niedriges Gebüsch von Weiden und Birken lugt hier und dort zwischen den ganz nackten Klippen hervor. Zwischen den Höhenzügen finden sich einige moorige Partien, wo der Pflanzenwuchs weniger kriechend ist, als oben zwischen den Klippen, und der meist aus Multebeeren, Blaubeeren u. s. w. besteht. Auf dem Festlande ist die Vegetation bedeutend reicher, hier findet man sogar dicht am Meere zehn bis fünfzehn Fuß hohe Birken, deren Stämme jedoch nach allen Richtungen gewunden und gebogen sind und deutlich erkennen lassen, wie die Bäume haben streiten und kämpfen müssen, um die für diese Küste ansehnliche Höhe zu erreichen.

Das Thierleben ist, wenigstens was die Anzahl der Individuen betrifft, bedeutend reicher als das Pflanzenleben. Natürlich dominiren hier, wie überall in den arktischen Gewässern, die Vögel. Insbesondere finden sich hier: Haematopus ostralegus, Tringa Teminkii, T. maritima, Phalarops hyperboreus, Acharadrius hiaticula, Strepsilas interpres, Totanus calidris, Colymbus septentrionalis, C. arcticus, Sterna arctica, Larus canus, L. marinus, L. argentatus, Rissa tridactula, Lestris parasitica, Lomateria mollissima, Mergus serrator, Carbo cormorauus, Cephus grylle, Anthus cervinus, A. rupestris, Motacilla alba, Saxicola oenanthe, Accauthis linaria, Corax nobilis, Aquila fulva und Haliaethos albicilla.

Von Vierfüßlern sollen auf der Insel nur Blaufüchse und Hasen vorkommen, während das Festland im Winter von Bären und Wölfen heimgesucht wird. Das Meer ist fischreich, ebenso die Seen und Flüsse des Festlandes; ein

Digitized by Google

Lachsangler dürfte vielleicht kein besseres Feld für seinen Sport finden können. Das Klima ist, wie erklärlich, rauh, doch nicht so arg, als man meistens wohl annimmt. Erst am 22. Mai machte in diesem Jahre die Kälte einer milderen Temperatur Platz, aber erst am 9. Juni wurde das Wetter wirklich angenehm. Die Durchschnittstemperatur betrug im Juni: Morgens 7 Uhr 8½° R., Mittags 1 Uhr 13½° R., Abends 9 Uhr 8¾° R. Während des Sommers fällt hier beinahe gar kein Regen und die Winde sind in der Regel nicht so heftig, wie während der anderen Jahreszeiten. Bis Mitte Juli war in diesem Jahre nicht ein einziger Regentropfen gefallen.

Die Murmanische Küste ist im Sommer recht besucht. Es hausen hier in diesem Jahre ca. 10000 Menschen, von denen jedoch kaum 700 auf der Strecke zwischen dem Weißen Meere und der Küste Norwegens überwintern. Seitens der russischen Regierung werden übrigens bedeutende Anstrengungen gemacht, um die Kolonisation der Küste zu befördern; die Kolonisten sind nicht nur vom Militärdienst, den Zöllen und anderen Lasten befreit, sondern jeder sich hier niederlassende Kolonist erhält sogar von der Regierung 250 Rubel ausgezahlt. Ihr Haupterwerb ist die Fischerei, aber auch die Viehzucht müßte man mit Vortheil betreiben können, da die Dungstoffe zur Verbesserung der Wiesen hier umsonst zu haben sind, denn am Strande sind Fischköpfe und -Eingeweide, Wallfleisch u. s. w. in Menge zu finden.

Das Walfängeretablissement auf Jeretike ist an einem vorzüglichen, von drei Seiten geschlossenen Hafen angelegt. Von diesem aus erhebt sich die Insel gleichmäßig bis zu einer Höhe von 150 Fuß. An der Bucht liegen die Speck-, die Fleisch- und die Oranschcheren (Orar werden die bereits einmal ausgekochten Speckreste genannt), sowie das Thranlager und der von Herrn Gübel erbaute Ofen zur Gewinnung des Thrans aus den Walknochen. Etwas höher belegen sind die Schmiede, die Arbeiterwohnungen und das Magazin und auf dem höchsten Punkte mit der Aussicht auf das Meer die Häuser des Direktors und seines Assistenten.

Das Abspecken der Wale geschieht zur Ebbezeit dicht am Strande, und wird der Speck, wenn die Fluthzeit eintritt, zur Kocherei geschafft. Die langen Speckstücke werden durch ein mit Dampf betriebenes Fallbeil in dünne Scheiben zerlegt, und dann in großen cylindrischen Kesseln ausgekocht.

Die hier gefangenen Wale sind von sehr verschiedener Größe; die in diesem Jahre gefangenen 18 Stück variirten in der Länge zwischen 28 und 85 Fuß und in der Breite von 6 bis 16 Fuß. Im Ganzen ergaben dieselben ca. 1000 Tons Thran. Die zumeist vorkommenden Sorten sind der Blauwal (Balaenoptera Sibaldi), der werthvollste von allen, und der Finnwal (B. musculus). Außerdem kommen einzelne Exemplare von Megaloptera longimana vor.

Kürzere Mittheilungen.

Westafrikanisches.

(Das Gebiet von Groß- und Klein-Popo. Deutsche Annektion in Südwestafrika.)

In der Sitzung der Geographischen Gesellschaft in Hamburg am 2. Oktober d. J. sprach Konsul Brohm über das Gebiet von Popo. Wir entnehmen dem Berichte darüber, welchen der „Hamburgische Korrespondent" am 3. und 4. Oktober brachte, das Nachstehende.

Es hat für den Reisenden — begann er — seine Schwierigkeit, die in Rede stehenden Orte aufzusuchen. Leuchtfeuer und sonstige See- und Landmarken sind an der Küste von Ober-Guinea nicht vorhanden. Am Morgen ist das Land für den ankommenden Seemann in dichten Dunstschleier gehüllt; dahinter liegt ein sandiger Küstenstrand und weiter im Innern beginnt der Waldesstamm. Bis zu 300 bis 400 Schritt vom Strande ist das Meer tief und die größten Schiffe können soweit heransahren; dann aber beginnt eine heftige Brandung an dem unter dem Wasser steil aufsteigenden sandigen Ufer, und es bedarf ziemlich bedeutender Geschicklichkeit und Uebung des Bootführers, um den Reisenden glücklich hindurchzuführen. Das Land, von welchem ich rede, ist Popo. Der Ursprung des Namens ist portugiesisch, er bedeutet „Volk". Die ganze Küste führt den Namen Sklavenküste und war der Schauplatz des portugiesischen Sklavenhandels. Der landschaftliche Charakter des ganzen Küstenstriches ist der gleiche, das Meer bespült eine Art von Sandkopf, an den sich die flache Sanddüne anschließt; dahinter liegt eine Lagune, aus der sich das waldbesetzte wirkliche Festland erhebt. Der Boden ist überall sehr fruchtbar. In den beiden Ortschaften Klein- und Groß-Popo ist die Bevölkerung eine sehr verschiedene. Kein eigentlicher Negerstamm bewohnt die Plätze, sondern sie haben von jeher einem Gemisch von Leuten aus Lagos, Sierra Leona, den englischen Kolonien und Gliedern aller möglichen eingeborenen Stämme als Zufluchtsort gedient. Die Togoleute, welche jetzt den eigentlichen Stamm der Bewohner bilden, sind erst in neuerer Zeit, von Osten kommend, eingewandert, wie sich denn an diesen Orten der Küste eine Wanderung der Stämme von Osten nach Westen nachweisen läßt.

Dieser Zusammenstuß der verschiedensten Elemente hat natürlich einen bedeutenden Einfluß auf die Entwickelung von Sitten und Gebräuchen ausgeübt. Unter den eingeborenen Königen existirt eine Erbfolge nicht; wenn der regierende, d. h. mächtigste Häuptling, der sich König nennt, gestorben ist, so wird ein neuer aus der Zahl der übrigbleibenden gewählt. Seine Hauptreinnahmequelle sind die Abgaben, die er vom Handel der Europäer erhebt, mit denen unter mehr oder minder günstigen Bedingungen Privatverträge geschlossen werden, da natürlich ein einheitliches Zollsystem und Zollämter nicht existiren. Von seinen eigenen Leuten erhält er einen Antheil von der Ernte, und bei allen Heirathen, bei Geburt und Tod werden ihm Geschenke dargebracht. Das Familienoberhaupt hat bei den Seinigen fast unumschränkte Gewalt, schlichtet Streit und verfügt über den Familienbesitz. Diebstahl ist ein sehr verbreitetes Laster, aber Mord ist sehr selten und wird an demjenigen, der ihn begangen hat, in derselben Form gesühnt, wie er begangen wurde. Die Priester sind sehr einflußreich, da sie als Vermittler zwischen den Menschen und dem höchsten Wesen Mau olui wo (Gott, der hoch oben ist) gebraucht werden müssen. In allen wichtigen Angelegenheiten wird ihr Rath gehört, sie sind auch Wahrsager, und da ihnen die Verhältnisse jedes einzelnen ihrer Volksgenossen genau bekannt sind, so leisten sie viel in Orakelsprüchen, die der Wahrheit nahe kommen. Zu ihren Ceremonien und fanatischen Beschwörungen verwenden sie auch die Bauchredner-

Digitized by Google

kunft. Krikri, Zaubermittel, besitzt jeder Togo in seiner Hütte. Um den Fetisch günstig zu stimmen, werden ihm Lebensmittel geopfert und Besprechungen mit Palmöl vorgenommen, auch wohl Hühne für ihn geschlachtet. Die Priester sind auch Medicinmänner, aber dennzutage glauben die Eingeborenen schon nicht mehr recht an ihren medicinischen Hokuspokus, sondern ziehen die wirkliche Medicin der Europäer vor. Den Europäer nennen sie Mauwi, Gottesfind, und halten ihn für ein höheres Wesen.

Die Hauptfeste des Landes fallen in den April und in den Herbst, zur Zeit der Ernte. Unter unglaublichem Lärm werden dann Opfer von Landesprodukten gebracht und je größer der Lärm, desto höher die Luft. Sechs Tage dauern die Umzüge, an denen der König ebenfalls theilnimmt. Die Faktoreien werden besucht und überall fällt dies oder jenes kleine Geschenk dabei ab.

Eine geheime Verbindung existirt unter den Togo, in welche Männer und Frauen nach zweijährigem Vorbereitungskursus aufgenommen werden können. Es werden in derselben verschiedene Festlichkeiten gefeiert, doch ist über diese Mysterien nichts Näheres bekannt. Bei Verheirathungen und Beerdigungen werden auch mancherlei Festlichkeiten veranstaltet. Die Frauen werden nicht gekauft; es steht sogar einem Mädchen frei, den um sie anhaltenden Mann zurückzuweisen. In der Wohnung hat jede Frau ein besonderes Zimmer, bei Reichen sogar ein besonderes Haus für sich. Die Todten werden in ihrem besten Staate in eine Art von Sarg gelegt und nach mehrtägigem Heulen und Wehklagen und heftigem Schießen mit allen disponiblen Schußwaffen in dem von ihnen bewohnten Raume beigesetzt, der dann nicht weiter benutzt wird. Der nächste Verwandte hält sich in einem dunkeln Raume auf, um in der Abgeschiedenheit zu trauern, bis die Beisetzung erfolgt ist. Nächster Erbe des Verstorbenen ist der Sohn der Schwester, und wenn ein solcher nicht existirt, der entsprechend nächste Verwandte. Mit dem Tode erlischt jedes Schuldverhältniß, die Erben sind nicht zur Bezahlung heranzuziehen.

Ein Sklave hat in Klein-Popo etwa 80 Dollar Werth, er wird durchweg gut behandelt, darf sich auch verheirathen und eine eigene Familie bilden, die aber niemals ganz frei wird. Familiennamen existiren nicht, die Stammes- und Familienunterschiede werden durch Tatuirungen an den Schläfen ausgedrückt. Alle schwere Arbeit wird von Sklaven gethan. Es wächst dort Kaffave, Yam, Palmen aller Art, aber kein Reis. Aller Grund und Boden hat feste Eigenthümer, der Grundbesitz ist aber durch Erbschaft und Heirathen vielfach verschoben, so daß einem Besitzer in den verschiedensten Theilen Stücke des Landes gehören. Viehzucht wird gar nicht getrieben und die Industrieerzeugnisse des Landes an Töpfer-, Flecht- und Schmiedewaaren sind sehr unbedeutend. Das Geschäft liegt fast ausschließlich in den Händen der Frauen. Europäisches Geld, am meisten die englischen Zweischillingstücke, kommt immer mehr in Umlauf. Auf dem einige Stunden weit von der Küste im Innern regelmäßig abgehaltenen Markte kommt der Handel immer mehr in Aufschwung, und nach Aufschließung des Innern für den direkten Verkehr der Europäer wird er bisher noch ungeahnte Dimensionen annehmen.

Die Ortschaften sind ohne irgend welchen Plan angelegt. Jeder baut sein Haus, bei dessen Errichtung die ganze Verwandtschaft unter Singen und Tanzen theilnimmt, wo es ihm beliebt. Natürlich ist die Musik nur ein roher Lärm und der Tanz gänzlich ohne Grazie. Der Charakter der Togo ist nicht schlecht, jedoch sind sie überaus lügnerisch und auch faul; sobald sie das Wenige erlangt haben, was sie zum Leben bedürfen, arbeiten sie aus eigenem Triebe nicht weiter, sind aber für ein Trinkgeld doch zu jedem Dienste willig.

Die Tracht ist ein Kleid wie eine Art Toga, welche den rechten Arm frei läßt, und kurze weite Beinkleider. Die Frauen tragen dasselbe, nur bleiben bei ihnen beide Arme frei. Die Haartracht ist der freien Phantasie jedes einzelnen überlassen, auch das Einölen und Bemalen des Körpers wird nicht nach einer gemeinsamen Sitte gemacht.

Der König Lawson ist ein kräftiger Mann im Alter von etwa dreißig Jahren, mit sehr dunkler Hautfarbe. Er kann schreiben und ist der englischen Sprache mächtig. Selbstverständlich haben die Togo keine eigene Schriftsprache, sondern die Schreibkunst des Königs ist die europäische.

Die klimatischen Verhältnisse Klein-Popos sind bekannt, sie werden jedoch schlimmer geschildert, als sie in Wahrheit verdienen. Die sogenannte Malaria, das Fieber, ist nicht gefährlicher als anderswo und durchaus nicht absolut tödtlich. Die trockene Jahreszeit vom September bis April gilt als die gesundeste. Es weht dann am Morgen ein Landwind, und von etwa 11 Uhr ab bis zum Abend ein frischer Seewind, der im December und Januar recht kühl ist. Muskitos, Skorpione und sonstiges Gewürm sind ebenso eine Plage, wie in anderen Tropenplätzen, aber im Ganzen sind die Europäer gern dort und werden unter den jetzigen Aussichten und Verhältnissen wohl in immer größerer Zahl und Behaglichkeit das Leben sich einrichten.

— Wie „Colonies and India“ mittheilen, hat Kapitän Schering, Kommandeur des deutsches Kriegsschiffes „Elisabeth“, dem Redakteur des „England“ eine Mittheilung gemacht, aus der folgende Worte, welche mit gesperrter Schrift abgedruckt waren, mitgetheilt werden:

„Um mehrfach ausgesprochene Zweifel, die in der deutschen und englischen Presse laut geworden sind, zu beseitigen, bitte ich Ihnen mittheilen zu dürfen, daß das Gebiet von Angra Pequena, welches sich 20 deutsche (d. h. 80 englische) Meilen landeinwärts ausdehnt, seit dem 7. August annektirt worden ist. Die südliche Grenze dieser Kolonie wird sich bis zur Mitte des Oranje-Flusses und die nördliche Grenze bis zum 26. Grade südl. Br. erstrecken und alle Inseln in Kanonenschußweite von der Küste einschließen.“

Recht angenehm für die englische Diplomatie! fügt genanntes Blatt hinzu.

— Ferner erhielt Herr F. A. E. Lüderitz in Bremen am 2. Oktober von seinem Vertreter in Angra Pequena, Herrn H. Vogelsang, folgendes Schreiben, datirt:

Angra Pequena, 9. August 1884.

An den Vertreter der Firma F. A. E. Lüderitz
Herrn Heinr. Vogelsang, Wohlgeb., hier.

Ew. Wohlgeboren theile ich ergebenst mit, daß ich auf Befehl S. M. des Kaisers Wilhelm I. das afrikanische Küstengebiet zwischen 26 Grad südl. Br. und der Walfischbai, sowie nördlich der Walfischbai zwischen dieser und Kap Frio unter den Schutz des Deutschen Reichs gestellt habe. In diesem Zwecke ist in Sandwichharbour sowie nördlich von Walfischbai und dem Kap Frio die deutsche Kriegsflagge gehißt und sind Grenzpfähle mit den deutschen Nationalfarben aufgestellt worden. Ew. Wohlgeboren bitte ich von Vorstehendem deutschen und englischen Kriegsschiffen, welche in Angra Pequena einlaufen sollten, gefälligst Mittheilung machen zu wollen.

Der Kommandant:
(Stempel.) gez. v. Raven, Korvetten-Kapitän.

Pnom-Penh, die Hauptstadt von Kambodja.

Pnom-Penh liegt an einem Punkte des Mekong-Laufes, der „Quatre Bras“ heißt, wo also vier Stromläufe sich vereinigen, unterhalb der Stadt der Fleuve Postérieur und der Fleuve Supérieur und oberhalb der Mekong und der Tonli-Sap. Wenn man sich der Stadt im Frühling nähert, so hört man das wirre Durcheinander vieler menschlichen Stimmen und erhält den Eindruck eines großen und sehr gewerbthätigen Ortes; im Sommer dagegen, wenn der Dampfer mühsam gegen den regengeschwollenen Strom ankämpfen muß, ist kaum ein Licht zu sehen, und der einzige Lärm, den man hört, ist das Zirpen der Grashüpfer und

Digitized by Google

das Brüllen des Ochsentrosches. Der Ort ist fast durchaus ein Fischerplatz. Längs der ganzen Ufer, hoch über dem Wasserspiegel, sind in dieser Jahreszeit Häuser errichtet, welche nur als Schuppen zum Einsalzen der Fische dienen. Auf dem Dache werden dieselben getrocknet, geöffnet und ausgenommen; unten stehen große Behälter, in welche zerhackte Fische nebst Salz geworfen und in Oel verwandelt werden.

Diese Fabrikation von Fischöl ist für Pnom-Penh etwas durchaus Neues, und da sich während der letzten Jahre der Preis dafür genau verdoppelt hat, so beschäftigt sich eigentlich die ganze Stadt damit. Während der Monate Januar, Februar und März ist die Zahl der gefangenen Fische fast unglaublich groß. Selbst noch Ende Juni, wenn der Strom schon auf die Hälfte seines höchsten Standes gesunken ist, sind jeden Nachmittag und jeden Abend Tausende von Fischerbooten draußen und saugen mit allerhand Netzen eine solche Masse von Fischen, daß es fast unmöglich ist, sie in das Fahrzeug zu schaffen. Späterhin waten Männer, Weiber und Kinder mit Körben, Eimern und Becken in das seichte Wasser hinein und schöpfen die Fische heraus, als ob es Kartoffeln wären. Dann wird die Industrie nach dem großen See Siemrap verlegt, wo man Fische von über 5 Fuß Länge fängt, die so voller Oel stecken, wie ein Seehund oder Walfisch. Erst wenn der Fluß in der Regenzeit steigt, hört diese Thätigkeit auf und mit ihr alles, was etwa irgend welcher Industrie ähnlich sieht. Dann mag auch der Besuch von Pnom-Penh angenehmer sein als früher, wo der ganze Ort wie eine Kloake stinkt.

Von außen sieht dieselbe malerisch genug aus; sein Inneres ist, wie stets bei orientalischen Städten, weit weniger anziehend. Es besteht fast nur aus einer einzigen Straße längs des Flußufers, in deren Mitte der Häuserkomplex der französischen Beamten sich befindet; von ihm abgesehen giebt es nur Häuser der allergewöhnlichsten Art. Der Königspalast ist im Vergleiche zu denen von Siam und Birma dürftig. König Norodom ist ein seliger Mensch und hat, wie alle Kinder und Halbwilde, besonderes Vergnügen an neuen Sachen; deshalb suchen alle Kaufleute der Stadt irgend etwas ausfindig zu machen, das seine Neugierde reizt und dann ist ihre weitere Sorge die, daß er gehörig dafür bezahlt. Norodom soll sich in Paris etwas Civilisation angeeignet haben; welcher Art dieselbe ist, sieht man schon aus seinem Palaste, der einen weiten Raum bedeckt. Auf demselben stehen verschiedene Wohngebäude, welche Se. Majestät nach einander sich gebaut und dann wieder verlassen hat, darunter auch eines in französischem Geschmacke, gleichfalls verlassen, umgeben von einem verwilderten Garten, in dem ein prachtvoller französischer Springbrunnen aus Bronze seinem gänzlichen Verfalle entgegen geht. Daneben liegt der jetzige Thronsaal, eine lange Halle in halb chinesischem Stile mit viel Schnörkelwerk, Vergoldung, schönen französischen Spiegeln und Kronleuchtern. Daneben liegt eine andere, große, offene Halle, welche als Raths-, Gerichts- und Theatersaal dient, weiter der Harem mit 300 oder mehr Weibern, ein eiserner Palast, der für den Empfang von Fremden bestimmt ist, weiterhin Hallen, Höfe, Ställe, Munitionspel u. s. w. Norodom raucht den ganzen Tag Opium, trinkt gebörig Champagner und ist in ehelicher Hinsicht ein wahrer Ritter Blaubart. Die prachtvolle Bronzestatue, die er sich von den Franzosen hat errichten lassen und die ihn in einer phantastischen Uniform darstellt, verdient er sicher nicht. Wenn nicht der plötzlich aufgekommene Fischöl-Handel wäre, so wäre der Zustand Kambodjas wahrhaft bedauernswerth. Aber die Nachfrage nach demselben in Europa ist groß, und wenn im Osten nach irgend etwas Nachfrage ist, so sind sofort die Chinesen da und suchen dieselbe zu befriedigen. Wenn die Fische nicht durch das maßlose Fangen vertilgt werden, so ist es leicht möglich, daß bald in Pnom-Penh mehr Geld verdient wird als in Saigon, der Hauptstadt von Französisch-Cochinchina.

Völker und Sprachen in Guatemala.

Dr. med. Otto Stoll, Docent an der Universität Zürich, hat mehrere Jahre in der centralamerikanischen Republik Guatemala gelebt und dieselbe gründlich studirt. Was der französische Abbé Brasseur aus Bourbourg bei Dünkirchen und unser leider zu früh verstorbener Landsmann Dr. Berendt begonnen, das hat Dr. Stoll in glänzender Weise weiter fortgeführt. Ihm, dem Mediciner, verdankt die vergleichende Sprachwissenschaft die Gewinnung eines umfangreichen grammatikalischen und lexikalischen Materials der zahlreichen in Guatemala gesprochenen Sprachen und Dialekte. Denn Stoll's Werk: „Zur Ethnographie der Republik Guatemala" (Zürich, Orell Füßli u. Komp. 1884) ist ein wesentlich linguistisches Werk, das seine Ergänzung durch ein nachfolgendes Reisewerk erhalten soll.

Jetzt erst beginnen wir klar zu sehen in dem Völkergewirr Guatemalas, das auch von Stoll auf einer dem Buche beigegebenen Sprachenkarte dargestellt ist, auf der nicht weniger als 19 verschiedene Idiome zur Anschauung und Abgrenzung gelangen. Stoll klagt darüber, daß auch hier durch das Vordringen der spanischen Sprache die Indianersprachen dem Verfalle entgegen gehen. „Es ist das unsomehr zu beklagen, als damit die letzte und einzige Brücke, die uns noch mit jener unbekannten Vorzeit indianischer Kultur verbindet, welche die großen Bauwerke und Hieroglyphendenkmäler von Kopan, Quiriguá, Santa Lucia Cosumalhuapa und viele andere geschaffen, hoffnungslos abgebrochen wird." Soviel nun auch Stoll und sein Vorgänger gethan haben, sind immer noch einige Distrikte Guatemalas sprachwissenschaftlich unerforscht. Gegenwärtig kann man 18 selbständige Sprachen in Guatemala unterscheiden. Von diesen gehören zu der Maya-Quiché-Gruppe: Maya, Mopan, Choi, Cueckei, Pokonchi, Uspanteca, Jril, Aguacateca, Mame, Quiche, Cakchiquel, Tzutujil, Pokonoman, Chorti. Durchaus andere Sprachtypen repräsentiren das Sinca, Punpuluca, Pipil und Karibische. Ausgestorben ist das Alagüilac, von dem wir nur den Namen kennen.

Anthropologische Arbeiten, die Stoll gerne seinen linguistisch-ethnographischen angeschlossen hätte, scheiterten vor der Hand an dem Mißtrauen und dem Aberglauben der Indianer. „Es ist dies eine der vielen faulen Früchte, welche die spanische Eroberung dieser Länder und die Jahrhunderte der Unterdrückung und grausamer Ausbeutung in den Gemüthern der Indianer zur Reife gebracht haben." Ungemein reich ist das Werk an Litteraturangaben und man wird in den Zusammenstellungen über dieselben die sobbarsten und oft schwer zugänglichen Werke verzeichnet finden, namentlich solche, die in Mittelamerika gedruckt wurden, wobei dann die Schriften der Geistlichkeit eine Rolle spielen. Die Geschichte der einzelnen Völkerstämme und ihre eventuellen Wanderungen sind behandelt und so erfahren wir denn, daß die Pipils an der Südküste mit den toltekisch-aztekischen Völkern im Zusammenhange stehen, was auch die Sprache beweist und worauf die eigenthümlich stilisirten Denkmäler und Statuetten von Santa Lucia Cosumalhuapa hinweisen, die Bastian vor kurzem publicirte. Von hohem Interesse ist es zu erfahren, daß die alte Sprache der Inselkariben, wie sie einst die spanischen Entdecker trafen, zu Livingstone am Ausflusse des Rio Dulce in die Bai von Honduras noch fortlebt: aber nicht die alten Kariben sprechen dieselbe, sondern Neger, in denen durch Mischung noch das Karibenblut fortlebt. Nach jenem Orte wurden 1796 die Reste der Kariben der Antilleninsel St. Vincent gebracht, wo sie mit Negern sich vermischten, die allmählich die Ueberhand bekamen, aber die Karibensprache annahmen.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Während in Norwegen und Schweden viel für die Untersuchung der Gletscher geschieht, blieb Schweden bisher darin etwas zurück. Jetzt hat sich aber Dr. F. Svenonius einige Jahre lang mit dem Studium und dem Messen von Gletschern in Norrland beschäftigt und einen Bericht darüber erstattet. Danach giebt es in Schweden etwa hundert Gletscher, aber sie sind sehr klein, da sie alle zusammen nur 9 schwedische Quadratmeilen bedecken. Früher wurde ihr Areal auf 30 geschätzt.

— Wie schnell sich das Land in der Gegend von Piteå in Schweden hebt, lassen einige Zeichen erkennen, die in einer Klippe des Felseneilandes „Stora Rebben" eingehauen sind. Das erste Zeichen ist im Jahre 1750 eingehauen, das zweite 1851 und das dritte am 12. August 1884. Zwischen dem ersten und zweiten Zeichen ist ein Abstand von 93 cm, zwischen dem zweiten und dritten von 50 cm. Das dritte Zeichen ist nach der Mittelwasserstandsangabe des dortigen Lootsen eingehauen, denn der wirkliche Wasserstand war am betreffenden Tage 23,5 cm niedriger als der Mittelwasserstand. Daß auch die übrigen Zeichen nach diesem eingehauen sind, ist als sicher anzunehmen. Die Hebung des Landes betrug mithin von 1750 bis 1884 143 cm nach dem Mittelwasserstande oder 168,5 cm nach dem wirklichen Wasserstande am 12. August d. J.

— Im Sommer 1883 hat Dr. A. Penck die westliche Seite und den mittleren Theil der Pyrenäen in Bezug auf Gletschererscheinungen untersucht, aber schon hier bemerkenswerthe Unterschiede von den alpinen Gletschern der Eiszeit gefunden. Schon in der Eiszeit verliefen die Gletscher dass Gebirge nicht weit und hielten am unteren Theile nur eine geringe Rolle; die Gletscherentfaltung ist eine mächtigere als in den Alpen gewesen; in den westlichen Pyrenäen hat es während der Eiszeit keinen einzigen Eisstrom gegeben. Da, wo Gletscherspuren zu ersehen waren, fanden sich auch Spuren von einstigen Seen in Gestalt von Depressionen; die Seen selbst sind meist ausgefüllt worden; nur in der Höhe von 1500 bis 3000 m findet sich noch jetzt eine Anzahl Seen.

— Aus Montenegro berichtet die „Polit. Corresp." von einigen materiellen Fortschritten. Die im letzten Kriege erworbene Stadt Rifschitj wird neu regulirt und erhält einen neuen Bazar, der schon fast vollendet ist. Podgoritza, die bedeutendste Stadt des Ländchens, wird sogar auf dem andern (rechten) Ufer der Moratscha mit Unterstützung der Regierung neu aufgebaut, da sich die Regulirung der alten Stadt als zu theuer und schwierig herausstellte. Ferner soll die bereits bis Grahowo (im Westen des Landes, gerade nördlich von den Bocche di Cattaro gelegen) vollendete Fahrstraße über Bantani nach Rifschitj weitergeführt werden; diejenigen von Podgoritza nach Andrijewitza und von Rifschitj nach Pima befinden sich bereits im Bau. Sogar von dem Bau einer Eisenbahn von Plawnitza über Podgoritza und Danilowgrad nach Rifschitj, d. h. vom Scutari-See durch die Thäler der Moratscha und Tzeta wird schon gesprochen.

Asien.

— Ebenso wie in letzter Zeit der Handel der persischen Provinz von Ispahan, Fars ꝛc. mit England, Indien und China, ist auch derjenige zwischen Gilan, Mazenderan ꝛc. und Rußland bedeutend gewachsen. Die beiden letztgenannten Provinzen sind sehr reich an Holz, das in Europa gern gekauft wird, und exportiren außerdem große Mengen von Olivenöl, Cigarettentabak, Baumwolle, Rosinen, Früchten u. s. w. Zuckerrohr wird zwar viel gebaut, aber es giebt keine Zuckerfabriken und der Bedarf an Zucker muß aus Java, Frankreich und Rußland eingeführt werden. Seide, die früher ein Stapelprodukt war und dann einige Jahre hindurch mißrieth, ist im laufenden Jahre in Menge erzeugt, so daß man auf ein Wiederaufleben des persischen Seidenhandels hofft. Die Flüsse von Gilan allein bringen durch Verpachtung der Fischerei dem Schah jährlich 80 000 Tomans (540 000 Mark) ein. Der Times-Korrespondent in Teheran, welcher diese Angaben macht, erklärt im Hinblick auf dieselben die Erbauung einer Eisenbahn durch Persien für ein großes Bedürfniß, das den Handel bedeutend fördern müßte.

— Mehr und mehr bemühen sich jetzt hervorragende Eingeborene Ostindiens in wirksamer Weise in Sachen der weiblichen Erziehung. Auf einer großen öffentlichen Versammlung, welche kürzlich in Puna stattfand, wurde beschlossen, dort eine höhere Schule für den Unterricht eingeborener Mädchen in Englisch, Sanskrit ꝛc. zu errichten und die Bombayer Regierung hat versprochen, den Plan zu unterstützen. In dieser Bewegung sollen sich die Mahratten ebenso thätig zeigen, wie die Parsis, auf welche letzteren sich bisher der höhere Unterricht in Bombay fast ganz beschränkte. In Bombay hat kürzlich ein bekannter Chodschas-Kaufmann 15 000 Rupien zur Errichtung einer Mädchenschule gegeben und in Madras der Maharadscha von Travancore gleichfalls eine große Summe zum Besten des medicinischen Unterrichts von Frauen.

— Im Jahre 1883 belief sich nach officiellen Angaben der Werth des Handels von Französisch Cochinchina auf 124 494 700 Mark (1877 auf 97½ Millionen Mark, 1867 auf circa 51 Millionen). Unter den 2062 Schiffen, welche in den Hafen von Saigon einliefen, waren 242 englische, 130 französische und 99 deutsche; annamitische Barken zählte man 1485. Die Einfuhr aus Frankreich in die Kolonie belief sich auf nur 7 200 000 Mark, die Ausfuhr dorthin auf 1 200 000 Mark. Zwischen Cochinchina und den übrigen französischen Kolonien war der Handelsverkehr fast gleich Null. Dagegen wurden an fremden Waaren für 56 Millionen Mark eingeführt, davon 3 Siebentel in französischen Schiffen und für 64 Millionen nach fremden Ländern ausgeführt. Der Hauptimport besteht aus konservirtem Fleisch, Wein, Cement, Kohlen, Tauen, Eisenwaaren, Maschinen, Mehl, Tabak und Pariser Waaren, der Hauptexport aus Reis, Pfeffer, Häuten, Seide und Fischbl. Marseille ist derjenige französische Hafen, welcher den meisten Verkehr mit Cochinchina unterhält; dasselbe hat zu den spanischen und niederländischen Besitzungen in Ostasien fast gar keine directe Beziehungen, sondern der größte Theil dieses Handels wird durch das britische Singapur vermittelt.

— Das Pariser „Journal Officiel" meldet die Berufung einer Kommission, welche alles, was auf Minen und Bergwesen in Tonking und Anam Bezug hat, untersuchen soll. Dieselbe besteht aus verschiedenen Beamten, die in Hinterindien Erfahrungen gesammelt haben; dieselben sollen für eine demnächst von Frankreich abgehende Expedition Instruktionen aufsetzen.

Afrika.

— Mit großer Freude ist in den ersten Tagen des Oktober Eduard Robert Flegel nebst seinen beiden Haussa-

Digitized by Google

Geführten in Berlin und Homburg begrüßt worden. Er kam durchaus unerwartet, und nicht am wenigsten dem Herausgeber dieser Blätter, der gerade mit der Verarbeitung von Flegel's großer Reise zu den Benuë-Quellen (1882—1885) beschäftigt war. Flegel hat auf seiner letzten Reise einige neue Routen gemacht, durch welche wir namentlich über den Charakter des Wasserscheide-Gebirges im Süden des Benuë aufgeklärt werden. Nachdem er dasselbe früher an den Quellen des Benuë überschritten hatte, hat er es jetzt südlich von Gaschala nochmals gekreuzt und südwestlich von derselben Stadt seinen Fuß erreicht. Dasselbe hat die Richtung von OSO nach WSW und eine Kammhöhe von 4000—5000 Fuß, während seine höchsten Spitzen wohl 10 000 Fuß erreichen, und scheint in den Bergen am Alt-Calabarflusse (südlich von Camerun-Gebirge) sein Ende zu erreichen. Zahlreiche Aneroid-Beobachtungen Flegel's, welche sofort berechnet werden sollen, werden uns mit den Höhenverhältnissen dieser Bergkette und ihrer nördlichen Abdachung ziemlich genau vertraut machen. Dieselbe ist vielleicht das einzige Gebiet des tropischen Westafrika, in welchem praktisch an Kolonisation gedacht werden kann; die südlichen Zuflüsse des Benuë entspringen auf diesem Gebirge und sind bis an den Fuß desselben schiffbar, so daß man vom Ocean aus unmittelbar in dies fruchtbare Gebiet gelangen kann. — Seinen eigentlichen Plan, vom Benuë in das Congo-Gebiet vorzudringen, mußte Flegel diesmal in Folge kriegerischer Verwickelungen aufgeben. Auf einer neuen Reise aber, die er sobald als möglich antreten will, hofft er von Ngondere aus (an den Quellen des Logone) in dreißig Tagereisen Ngaso zu erreichen, von wo er entweder in 15—20 Märschen nach dem Congo oder, wenn dies unmöglich ist, an die Küste des Atlantischen Oceans zu gelangen vermag.

Inseln des Stillen Oceans.

— Der Deputy Commissioner für die Angelegenheiten des westlichen Pacific hat in einem Briefe an den High Commissioner vom 20. November 1883, der in einem im August veröffentlichten Blaubuch Aufnahme gefunden hat, betreffend Forschungsreisen und Niederlassungen in Neu-Guinea, einige Bemerkungen gemacht, die ein eigenthümliches Licht auf dortige Verhältnisse werfen und zur vorsichtigen Prüfung der von dorther zu uns gelangenden Berichte auffordern.

Er sagt etwa Folgendes: Die weiße Bevölkerung von Neu-Guinea besteht augenblicklich aus sieben Personen, richtiger wäre es zu sagen aus nur drei, nämlich den Herren Lawes und Chalmers, zwei Mitgliedern der Londoner Missionsgesellschaft und einem gewissen Herrn Goldie. Letzterer ist ein Speculant in Ländereien, der heißt, er behauptet 17 000 Acre um ungefähr einen Penny per Acre gekauft zu haben. Die übrigen vier Weißen sind mit Trepangfang beschäftigt und haben keinen bestimmten Aufenthaltsort. Mit Ausnahme der kleinen Summe, welche Herr Goldie in seinem sogenannten Landerwerb angelegt hat, ist kein halber Schilling an sonstigem Kapital in Neu-Guinea verwendet. Man kann nicht erwarten, daß Neu-Guinea von dem Besuch gemeiner (disreputable) Weißer so frei bleiben wird, wie es jetzt ist. Der Trepangfang wird vermuthlich reichen Erfolg haben und sollte dieses Geschäft Ausdehnung bekommen, so würde das Land in kürzester Zeit durch den niedrigsten Auswurf der weißen Bevölkerung von Cooktown und anderen australischen Städten heimgesucht werden. Es ist eine bekannte Thatsache, daß der Trepangfang die Aufmerksamkeit der ungeordnetsten weißen Männer auf sich zieht.

Die beiden sogenannten Forschungsexpeditionen haben nichts Gutes bewirkt, eine derselben hat unglücklicherweise viel Böses gestiftet. Es ist der Mühe werth zu bemerken, daß die Berichte über ihre Schicksale, welche von den zwei australischen Zeitungen, die sie ausgeschickt hatten, veröffentlicht worden sind, sehr viel Unrichtigkeiten enthalten. Mr. Morrison, ein junger Mann von 21 Jahren von der „Ace"-Expedition, erreichte einen Punkt, der vermuthlich 15, gewiß aber nicht weiter als 22 Meilen von der Küste liegt, obwohl er versichert, daß derselbe beinahe 100 Meilen vom Meere gelegen sein müsse. Er erreichte, zweimal verwundet, Port Moresby. Seine Gewehre fielen mit der Munition in die Hände der Eingeborenen. Herr Armit vom „Argus" kam bis zu einer 40 Meilen von der Küste gelegenen Stelle, die früher schon von Herrn und Frau Lawes besucht worden war. Diese privatim unternommenen Expeditionen unter der Leitung von Männern ohne Erfahrung werden, wenn deren noch weitere organisirt werden, viel Unheil stiften. — Es ist wohl beinahe unmöglich eine schärfere Sprache zu führen.

— Eine zweite Expedition, welche durch die unternehmenden Eigenthümer des „Melbourne Argus" nach Neu-Guinea gesendet worden war, kam am 9. Juni wieder auf Thursday-Insel an. Sie bestand aus folgenden Mitgliedern: Kapitän Strahan (Führer), Völker (Berichterstatter), Stewart (Naturforscher), Scott (Goldgräber), Kenny (Matrose). Die Expedition war auf dem Mai Kassa oder Barterfluß (westlich von der Mündung des Fly) am 7. Mai eingedrungen und hatte das Innere 120 Meilen weit untersucht, wobei sie „prächtiges Land" entdeckt hatte. Man berichtet, daß zwölf neue Flüsse entdeckt und zum Theil untersucht sind, einige derselben sind sehr groß und tief. Am 24. Mai fand eine Begegnung mit feindlichen Eingeborenen statt, so daß man das Boot verlassen und sich nach der Küste zurückziehen mußte, welche am 29. Mai erreicht wurde. Kenny war durch einen Pfeil am Fuße verwundet, und es steht zu befürchten, daß Scott bei einem Versuch, auf einem Bombafloß vom Festland aus die Insel Saibai zu erreichen, sein Leben verloren hat. Die eingeborenen Missionare von Saibai retteten die anderen Mitglieder und brachten sie noch Mabrol, wo man ihnen es ermöglichte, Thursday-Insel zu erreichen.

— Wie holländische Zeitungen berichten, hat das Museum der Utrechter Missionsgesellschaft aus Neu-Guinea von den Missionaren Jens und Woelders einige Steinmeißel von verschiedener Größe erhalten, die größtentheils beim Graben eines Grabes zu Andai, zum kleineren Theil in der Nähe von Doreh gefunden sind. Da die ältesten Leute sich nicht erinnern können, daß solche Geräthschaften im Gebrauch waren, so haben sich die genannten Missionare veranlaßt gesehen, weitere Untersuchungen in Bezug auf etwaige frühere Bewohner der Gegend vorzunehmen. — Die einsangenen Meißel sind polirt und sehr fein bearbeitet.

Inhalt: Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien. XVI. (Mit sechs Abbildungen.) — W. Kobelt: Großgeriechenland. VII. — Die Seite der Semssio. I. — Die Insel Jerekite. — Kürzere Mittheilungen: Westafrikanisches. — Pnom-Penh, die Hauptstadt von Kambodja. — Völker und Sprachen Guatemalas. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. (Schluß der Redaktion: 5. Oktober 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

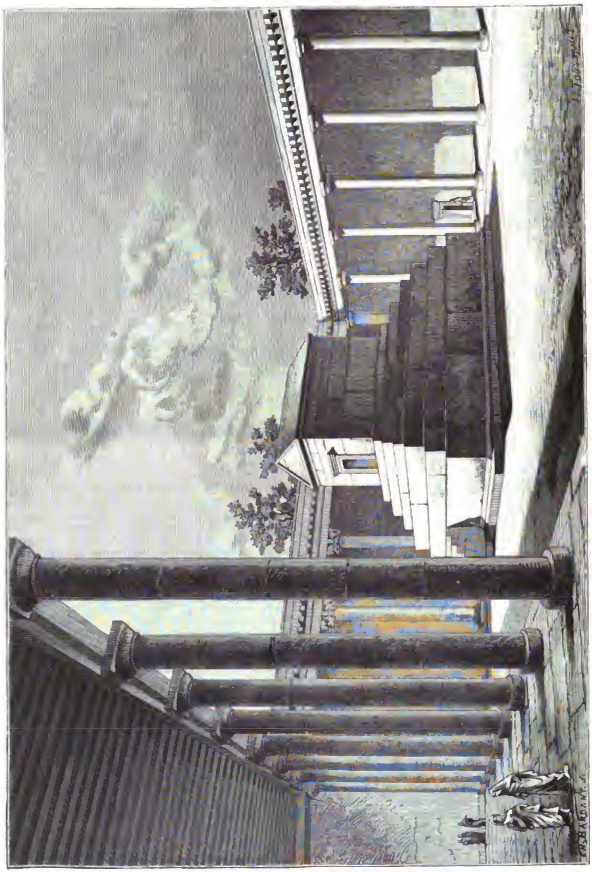
XVII.

(Die Abbildungen, wenn nichts anderes bemerkt ist, nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

Marcel Dieulafoy folgt der Oppert'schen Ansicht, daß Gabr-i-Mader-i-Soleiman, das „Grab der Mutter Salomo's", übereinstimmend mit der heutigen persischen Bezeichnung, nicht das Grab des Kyros, sondern ein Frauengrab sei, vielleicht dasjenige seiner Mutter Mandane oder seiner Gattin Kassandane, wofür auch die Form des Grabgebäudes mit dem doppelten Giebel spreche. Dagegen bemerkt Dr. Stolze (Verhandl. der Gesellsch. f. Erdk. zu Berlin 1883, S. 273) mit Recht, daß kein Grund dafür vorliege, ein Grab mit zwei Giebeln durchaus für ein Frauengrab auszugeben; denn es gebe in ganz Persien kein zweites derartiges Grab, und ein Schluß aus Analogie habe deshalb keine Berechtigung — und was die moderne persische Bezeichnung anlange, so habe dieselbe nicht die geringste Beweiskraft. Nennen doch die heutigen Perser z. B. das erste Königsgrab bei Tacht-i-Dschamschid „die Moschee", das zweite „das Bad", das dritte „die Mühle" u. s. f., und doch sind alle drei Anlagen Gräber und nicht Moscheen, Bäder oder Mühlen. Zum Beweise, daß wir es wirklich bei Gabr-i-Mader-i-Soleiman mit dem Grabe des Kyros zu thun haben, führt Dr. Stolze den Wortlaut derjenigen Stelle des Arrian (VI, 29) an, auf welcher unsere Kenntniß vom Kyros-Grabe überhaupt beruht. Derselbe berichtet wie folgt. „Betrübend aber war für Alexander der am Grabmal des Kyros, des Sohnes von Kambyses, verübte Frevel, welches er erbrochen und beraubt antraf, wie Aristobul erzählt. Es befindet sich nämlich nach seiner Angabe ein Grabmal dieses Kyros zu Pasargadae im königlichen Parke: rings um dasselbe steht ein Gehölz von allerhand Bäumen, es wird von Wasser bespült und hohes Gras wächst auf der Flur. Das Grab selbst war im unteren Theile in viereckigem Grundriß aus Quadern aufgeführt. Darüber erhob sich ein überdachtes steinernes Gemach, das einen engen, nach innen führenden Eingang hatte, dergestalt, daß kaum ein einziger und zwar ein nicht großer Mann mit vieler Mühe hineingelangen konnte. Die Inschrift des Grabes besagt in persischer Sprache: „Mensch, ich bin Kyros, der Sohn des Kambyses, des Perserreiches Gründer und Asiens Beherrscher. Darum mißgönne mir dies Denkmal nicht!"" Alexander nun ..... fand alles fortgeschleppt, außer dem Sarg und der Bahre ..... Auch erzählt Aristobul, daß er selbst von Alexander den Auftrag erhalten habe, das Grab des Kyros wieder herzustellen, ... auch die Thür durch theilweises Vermauern und Ueberstreichen mit Lehm unsichtbar machen zu lassen und auf den Lehm das königliche Siegel zu drücken."

Diese Beschreibung stimmt durchaus zu dem „Grabe der Mutter Salomo's", nur daß die Inschrift fehlt. Die von Dr. Stolze aufgenommene und herausgegebene Photographie zeigt jedoch deutlich über der Thür eine Stelle, wo eine Tafel, die mit Metallklammern im Steine befestigt war, gewaltsam entfernt worden ist, wie denn auch sonst das ganze Gemach ringsum die Spuren solcher herausgerissenen Klammern erkennen läßt. Dort saß also eine

Digitized by Google



Gebr-i-Weber-i-Suleiman nach der Rekonstruktion Dieulafoy's.

Digitized by Google

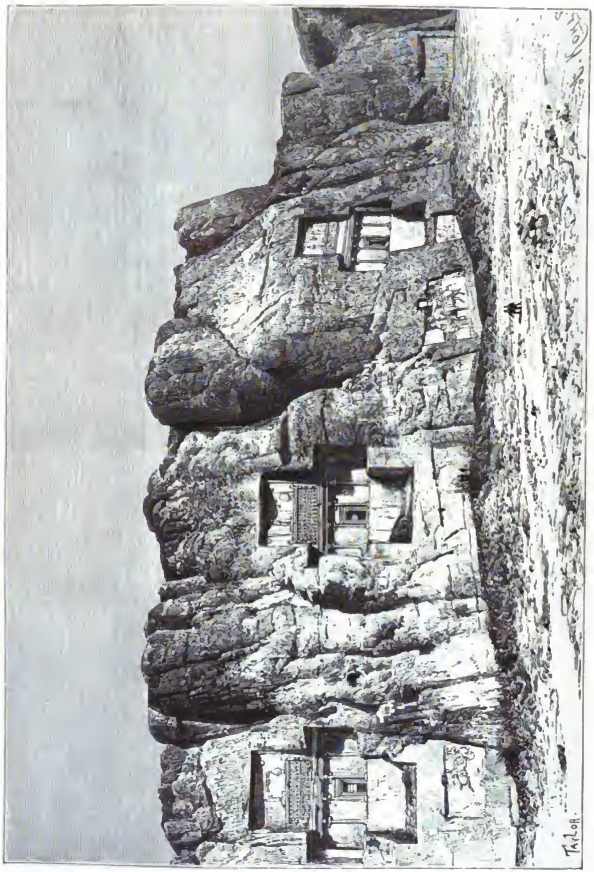
Metalltafel mit der Inſchrift. Dieſer Stolze'ſchen Identifikation der ganzen Anlage mit dem Kyros-Grabe ſtimmen ſowohl ſein Reiſebegleiter Dr. Andreas als auch Prof. Th. Nöldeke durchaus zu. Ebenſo ſtimmt die Beſchreibung Strabon's (C. 730) mit der des Arrian: „Dann kam er (Alexander) nach Paſargadae. Auch dies war ein alter Herrſcherſitz. Dort ſah er auch das Grab des Kyros in einem Garten, einen nicht großen Aufbau (*τύφος*), im Schatten der Bäume verborgen, der unten maſſiv gebaut war, oben aber ein Stockwerk mit einem Zimmer und ſehr engem Eingange trug ꝛc. ..... Oneſikritos aber ſagte, daß der Aufbau zehn Stockwerke habe, und im oberſten liege Kyros; die Inſchrift, mit perſiſchen Buchſtaben geſchrieben, laute: „„Hier ruhe ich, Kyros, der König der Könige.““

„Dieſe Angabe des Oneſikritos — fährt Dr. Stolze

Façade eines Grabes unterhalb des Tacht-i-Madr-i-Soleiman.

(a. a. O. S. 274) fort —, die den übrigen offenbar widerſpricht, würde an ſich wenig Gewicht haben, wenn nicht die Möglichkeit vorläge, daß gerade dieſe irrthümliche Angabe zu einer unwiderleglichen Beſtätigung werden könnte. Wenn man nämlich das Bauwerk, wie es jetzt daſteht und wie die Photographien es wiedergeben, überblickt, ſo findet man, daß es aus einem ſtufenförmig anſteigenden Unterbau mit ſieben Stufen und dem Häuschen darauf beſteht. Nun drängt ſich aber dem Beſchauer an Ort und Stelle die Ueberzeugung auf, daß man hier nicht die eigentliche Baſis des Denkmals ſieht, denn die unterſte Stufe iſt faſt vollſtändig verſchüttet; ringsherum befinden ſich ſpätere, in Schutt geſunkene Anlagen und auf dieſen ein Kirchhof. Ja im December 1874 fand ich den Raum zwiſchen der Umfaſſungsmauer und dem Denkmal ſelbſt ganz mit Winterzelten der Iliats angefüllt, die demnach hier nicht nur ihre Küchenabgänge, ſondern auch den Koth ihrer Herden Jahr für Jahr anhäufen. Ich bin daher davon überzeugt, daß

Digitized by Google

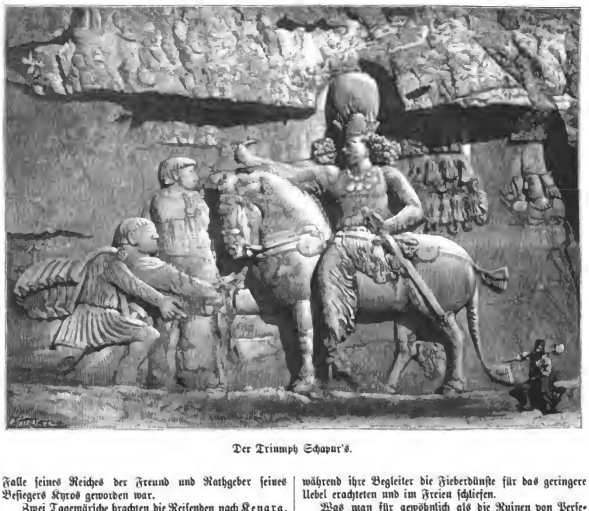


Die Felsgräber von Nakschi-i-Rustam.

Digitized by Google

außer der untersten sichtbaren Stufe noch andere hier im Grunde verborgen liegen; sollten dies nun zwei mehr sein, so würde für die Stufen die Zahl Neun herauskommen, die dann mit dem oberen Gemach jene zehn „Stockwerke" ergäben, die Theſikritos nach der ihm gegebenen Beſchreibung hier annehmen zu müſſen glaubte, was abermals ein leicht erklärlicher Irrthum wäre. Leider konnten wir an Ort und Stelle keine Ausgrabung machen, die mit unbedeutenden Koſten die Frage entſcheiden würde. Nicht, als ob bei dem geringen Gewicht dieſes Gewährsmannes ein negatives Reſultat von irgend welchem Belang wäre; wohl aber würde ein poſitives dieſen Streitpunkt ein- für allemal aus der Welt ſchaffen."

Auf Dieulafoy's abweichende Anſichten über die Bedeutung der einzelnen beſchriebenen Monumente gehen wir hier nicht näher ein; er iſt dafür weniger kompetent als Dr. Stolze. Doch erkennt auch er an, daß die Ruinen in der Ebene des Pulwar-rud, der Tacht-i-Mader-i-Suleiman, die Façade des Grabes unterhalb des Tacht, welche oben S. 251 f. beſchrieben wurde (vergl. die zweite Abbildung), und das er für das Grab des erſten Kambyſes erklären möchte, die Reſte der Paläſte und der Gabr-i-Mader-i-Suleiman der Zeit des Kyros — oder theilweiſe einer etwas ſpäteren, jedoch immerhin dem ſechſten vorchriſtlichen Jahrhundert angehören. Er meint, daß ſie den ioniſchen oder griechiſch-lydiſchen Architekturen ſehr nahe verwandt, aber doch nicht deren Vorbildner ſind; möglich, daß ihr Erbauer ſich unter dem Gefolge des Kröſos befand, der nach dem



Der Triumph Schapur's.

Falle ſeines Reiches der Freund und Rathgeber ſeines Beſiegers Kyros geworden war.

Zwei Tagemärſche brachten die Reiſenden nach Kenara, das 5—6 km von den Ruinen von Perſepolis oder genauer von Tacht-i-Dſchemſchid gelegen iſt, und unweit deſſen ſie ſich am 5. Oktober in einem Tſchapar-chane (Poſthauſe) einquartierten. Es war ein elendes Gebäude, und für ein beſſeres iſt kein Bedürfniß vorhanden, denn der Poſtverkehr in der Provinz Fars iſt nicht ſehr lebhaft und Reiſende halten ſich in der Ebene von Perſepolis, heute Merwdeſcht genannt, nicht auf, weil ſie die Fieberluft der Pulwar-Sümpfe ſcheuen. Nur ein einziges Gemach war in dem ganzen Hauſe noch bewohnbar; dieſes ließen ſich die Reiſenden in Stand ſetzen, aber hatten darin Nachts entſetzlich von Muskitos zu leiden, während ihre Begleiter die Fieberdünſte für das geringere Uebel erachteten und im Freien ſchliefen.

Was man für gewöhnlich als die Ruinen von Perſepolis bezeichnet, beſteht hauptſächlich aus zwei Gruppen, dem Tacht-i-Dſchemſchid (Thron des Dſchemſchid), 5—6 km nordöſtlich vom Dorfe Kenara, und dem Naſch-i-Ruſtam (die Zeichnungen des Ruſtam), ca. 14 km gerade nördlich von Kenara, jenes auf dem ſüdlichen oder linken, dieſes auf dem nördlichen, rechten Ufer des Pulwar-rud gelegen. Nach dem Naſch-i-Ruſtam richteten die Reiſenden zuerſt ihre Schritte. Als ſie ſich dem ſteilen Berge, deſſen Wand die vier berühmten Hypogäen enthält, näherten, fiel ihnen außer denſelben vor allem ein kleines viereckiges Gebäude auf, das ihnen durchaus bekannt war. Jede Seite deſſelben

Digitized by Google

glich auf das genaueste der oben erwähnten Façade des angeblichen Kambyses-Grabes; aber während dort nur noch eine einzige Seite aufrecht steht, fehlt hier an dem ganzen Bauwerke auch nicht ein Stein. Seine Gestalt im Großen und Ganzen ist die eines viereckigen, unten voll ausgemauerten Thurmes; in seinem oberen Theile liegt ein sehr einfacher Saal, dessen Decke aus schönen, neben einander gelegten Platten besteht; die Wände desselben sind kahl, die Ecken abgerundet. Eine kleine Thür setzt diesen Raum mit der Außenwelt in Verbindung und zu derselben führte eine jetzt verschwundene Treppe hinauf, deren Reste noch zu erkennen sind. Zwei parallele Gleitflächen in der Achse der Thür dienten dazu, das Hinein- oder Herausbringen des Sarkophages zu erleichtern. Ein Zahnornament krönt, wie in Meschhed Murgab, das Gebäude, und schließlich sind in den drei der Thür gegenüberliegenden Wänden große Platten schwarzen Basaltes eingelassen, die gleichsam Fenster vorstellen, obwohl das Bauwerk in Wirklichkeit nur eine einzige Oeffnung besitzt. Wegen der Gleitflächen glaubt M. Dieulafoy es mit einem Leichenthurme zu thun zu haben, wo die Körper der Könige, ehe sie in den nahen Felsengräbern beigesetzt wurden, erst die vom Mazdeismus, der Religion Zoroasters, geforderte Zersetzung durchmachen mußten.

Die Façade jener Felsengräber oder Hypogäen des Darius und seiner Nachfolger stellt auf der senkrechten Felswand in Relief ein säulengetragenes Gebäude vor. Das Gebälk, durchweg dem primitiven ionischen Gebälk analog, gleicht dem, welches die Kanephoren vom Portikus des Erechtheion tragen. Auf den glatten Säulen ruht ein Kapitell, welches aus zwei halben, an einander stoßenden Stierleibern gebildet wird; über den Thüren mit ihren vielfachen Stürzen befindet sich eine ägyptische Krönung. Darüber ist der König dargestellt, wie er zu dem in der Luft schwebenden Gotte Auramazda betet.

Die vor den Gräbern angebrachten Plattformen liegen zu hoch (das Darius-Grab 16 m über dem Fußpunkte des darunter befindlichen, ein Turnier darstellenden Reliefs)

Sassanidisches Relief.

und der Abfall des Felsens ist zu steil, als daß man von der Ebene aus zu Fuß dorthin gelangen könnte. Will man die Felsgräber besuchen, so muß man sich von Leuten, die oben am Abhange sich aufstellen, an einem festen Seile hinaufziehen lassen, wie es auch Marcel Dieulafoy that. Man findet indessen oben weiter nichts als roh ausgehauene Felsenkammern ohne Skulpturen oder Malereien, mit gewölbten Decken und in dem Felsen ausgehöhlten Sarkophagen. In derselben Weise, wie man heutigen Tages zu den Gräbern gelangt, geschah das schon in alter Zeit, wie die betreffenden Stellen der Autoren beweisen. So sagt Diodor (XVII, 71): „Der Fels aber, in welchem die Königsgräber sich befanden, war glatt behauen und hatte in der Mitte mehrere Gemächer, in welchen sich die Grabstätten der Abgeschiedenen befanden, die aber keinen durch Menschenhände gefertigten Zugang hatten, sondern sie nahmen die mit Maschinen emporgezogenen Leichen in Empfang.“ Ebenso berichtet eine und erhaltene Stelle des Ktesias, des griechischen Leibarztes des Königs Artaxerxes Memnon: „Darius besiehlt, ihm ein Grab in einem doppelten Berge herzustellen, und es wird hergestellt. Da er es aber besichtigen will, wird ihm dies von den Chaldäern und seinen Eltern gewehrt. Als aber die Eltern hineinzukommen gedachten, stürzten sie herab und gingen zu Grunde, weil die Priester, die sie in die Höhe zogen, beim Erblicken von Schlangen erschraken und erschreckt die Stricke fahren ließen. Dies bereitete dem Darius ungeheuren Schmerz und die, welche sie emporgezogen hatten, vierzig an der Zahl, wurden enthauptet.“

Unterhalb der Achämenidengräber befinden sich die berühmten sassanidischen Skulpturen, denen der ganze Komplex von Alterthümern den Namen Nakschi-Rustam (Zeichnungen des Rustam) verdankt. Die eine derselben, etwa 11 m lang, stellt den Triumph Schapur's über den römischen Kaiser Valerian dar. Der Perserkönig sitzt zu Pferde, während der römische Kaiser mit ausgestreckten Armen, um Gnade flehend, sich ihm zu Füßen wirft; sechs Jahre lang diente er seinem Besieger, wenn dieser zu Pferde stieg, als Fußschemel, dann wurde er geschändet. Auf dem Hintergrunde des Reliefs berichtet eine Pehlevi-Inschrift von Schapur's

Digitized by Google

Siege bei Edessa (260 n. Chr.). Das zweite der hier abgebildeten Reliefs stellt zwei Könige zu Pferde vor, die ein Bündniß oder einen Vertrag durch einen Eid bekräftigen, der auf einen „Schwurring" abgelegt wird (vergl. über diese Sitte „Globus", Bd. XIII, S. 329 und Bd. XIV, S. 176: „Die Eid- oder Schwurringe bei den asiatischen Völkern"). Das dritte Relief, ein Turnier darstellend, wurde schon oben erwähnt.

Die monumentale Skulptur der Sassanidenzeit scheint mehr in der römischen als in der griechischen Kunst zu wurzeln. Die seit der mohammedanischen Zeit arg verstümmelten Figuren befinden sich in einem Zustande, welcher freilich nicht erlaubt über die Modellirung und Vollendung der nackten Theile zu urtheilen, aber die oft unverletzten Hände sind plump und ohne Detail, der Faltenwurf ängstlich und ohne Wahrheit ausgeführt. Dafür aber ist die Haltung der Könige einfach und edel und die Pferde sind mit großer Handgeschicklichkeit von talentvollen Künstlern dargestellt, welche mehr von der dekorativen Skulptur verstanden, als die Verfertiger der Basreliefs über den vier Achämenidengräbern.

Die Sekte der Senusija.

II. (Schluß.)

Von hier drangen sie weiter zu anderen Stämmen vor; wo es ihnen möglich war, traten sie gern als Vormund eines derselben auf, um sich da einzunisten. Manche derselben trafen sie noch als Heiden oder nur dem Namen nach zum Islam bekehrt an; bei diesen haben sie Propaganda gemacht und dienen ihnen jetzt als Beschützer. An anderen Orten, wie z. B. am Senegal, wo die Schwarzen des linken Flußufers schon Mohammedaner sind und die Berber und Araber sich lange schon den alten Zauijas, welche anderen Sekten angehörten, unterworfen hatten, suchen die Senusija sich Eingang zu verschaffen, indem sie sich den Einfluß ihrer Vorgänger zu Nutze machen und den durch jene gewonnenen Boden in ihrer Weise weiter bearbeiten. An einer andern Stelle, in Wadai, hat die Bekehrung eines Despoten der Brüderschaft in einer Nation von drei Millionen Menschen ein neues Feld für ihre Arbeit, gleichzeitig aber auch ein wichtiges Handelsgebiet eröffnet; die Weise, wie sie hier vorgingen, ist zu charakteristisch, um nicht kurz erwähnt zu werden. Wadai ist ein kriegerisches Land, welches natürlichen Reichthum besitzt, außerdem aber sich durch die bei den Nachbarn erbeuteten Schätze bereichert; lange war es dem Außenhandel verschlossen. Wieder einmal machten die Kaufleute einen Versuch und schickten eine Karawane, welche Sklaven nach Aegypten führen sollte; der Erfolg war nicht glücklicher als früher, die Nomaden auf der Grenze von Aegypten und Tripoli nahmen die Karawane weg. Nun trat Senusi ein; er kaufte die Sklaven los, ließ sie unterrichten und schickte sie als freie Menschen, aber als Sendboten seiner Lehre nach Wadai. Seit dieser Zeit war sein Einfluß bei den Herrschern des Landes gesichert; reiche Geschenke lohnten den Orden und die vielen Negersklaven, welche sich unter den empfangenen Gaben befanden, wurden und werden vielleicht noch, insofern der Orden sie nicht selbst gebrauchen konnte, nach Aegypten und der Türkei gebracht, obwohl der Sklavenhandel in diesen Ländern officiell abgeschafft ist. Doch der Orden gebraucht sehr viele Sklaven für seine kolonisatorische Thätigkeit, durch welche er seine Macht und seinen Einfluß in einer andern Richtung sehr erhöht. Die Arme seiner Sklaven bearbeiten den Boden, sie schaffen Wasserleitungen, graben Brunnen, so daß die bestehenden Oasen der Wüste Feld abgewinnen, andere, welche seit Jahrhunderten verlassen waren, von neuem aufblühen. Wenn es der Brüderschaft wichtig scheint einen Weg durch die Sahara zu besitzen, werden die Arme der Sklaven ihn herstellen, werden sie Brunnen graben, werden sie dem Handel, aber auch nur dem Handel der Senusija eine Bahn brechen. Mit großem Scharfsinn hat das Haupt der Sekte die hierher gehörigen Maßregeln geleitet; Kyrenaika, Marmarika und verschiedene Punkte der libyschen Wüste sind mit römischen und griechischen Ruinen bedeckt; sehr bald hatte Senusi begriffen, daß es an solchen Stellen möglich sein müsse, aus den Ruinen wieder neues Leben erstehen zu lassen und der Erfolg hat ihm in vielen Fällen recht gegeben.

Wir haben bisher von planmäßigem Vorgehen der Sekte gesprochen, aber sie benutzt die Gelegenheit auch, wo sie sich bietet und sucht auch in folgender Weise auf die Massen zu wirken: Jede Zauija bietet jedem Mohammedaner drei Tage lang gastfreie Aufnahme und dann ist man ihm zur Weiterreise behilflich; während seines Aufenthaltes sucht man Nachrichten über seine Heimath von ihm zu erlangen. Er wird gefragt, ob seine Landsleute eifrig im Glauben, ob sie den Christen gegenüber lau sind, ob sie dieselben grüßen, ihnen die Hand reichen; aber man fragt ihn auch über den Zustand der heimathlichen Felder, die Wohlfahrt der Bevölkerung, die Hoffnung auf die nächste Ernte. So sammelt man nützliche Angaben sowohl hinsichtlich der Aufgaben, welche der Mission erwachsen, als hinsichtlich der zu erwartenden Abgaben; die Gäste aber verlassen die Zauija als freiwillige oder unfreiwillige Sendboten der Senusija und erzählen von ihrer Macht, ihrem Reichthum und ihrer Güte.

Eine andere und gewiß nicht die unwichtigste Seite der Thätigkeit dieser Sekte sind die Vorbereitungen für einen Krieg, den heiligen natürlich, die in den Zauija nicht vernachlässigt werden. Das Beispiel von Sherkhub, dem Orte, wo sich das Mutterhaus befindet, möge genügen. Man trifft da gut versehene Pferdeställe, Waffen- und Pulvervorräthe, fünfzehn in Alexandrien gekaufte Kanonen, Einrichtungen zur Waffenfabrikation, wahrscheinlich auch eine Pulverfabrik an, und der Luftlinie nach 240 km nördlich davon findet man den ausgezeichneten Hafen von Tobruq, dem europäische Schiffe keine Beachtung schenken, wenn sie ihn nicht besuchen um Kriegskontrebande im Interesse der Brüderschaft einzuschmuggeln.

Sherkhub ist der Mittelpunkt und die hohe Schule der Sekte; neben Sidi Mohammed El-Mahdi, dem gegenwärtigen Haupt, stehen seine Minister, jeder an der Spitze eines andern Verwaltungszweiges. Die Summe der

Digitized by Google

Gäste des Muiterhauses wird verschieden angegeben, doch kann man die Zahl der Fanatiker, welche die Leibwache bilden, auf etwa 750 anschlagen, denen noch etwa 2000 Sklaven, Arbeiter und Diener im Frieden, Kämpfer im Kriege, beigefügt werden müssen. Dies bewesit, daß Sidi Mohammed El-Mahedi nicht ganz unbesorgt darüber ist, daß nicht eines Tages eine christliche Macht ihn des geheimen Krieges wegen, den er gegen sie führt, zur Rechenschaft ziehen wird; auch andere Maßregeln, die genommen sind, und die aufgehäuften Schätze in Sicherheit zu bringen, weisen darauf hin.

Der Beiname des gegenwärtigen Khalifen: „Sidi Mohammed El-Mahedi“ zeigt an, was unter Umständen von ihm zu erwarten ist. Sein Vater wußte sehr wohl, daß eine mohammedanische Ueberlieferung die Erscheinung des Mahedi für den ersten Moharrem des Jahres 1300 der Hedschra ankündigt, der kommen wird, um alle menschliche Wesen vor dem Weltuntergang zur Lehre Mohammed's zu bekehren. Am genannten Tage würde der Erwartete seine Großjährigkeit erreicht haben, sein Vater werde Mohammed, seine Mutter Fatme heißen. Auf seinem Todtenbette hatte Senussi erklärt, daß sein Sohn der erwartete Mahedi sei, und am 1. Moharrem 1300 (am 12. November 1882) hätte es nun von letzterem abgehangen, mit einem Worte einen Brand zu entzünden, der sich weit über die Welt des Islam verbreitet haben würde. Er hat das verhängnißvolle Wort nicht gesprochen; wird er aber sich immer ruhig verhalten, oder wird er eines Tages, möglicherweise nachdem der Nebenbuhler, der ihm im Sudan erstanden ist, verschwunden sein wird, sich erheben? Die Zukunft muß es lehren.

Duveyrier glaubt nicht zu übertreiben und jedenfalls hinter der Wirklichkeit zurückzubleiben, wenn er die Zahl derjenigen, welche den Senussija gehorchen und für sie arbeiten, auf ein und eine halbe Million, das Einkommen der Brüderschaft auf etwa drei Millionen Francs anschlägt. Und das geographische Gebiet der Gesellschaft ist ein sehr ausgedehntes, sie selbst ist voll Lebenskraft, jung und versteht es die Menschen an sich zu ziehen, so daß sie jeden Tag neue Sympathien erweckt und sich neue Anhänger erwirbt.

Daß eine Gesellschaft dieser Art, geleitet von den oben mitgetheilten Grundsätzen, unter Umständen zu einer furchtbaren Macht werden kann, liegt so auf der Hand, daß wir alle Ausführungen in dieser Richtung unterdrücken zu können glauben. Wir haben nur noch einige Bemerkungen über die geographische Vertheilung der Sekte hinzuzufügen. Duveyrier theilt das Gebiet derselben in 11 Provinzen mit 121 Zauijas; wir begnügen uns hier die Namen der ersteren folgen zu lassen und die Zahl der letzteren in Klammern beizufügen: 1. Aegypten (17), 2. Europäische Türkei (1), 3. Asiatische Türkei (2), 4. Tripoli und Kyrenaika (66), 5. Bacle und Tubu (6), 6. Oestliches Nigritien (1), 7. Tunis (10), 8. Algier (8), 9. Marokko (5), 10. Unabhängige Sahara (4), 11. Westliches Nigritien (1).

Aus der Fülle eines sehr interessanten Details, welches aber eben zu viel Einzelheiten enthält, um abgekürzt in zusammenhängender Form dargestellt werden zu können, greifen wir hier und da einige Punkte heraus, die aus einem oder dem andern Grunde nur besondere Beachtung zu verdienen scheinen.

In Europa ist Konstantinopel der einzige bekannte Punkt, wo die Lehre der Senussija, allerdings unter einer sehr charakteristischen Form, gebildet hat. Vor zwei Jahren leitete ein früherer Lehrer des Sultans, welcher der Gesellschaft angehörte, die Politik, soweit sie den Islam betraf. Damals stand der Großherr Abd-El-Hamid auf sehr gutem Fuß mit der Gesellschaft, behandelte Sidi Mohammed El-Mahedi als Macht, mit der er rechnen mußte, und hatte scheinbar vergessen, daß einer seiner Vorgänger von dem Vater des Mahedi exkommunicirt worden war. Seitdem haben sich die Umstände verändert, das Verhältniß zwischen dem Sultan und der Brüderschaft ist ein ziemlich schlechtes geworden. Ueber die Fortschritte der Sekte in Asien sind die Angaben sehr unbestimmt; nach einer aus dem Schoße der Senussija gekommenen Mittheilung bestehen dort gegenwärtig zwölf Zauijas, Duveyrier weiß mit Sicherheit jedoch nur von einer, der zu Mekka, zu berichten, welche auf großem Fuß eingerichtet war, und wo sich das Ordensarchiv sowie eine reichhaltige Bibliothek (8000 Bände) befinden sollen. Trotz der siebzehn Konvente, die sich in Aegypten befinden, ist das Bestehen der Senussija daselbst vielen, selbst gut unterrichteten Aegyptern unbekannt; bei der Masse des ägyptischen Volkes findet der Fanatismus keinen fruchtbaren Boden und die Propaganda hat sich westlich vom Nil auf die Ulad Ali und auf die Oasen der libyschen Wüste geworfen, wo sie großen Erfolg gehabt hat. Die höchste Blüthe hat die Lehre der Senussija in Tripoli, beinahe mehr noch in Kyrenaika erreicht, wo sie den Türken Gesetze vorschreibt; es ist noch nicht lange her, daß der Pascha von Barca sich als niedriger Diener des Sidi Mohammed El-Mahedi fühlte und dem Großherrn erst in zweiter Linie gehorchte; die Lehre des Senussi scheint hier mächtiger zu sein als das Wort des Propheten. Man erzählt in Kyrenaika, ein Beduine könne falsch schwören beim Haupte Mohammed's, er werde aber sicher die Wahrheit sagen, wenn der Schwur laute: „Möge ich ausgeschlossen werden von der Zauija, wenn ich lüge.“ Weiter nach Osten hin werden die Niederlassungen der Senussija seltener, man zählt ihrer achtzehn; sieben Achtel davon sind jedoch in den letzten zwanzig Jahren entstanden. Duveyrier, der dieses Gebiet aus eigener, langjähriger Erfahrung kennt, macht auf die ungeheuren Veränderungen aufmerksam, welche sich gerade hier durch den Einfluß der Senussija bei den Eingeborenen vollzogen haben. Früher verträglich gegen Andersgläubige sind sie jetzt vom Fanatismus der Sekte ganz durchdrungen; zum Beweise für seine Behauptung beruft der Autor sich auf G. Rohlfs, der anfänglich die Gesahren, welche durch den Senussismus drohen, nicht zu erkennen schien, bis ihm im Jahre 1879 in der Oasis zu Kufara in schrecklicher Weise die Augen geöffnet worden, als er nur mit Aufopferung seiner Pläne und seines Eigenthums sein und Dr. Stecker's Leben rettete.

In Tunis, wo sich europäischer Einfluß mehr oder weniger geltend gemacht hat, sind nur schwache Zeichen von der Thätigkeit der Brüderschaft bemerkt worden; im tunesischen Theil des Tell konnte dieselbe nur wenig Proselyten machen, besser glückte es ihr in der Sahara, wo sie es verstanden hat, einige Nomadenstämme an sich zu ziehen; sie hat hier nur wenige (5) Zauijas, deren älteste 1857 errichtet wurde, dagegen bestehen viele Niederlassungen anderer Brüderschaften, die allem Anschein nach bald den Senussija anschließen werden. In Algier verdient zunächst die Zauija zu Mazuna Erwähnung, wo die Wiege des Senussismus gestanden hat; der genannte Ort liegt in der Dahra, 75 km von Mostaghanem im Departement Oran. Gewiß ist die Zahl der Anhänger der Sekte viel größer, als offiziell angenommen wird, viele Stämme stehen mit derselben mittelbar oder unmittelbar in Verbindung; auch in den Provinzen Oran und Constantine ist ihr Einfluß sehr groß. Allerdings versteckt sie sich hier größtentheils hinter einer andern Verbindung, der des Sidi Ali Schadheli und

Digitized by Google

sucht sich durch die Vermittelung der letzteren namentlich im Tell auszubreiten. Besteht so das Vermuthen, daß sie Boden gewonnen hat, so giebt dagegen die officielle Zählung von 1882 in Algier nur einen Mogadbem und vierundbreißig Brüder an, die sie hat entdecken können! Ebensowenig hat man in Constantine Senussiten gefunden! Auch in Bezug auf die zuletzt genannte Provinz begründet Duweyrier seine Ansicht, daß die officielle Wahrheit nicht immer die ganze Wahrheit ist; wiederholt weist er auf die großen Gefahren hin, die der französischen Herrschaft durch die Brüderschaft erwachsen können, Gefahren, gegen die man sich nicht sichert, indem man die Augen gegen dieselben schließt.

Im Westen von Algier, in Marokko, wo sich der europäische Einfluß wenig geltend macht, würden die Senussiten ein noch fruchtbareres Feld für ihre Thätigkeit gefunden haben, wenn ihnen nicht die Regierung und die orthodoxe Priesterschaft manche Hindernisse in den Weg gelegt hätten; jetzt bestehen da drei Zauijas, von denen zwei nach 1877 gegründet wurden. Zwei weitere Niederlassungen befinden sich in der Oase Fäzig zu El-Ubbad und in der Oase Tafilelt, die größtentheils von Mitgliedern der kaiserlichen Familie bewohnt ist. Einzelnen Berichten nach soll auch der Hofemort Makat (der Name bedeutet: „gegen die Ungläubigen befestigtes Kloster") ein Mittelpunkt des Fanatismus sein; vielleicht sind die Senussia auch dort vertreten. Ihre meisten Anhänger in Marokko sollen sich übrigens unter dem Banner der Derkawa verbergen; es ist dies eine Sekte, welche ihnen als Vorläufer zu dienen scheint. Wahrscheinlich gehören verschiedene Stämme des Rif sowie der mehr östlich wohnenden Völkerschaften zu den Schutzbefohlenen der Senussija. Wenden wir uns von hier zum übrigen Theile von Westafrika, so finden wir zunächst in dem westlichen Theile der Sahara einige Zauijas, worunter eine zu Insalah, welche einer der heftigsten Feinde der Franzosen, El-Hadschi Achmed, gegründet hat. Südöstlich von genanntem Orte beginnt das Land der Tuareg, die ebenfalls eifrige Anhänger der Sekte sind; bei einem Theil derselben, den Ahaggar, hatten sie schon lange Fuß gewonnen und der Tod des Obersten Flatters ist nach Duweyrier ein trauriger Beweis für diese Thatsache. Bei dem andern Theile, den Adjdschir, die vor zwanzig Jahren durchaus nicht fanatisch waren, haben sie sich auch Bahn gebrochen, und dasselbe scheint im Süden bei den Kel-Owi der Oase Air der Fall zu sein, die ebenso wie die Auelimmiden ihrem Einfluß zu unterliegen scheinen; ja Timbuktu hat heute eine den Senussija gehörige Zauija, ein Beweis, daß sie mit Erfolg die Macht der Ulad Sidi Mohammed El-Kunti angetastet haben, eine Macht, auf welche die Civilisation so große Hoffnungen setzen zu dürfen glaubte. Auch am Senegal, wohin im Jahre 1873 Sendboten aus Moghar geschickt wurden, um zum Kriege gegen Frankreich zu reizen (von denen jedoch nach der Mittheilung der französischen Behörden nichts bemerkt wurde), scheint der Einfluß der Senussija merklar zu sein. 1876 schon sah Gerhard Rohlfs in der Oase von Kufara, welche der Lustlinie nach 3900 km von Babel entfernt ist, fromme Pilger vom Senegal ankommen, welche die Reise gemacht hatten um den Sidi El-Mahedi zu besuchen und welche, wenn sie einmal nach dem 585 km weiter gelegenen Sherbyhub gekommen waren, wahrscheinlich die Weiterreise nach Mekka aufgaben. Eigenthümlich ist es, daß auch das Siegel des Scherich von Segu, eines Nachbars und Feindes der Franzosen, den Namen El-Mahadi (d. h. das Zeichen der Mitgliedschaft der Senussija) trägt. Weitere allerdings schwache Spuren der Sekte finden wir in Bornu, wo dieselbe schon vor vierzehn Jahren einzudringen versuchte, aber bei dem Sultan Ali und seinem Rathe Widerstand fand.

Ebenso bescheiden tritt der Senussismus in Tripoli und Fezzan auf. Wir unterlassen es, die Spuren der Brüderschaft weiter nach dem östlichen Afrika hin zu den Somali hin zu verfolgen; für den Augenblick nimmt da ja doch die Bewegung des Mohammed Ben Achmed, des Mahedi der Brüderschaft des Sidi Abd 'El-Qader El-Ghilani, alles Interesse für sich in Anspruch. Es bleibt der Zukunft überlassen, ob es auch noch zwischen den beiden Mahedis zum Streite kommen oder ob sich einer dem andern unterwerfen wird.

Vor vierundzwanzig Jahren schon hat Duweyrier sich durch persönliche Erfahrungen veranlaßt gefühlt, sich eingehender mit der Sekte der Senussija zu beschäftigen; seit der Zeit hat er gesucht immer tiefer in diesen Gegenstand einzudringen, immer neues Material über denselben zu sammeln. Eine am Schluß seiner Arbeit abgedruckte Liste der benutzten Quellen zeigt, wie eifrig er bemüht war seinem Thema gerecht zu werden.

Die Ziffer der Bevölkerung Chinas[1]).

Die Frage nach der Größe der Volksmenge in China hat stets alle diejenigen interessirt, welche sich mit China beschäftigen und welche sich gefragt haben, was für eine Rolle dereinst dies kolossale Millionenreich in der Geschichte der Menschheit spielen werde. Jeder Sinologe hat die Frage berührt; unter den neuen Autoren gebührt die erste Stelle dem bekannten Mandschu-Forscher J. J. Sacharow, nach dessen Berechnungen auf Grundlage der Zählung im Jahre 1842 die Bevölkerungsziffer Chinas mit Einschluß der Mandschurei 414 686 994 Individuen beträgt. Ferner sind besonders zu beachten die Mittheilungen des amerikanischen Missionars Dr. Williams, des Verfassers von „The Middle Kingdom". Im fünften Kapitel des ersten Bandes des genannten Werkes (neue Ausgabe 1883) berechnet Williams unter Zugrundelegung des Census von 1812 die Volksziffer auf 362 447 183 Menschen. In dem Berichte des See-Zollamts für das Jahr 1881 ist die Volksmenge des eigentlichen Chinas mit 380 Millionen angegeben[1]).

Der Verfasser der vorliegenden Korrespondenz hat während eines jahrelangen Aufenthalts in Peking es sich sehr angelegen sein lassen, genaue Angaben über die Bevölke-

[1]) „Nowoje Wremja" 1884, Nr. 3066; Korrespondenz von Mao-Men aus Peking d. d. 3. Juli.

[1]) Man vergleiche besonders die Zusammenstellungen der verschiedenen Ansichten über die Volksmenge Chinas in Behm und Wagner, Die Bevölkerung der Erde, I, S. 38; II, S. 40; III, S. 99; IV, S. 22; VI, S. 32 und VII, S. 30.

Digitized by Google

rungszahl Chinas zu beschaffen. Nach sechsjährigen Bemühungen gelangte er endlich in den Besitz von nicht officiellen Listen aus dem Jahre 1879 über 10 Provinzen. Schließlich wandte er sich direkt an einen Gehilfen des chinesischen Finanzministers und erhielt von diesem die Bevölkerungsliste des Jahres 1882 für 11 Provinzen; die Listen der übrigen Provinzen waren noch nicht eingeliefert worden und konnten deshalb nicht benutzt werden. — Unter diesen 11 Listen waren 5, welche sich auf Provinzen bezogen, deren Volkszahl schon aus der Erhebung vom Jahre 1879 bekannt war. In Ermangelung officieller Daten mußte sich der Verfasser daher für diese 5 Provinzen mit nicht officiellen Angaben begnügen. Gänzlich unbekannt blieb die Volkszahl nur in drei Provinzen (Ngan-hwei, Kwang-si und Fo-kien); hier wurden die aus dem Jahre 1842 herstammenden Bevölkerungsziffern unter gewissen Kautelen mit in Rechnung gezogen.

Hiernach ergiebt sich folgende Tabelle:

Das eigentliche China (ohne Mandschurei).

Namen der Provinz	Bevölkerungszahl 1842	Bevölkerungszahl 1879	Bevölkerungszahl 1882	Differenz der Jahre 1842 u. 1882	Flächenausdehnung der Provinz in engl. □ Meil.	Zahl der Individuen auf 1 □ Meil.
Schan-tung [1])	29 529 877		36 247 835	+ 6 717 958	65 104	557
Schan-si	17 056 925		12 211 453	— 4 845 472	56 268	221
Ho-nan	29 069 711		22 115 827	— 6 953 944	65 104	340
Kiang-su	39 646 924		20 905 171	— 18 741 753	44 500	470
Kiang-si	26 513 889		24 534 118	— 1 979 771	72 176	340
Tsche-kiang	30 437 974		11 588 692	— 18 849 282	39 150	296
Hu-pei	28 584 564		33 365 005	+ 4 780 441	70 450	473
Hu-nan	20 048 969		21 002 604	+ 953 635	74 320	282
Sz'-tschwan	22 256 964		67 712 897	+ 45 455 933	166 800	406
Kwang-tung	21 152 603		29 706 249	+ 8 553 646	79 456	377
Jün-nan	5 823 670	11 721 576		+ 5 897 906	107 969	108
Kwei-tschou	5 679 128	7 669 181		+ 1 990 053	64 554	118
Schen-si	10 309 769	8 432 193	51 171 138	— 1 877 576	67 400	126
Kan-su	19 512 716	5 411 188		— 14 101 528	86 608	62
Tschi-li	36 879 838	17 937 000		— 18 942 838	58 949	304
Ngan-hwei	36 596 988	20 596 988		— 16 000 000	48 461	425
Kwang-si	8 121 327	5 151 327	51 517 871 [2])	— 3 000 000	78 250	65
Fo-kien	25 790 556				53 480	482
Summa	413 021 452		382 978 840	— 30 942 592	1 297 999	234

Zur Erläuterung der Zahlen seiner Berechnung führt der Verfasser Folgendes an: Die Bevölkerungsziffern der ersten 10 Provinzen sind dem officiellen Berichte des chinesischen Finanzministeriums von 1882 entnommen; die Zahlen für die nächstfolgenden 5 Provinzen hat der Verfasser seinen nicht officiellen Daten für das Jahr 1879 entnommen. Für die 3 Provinzen Ngan-hwei, Kwang-si und Fo-kien fehlen Zahlenangaben. Der Verfasser ersetzte dieselben durch Kombination. In Erwägung der Regel, daß gleiche Ursachen und Bedingungen auch gleiche Folgen haben, glaubte er schließen zu müssen, daß die Bevölkerung sich im Vergleich zum Jahre 1842 beträchtlich vermindert haben müsse. Die an Ngan-hwei angrenzende Provinz Kiang-su, welche in klimatischer, ethnographischer und ökonomischer Beziehung der ersteren gleichgestellt ist und dieselben Gräuel der Taiping-Rebellion erduldete, hat von 39 Millionen Einwohnern (1842) 18 Millionen verloren (1882: Bestand circa 20 Millionen); mit Berücksichtigung dieser Verhältnisse würde der Verlust an Menschen in Ngan-hwei etwa 16 Millionen betragen, und in der Provinz Kwang-si, wo der Aufstand begann, etwa 3 Millionen. Für die letzte Provinz Fo-kien behält der Verfasser die Zahl aus dem Jahre 1842 bei.

An die oben in der Tabelle mitgetheilten Zahlen knüpft der Verfasser einige Erörterungen. Er schließt aus dem Vergleich der Ergebnisse des Census von 1842 mit dem von 1882, daß die Gesammtbevölkerung des eigentlichen China im Laufe der 40 Jahre sich nicht vermehrt, sondern bedeutend vermindert habe — fast um 31 Millionen Menschen. Wodurch ist dieses Resultat bedingt? Was für Einflüsse sind dem natürlichen Wachsthum der chinesischen Nation hinderlich gewesen? Was hat sich während jener 40jährigen Periode in China zugetragen? Von 1850 bis 1864 haben unter 18 Provinzen des Reiches 13 alle Schrecken der Insurrektion der Taipings erfahren: die besten und reichsten Provinzen Chinas, Kwang-si, Kiang-si, Hu-pei, Hu-nan, Ngan-hwei, Kiang-su, Tschekiang, Ho-nan, der südliche Theil von Schan-si, Schantung und zum Theil auch Tschi-li wurden verwüstet und von Grund aus zerstört; alle blühenden Städte und Dörfer

[1]) Der Verfasser spricht von 11 Listen und giebt nur 10 Provinzen; der Grund dafür liegt darin, daß eine Liste sich auf die Provinz Mar den (zur Mandschurei zu rechnen) bezieht.

[2]) Wahrscheinliche Zahl.

Digitized by Google

wurden in Trümmerhaufen verwandelt, das Blut floß in Strömen, die Leichen thürmten sich zu Bergen auf. Ein sehr lebhaftes Bild der durch die Taipings verursachten Verwüstung entwirft Dr. Williams.

Fast gleichzeitig mit der Taiping-Insurrektion, nämlich im Jahre 1855, begann in der Provinz Jün-nan der Aufstand der dortigen Mohammedaner, dessen Resultat die Bildung eines unabhängigen Sultanats im Jahre 1867 war. Erst 1874 gewann China die Provinz wieder, welche während der ganzen Kriegsperiode unsäglich gelitten hatte. Eine große Menge von Opfern forderte auch eine verheerende Krankheit im Jahre 1872.

Die von den Nan-fey verübten Räubereien und Verwüstungen unter dem Anführer Tschan-tschun, welcher acht Jahre lang (1860 bis 1868) China in Schrecken setzte, verursachten gleichfalls empfindliche und schwere Wunden. Aber damit war der Kelch der Leiden noch nicht geleert: in den nordwestlichen Provinzen brach die Empörung unter den chinesischen Mohammedanern, den Dunganen, aus und verwandelte, 16 Jahre andauernd, fast ganz Kan-su in eine Wüste.

Zu allen diesen schweren Kriegsnöthen kamen die erschrecklichen Hungersjahre 1876 bis 1878, welche die nördlichen Gegenden Chinas, Schan-si, Schensi, Ho-nan, Tschi-li und zum Theil auch Schan-tung verheerten. Wie furchtbar die Hungersnoth in der Provinz Schan-si wüthete, kann aus der Thatsache erschlossen werden, daß im Laufe von 8 Jahren etwa 5 Millionen Menschen zu Grunde gingen. Die Folgen kleiner lokaler Hungersnöthe und Ueberschwemmungen, welche alljährlich hier und da eine oder die andere Provinz heimsuchen, sind daneben auch zu erwähnen. Unter solchen ganz erstaunlich ungünstigen Bedingungen ist es kaum möglich gewesen, daß die Bevölkerung zunehmen konnte.

Untersuchen wir die Veränderung der Volkszahl in einzelnen Provinzen, so fällt vor allem der kolossale Zuwachs der Bevölkerung in der Provinz Sy-tschwan auf; innerhalb 40 Jahren (1842 bis 1882) stieg die Zahl von 22 Millionen auf 67 Millionen, also um das Dreifache. Doch ist hierbei zu berücksichtigen, daß die Ursache der Zunahme nicht allein in einer Vermehrung der Einwohner selbst zu suchen ist, sondern auch in einem starken Zuzug aus den benachbarten Provinzen. Sy-tschwan, fast die reichste Provinz Chinas, genoß Ruhe und Frieden, während in den Nachbarprovinzen der Sturm der Revolution tobte.

Die Zunahme oder Abnahme in einigen anderen Provinzen finden in ähnlicher Weise ihre Begründung. Den größten Rückgang in der Bevölkerungsziffer weisen folgende Provinzen auf: Tschi-li, wofelbst die Bevölkerung von 36 Millionen (1842) bis auf circa 19 Millionen gesunken ist, Kiang-su von 40 Millionen bis auf 20 Millionen, Kan-su von circa 20 Millionen bis auf 5½ Millionen. Die Ursache ist hier vor allem in den Folgen des verheerenden Dunganen-Aufstandes zu suchen, doch haben die beiden ersten Provinzen noch häufige Ueberschwemmungen und Hungersnöthe auszustehen gehabt. Auch für die Verringerung der Volksmenge in der fruchtbaren, reichen und gesunden, für das Paradies Chinas geltenden Provinz Tsche-kiang kann nur der Aufstand der Taiping verantwortlich gemacht werden, durch welchen die Provinz verwüstet und entvölkert wurde.

Zum Schluß noch einige Bemerkungen über die Bevölkerungszahl in der Mandschurei. Hier hat sich die Volksmenge um ein Beträchtliches vermehrt und zwar in Folge der starken Einwanderung, welche namentlich während der letzten fünf bis sechs Jahre stattfand; die chinesische Regierung hat durch entsprechende Reformen diesen Zuzug sehr begünstigt und wie ersichtlich mit gutem Erfolg. Nach den officiellen Daten hat die Bevölkerung nur in einer der drei Provinzen der Mandschurei, in Mukden, die anständige Zahl von 4 243 267 Seelen erreicht. Ueber die beiden anderen fehlen dem Verfasser die Zahlenangaben; doch meint er, daß die Zahl keinenwegs 12 Millionen erreicht, wie es Wenjukow und Williamson vermuthet haben.

Streifzüge in Portugal.

Von **Spiridion Gopčević.**

I. Von Vigo nach Braga.

Wer die Wahl hat, Portugal an einer beliebigen Stelle zu betreten, der entscheide sich für die Fahrt von Vigo über Tuy nach Valença do Minho. Die berühmte Bai von Vigo erinnerte mich lebhaft an die romantischen Fjorde Norwegens, die Bahnlinie Vigo-Tuy an Südsteiermark und die ganze Fahrt ist eine wirdige Vorbereitung auf die landschaftlichen Reize der schönsten Provinz Portugals: Entre Douro e Minho, gemeinhin „Minho“ genannt. Ist auch Galicien vielleicht wildromantischer, so verdient doch Minho seiner Lieblichkeit und Anmuth halber, ganz besonders aber wegen des leichteren Reisens den Vorzug. In Galicien wird dem Reisenden noch sehr wenig Komfort geboten und daher wird dieses Königreich von den Touristen — sehr mit Unrecht — ganz vernachlässigt.

Vigo selbst ist wohl jedem Gebildeten schon durch die berühmten sechs Silbergallionen bekannt, welche dort im Jahre 1702 versenkt wurden und deren Hebung eine französische Gesellschaft kürzlich erfolglos versuchte. Ob wohl die versunkenen Schätze — nach der geringsten Schätzung 40 Millionen Mark! — jemals dem Schoße des Meeres entrissen werden?

Vigo selbst ist eine ganz hübsch gebaute und malerisch gelegene Stadt. Der Fjord gleicht hier einem Binnensee, da vorliegende Inseln den Ausblick auf den Ocean verwehren. Von Vigo führt die Bahn längs des Meeres bis Redondela, wobei die Landschaft Erinnerungen an die Strecke Palermo-Bagheria in mir wachrief. Redondela selbst taufte ich scherzhaft „Klein-Venedig“, da ein Dutzend kleiner Brücken, resp. Stege über die durch die Straßen fließenden Bäche führt. Die Lage dieses Städtchens ist sehr anmuthig.

Hinter Redondela überschreitet die Bahn einen Gebirgsrücken und läßt sich dann in das Thal des Loura hinab,

Digitized by Google

dessen Lauf sie bis zu seiner Mündung in den Minho folgt, was bei Tuy der Fall ist.

Wie man mir sagte, soll der Minho hier schon in diesem Jahre fertig überbrückt werden[1]). Vorläufig mußten wir aber ein ziemliches Stück außerhalb der Stadt aussteigen, da die Bahn hier endet. Ein elender Omnibus, so niedrig, daß ich nur gebückt sitzen konnte, nahm uns auf und führte uns in die Stadt.

Tuy ist eine Festung, welche sich, vom Flusse aus gesehen, höchst malerisch präsentirt; aber die Festungswerke sind veraltet und wenig widerstandsfähig. Die Stadt hatte ein lebhaftes Aussehen, da eben Markt war und daher eine große Menschenmenge durch die Straßen wogte. Ueberhaupt ist die Stadt nicht so klein (circa 3000 Einwohner, aber das Stadtgebiet 11710 im Jahre 1877) und würde sich recht gut zum Standquartier für Ausflüge in die Umgebung — besonders die berühmte fruchtbare Vega de Loura — eignen. Tuy ist einer der lieblichsten und angenehmsten Punkte Spaniens; eigentliche Sehenswürdigkeiten enthält es nicht, etwa die Kathedrale ausgenommen, deren Thurm eine prächtige Fernsicht bietet. Die Stadt führt ihren Ursprung ins graue Alterthum zurück. Thatsache ist, daß der Gothenkönig Witiza im Jahre 700 hier seine Residenz aufschlug.

Unter den Mauern der hart am Ufer auf einer Anhöhe liegenden Festung schifften wir uns auf Booten ein. In einiger Entfernung gewahrten wir die im Bau begriffene Eisenbahnbrücke und weiter stromab die Wälle der portugiesischen Grenzfestung Valença do Minho, über welche einige Thürme und Dächer hervorguckten.

Während der Ueberfahrt bettelte mich ein Mädchen an, dessen Kleidung einen gewissen Wohlstand verrieth, ganz abgesehen von den schweren Goldringen, welche ihre Ohren fast niederzogen und von einer massiven Silberkette. Natürlich verlieh ich meinem Erstaunen Ausdruck und sagte: „Sie scheinen ja reicher zu sein, als ich! Ihr Schmuck kostet mehr, als ich mit dem Gelde, welches ich eben bei mir habe, zahlen könnte!“

„O das glauben Sie nur!“ versetzte die Spanierin eifrig, „der Schmuck ist unecht“.

„Wenn dem so ist, werde ich ihn Ihnen abkaufen“ bemerkte ich scherzend. Das wollte aber das Mädchen doch nicht. Ein ebenfalls in der Barke sitzender Portugiese meinte darauf verächtlich: „Danken Sie Gott, daß Sie jetzt gleich portugiesischen Boden betreten, wo man den spanischen Bettelunfug nicht kennt.“

Das Mädchen, welches als Gallegin portugiesisch leichter verstand als eine gewöhnliche Spanierin, zeigte sich darüber beleidigt und sagte: „Was will der hochmüthige Portugiese? In seinem Lande bettle ich nicht und in Spanien ist es nichts Schlechtes, wenn man einen Caballero um eine Erinnerung an seine Bekanntschaft anspricht.“

Diese Episode ist überaus charakteristisch für die Denkungsart der beiden Brudervölker. In Spanien stolpert man bei jedem Schritt über Bettler und wird von Leuten angesprochen, die man nach ihrem Aeußern für vollendete Caballeros halten könnte; in Portugal findet man fast gar keine Bettler und schien mir das Ehrgefühl des niederen Volkes besser entwickelt.

Valença do Minho ist viel kleiner als Tuy (1878: 2808 Einwohner), aber in seinen Straßen herrscht verhältnißmäßig große Reinlichkeit und auch die Festungswerke sind in besserem Zustande. („Wir könnten Tuy ganz gut zusammenschießen“, sagte mir ein Major, welcher mich auf den Wällen herumführte — „aber wir thun es nicht“, fügte er großmüthig hinzu.) Das Innere der Stadt mit den engen stillen Straßen erinnert an die alten verödeten mittelitalienischen Städte.

Ein Omnibus, der leider nicht viel besser war als die spanischen, brachte uns zum Bahnhof, welcher sich ebenfalls ein Stück außerhalb der Stadt befindet.

Bis Caminha an der Mündung des Minho fährt die Bahn seinem linken Ufer entlang. Beide Ufer des Minho zeichnen sich durch landschaftliche Reize aus. Links ist es besonders die Serra da Estrica, welche in die Augen fällt. Wälder, Felder und Weingärten wechseln auf der portugiesischen Seite ab; auf der spanischen sieht es wilder aus und herrschen die Wälder vor.

Bei der Station Villanova da Cerveira erblickt man jenseits das spanische Kastell Goyan. Gleich darauf kommt das von Weingärten umgebene Dorf Seiras und wir sehen in der Ferne die Mündung des Minho mit der steilen Landspitze Santa Tecla. Bei Caminha selbst wird die ganze Landschaft entzückend malerisch. Vor der Mündung liegt auf der flachen Insel Insua ein altes Kastell, doch wird es von der Punta Tecla beherrscht, so daß die Spanier, wenn sie dort eine gute Batterie bauten, Herren der Minho-Mündung sein könnten.

Bei Caminha wendet sich die Bahn südlich und folgt der Meeresküste bis Vianna. Sie hält sich dabei an dem Fuße des 1700 Fuß hohen Monte Santa Luzia, welcher ziemlich steil gegen den flachen Strand abfällt. Etwa halben Wegs passirt man bei der Station Ancora das gleichnamige Flüßchen. Ueber den Ursprung seines Namens geht eine hübsche Volkssage, welche wissen will, König D. Ramiro II. von Leon habe seine Gattin Doña Urraca, welche mit dem Emir von Gaia, Al Boazar, durchgegangen war, in dem Flüßchen ertränkt. Da er ihr einen Anker an den Hals gebunden, habe man den damaligen Namen des Flusses Space in Ancora umgetauft.

Von der Station Ancora gelangt man in einer Viertelstunde zu einem merkwürdigen antiken Baudenkmal, der „Casa do diabo“ (Teufelshaus), einem erst 1835 entdeckten Druidenaltar. Derselbe ist kreisförmig und besteht aus ungeheuren Steinen, welche an der Basis schwer und massiv sind, aber nach oben zu dünner und leichter werden. Auf ihnen ruht eine riesige Steinplatte, welche sich nach Süden neigt, wo eine Thür ist. Drei bis vier Personen können auf diese Weise im Innern stehen. Dieser Druidenaltar soll 3000 Jahre alt sein. Weiter stromaufwärts giebt es noch ein Alterthum, eine sehr gut erhaltene Römerbrücke in einem einzigen Bogen.

Mit der Bahn unsere Reise weiter fortsetzend, gelangen wir nach Vianna do Castello (1878: 8816 Einwohner), einer der elegantest aussehenden Städte Portugals. Hier erreicht die Bahn den Lima-Fluß, den sie auf einer fast 2 km langen Brücke überschreitet, von welcher sich uns eine der herrlichsten Rundsichten bietet. Im Westen breitet sich vor unserem Blicken das ungemein nett und rein aussehende Städtchen aus, mit seinem hübschen Bahnhofe (dem schönsten von Portugal), seinen beiden Kasernen, Kirchen und sonstigen in die Augen springenden Gebäuden. Den Hintergrund bildet die Mündung des Lima und der Ocean. Im Osten können wir den Lauf des vielbesungenen Lima fast bis Ponte de Lima verfolgen, ein Anblick, der mich an eine herrliche Illustration einer brasilianischen Urwaldlandschaft erinnerte: die beiden Ufer mit den üppigsten Bäumen dicht bewaldet, welche ihre Zweige wie segnend über das Wasser strecken, in dem sie

[1]) In der That las ich kürzlich in den Zeitungen von der bevorstehenden Eröffnung der Brücke.

Digitized by Google

sich wiederspiegeln. Im Flusse selbst mehrere Inseln — paradiesische Eilande! Nordwärts die Höhen der Santa Luzia, südwärts anmuthige Hügellandschaft.

Die Stadt selbst besticht, wie schon erwähnt, durch ihre Reinlichkeit und ihr modernes Aussehen. Sie ist überhaupt in raschem Aufblühen begriffen und würde vielleicht mit Porto konkurriren, wenn ihr Hafen besser wäre. Bisher können aber bloß Küstenfahrer von höchstens 200 bis 250 Tonnen einlaufen. Eigentliche Sehenswürdigkeiten kann sie nicht viel aufweisen. Wenn man die Igreja Matriz (ein ganz interessantes Bauwerk), Kirche und Kloster S. Domingos mit dem Grabe des „heiligen" Erzbischofs D. Bartolomeu dos Martyres und die beiden Kastelle gesehen hat, ist man schon fertig. Von letzteren beherrscht das Castello de Santiago die Mündung des Lima, das Fort Rego de Fontes die Nordseite der Stadt. Ersteres stammt noch aus der Zeit Philipp's II. Die Hauptpromenade am schönen Abenden bildet der breite Quai.

Der Name Bianna ist eine Verstümmelung von Diana, wie die Stadt früher nach einem hier gelegenen berühmten Dianatempel geheißen haben soll. Unter den Römern hieß sie Nemetanobriga und später Belobriga.

Auch von Bianna bis Nine durchfährt die Bahn die lieblichsten Landschaften. Man könnte das Land mit einem riesigen Garten oder Park vergleichen. Prächtige Waldpartien, Wiesen, Felder, Gärten, Bäche, Büsche, Dörfer, Viehherden wechseln in rascher Aufeinanderfolge ab. Ehe wir es uns versehen, erreichen wir die Ufer des Cávado, von dessen Brücke sich uns eine herrliche Rundsicht bietet, welche Ihm mit jener von der Bianna-Brücke wetteifern darf. Zwar ist der Cávado bedeutend schmäler als der Lima, aber gerade dadurch gewinnt die Fahrt auf seinen Fluthen an Anmuth. Das alte Städtchen Barcellos erhöht noch das Malerische der Landschaft. Hier wäre die Königin D. Maria II. beinahe verbrannt, als sie während ihrer Reise durch Nordportugal hier übernachtete; ihr Haus gerieth in Brand und sie rettete sich im Nachthemde durch einen kühnen Sprung aus dem Fenster.

Südlich von der Brücke zieht ein seltsames Bauwerk unsere Aufmerksamkeit auf sich. Es ist dies eine viereckige, mit einer Kolonnade rings umgebene Kapelle, deren Dach aus einer Pyramide besteht. Dies ist nebst den Ruinen des herzoglichen Palastes und der Kollegiatkirche das einzige nennenswerthe Bauwerk von Barcellos. Bald hinter Barcellos zweigt bei der in reizender Umgebung gelegenen Station Nine eine Flügelbahn nach Braga ab. Diese Strecke wetteifert mit jener bereits geschilderten an Lieblichkeit und Romantik.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nach der „Weser-Zeitung" ist beim Bau der unlängst eröffneten serbischen Eisenbahn bei Schupinatena, vier Stunden südlich von Belgrad, eine Lagerstätte von abbauwürdigen Quecksilbererzen gefunden worden und zwar an einer „Hohler Fels" genannten Stelle, wo eine große Menge von Stollen und Höhlen auf einstigen Bergbau durch die Römer schließen läßt, welche durch „Feuersetzen" in den 15 bis 20 m tiefen Bauen das Erz zu gewinnen gesucht hatten. Bergrath von Groddeck aus Clausthal hat in diesem Sommer den Fundort untersucht und nach dem Hineintreiben eines Versuchsstollens das quecksilberführende Gestein bereits auf einer Länge von 19 m nachgewiesen; der bei der ersten Untersuchung auf 2 Procent geschätzte Gehalt des Gesteins wurde von ihm weit höher taxirt.

— Die neueste Zählung hat für Rumänien 4 424 961 Einwohner ergeben, davon 2 276 558 männlichen und 2 148 403 weiblichen Geschlechts. Nach dem Glaubensbekenntniß geordnet finden sich 4 198 664 orthodoxe Griechen, 134 168 Juden, 45 152 römische Katholiken, 28 903 Protestanten, 8734 Gregorianer, 8108 Armenier und 1323 Mohammedaner. Das fremde Element in der Bevölkerung setzt sich, von den Juden abgesehen, zusammen aus 28 128 Oesterreichern, 9525 Griechen, 3658 Deutschen, 2822 Engländern, 2706 Russen, 2631 Türken, 1142 Franzosen, 167 Italienern und 539 Leuten verschiedener Nationalität, zusammen 51 318 Personen. Die städtische Bevölkerung beträgt nur 781 170, die ländliche dagegen 3 643 783 Seelen.

— 700 in der Dobrudscha angesiedelte deutsche Familien beabsichtigen nach der „A. Ztg." nach Thessalien auszuwandern. Nachdem zu Anfang des letzten Krieges ihre Ansiedelungen von Tscherkessen niedergebrannt worden waren, kamen sie durch die rumänische Besitznahme aus dem Regen in die Traufe: absolute Rechtsunsicherheit, Brandschatzung durch die rumänischen Steuerpächter und Vertreibung von Haus und Hof zu Gunsten walachischer und moldauischer Bojaren zwingen sie jetzt eine neue Heimath zu finden. Es ist wahrhaft jämmerlich zu sehen, daß der deutsche Name in einem, von einem Fürsten deutscher Herkunft regierten europäischen Lande noch immer nicht genügt, seine Träger vor der gemeinsten Vergewaltigung zu schützen!

— Das Londoner „Chamber of Commerce Journal" (5. Sept. 1884) klagt darüber, daß der Handel in Thessalien durch übermäßige Zölle erdrückt werde. In Folge dessen nehmen die Einkäufe der Zollkäufer ab und der Schmuggel in benurnbigender Weise zu. Die Zollbeamten selbst räumen ein, daß der erst theilweise in Kraft getretene Tarif die Dinge nur noch verschlimmern wird. — Andererseits knüpft man große Hoffnungen an die Vollendung des Kanals von Korinth. So berechnet das italienische Blatt „Ere", daß sich nach mäßiger Schätzung der Lokalhandel auf griechischen Gebiete allein um 400 Procent steigern wird. Italien ist durch seine geographische Lage besonders berufen, von diesem Aufschwunge Nutzen zu ziehen, da ihm Gebiete, die bisher dem Kaufmanne fast unbekannt waren, nun leicht zugänglich werden.

— Gelcovčkij, Jakov. Geografičeskij Slovár zapadnoslavjanskich i jugoslavjanskich zemel i priležáščich stran (Geographisches Lexikon der west- und südslavischen Länder und der angrenzenden Gebiete). Wilna 1884. 8. XXXII, 371 S. mit Karte. Preis 2 Rub. 50 Kop. — Bekanntlich sind viele Ortsnamen Europas bis weit nach Westen und Südosten hinab ursprünglich slavischer Herkunft, aber nach Zurückdrängung des slavischen Elements von den herrschenden Volksstämmen verändert worden. So wurde aus Dradžaang — Dresden, aus Budyšin — Bautzen. In Ungarn gehen oft sogar drei Namen neben einander her, ein slavischer, ein magyarischer und ein deutscher, z. B. Zvolen, neben Zolyom und Altsohl. In Dalmatien haben sich italienische Namen neben slavischen eingebürgert, auf der Balkanhalbinsel

Digitized by Google

außer griechischen auch türkische, z. B. Plovdiv (bulg.), Philippopolis (griech.), Filibe (türk.). In Polen und Galizien geben polnische neben russischen Namen einher. Dabei vollzog sich dieser Proceß nicht nur bei Städtenamen, sondern auch bei den Namen von Flüssen und Bergen. In der Geographie gelten die substituirten Namen des herrschenden Stammes; sie haben sich auch in der russischen Litteratur eingebürgert. Dies schmerzt den Verfasser, einen Russen mit slawophilen Tendenzen, und nun nun den russischen Schriftstellern die Möglichkeit zu geben, zu den ursprünglichen slavischen Namen zurückzukehren, hat derselbe das obige Lexikon bearbeitet, wo in einem laufenden Alphabet die slavischen (diese fett gedruckt) und die konventionellen Namen zusammengestellt und durch Verweisungen so mit einander verbunden sind, daß man in beauemster Weise zu jedem konventionellen Namen den entsprechenden slavischen (sowie zugleich magyarischen, italienischen, türkischen u. s. w., falls dergleichen vorhanden) findet und umgekehrt. Aber abgesehen von den national-slavischen Tendenzen des Verfassers, welche die er sich in der Vorrede ausführlich ausspricht, hat das Buch doch auch ein allgemein wissenschaftliches Interesse, als zweckmäßiges Nachschlagebuch für jeden, der sich mit der Geschichte und der historischen Geographie der slavischen Länder zu befassen hat. Welche Menge mühsamen und oft erfolglosen Suchens nach dem entsprechenden Namen wird ihm dadurch erspart! Aber freilich das russisch-cyrillische Alphabet, in welchem die Namen geschrieben sind, muß er in den Kauf nehmen. Auch die Nomenklatur der beigegebenen Karte ist russisch.

T. Pesch.

— In Bezug auf die noch immer nicht festgesetzte Richtung der Sibirischen Eisenbahn (oder doch von deren Anfangsstrecke innerhalb des europäischen Rußland), meldet die Zeitung „Nowosti“: Dem Minister-Comitee ist neuerdings ein Projekt eingereicht, dessen Inhalt im Wesentlichen in Folgendem sich zusammendrängen läßt. Die Linie Samara-Ufa-Jekaterinburg ist unwiderruflich, weil die Strecke Ufa-Jekaterinburg durch eine äußerst dünn bevölkerte Gegend sich hinzieht. Die Linie Nishni-Nowgorod-Kasan-Jekaterinburg mit einer Länge von 1244 Werst (Kilometer) würde etwa 87 Millionen Rubel (circa 164 Millionen Mark) kosten; ein Theil dieser Summe würde für den Bau von vier großen Brücken über die Oka, Wolga, Wjätka und Kama verwendet werden müssen. Das Ministerium der Wege und Kommunikationen richtet daher seine Aufmerksamkeit auf eine Linie Samara-Tscheljabinsk (südöstlich von Jekaterinburg und östlich des Ural). Diese Linie, welche sich aus zwei Theilstrecken Samara-Ufa (461 Werst) und Ufa-Tscheljabinsk (480 Werst) zusammensetzt, hat eine große Bedeutung, weil sie die produktiven Gebiete Sibiriens nicht nur mit dem genannten russischen Bahnnetz, sondern gleichzeitig mit der Wolga in Verbindung bringt. Im Vergleich mit der Linie Nishni-Nowgorod-Jekaterinburg würde eine Verkürzung um 303 Werst erzielt und der Bau jener vier großen Brücken umgangen werden, was einer Ersparniß von mindestens 50 Millionen Rubel (60 Millionen Mark) gleichkäme. Es wird daher vorgeschlagen: das Projekt Nishni-Nowgorod-Kasan-Jekaterinburg fallen zu lassen; den Bau einer Linie von dem Punkte, wo die Oreuburger Bahn den Fluß Kinel überschreitet, über Slatouß nach Tscheljabinsk zu beschließen und endlich eine Verbindungsbahn zwischen einem Punkte der Linie Jekaterinburg-Tjumen und der Linie Slatouß-Tscheljabinsk zu bauen.

Asien.

— Ueber die deutsche Ackerbaukolonie Sarona bei Jaffa in Palästina bringt „Die Warte des Tempels“ (1884, Nr. 38) einige erfreuliche Nachrichten. Die dortigen Ansiedler haben sich gegen die Diebsgelüste der Araber, welche den Weintrauben arg nachstellen, durch Einführung der amerikanischen Isabelltraube zu schützen gewußt. Diese Rebensorte liefert Trauben von erdbeerartigem Geschmack, der den Arabern widerlich ist, demnach aber einen angenehmen Wein giebt, der in der Stadt Jaffa und in Aegypten Absatz findet. Die Araber stellen diesen Trauben nicht nach, und auch die Schakale, die den gewöhnlichen Sorten viel Schaden thun, verschmähen sie; da überdies diese Rebensorte der Traubenkrankheit nicht unterworfen ist, so ist durch ihre Einführung für den Weinbau eine gute Aussicht geschaffen. — In der Viehzucht ist ein Fortschritt durch Einführung des ägyptischen Klees gemacht worden. Mehr ist geschehen in der Honigbereitung. Schon seit Jahren sind in Haifa und Sarona gute Erfolge in der Bienenzucht erzielt worden; jetzt haben die Herren Baldeutscher transportable Bienenstöcke angeschafft, die zur Blüthezeit entsprechender Pflanzen an die betreffenden Orte gebracht werden und einen ausgezeichneten Honig in Menge liefern. Fast das ganze Jahr hindurch giebt es dort blühende Gewächse, unter denen Sesam, Senm und Kaktusfeigen besonders in Betracht kommen; jede dieser Blüthen liefert einen durch besonderes Aroma ausgezeichneten Honig. Auch ist die Quantität, welche bei gehörigem Betriebe gewonnen wird, wirklich erstaunenswerth; es hat deshalb bereits ein Export von Honig begonnen, der schöne Aussichten eröffnet.

— A. Sibirjakow schreibt der „Oestlichen Rundschau“ (Nr. 30): Auf der kürzlich vom Generalstabe herausgegebenen Karte von Russisch-Asien in 8 Blatt sind — wie auf früheren Karten — zu beiden Seiten des Vorgebirges Matse-Sale (östlich von der Jenisei-Mündung) zwei große Busen gezeichnet; der westliche, in welchen sich der Fluß Goda ergießt, ist Gybojamo genannt, der östliche, der Jenisei-Mündung nähere, ist ohne Bezeichnung gebliebeu. Mit Rücksicht auf den Umstand, daß in der Bucht Gybojamo oder Gybansk mein Dampfer „Oskar Dickson“ überwinterte, und daß dahin von Obdorsk ein Transport mit Proviant und von Dudinka (am unteren Jenisei) ein Transport mit Kohlen abgefertigt wurde, habe ich Grund Folgendes zu behaupten: Der östliche vom Kap Mate-Sale befindliche Busen, in welchem der Dampfer „Dickson“ unter 72° 12' nördl. Br. und 77° östl. L. Gr. überwinterte, das ist der Busen, welchen die Samojeden Gybanski nennen; in diesen Busen ergießt sich der Fluß Goda, nicht in den westlichen. Auf dem Fluß Goda gelangte im Jahre 1881 ein Kohlentransport aus Dudinka zum Dampfer. Daß dieser Busen, in welchen der Fluß Goda einmündet, gleichzeitig der Mündung des Jenisei sehr nahe ist, bewies die Fahrt des Kapitäns Nilson vom Dampfer „Dickson“. Derselbe fuhr in einem Boote von Orte, wo der Dampfer strandete, nahe bei dem Winterlager, nach Sopotschnaja Karga, welches jenseits der Mündung des Jenisei liegt, und weiter stromaufwärts in den Jenisei hinein.

— Vor einiger Zeit ging durch die Zeitungen ein Gerücht, nach welchem die Chinesen, durch die Nachgiebigkeit der russischen Regierung in der Kulschaschen Angelegenheit veranlaßt worden wären, auch den Possiet-Busen von Rußland zu verlangen. Im Hinblick hierauf ist es nicht ohne Interesse, sich mit der fraglichen Lokalität näher bekannt zu machen. Am Possiet-Busen liegen zwei russische Ortschaften: der Posten Nowgorodskoi und die Ansiedelung Nowokiewskoje. Beide sind vorwiegend militärisch; nur ein kleiner Bruchtheil der Bevölkerung besteht aus Civilpersonen, Beamten, Kaufleuten. Noch vor einigen Jahren war an der Stelle des heutigen Nowokiewskoje nur nackte Steppe, heute wächst der Ort nicht täglich, man möchte sagen stündlich. Der Possiet-Busen zerfällt in zwei kleinere Buchten: die Nowgorodsche und die Expeditionsbucht. Auf die Geräumigkeit und Bequemlichkeit des Possiet-Hafens kann man daraus schließen, daß im vorigen Jahre ein englisches, aus 10 Schiffen bestehendes Geschwader, ohne im Geringsten beengt zu sein, daselbst Anker geworfen hatte; auch sehr tiefgehende Fahrzeuge

Digitized by Google

können nahe an das Ufer herankommen. Das Ausladen der Schiffe ist sehr beauem, da der Wellenschlag nur unbedeutend. Die Bucht friert höchstens zwei Monate zu und niemals völlig, so daß die Schiffahrt das ganze Jahr möglich ist. Ohne große Mühe könnte die Bucht derart befestigt werden, daß sie für feindliche Schiffe uneinnehmbar wäre.

— Der Erdboden des Küstenlandes ist fruchtbar. Die benachbarten Manten (Chinesen und Koreaner bauen mit Erfolg Hafer, Tschumsi (eine Art Hirse), Mais und allerlei Gemüse. Leider fehlt es noch an russischen Ansiedlern, denen es hier sehr gut gehen würde. — Wälder sind etwas weit und im Nawgorodskischen Posten ist wenig Wasser vorhanden. Dagegen sind in nächster Nähe Kohlenlager, welche bereits in sehr primitiver Weise ausgebeutet werden; auch Eisenerz wird daselbst gefunden. — Gegenwärtig liegt ein beträchtliches Kontingent an Militär in jenen beiden Ortschaften, doch ist ein Kriegsschiff bis jetzt noch nicht daselbst stationiert, was, wie es scheint, ganz unerläßlich ist. Aber ein an gewissen Komfort gewöhnter Mensch begegnet hier grossen Schwierigkeiten, um zu leben: Entbehrungen, Unbequemlichkeiten und Unannehmlichkeiten auf jedem Schritt. Vor allem sind die Wohnungen überaus schlecht; es existieren nur einfache Lehmhütten (Fanzen), welche von den Bewohnern freilich mit Stolz als Häuser bezeichnet werden. Im Sommer ist es in diesen Hütten unerträglich heiß, im Winter so kalt, daß Nachts das Wasser im Glase zu Eis wird. Somit fehlt alles, es existieren keine Gasthäuser, kein Klub, kein Lokal zum Zeitungslesen, nur einige Verkaufsläden, in welchen getauschte Juden Handel treiben — das ist alles!" („Sibir." 1884, Nr. 30.)

— Die in Lahore erscheinende „Civil and Military Gazette" veröffentlicht einen Brief des unternehmenden Kaufmanns Dalgleish, welcher wiederum nach Jarkand vorgedrungen ist (vergl. „Globus", Bd. 45, S. 223). Er wurde dort sowohl von dem chinesischen Amban als von den niedrigeren Beamten und dem Volke sehr herzlich empfangen, fand aber die Russischen für den Handel schlecht, da der Markt mit russischen Waaren überfüllt ist. Er glaubt, daß der englische Handel mit Chinesisch-Turkestan den Schlag, welchen er durch den Vertrag von Kuldscha erhalten hat, nicht lange überleben wird; der russische Konsul Petrowski in Kaschgar thut sein Möglichstes, um den Handel seines Landes zu schützen und zu entwickeln. Dalgleish empfiehlt die Ernennung eines Konsuls durch die indische Regierung als die einzige Möglichkeit, den indischen Handel mit Turkestan zu retten. Den Zustand des Landes fand er ruhig; die Chinesen waren sehr bemüht, die Stadt Jarkand zu heben und zu verschönern.

— In den letzten Jahren hat die Ausfuhr von Thee und Seide aus China enorm abgenommen. In der Saison 1880—1881 erreichte die Theeausfuhr mit 174 511 000 Pfund ihr Maximum; während sie 1860—1861 nur 90 060 000 Pfund betrug, erreichte sie im letzten Jahre 151 140 000 Pfund, also 23 371 000 Pfund weniger, als 1880—1881. Noch größer ist jedoch der Rückgang in der Seidenausfuhr, welche 1861 —1862 mit 79 190 Ballen ihren höchsten Stand erreichte und im letzten Jahre auf 17 869 Ballen sank. Folgendes sind die Ziffern für den Export der letzten sechs Jahre:

	Thee (in Tausenden von Pfund)	Seide (in Ballen)
1878—1879	164 435	26 857
1879—1880	160 686	31 978
1880—1881	174 514	27 429
1881—1882	163 845	22 891
1882—1883	149 101	23 083
1883—1884	151 140	17 869

— Unter dem Titel „Japanische Theegeschichten" veröffentlicht F. A. Junker von Langegg (Wien, Carl Gerold's Sohn 1884, Preis 4 Gulden) einen ersten Cyklus von Volks- und geschichtlichen Sagen, Legenden und Märchen der Japanen, wie solche bei den beliebten, unseren ähnlichen Theeskonversationen Theegesellschaften von bezahlten öffentlichen Erzählern vorgetragen werden. Der Gastgeber miethet zu einer solchen Gesellschaft gewöhnlich in einem, an einem schönen Aussichtspunkte belegenen Theehause eine Räumlichkeit, welche durch Aufstehen der vorderen Papierfensterwände in eine nach der Landschaft offene Loge verwandelt wird und läßt in derselben seine Kunstschätze, wie Wandschirme, Hängebilder, Bronze, Lackgegenstände und Porcellan aufstellen, deren Bilderschmuck, welcher beinahe ausschließlich der vaterländischen Sagen- und Märchenwelt entnommen ist, den Stoff der zu erzählenden Theegeschichten bietet. Dreißig derselben erzählt der Verfasser in seinem Buche nach, wie er sie während eines vierjährigen Aufenthaltes in Japan gehört hat; doch hält er sich nicht streng an die Originale, so daß seine Sammlung weniger für den wissenschaftlichen Sammler und Bearbeiter von Volkslore bestimmt ist, als für einen größeren Leserkreis und namentlich auch für den Freund japanischer Kunstgegenstände. Er flicht den Märchen Beschreibungen von Volkssitten und Gebräuchen des Alltagslebens, der öffentlichen und Familienfestlichkeiten, Schilderungen berühmter Gegenden und Oertlichkeiten ein, die als den Eingeborenen wohlbekannt in den Originalen nicht vorkommen. Doch sucht er in Ausdruck und Satzwendung dem naiven Volkstone stets treu zu bleiben. Der Leser dieser Erzählungen wird bei Betrachtung japanischer Kunstsammlungen die bekannten Märchengestalten vielfach wiedererkennen und zum Verständnis und zur Deutung des Bilderschmuckes auf Schirmen, Fächern, Bronzen, Porcellanen, Lackgegenständen u. s. w. wird das Buch vielfach beitragen.

— Ueber die zu Ende des vergangenen Jahres durch Dr. B. Hagen in das Gebiet der Batta's unternommene Reise bringt der im September veröffentlichte Kolonialbericht folgende Mittheilung:

Für diese Reise war ihm von der Regierung eine Beihilfe von 500 Dollars gewährt worden. In Folge von Unwohlsein, Amtsgeschäften, epidemischen Krankheiten in den Gegenden, die er besuchen wollte, und des Aufstandes des Singa Mangaradscha konnte er erst im December 1883 seine Reise antreten, wobei er von sieben Batta's und fünf Malaien begleitet wurde. Nachdem er Serdang fünf Tage verlassen hatte, erreichte er Nagalaridu am nördlichen Ufer des Toba-Meeres, wo der Radschah ihn sehr gut empfing. Während vierzehn Tagen machte er von dort aus verschiedene Reisen. Seinen Plan, die östlichen und südlichen Ufer des Meeres zu Wasser zu besuchen, mußte er aufgeben, da die Bevölkerung, wie es schien aus Furcht, sich weigerte ihm ein Fahrzeug zu besorgen. Er verfolgte daher seine Reise über Land nach Süden, längs des östlichen Ufers des See's, erst durch das Gebiet der Orang Timur und dann durch das der Orang Raja. Die zuletzt genannten, die Dr. Hagen als sehr wilde und blutdürstige Anthropophagen beschreibt, nahmen bald eine so drohende Haltung an, daß er, nachdem er sich den Missionsstationen am südlichen Ufer auf drei bis vier geographische Meilen genähert hatte, sich zum Rückzug gezwungen sah.

Dr. Hagen hat seine Sammlungen, bestehend aus Schmetterlingen, Käfern, Pflanzen, Steinen und ethnographischen Gegenständen, der indischen Regierung zur Verfügung gestellt, welche dieselben theils dem Museum zu Leiden, theils dem botanischen Garten zu Buitenzorg und der Sammlung des Bergwesens überwiesen hat. Die ethnographischen Sammlungen sind dem Bataviaschi Genootschap übergeben, um daselbst für das Museum auszuwählen, was demselben wünschenswerth vorkommt; der Rest soll dem Museum zu Leiden zugeschickt werden. Der Bericht über seine Reisen und die dazu gehörigen Karten wurden nach durch Dr. Hagen bearbeitet und sollen seiner Zeit der Regierung zugehen.

Dr. Hagen hat sich bereit erklärt, weitere wissenschaftliche Reisen in dem Gebiete der Batta gegen eine entsprechende

Digitized by Google

Entschädigung zu unternehmen, und die Regierung ist dem principiell durchaus nicht abgeneigt.

Afrika.

— Major Serpa Pinto, bekannt durch seine Reise durch das südliche Afrika, unternimmt in nächster Zeit eine Expedition von Mozambique nach dem Njassa- und Tanganjika-See und dem obern Congo. Seine Begleitung wird außer einem portugiesischen Marinelieutenant und einem englischen Photographen aus 250 Trägern und 100 Bewaffneten bestehen, die in Inhambane angeworben werden.

— Mitte Oktober verläßt eine neue belgische Expedition, bestehend aus Lieutenant Becker als Leiter und vier anderen Militärs (Durutte, Dubois, Thanis und Molleur) Brüssel, um über Zanzibar und Tabora sich nach Karema, der bekannten Station am Tanganika-See, zu begeben, wo sie zunächst den dort befehligenden Hauptmann Storms ablöst. Dann setzt Lieutenant Becker auf das Westufer des Sees über nach der Station Mommpara, wo wiederum einer seiner Begleiter bleibt, und zieht ungefähr auf den schon von Livingstone, Cameron und Stanley zurückgelegten Wegen durch das Land der Manjema nach Nyangwe am Congo, um dort eine Station zu errichten; dieselbe wird nicht ganz 500 km von derjenigen entfernt sein, welche Stanley im December 1883 an den seinen Namen tragenden Fällen des Congo gründete. Es wird dann nicht mehr viel dazu gehören, um jene Kette von 35 bis 40 Stationen zu schließen, welche nach dem Plane der Brüsseler Konferenz vom Jahre 1876 quer durch ganz Afrika angelegt werden sollte. Die neue Expedition nimmt zwei kleine Wagen von neuer Bauart mit sich, von deren Einführung man eine günstige Lösung der schwierigen Transportfrage erhofft; ähnliche Gefährte, Wagen zugleich und Boote, luft- und wasserdicht, sind mit Erfolg bereits bei dem Bau der Eisenbahn von Bakel nach Bafulabe am Senegal benutzt worden. Jeder hat eine Ladefähigkeit von einer Tonne oder 1040 kg und kann von acht bis zehn Menschen gezogen werden, während zum Fortschaffen einer Tonne durch Träger mindestens 35 bis 40 Mann erforderlich sind. Auch für den untern Congo sind sechs solcher Wagen bei dem Erbauer, Lefèvre in Paris, bestellt worden, um auf der Straße längs der Livingstone-Fälle Verwendung zu finden.

— Am 5. September hat die deutsche Korvette „Leipzig" in Porto Seguro (unweit westlich von Klein-Popo) die deutsche Flagge gehißt und der dortige „König" Mensah sich unter deutschen Schutz gestellt.

— Der durch seine Reise in Aegypten bekannte Züricher Zoologe, Professor Dr. C. Keller, wird mit Unterstützung der schweizerischen Gesellschaft für Geographie eine Reise nach Madagascar unternehmen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Kapitän Williams, welcher an der Küste von Neu-Guinea bei Brisbow Island in 9° 8′ südl. Br. und 148° 12′ östlich von Greenwich Perlfischerei betreibt, hat, wie er meldet, im Juli dieses Jahres einen bedeutenden Fluß entdeckt, welcher sich 32 km westlich von dem in 8° 35′ südl. Br. und 45° 15′ östlich von Gr. mündenden Fly R. ins Meer ergießt. Er ist auf 64 km für Schiffe mit einem Tiefgang bis 14 engl. Fuß oder 4,27 m fahrbar, hat eine Breite von 400 m und einen seligen Boden. An seinen niedrigen Ufern wächst die Sagopalme in sehr großer Menge. Die Eingeborenen in den Dörfern waren durchweg freundlich und sagten aus, daß sie nie zuvor weiße Menschen gesehen hätten. Ihre Waffen bestanden in Bogen und Pfeilen.

— Der Botaniker und Mineralog Ebelfelt beabsichtigt mit Anderen vom Port Moresby aus eine Forschungsreise nach Mount Owen Stanley auf Neu-Guinea in 8° 50′ südl. Br. und 133° 20′ östlich von Gr. Der hohe Gipfel dieses Gebirges wurde bisher noch nicht erstiegen und die dortige Thier- und Pflanzenwelt ist zur Zeit unbekannt.

— Wie aus Batavia berichtet wird, soll Dr. Hagen, der durch seine Reisen und Forschungen in dem Lande der Battos bekannt ist (vergl. vorige Seite), mit Unterstützung der Regierung eine Forschungsreise nach Neu-Guinea unternehmen. Bekanntlich bringt die niederländische Regierung seit einigen Jahren jährlich 10000 Gulden für wissenschaftliche Reisen auf das Budget, ohne daß dieselben bis jetzt Verwendung gefunden hätten.

Nordamerika.

— Zufolge der Botschaft des Präsidenten der mexikanischen Republik an den gesetzgebenden Körper (4. April 1884) umfaßt das mexikanische Eisenbahnnetz, ungerechnet die südlichen Bahnen, schon 5645 km. An derselben Stelle wurde mitgetheilt, daß die geographischen Erforschungskommissionen 24 weitere Blätter der Generalkarte der Republik vollendet haben, welche die Staaten Puebla, Tlaxcala und Morelos und Theile von Veracruz, Hidalgo, Tamaulipas und San Luis Potosi umfassen. Diese Sektionen sollten alsbald in der militärphotographischen Anstalt reproducirt werden. Es ist dies die erste Nachricht, welche wir über die erfreuliche Thatsache der Herstellung einer Generalkarte von Mexiko finden.

Südamerika.

— In der Sitzung der Hamburger Geographischen Gesellschaft am 2. Oktober 1884 gab Dr. W. Sievers einen kurzen Ueberblick einer beabsichtigten einjährigen Erforschungsreise in die Cordilleren von Mérida in Venezuela. Die bisherige geographische Forschung hat diesen Theil des Landes noch nicht berührt. Alexander von Humboldt hat den östlichen Theil von Cumaná bis Caracas, die Llanos von Caracas und Calabozo und das Gebiet des obern Orinoco durchzogen, die Cordillere von Mérida berührte er nicht. Auch die Arbeiten der späteren Reisenden, und das sonst grundlegende treffliche Werk des Italieners Codazzi berühren diesen Punkt nicht; es ist also eine ebenso lohnende als nothwendig auszuführende Aufgabe, welche sich Dr. Sievers gestellt hat. Er wird das Gebirge hauptsächlich geologisch durchforschen und nebenbei möglichst viele Höhenmessungen anstellen.

Inhalt: Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien. XVII. (Mit fünf Abbildungen.) — Die Sekte der Senussia. II. (Schluß.) — Die Ziffer der Bevölkerung Chinas. — Spiridion Gopčević: Streifzüge in Portugal. I. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — Südamerika. (Schluß der Redaktion: 12. Oktober 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XVIII.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

Das letzte von allen Denkmälern der Nakschi-i-Rustam-Gruppe und vielleicht auch das interessanteste derselben liegt südlich von den Felsengräbern und besteht aus zwei neben einander befindlichen und aus dem lebenden Felsen gehauenen Feueraltären. Dieselben stellen eine viereckige Tafel vor, welche von vier Bogen getragen wird; die Säulen, auf denen diese Bogen ruhen, bilden zugleich die Ecken der Altäre. Oben schließen dieselben mit einer Reihe dreieckiger Zinnen ab. Alle Ornamente sind barbarisch, roh ausgeführt und Produkte einer Kunst, welche viel weniger entwickelt und deshalb auch älter ist als diejenige, welche die Kyros-Denkmäler geschaffen hat. Die religiösen Erinnerungen und Traditionen, welche sich an diese alten Feueraltäre knüpften, veranlaßten wahrscheinlich den König Darius, sein Grabmal in der nahen Felswand anzulegen und dieselben Beweggründe führten dazu, daß ebendaselbst die Saffanidenfürsten, die ja in allem und jedem an die alte und ruhmreiche Zeit des reinen echten Perserthums anzuknüpfen suchten, ihre Thaten in Reliefs darstellten. Zu allen Zeiten haben die Anhänger der Zoroastrischen Lehre die beiden Feueraltäre von Nakschi-i-Rustam aufgesucht und noch heutigen Tages kommen zahlreiche Parsis, denen doch sonst die Erinnerung an ihre glorreiche Vergangenheit fast entschwunden ist, aus Indien gewallfahrtet und besuchen die beiden Altäre und jenen zur vorläufigen Beisetzung der Königsleichen bestimmten Thurm, der im Lande als „Kaaba der Gebern" bekannt ist.

Wir müssen an dieser Stelle wiederum auf eine Ansicht des Dr. F. Stolze aufmerksam machen, welche mit der herkömmlichen Anschauung und auch mit derjenigen Dieulafoy's in Widerspruch steht, aber doch viel für sich hat. Er sucht nämlich (Verhandl. der Ges. f. Erdk. zu Berlin, 1883, S. 256 ff.) in der Nähe von Nakschi-Rustam und nicht bei Tacht-i-Tschamschid, wie es gewöhnlich geschieht, die von Alexander dem Großen verbrannte Königsburg von Persepolis. Von derselben besitzen wir eine einzige Beschreibung bei Diodor und danach lag sie unweit des Grabes des Darius, nur vier Plethren (400 griechische Fuß) davon entfernt. Dieses aber befand sich, wie wir aus den früher mitgetheilten Beschreibungen des Diodor und Ktesias wissen, in einer unzugänglichen schroffen Felswand und war nur erreichbar, wenn man sich mit Steigen hinaufziehen ließ; die bei Tacht-i-Tschamschid befindlichen Felsengräber jedoch können bequem zu Pferde erreicht werden. Schon dieser Umstand verbietet, die Königsburg bei Tacht-i-Tschamschid zu suchen, ganz abgesehen davon, daß das Dariusgrab inschriftlich bei Nakschi-i-Rustam sicher gestellt ist.

Dazu kommt ein zweiter Grund, auf welchen Dr. Andreas, Stolze's Reisebegleiter, hingewiesen hat: es widerspricht nämlich den religiösen Anschauungen der Perser und allen Grundsätzen ihrer Leichenbestattung, die eigentlichen Wohngebäude im direkten Anblicke von Gräbern zu errichten. Das wäre aber bei Tacht-i-Tschamschid der

Digitized by Google

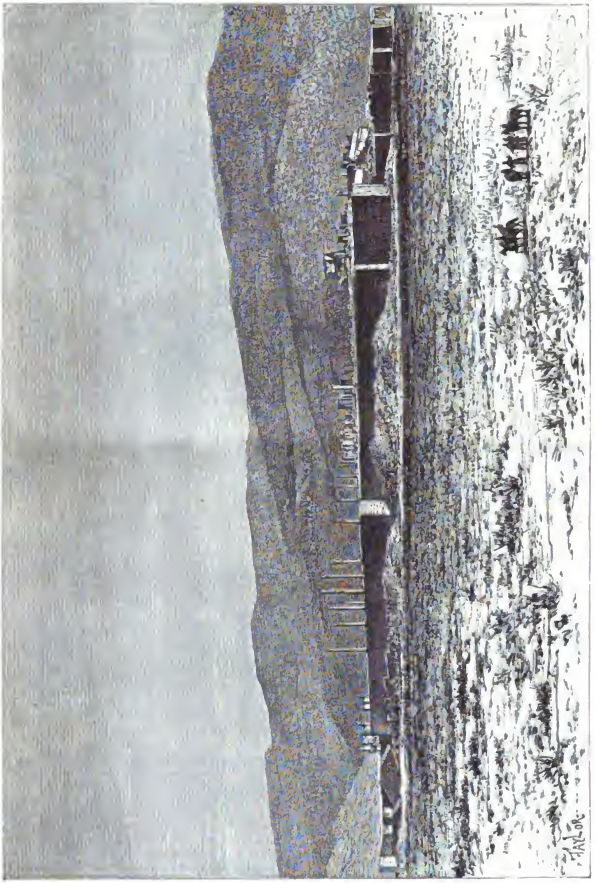
Fall gewesen, bei Nakſch-i-Rustam aber nicht. Der Berg nämlich, an und in deſſen nach Süden und dem Pulvarrud gerichteten ſteilen Abfalle die Gräber von Nakſch-i-Rustam ſich befinden, birgt gleich daraus nach Norden um und verläuft dort in ſanftem, gegen Weſten gekehrtem Abfalle in die Ebene. Hier an dieſer Stelle etwa muß nach Stolze die von Alexander zerſtörte Königsburg gelegen haben mit ihrer dreifachen Mauer, 16, 32 und 60 Ellen hoch, ihren ehernen Thoren und eiſernen Paliſſaden. Daß ſich dort keine Reſte erhalten haben, ſpricht nicht dagegen; denn wie man an den Reliefs nachweiſen kann, hat ſich bei Nakſch-i-Rustam ſchon ſeit der Saſſanidenzeit (226 bis 636 nach Chr.) eine Schuttanhäufung von mindeſtens 2½ m Höhe gebildet, welche ſehr leicht umfangreiche Trümmer bergen kann. Aber ſelbſt wenn ſpätere Ausgrabungen nichts zu Tage fördern ſollten, ſo wäre das kein Gegenbeweis. Denn man weiß nur allzu wohl, wie noch heute in Perſien und im ganzen Oriente verfallene Gebäude ſo lange als Steinbrüche benutzt werden, bis ſie völlig vom Erdboden verſchwinden. Da nun hier nach dem Falle der Achämeniden-Dynaſtie bis zur Eroberung des Landes durch die Araber die blühende Stadt Istachr in der unmittelbarſten Nähe, ja vielleicht zeitweiſe auf demſelben Boden ſich befand, ſo würde nichts natürlicher ſein, als wenn auch die letzten Spuren der Burg verſchwunden wären.

Die Feueraltäre von Nakſch-i-Rustam.

Seine auf die Lage der Königsburg zu Perſepolis bezüglichen Ausführungen ſchließt Dr. Stolze folgendermaßen. „Ich muß — ſagt er — hier noch dem Einwande begegnen, daß man, wenn die Königsburg bei Nakſch-i-Rustam gelegen ſei, nicht wiſſe, welchen Zweck denn eigentlich Tacht-i-Tſchamſchid habe. Nun hatte Dr. Andreas ſchon in Abuſchehr mir ſeine Zweifel mitgetheilt, die ihm beſonders auch nach ſeinen ſorgfältigen Unterſuchungen der Sitten und Gebräuche der Parſis in Puna darüber aufgeſtoßen waren, ob die Baulichkeiten in Tacht-i-Tſchamſchid jemals eigentlichen Wohnzwecken gedient hätten. Er ſprach ſeine Anſicht dahin aus, daß es den religiöſen Anſchauungen durchaus zuwiderlaufe, Wohnſtätten ſo in nächſter Nähe, im Anblick von Gräbern aufzuſchlagen. Nach ſeiner Anſicht ſeien die Gebäude in Tacht-i-Tſchamſchid feierlichen, mit dem Kultus in enger Verbindung ſtehenden Handlungen gewidmet geweſen, wie z. B. dem Nörüs-Feſt, mit dem ein Ahnenkultus verbunden war, der Krönungsfeier u. ſ. w. Dieſe Anſicht nun erfährt eine überraſchende Beſtätigung durch die obigen Auseinanderſetzungen. Man hat in Tacht-i-Tſchamſchid eben nicht die eigentliche Königsburg, ſondern einen Komplex von Gebäuden für feierliche Gelegenheiten zu ſuchen, der eben deshalb auch abſeits von der Stadt und vom großen Wege gelegen war, während das eigentliche Schloß naturgemäß ſich dicht bei derſelben befand."

Ehe die Reiſenden, zu deren Berichte wir jetzt zurückkehren, von dem verfallenen Tſchapar-chane aus die nahe Trümmerſtätte von Tacht-i-Tſchamſchid beſuchen konnten, wurden ſie durch die nächtliche Muskitoplage und das Aus-

Digitized by Google



Gesammtansicht von Tacht-i-Dschamschid.

Digitized by Google

gehen der Lebensmittel gezwungen, in dem etwas entfernteren Dorfe Kenara eine bessere Unterkunft zu suchen und sie fanden dieselbe in dem Bala-chane (Oberstube) eines wohlhabenden Bauern. Freilich mußten sie hier andere Uebelstände in den Kauf nehmen: um die Ruinen oder das Quartier zu erreichen, war Morgens und Abends ein längerer Ritt nöthig und bei ihren Mahlzeiten und photographischen Arbeiten, welche sie auf der Terrasse vornahmen, hatten sie stets eine Menge von Zuschauern, indem sich auf allen Dächern der Nachbarschaft die Weiber, alte und junge, drängten. Seit Mader-i-Soleiman hat sich der Typus der Bevölkerung geändert: hier giebt es junge Frauen von schlankem Wuchse und blauen Augen, und zum ersten Male während ihrer Reise sahen Dieulafoy's blonde, weiche Haare, eine Erscheinung, welche nach Angabe der Eingeborenen nach Süden hin immer mehr

Geflügelte Stiere von der Thorhalle des Xerxes.

zunehmen soll. Im Großen und Ganzen wird der Typus der Bevölkerung, wenn man in dieser Richtung vorwärts dringt, schöner; doch sind von dieser Regel die alten Frauen ausgenommen, welche, wie im ganzen Orient, widerwärtig häßlich und in den Dörfern Farsistans obendrein noch von großer Schmutzigkeit sind. Ihre Haare kämmen sie fast nie; nur selten waschen sie sich und ihre Kleider tragen sie, ohne sie zu reinigen, bis sie ihnen in Fetzen vom Leibe fallen. Zudem tragen sie weiter nichts als einen Kattunrock, der unterhalb des Bauches festgebunden wird und kaum bis zu den Knien reicht, und ein vorn weit offenstehendes Hemde, welches den Bauch nicht mehr bedeckt. Während also Brust, Bauch und Unterschenkel nackt bleiben, wird der Kopf dick mit schmutzigen Tüchern und Lappen umwickelt. Die Kinder werden vor dem dritten Jahre nicht gewaschen, weil das für ungesund gilt; auch sie gehen, selbst im Winter, vollständig nackt, nur den Kopf ausgenommen, der ihnen gleichfalls mit einer schweren Last

Digitized by Google

Südlicher Portikus der Säulenhalle Tschihil-Minar.

Digitized by Google

von Lumpen, Glasperlen und Amuletten behängt wird. Nimmt man dazu die Sitte, Neugeborenen am dritten Tage zur Ader zu lassen, um ihnen das unreine Blut der Mutter zu entziehen, die Gewohnheit, sie sofort mit wässerigen Früchten zu füttern, zu warten, bis der Schmutz sich in langen Fladen von den kleinen Körpern loslöst und daß der Eiter, der sich rings um ihre Augen bildet, von Fliegen beseitigt wird — so wird man sich nicht wundern, wenn sich jede Mutter für gottbegnadet hält, wenn sie von einem Dutzend Kinder, das sie zur Welt gebracht hat, drei oder vier am Leben erhält.

Nun zurück zu Tacht-i-Dschamschid. Nordöstlich vom Dorfe Kenara und der Ebene Merwdescht erhebt sich das Gebirge Rahmed, von dessen Fuße nach Westsüdwest ein 9 bis 12 m hoher Felsen vorspringt, der die Terrasse mit ihren Prachtbauten trägt. Der aus gewaltigen Blöcken schwärzlichen Marmors sorgfältig gefügte Unterbau erinnert durchaus an die Plattform von Mader-i-Suleiman und ist gewiß nach deren Vorbild erbaut worden; sein Umfang ist nicht regelmäßig viereckig, sondern vielfach durch ein- und ausspringende Winkel gezackt und seine Oberfläche nicht wagerecht. Vielmehr steigt dieselbe von Norden nach Süden und senkt sich dann nahe dem Südrande wieder ganz bedeutend, so daß die darauf errichteten Bauwerke in drei verschiedenen Höhenstufen liegen. An der nordwestlichen Ecke führt eine prächtige Doppeltreppe von 106 so niedrigen Stufen, daß man dieselben bequem hinauf- oder hinabreiten kann, von der Ebene auf die Terrasse hinauf. Jede Treppenstufe ist so breit, daß sie von zehn Menschen neben einander bequem benutzt werden kann und besteht aus lauter kolossalen, gut gefügten und polirten schwarzen Marmorblöcken. Oben angelangt, befindet man sich zwei gewaltigen Stieren gegenüber, denen auf der entgegengesetzten Seite dieser quadratischen Vorhalle zwei andere gefügelte Stiere mit menschlichem Antlitze entsprechen; sie haben fast die vierfache Höhe eines erwachsenen Menschen und bilden die Pfosten des Ein- und Ausgangsthores des Bauwerkes, welches der, über den Flügeln in drei Sprachen eingehauenen Keilinschrift zufolge von König Xerxes (485 bis 465) errichtet worden ist. „Ich bin Xerxes, der Großkönig, — heißt es da — der König der Könige, der König reich bevölkerter Länder, der Herrscher dieses weiten Reiches, der fern und nah befiehlt. Ich bin der Sohn des Darius, der achämenidische König. Xerxes, der Großkönig, sagt: Diese Säulenhalle, genannt Bihadahju (d. h. von wo man alle Länder überschaut) habe ich erbaut, wie auch viele andere Denkmäler, welche ich in diesem Parsa erbaut habe; ich habe sie erbaut, wie mein Vater sie erbaut hat und dieses prächtige Werk und alle diese herrlichen Bauten, wir haben sie errichtet durch die Gnade des Ahuramazda“ u. s. w.

Die phantastischen Stiere gleichen denen von Ninive (das 605 v. Chr. in Trümmer sank), übertreffen sie aber an Schönheit und Größe; so sind z. B. die Beine gut modellirt, die Flügelspitzen elegant nach oben gebogen und es fehlt ihnen der sinnste Fuß, den die assyrischen Bildhauer ihren Geschöpfen verliehen. Auf dem Haupte tragen sie die königliche Tiara der altchaldäischen Fürsten; vorn an derselben sind sechs Hörner angebracht, das Abzeichen ihres göttlichen Charakters.

Hat man diese Vorhalle durchschritten und wendet sich nach Süden, so erstreigt man eine gleichfalls von Xerxes erbaute marmorne vierstüchtige Treppe und erreicht eine circa $21/_2$ m höher gelegene Terrasse, welche einst eine auf 36 schwarzen Marmorsäulen ruhende und auf drei Seiten von je einem Portikus umgebene Halle trug. Als Carsten Niebuhr vor etwa 120 Jahren Persepolis untersuchte, standen von den im Ganzen einst vorhandenen 72 Säulen noch 17 aufrecht, deren Zahl jetzt sich auf 13 vermindert hat. Von denselben hatte die Ruine den Namen Tchihil Minar (die vierzig Thürme) erhalten, eine Bezeichnung, welche neuerdings Dr. Stolze nicht mehr gehört hat; heute nennen die Perser sie stets „Tacht-i-Dschemschid.“

Die Kapitelle der Säulen bestanden aus den zusammenflossenden Vorderleibern zweier Stiere; auf diesen ruhte eine hölzerne Decke. Die Perser nämlich, welche seit der Zeit des Kyros sehr sierliche und elegante Säulen von geringem Durchmesser und großer Höhe anwendeten, konnten dieselben nicht mit schweren Steinarchitraven, wie die Aegypter, belasten. Daß die Decke in der That aus jenem leichteren Materiale bestand, bewiesen Stücke verkohlten Cedernholzes, die vor einigen Jahren bei Ausgrabungen gefunden wurden. Ueber der Decke lag noch eine Schicht Erde, um die Hitze der Sonne abzuhalten, welche trotz der hohen Lage von Persepolis (das Dorf Kenara liegt fast 1600 m über dem Meere) hier gewaltige Kraft zu entwickeln vermag.

Die deutsche Nordpolar-Expedition nach dem Cumberland-Sunde.

Von **H. Abbes.**

I.

Die Expedition, welche die deutsche Reichsregierung zur Unterstützung der internationalen Polarforschung nach dem Cumberland-Sunde entsandte, verließ Hamburg am Morgen des 27. Juni 1882. Der kleine Schooner „Germania“, 1869 gebaut für die zweite deutsche Nordpolar-Expedition, auf welcher er sich unter Kapitän Koldewey's kundiger Leitung als tüchtiger Segler bewährt hatte, war zur Ueberführung der aus 11 Mann bestehenden Expedition bestimmt. Die Ladung des Schiffes bildeten der Proviant und die Kohlen für die Station, zahlreiche Kisten mit den nothwendigen wissenschaftlichen Instrumenten, sowie das Material für den Bau des Stationshauses und zweier Observatorien.

Ruhiges Wetter, abwechselnd mit schwachen und widrigen Winden, verzögerten die Fahrt durch die Nordsee. Erst in der Nacht vom 6. zum 7. Juli passirte das Schiff den Pentland Firth. In den folgenden vierzehn Tagen wurde im Atlantischen Ocean die Strecke von der schottischen Küste bis zur Südspitze Grönlands, dem Kap Farewell, zurückgelegt. Wegen eines heftigen Sturmes, der in diesen Tagen wehte, hielt der Kapitän den Kurs des Schiffes soweit südlich, daß wir das Vorgebirge selbst nicht zu Gesicht bekamen.

Beim Durchschneiden der Davis-Straße begegnete das Schiff zum ersten Male dem nordischen Treibeise. Schon aus weiter Ferne machte sich das Herannahen eines Eis-

Digitized by Google

felsbes bemerklich durch dumpfes Brausen, das unmittelbar unterbrochen die Luft erfüllt und herrührt von dem Branden der Wellen am Eise, von dem Zusammenstoßen und Brechen der Schollen. Noch früher aber als durch dieses Geräusch wurde durch das plötzliche Sinken der Meerestemperatur von 7,2 Grad auf 3,8 Grad die Ankunft des Eises verrathen.

In der Nähe gewährten die schon stark im Schmelzen begriffenen, aber immerhin noch mächtigen Eisstücke dem Auge manche angenehme Unterhaltung und forderten durch ihre wunderbaren Gestalten die Phantasie zu mehr oder minder kühnen Vergleichen mit Thier- und Pflanzenformen heraus. An der Meeresfläche läßt der Reflex des Wassers das blendende Weiß der Schollen in ein glänzendes, durchsichtiges Blau übergehen. Möven hatten einige der Schollen zu ihren Sitzplätzen erwählt, auf anderen ruhten Seehunde, die sich bei der Annäherung des Schiffes eiligst ins Meer begaben. Die dunklen Wasserstraßen zwischen den Schollen belebten kleine Enten, welche nach Nahrung suchend munter im Wasser untertauchten. Die weiße Farbe des Eises rührt her von zahllosen eingeschlossenen Luftbläschen. Eine kleine Scholle, die später behufs Gewinnung von Waschwasser mit vieler Mühe an Bord gebracht wurde, lieferte anfangs brackiges ungenießbares Wasser, der Kern war jedoch vollständig salzfrei, was sowohl am Geschmack als auch am spezifischen Gewicht zu bemerken war. Einen Begriff von der Mächtigkeit des polaren Gletschereises erhielten wir in den nächsten Tagen durch mehrere gewaltige Eisberge, die in der Nähe des Schiffes langsam vorüberstrieben. Die Höhe eines dieser Riesen schätzten wir auf 200, die Seite des annähernd quadratischen Querschnittes in der Wasseroberfläche auf 600—700 Fuß.

Am 1. August kam Kap Mercy in Sicht, die Südspitze der Insel Cumberland. Dieses Kap präsentirte sich als ein felsiges Massengebirge ohne besonders auffallende Erhebungen. Die Gipfel der Berge zeigten tafelförmige Abdachungen oder rundliche Kuppen. Die dunklen vielfach zerklüfteten Felswände fallen fast lothrecht ins Meer hinab. Zwei kleine öde Felseneilande, die Koburg- und die Leopold-Insel, erheben sich östlich vom Kap aus dem Meere. Ein tiefer Fjord, wegen der dort häufig vorkommenden Eisbären der Bärenfjord genannt, soll sich nach den Angaben der Eskimos, mit denen wir später zusammentrafen, vom Kap Mercy an in nördlicher Richtung tief in das Land hinein erstrecken. Vom Schiffe aus war dieser Wassereinschnitt wahrscheinlich wegen vorgelagerter Inseln nicht zu bemerken. Westlich vom Kap Mercy verschloß eine dichte Eisbarrière den etwa 6—8 Seemeilen breiten Eingang des Cumberland-Sundes. Jenseits desselben erblickte man bei klarem Wetter die westlichen Küsten des Sundes bei Kap Edwards und Harrison-Point als einen niedrigen grauen Streifen am Horizont.

Vorderhand war an weiteres Vordringen in den Cumberland-Sund wegen des Eises nicht zu denken. Der Kapitän hielt das Schiff stets in respektvoller Entfernung südlich von dem mit Ebbe und Fluth aus- und eintreibenden Eisfelde, was um so mehr geboten war, als die vorherrschende Windstille das Manövriren des Schiffes erschwerte. Einige Versuche vorzudringen endigten damit, daß die „Germania“ mit Hilfe eines ins Wasser gelassenen und vorgespannten Bootes wieder zwischen den andrängenden Schollen hinausbugsirt werden mußte. Das Wetter war in dieser Zeit vorwiegend schön, der Himmel klar und wolkenlos, die Sonne spendete wohlthuende Wärme. Ab und an verhüllten plötzlich auftretende dichte Nebel das Land und die weiße schimmernde Eisfläche im Eingange des Sundes.

Die Expedition benutzte die unfreiwillige Muße zu Exkursionen im Boote, bei welchen Gelegenheiten hydrographische und andere Bestimmungen vorgenommen wurden. Meteorologische Beobachtungen waren während der ganzen Dauer der Reise täglich viermal zu festgesetzten Stunden angestellt worden.

Mittlerweile lichtete sich die Zahl der anfangs dicht gedrängten Eisschollen mehr und mehr und, nachdem ein anhaltender Nordost den Rest an die Westseite des Sundes getrieben hatte, zeigte sich am 15. August an der Ostseite eine breite Wasserstraße, durch welche die „Germania“, wenn auch wegen des ruhigen Wetters nur langsam doch ungehindert in den Cumberland-Sund hineinsegelte. Dieser Meerbusen, der sich in nordwestlicher Richtung vom 64. Grade bis 67. Grade nördl. Br. unter 66 Grad westl. L. Gr. erstreckt, wurde entdeckt und in seinem südlichen Theile zuerst befahren von John Davis in den Jahren 1585 und 1587. In den folgenden Jahrhunderten wurde der Golf wenig beachtet. Allgemein hielt man ihn für eine Straße. Erst im Jahre 1840 durchforschte William Penny den nördlichen Theil des Meeres und stellte den golfartigen Charakter desselben fest. Nach ihm trägt die westliche Küste den Namen Penny-Land. Seit Penny's Entdeckung begannen die Walfischfänger den Sund zu besuchen und später auch dort zu überwintern. In den fünfziger Jahren sollen manchmal sechs bis acht schottische und amerikanische Wbaler dort überwintert haben, von denen einige feste Stationen im Lande errichteten, so in Niantilik an der Westseite des Einganges in American Harbour, an der Oststüte und auf Kikkertak, einer Insel etwa in der Mitte der Oststüte.

Die erstgenannten Stationen sind schon seit einigen Jahren aufgegeben; am letzteren Orte befinden sich noch eine schottische und eine amerikanische Niederlassung im Betriebe. Die Station Kikkertak erreichte das Schiff am 17. August. Der Kapitän der „Germania“ begab sich mit einem Theile der Expeditionsmitglieder an Land, um dem Vorsteher der schottischen Station ein Schreiben seines Rheders zu überbringen, wodurch er aufgefordert wurde, der deutschen Expedition beim Aufsuchen eines passenden Landungsplatzes behilflich zu sein. Mr. Jemmy Much, der schottische Kapitän, stellte in Folge dessen seinen Steuermann, Mr. Sandy Hall, nebst zwei Eskimos der Expedition als Lootsen zur Verfügung und überließ ihr außerdem zwei große Wbaleboote zur Unterstützung beim Ausschiffen der Ladung.

Die Eingeborenen erregten in ihrer Pelzkleidung natürlicherweise allgemeines Interesse. Der ältere, Noktukkerle (d. i. „der dürftig Einhergehende“) mit Namen, war bei weitem zugänglicher als sein jüngerer Gefährte. Er unterhielt auf Verlangen die Gesellschaft mit Gesang, der allerdings mehr einem heiseren Gekrächze glich, auch spielte er die Handharmonika und tanzte Matrosentänze dazu. Seinem Landsmann Koak (d. i. Gefrorenes) schien dieses Treiben wenig zu gefallen, er ging derweilen ernst auf Deck spazieren und warf ab und an dem Noktukkerle mißbilligende Blicke zu. Wie wir von dem Wbaler erfuhren, ist Koak einer der angesehensten und reichsten unter den Eingeborenen, der sich sogar den Luxus zweier Frauen gestattet.

Am 19. August bugsirten zwei Boote die „Germania“ durch den Eingang des Kingawa-Fjordes, des nördlichen Ausläufers des Cumberland-Sundes. Da ein weiteres Vordringen durch den auftretenden widrigen Wind verhindert wurde, hielt es der Kapitän für rathsam, für die folgende Nacht in den offenen Sund zurückzukehren, zumal im vorderen Theile des Fjordes kein sicherer Ankergrund zu finden war. Bei der Rückkehr wurde das Schiff mit

Digitized by Google

großer Gewalt vom Ebbestrom gefaßt und durch eine schmale Wasserstraße geführt, wo es nur durch schleuniges Anterwerfen der Gefahr einer unsanften Berührung mit den zahlreichen blinden Klippen entging, welche diesen Ausgang für größere Schiffe unpassirbar machen. Der folgende Tag war ein Sonntag, das Schiff blieb vor Anker liegen. Das helle und freundliche Wetter gestattete einen Besuch der nächsten Felsen und so bot sich Gelegenheit, die Umgegend etwas näher in Augenschein zu nehmen. Von dem Eingange, den wir am vorhergehenden Tage passirt hatten, trennte und eine niedrige abgerundete Felskuppe. Der Gipfel war glatt abgeschliffen, wie die Spitzen der meisten Inseln und Berge, die wir später Gelegenheit hatten, zu bemerken.

In den Spalten des arg zerklüfteten Gesteins wuchsen Flechten, Moose und spärliches Gras. Am Südabhange fanden sich einige blühende Exemplare von Cochlearia officinalis und Saxifragen oppositifolia. Nach Norden hin erweitert sich zunächst der Fjord zu einem weiten von steilen Granitfelsen eingefaßten Becken, aus welchem ein schmaler Durchgang in den Haupttheil des Fjordes führt, der sich 25 bis 30 Meilen in das Innere des Landes erstreckt. Von Schnee oder Eis war auf den umliegenden Bergen, welche die Höhe von 300 m nur an wenigen Punkten zu übersteigen schienen, keine Spur zu sehen. Vereinzelte Eisschollen trieben mit der Ebbe an uns vorbei in den Sund hinaus. Im Sunde liegen kleine Inselgruppen und an seinem Ufer entlang ziehen sich ganze Ketten solcher Felseneilande, die in ihrer äußeren Form fast alle mehr oder minder sich der halbkugeligen Gestalt nähern. Auf einigen derselben bemerkte man hohe Steinhaufen, welche die Eskimos dazu errichtet haben als Wegweiser für ihre Reisen zu Wasser. Am 21. August früh wurden die Anker wieder gelichtet und Abends erreichten wir im nördlichen Ende des Fjordes einen Platz, der alle nothwendigen Bedingungen zum Landen und zur Errichtung der Station bot. Zwischen hohen Felsen eingeschlossen lag ein freundliches Thal, durch welches sich ein kleiner Fluß von Nord nach Süd schlängelte. Zur Rechten des Flusses bildete das Vorland des Felsens eine ebene, mit üppig grünem Moose bewachsene Fläche, deren steile Sandböschung nach Osten zum Flusse, nach Süden in eine Bucht des Fjordes hinabfiel. Ein anderer in Vorschlag gebrachter Platz wurde mit dem Boot aufgesucht und besichtigt, erwies sich aber als ungünstiger; so wurde der erste nach kurzer Berathung gewählt und alsbald mit dem Löschen der Ladung begonnen.

Der Bau des Wohnhauses und der Observatorien beschäftigte zunächst unausgesetzt sämmtliche Mitglieder der Expedition. In den Mittagsstunden wurden vorläufige Bestimmungen der magnetischen Constanten vorgenommen und vom Astronomen die Lage des Ortes annähernd bestimmt. In den nächsten Tagen stellten sich mehrere Eskimofamilien ein, die aus dem nordöstlichen Ende des Fjordes von der Rentierjagd zurückkehrten. Zwei Männer kamen in Kayaks, den leichten Jagdbooten der Eingeborenen, herangerudert. Sie brachten einen erlegten Seehund zum Verkauf an Bord. Unser Schotte aß mit sichtlichem Behagen das Gehirn und sog die Augen aus. Von dem Fleische wurden am Abend einige Stücke wie Beefsteak bereitet und aufgetischt, fanden aber nur wenig Liebhaber. Das Fleisch dieser Thiere ist fast schwarz und schmeckt süßlich thranig und zwar im gebratenen Zustande noch mehr als im rohen. Außer dem Seehunde erhielten wir eine Rentierkeule, die bedeutend besser mundete. Als Bezahlung bekamen die Eingeborenen Tabak und Schiffszwirt.

Zu ihren Wassereisen bedienen sich die Eskimos jetzt alter Walfischfängerboote, die sie von den Walern gegen Felle und Thran einhandeln oder als Bezahlung für geleistete Dienste erhalten. Der früher gebräuchliche Umiak aus einem Holzgestell mit Ueberzug aus Seehundsfellen ist dadurch verdrängt worden. In einem Whaleboote hausen gewöhnlich zwei Familien, Männer, Frauen, Kinder und junge Hunde, mitsammt dem ganzen Hausrathe an Zeltdecken, Stangen, Schlafdecken, Lampen rc.

Die Familien siedelten sich an der linken Seite des Flusses zwischen hohen Felsblöcken an. Dort war nach wenigen Tagen ein kleines Dorf, bestehend aus sieben Zelten, entstanden. Die männlichen Bewohner meldeten sich sofort zur Arbeit und wurden gern angenommen. Sie arbeiteten langsam aber beharrlich und zeigten sich im Ganzen sehr intelligent. So verstanden sie z. B. bald die Zusammengehörigkeit der mit gleichen Buchstaben bezeichneten einzelnen Theile der Gebäude und brachten die Stücke auch ohne Anleitung an den richtigen Platz. Als Entgeld für die Arbeit erhielten sie Zwieback und Thee nebst etwas Tabak. Nach Feierabend kamen gewöhnlich die Frauen an Bord. Sie trugen wie die Männer Pelzjacke, Beinkleider und Stiefel; nur befindet sich an ersterer hinten ein Schurz, der bis auf die Waden reicht. Ihre weite Kapuze dient in herabgeschlagenem Zustande als Aufenthaltsort der Säuglinge, die man im Sommer meistens nackend darin herumkrabbeln sieht. Man kann unter den Eskimofrauen, obgleich sie im Allgemeinen breite und plumpe Formen haben, doch sehr wohl hübsche und häßliche unterscheiden. Einige zeigten sogar intelligente und ansprechende Gesichtszüge. Nur der allerdings unvermeidliche Thrangeruch wirkt anfangs abschreckend. An übergroßer Reinlichkeit leiden die Frauen auch nicht. Sie sind sehr gesprächig und wenig zurückhaltend gegen Weiße. Uebrigens wollen sie höflich behandelt sein, denn als ich gelegentlich einer Frau in lautem und vielleicht etwas rauhem Tone eine Bestellung machte, wiederholte sie meine Worte mehrere Male mit ruhiger und sanfter Stimme und fügte dann lachend hinzu: „So you speak to ladies.“ Dieselbe Frau hörte zufällig, wie ein Mitglied der Expedition dem Schotten gegenüber die Bevürchtung äußerte, die Eskimos möchten sich an den ohne Bewachung am Strande liegenden Sachen vergreifen. Hierüber aufgebracht, sagte sie mehrmals laut: „Innuits (Selbstbenennung der Eingeborenen) do not steol!“ und war schwer wieder zu beruhigen. Mr. Hall gab bei dieser Gelegenheit die Versicherung, daß die Eskimos das Eigenthum der Weißen stets respektiren und sich selten heimlich etwas davon aneignen. Dem Tabaksgenuß huldigen die Frauen ebenso stark wie die Männer. Für geringe Quantitäten, die höchstens einen Werth von 10 oder 20 Pfennig hatten, lieferten sie sehr sauber gearbeitete Stiefel oder Strümpfe aus weichen Seehunds- oder Rentierfellen. Auch im Handel zeigten sie große Ehrlichkeit. Bei einer Frau hatte ich ein Beinkleid von Seehundsfellen bestellt, wie es die Männer tragen, und ihr darauf im Voraus einige Stücke harten Tabak gegeben. Nach mehreren Tagen erkundigte ich mich nach der Arbeit. Sie erwiederte, sie habe noch nicht die nöthige Anzahl Felle zusammen. Der Schotte, welcher uns als Dolmetscher diente, machte ihr Vorwürfe darüber, daß sie unter solchen Umständen Vorausbezahlung angenommen habe. Ohne langes Besinnen ging die Frau auf ihren in der Nähe stehenden Mann zu und nöthigte denselben mit heftigen Reden und Gesticulationen, trotz anfänglichen Widerspruchs seine Unansprechlichen auszuziehen, die sie mir dann überreichen wollte.

Digitized by Google

Bei einer Familie befand sich ein kranker Knabe von etwa 14 Jahren. Die Mutter konsultirte den Arzt der Expedition. Ich fuhr als Dolmetsch mit hinüber zur Ansiedelung. Das Kind lag außerhalb des Zeltes auf einem Rentierfelle. Die Mutter und ein Eskimo trugen es auf dem Felle in das Innere des Zeltes, wo der Arzt die Untersuchung vornahm. Am linken Knie hatte sich in Folge einer Verletzung beim Fallen eine eiterige Gelenkentzündung gebildet, die allem Anschein nach schon alt war. Das rechte Bein war bis auf den Knochen abgemagert. Bei dem stark skrophulösen und schwächlichen Knaben schien dem Arzt eine Operation gefährlich. Er begnügte sich deshalb damit, ihm etwas Morphium zur Linderung der Schmerzen zu verabreichen und ließ ihm Krücken anfertigen, damit er sich bewegen könne.

Am 5. September war das Wohnhaus soweit vollendet, daß es bezogen werden konnte. Zwei Tage darauf verließ uns die „Germania“ mit den letzten Briefen und Grüßen in die Heimath. Mr. Hall und die Eskimos, die auf einen, den wir für die Station dauernd engagirt hatten, fuhren mit dem Schiffe hinunter bis Kikkertak, woselbst sie ihren ständigen Winteraufenthalt haben. Mit der Fertigstellung des Observatoriums für die erdmagnetischen Variationsapparate und der Instirung der Instrumente begannen am 15. September die regelmäßigen Beobachtungsarbeiten der Station, die von diesem Datum an ununterbrochen bis zum 1. September 1883 durchgeführt worden, gemäß dem Programm der internationalen Polarforschung. Im Wesentlichen bestanden die Beobachtungen in stündlichen Bestimmungen der Temperatur, des Luftdrucks, der Luftfeuchtigkeit, der Windrichtung und Stärke der Bildung und Zugrichtung der Wolken ꝛc. Daneben wurden ebenfalls stündlich die Aenderungen der Deklination, Inklination und Intensität des Erdmagnetismus aufgezeichnet.

Die absoluten Werthe der letzteren drei Größen wurden monatlich zweimal und die Konstanten der magnetischen Variationsinstrumente im Ganzen dreimal bestimmt. Am 1. und 15. jeden Monats mußten während 23 Stunden die Variationsinstrumente von 5 zu 5 Minuten und eine Stunde lang von 20 zu 20 Sekunden abgelesen werden. Auffällige Schwankungen des Erdmagnetismus zuweilen in Verbindung mit dem Erscheinen der Polarlichtes erforderten gleichfalls ein häufigeres Beobachten der Instrumente. Astronomische und geodätische Arbeiten, Polarlicht- und Erdströmbeobachtungen u. s. w. ergänzten das Arbeitenspensum der Expedition.

Vollständig eingerichtet war die Station erst im Oktober. Westlich und östlich vom Wohnhause erheben sich das Variations- und das astronomische Observatorium, letzteres zum großen Theil aus Bruchsteinen aufgebaut. Hundert Schritte nördlich davon befand sich das Observatorium für absolute magnetische Messungen. Zwischen diesem und dem Variations-Observatorium, sowie zwischen der Sternwarte und dem Wohnhause waren elektrische Verbindungen hergestellt. Im Arbeits- und Wohnzimmer der sieben wissenschaftlichen Mitglieder hingen an einem Steinpfeiler die Pendeluhren und zwei Barometer. Auf einem Bord darüber standen die Registrirapparate für die Windgeschwindigkeit und den Luftdruck nebst dem Zeitregistrator der Sternwarte. Ersterer stand in elektrischer Verbindung mit dem Robinson'schen Schalenkreuz, welches oberhalb der Windfahne auf einer hohen Stange an der Ostseite des Hauses angebracht war. Ein sechszölliger Reflektor und das Universalinstrument hatten südlich von dem Hause Aufstellung gefunden. Im Norden unmittelbar hinter dem Hause war das Thermometerhäuschen placirt. Der Proviant lagerte theils im Proviantraume an der Hinterseite des Wohnzimmers, theils zwischen dem Hause und dem Bache im Freien.

Die Witterung begann Ende September unbeständig und unfreundlich zu werden. Häufige Regen- und Schneeschauer wechselten mit wenigen schönen Augenblicken. An den Bergen und über dem Fjord lagerten sich dichte Nebelmassen.

Vom 1. Oktober ab hielt sich die Temperatur unter Null Grad und erreichte am 30. Oktober schon — 24,5 Grad C. Das Monatsmittel ergab sich zu — 10,7 Grad C. Am 20. Oktober war der Fjord zugefroren und bald bedeckte eine mehrere Fuß hohe Schneedecke Eis und Land. Der Bedarf an süßem Wasser, den man bisher mittels Boot von einem Wasserfall am linken Ufer beschafft hatte, weil das Flußwasser in der Nähe der Station wegen der aufsteigenden Fluth bradig schmeckte, wurde nunmehr durch Schmelzen von Schnee gedeckt. Den Schnee holte man aus einiger Entfernung in großen Kisten auf dem Hundeschlitten des Eskimos herbei. Später wurde Eis aus dem oberen Theil des Flusses genommen. Die sternenklaren Nächte der Monate November und December brachten fast regelmäßig die überaus prächtigen Polarlichterscheinungen. Im Januar und Februar traten sie weniger häufig auf, im Frühjahr äußerst selten und in den hellen Sommernächten verschwanden sie natürlich gänzlich. Der Verlauf dieser Erscheinungen war im Allgemeinen stets derselbe. Wenige Grade über dem südlichen Horizont schossen zuerst vereinzelte Lichtgarben zum Zenith empor. Sich schnell vermehrend bildeten die Strahlenbündel schon nach Verlauf weniger Minuten ein ununterbrochenes leuchtendes Band, dessen äußerer Rand sich gegen den dunkelblauen Himmel scharf abgrenzte. Der obere erschien dagegen zerfranzt durch die bald mehr bald weniger hoch aufsteigenden Strahlen. Das Band bewegte sich in seiner ganzen Längenausdehnung langsam in der Richtung von magnetisch Süd nach magnetisch Nord und warf sich in mannigfache Falten, die ihm das Aussehen eines langen, glänzenden Vorhanges verliehen. Die Lichtstärke wechselte von der Helligkeit der Milchstraße bis zu der des Mondes und zwar nicht allein bei verschiedenen Bändern, sondern auch im einzelnen Bande selbst. Durch das gleichmäßige Fortschreiten der größten Helligkeit im Bande von West nach Ost und umgekehrt wurde der Eindruck einer wogenden Lichtmasse hervorgebracht. Das Zenith erreichten die Bänder selten. Meist erloschen sie schon in einer Höhe von 45 bis 60 Grad, entweder gleichzeitig in ihrer ganzen Länge oder an verschiedenen Stellen, wodurch sie sich wieder in vereinzelte Strahlenbündel auflösten, die dann nach und nach verschwanden. Eine der schönsten Erscheinungen war es, wenn die Bänder vor dem Erlöschen sich zu einem Kranze auftollten. Der untere Rand zieht sich hierbei zu einer dichten, häufig flammenartigen Lichtmasse zusammen; aus dieser schießen die glänzenden Strahlen empor und bilden nach oben konvergirend die sogenannte Corona borealis.

War die Erscheinung verschwunden, so entstand meistens bald ein neues Band. Zuweilen zeigten sich auch mehrere gleichzeitig — ich zählte einmal deren fünf — die sich immer parallel zu einander und in gleicher Höhe hielten, niemals aber sich durchschnitten oder berührten. Daneben erglühten an verschiedenen Stellen des Himmels auch vereinzelte Lichtgarben. Irgend welches Geräusch wurde in Verbindung mit dem Polarlichte niemals wahrgenommen. Todtenstille herrschte in der ganzen Natur, und wenn die Bezeichnung der Schneefläche als einer Leichendecke irgendwo

Digitized by Google

zulässig ist, so ist sie es hier, wo alles und jedes Leben erstorben scheint. Kein Laut ist vernehmbar, kein Lüftchen regt sich, das Rauschen der Wellen im Fjord ist verstummt und das Plätschern des Baches erstickt durch die darauf lagernde mächtige Eisdecke. Doch ab und an unterbricht ein lautes Krachen und Stöhnen die Stille und mahnt uns, daß die Natur nicht erstorben ist, sondern nur schläft. Denn wie die Brust eines Schlafenden hebt und senkt sich die gewaltige Eismasse des Fjordes in regelmäßigen Unterfallen unter dem Einflusse von Fluth und Ebbe. Bei jeder Hebung zerbersten das Eis längs des Ufers, die Fluth hebt die Schollen den Strand hoch hinauf und thürmt sie zu wundervollen Figuren übereinander. In einer ununterbrochenen Reihe bekränzen diese durch einander gewürfelten Schollen den Strand. Um auf das dahinterliegende ebene Eis zu gelangen, muß man sich mühsam über den Eisfuß hinwegarbeiten.

Skizzen aus Algerien.

Von W. Kobelt.

I. Nach Boghar. (Erste Hälfte.)

Zur Zeit als Abd-el-Kader auf dem Höhepunkt seiner Macht stand und als Sultan über die ganze Provinz Oran, über die Hochplateaus der Provinz Algier und den weiten Saharaabhang gebot, errichtete er an den wichtigsten Punkten, wo eine Kommunikation zwischen dem kultivirten Teil und der Wüste möglich war, feste Stationen, die er mit regelmäßigem Militär belegte. Sie sollten ihm nicht nur als Stützpunkte dienen in dem heiligen Kriege, den er vorbereitete, sondern auch die unzuverlässigen Wüstenstämme im Zaume halten, welche in der Wüste kaum erreichbar, nur dann gefaßt werden können, wenn die glühende Sommersonne sie mit ihren Herden auf die Hochplateaus hinaustreibt. So entstanden Sebdou an der großen Handelsstraße von Tlemcen nach dem Innern, Saida am Ausgange der Schlucht, durch welche der gleichnamige Fluß von der Hochfläche zur Ebene Eghriz herunterfließt, und Boghar am Scheliff, genau da, wo er sich anschickt, den Abhang zur Küstenebene hinab zu durchbrechen. Der Emir hatte die Plätze ausgezeichnet gewählt und nach seiner Unterwerfung konnten die Franzosen nichts Besseres thun als seine Befestigungen zu regelmäßigen Citadellen ausbauen, in deren Schutz nun längst blühende Städtchen entstanden sind. Saida hatte ich im Jahre 1881 einen Besuch abgestattet, Sebdou war damals des Aufstandes der Ulad Sidi Scheikh halber nicht zugänglich gewesen. Diesmal dagegen war überall in Algerien Frieden und Ruhe und so entschlossen wir uns — meine Frau und ich — Boghar einen Besuch zu machen, um auch in der Provinz Algier das Land in seiner vollen Breite kennen zu lernen. Die Reise von Algier nach Boghar bietet keinerlei Schwierigkeiten, wie ja überhaupt in ganz Algerien das Reisen jetzt ganz bequem geworden ist; eine Diligence geht von la Chiffa an der Metidschabahn bis zur Oase Laghuat (el-Aghuat) und die Unbequemlichkeit des Diligencefahrens ist die einzige auf der ganzen Tour; gute saubere Wirthshäuser findet man bis in die Sahara hinein überall.

Am 10. April ließen wir uns von dem Mittagszuge der Bahn Algier-Oran nach la Chiffa bringen und bestiegen dort die Diligence, die uns zunächst nach Medeah befördern sollte. La Chiffa ist ein aufblühendes Dörfchen, das sich dank seiner fruchtbaren Umgebung wieder von der furchtbaren Katastrophe von 1867 erholt hat. Ein eigenthümlich eng umgrenztes Erdbeben zerstörte damals das Dörfchen und das benachbarte Mouzaiaville beinahe vollständig, während das kaum eine gute Stunde entfernte Blidah nur ganz wenig litt. Die Straße läuft über eine Stunde lang schnurgerade durch die Ebene, dann rücken die Hügel näher, ein paar Mühlen von wunderbar schönen Orangengärten umgeben liegen an der Straße und gleich darauf verengt sich das Thal und die berühmten Gorges de la Chiffa beginnen. Die malerische Schlucht gehört zu den Sehenswürdigkeiten Algiers, deren Besuch für jeden Wintergast obligatorisch ist und schon so oft beschrieben worden ist, daß ich mit hier eine genauere Schilderung ersparen kann. Nur darauf möchte ich jeden Besucher aufmerksam machen, daß der romantischste Theil der Schlucht erst am Hotel des Singes beginnt. Die Fiakerkutscher aus Blidah, welche gewöhnlich die Fremden dorthin bringen, pflegen das Gegentheil zu versichern und drehen nur zu gerne am Hotel um und der Tourist kommt nach Blidah zurück mit einem Gefühl der Enttäuschung, denn er hat wohl ein enges gewundenes Thal mit steilen bewaldeten Hängen gesehen, aber keine Felsen und keine Affen, die ausgenommen, welche al fresco gemalt die Zimmerwand in dem sündhaft theuren Affenhotel zieren. Ist er ein Zoologe, so ärgert er sich auch bei diesen noch darüber, daß der Maler seiner Phantasie allzu freien Spielraum gelassen und statt des luxus ecaudatus, der doch den Namen vom Mangel des hinteren Anhängsels trägt, lauter langgeschwänzte Meerkatzen abkonterfeit hat. Wer sich mit den gemalten Affen nicht begnügen will, dem wird allerdings ein alter verwetterter Förster — er gäbe eine Prachtfigur für Meister Grützner — anbieten, ihn an eine Stelle im Thal des Ruisseau des Singes zu führen, wo er sicher lebende Affen zu sehen bekommen könne, aber vorsichtige Menschen begnügen sich besser mit dem Anblick der kleinen Octavie, die wirklich ein ganz niedliches Aeffchen ist. Nicht als ob überhaupt keine Viehhändler in der Schlucht vorkämen; der Magot (Innus ecaudatus) ist durch ganz Nordafrika in selsigen Schluchten anzutreffen und stellenweise so häufig, daß er durch seine unverschämten Räubereien lästig wird, auch an der Chiffa halten sich noch Banden, aber sie sind so scheu und vorsichtig, daß man sie nur unter ganz besonders glücklichen Umständen zu Gesicht bekommt; ich habe frei lebende Affen nicht gesehen, obschon ich fast alle ihre Lieblingswohnplätze in Algerien — außer der Chiffaschlucht die Gorges de Palestro, den Gouraia bei Bougie und Chabet el Akra — besucht und zu Fuß durchforscht habe. Vor dem Verkehr zieht er sich überall zurück, im eigentlichen Kabylenlande dagegen ist er häufiger und frecher, als es den Kabylen lieb ist, gerade als ob er sich eines besonderen Privilegiums bewußt sei. Die Mohammedaner im Allgemeinen tödten nie einen Affen, denn sie wissen, daß der Kadi, wie sie ihn in Algier nennen, ein verwünschter Mensch ist, ein Abkömmling jüdischer Stämme, die,

Digitized by Google

wie der Koran meldet, ihres Unglaubens wegen von Moses verflucht wurden. Auch der Kabyle theilt diesen Glauben, und wenn er es auch gerne sieht, daß der Europäer dann und wann einen Jbis wegschießt, er selbst wird ihn nie tödten, obschon er seine Obstgärten und Weinberge Tag und Nacht gegen ihn bewachen muß. Wendet der Wächter einen Augenblick den Rücken, so geben die Späher das Signal und in ein paar Minuten ist ein Baum geleert. Mitunter heraufschen sich aber die Affen förmlich an Trauben und Feigen und fallen den Wächtern in die Hände. Aber auch dann thut ihnen der Kabyle kein Leid; hier und da verkauft er einen Gefangenen an die Franzosen, aber für gewöhnlich thut er das nicht, sondern näht ihn in eine rothe Weste fest ein, hängt ihm an einem festen Eisendraht ein Schellchen um und läßt ihn dann laufen. Das Thier sucht natürlich alsbald seine Familie wieder auf, aber diese, erschreckt durch das ungewohnte Kostüm und die Schelle, flüchtet vor ihm und verläßt schließlich die Gegend ganz.

Vom Affenhotel ab wird die Chiffaschlucht wirklich großartig. Die Abhänge werden zu Felsen und treten so dicht zusammen, daß es keine Kleinigkeit gewesen ist, die Straße hindurchzuführen; künftig ist sie in den Felsen gehauen und an einer Stelle bildet sie eine förmliche Gallerie. Ein verwitterter Steinkolog hat hier Jahre lang die Passirenden bedroht, bis er im November 1857 zusammenstürzte; noch erkennt man den mächtigen Schuttkegel. Am Ausgange stehen ein paar stattliche Eichen und unter ihnen liegt ein einsames Wirthshaus; dann erweitert sich das Thal etwas, aber nun beginnt die Straße in unzähligen Serpentinen den steilen Abhang zu erklettern, auf dem hoch oben Medeah hängt. Ein guter Fußgänger ist rascher oben als die Diligence. Es war mittlerweile dunkel geworden, der volle Mond goß ein zweifelhaftes Licht über die verworrenen Thäler und die gewaltige Masse des Pik Beni Salah, des Berges von Blidah, Bergeblick suchte ich mich über die Fahrrichtung zu orientiren, der Mond stand bald vor uns, bald hinter uns, bald rechts, bald links. Mitunter schien es, als stünde der Wagen still und müsse nächstens zurückrollen, denn die algerischen Pferde laufen zwar einen ausgezeichneten Trab und sind dabei so ausdauernd, daß 30 km als die gewöhnliche Länge einer Postpferd-Etappe angesehen werden, aber auch 35 und 40 km vorkommen, die ohne Halt im Trabe durchfahren werden, aber im Schritt gehen sie ganz erbärmlich und kommen mit einer Last kaum vom Fleck. Die französischen Straßenbaumeister nehmen darauf sorgsamst Rücksicht und scheuen stundenlange Umwege nicht, nur damit die Straße in beiden Richtungen im Trabe befahren werden kann. Hier nach Medeah hinauf hat sich das aber beim besten Willen nicht machen lassen und so braucht man auf 32 km Fahrstraße fünf bis sechs Stunden Fahrzeit.

Endlich war aber doch die Höhe erstiegen und in raschem Trabe ging es nun hinunter nach dem nahen Medeah, wo wir leider mit einem winzigen Stübchen vorlieb nehmen mußten, da das ausgezeichnete Hotel überfüllt war.

Am andern Morgen gingen wir zeitig hinaus, um den als Aussichtspunkt berühmten Tschebel Takka zu besteigen. Es ist das gerade keine schwere Aufgabe, denn der Takka ist zwar, von der Ebene aus gesehen, ein sehr respektabler Berg von 1068 m Höhe, da aber Medeah selbst in einer Höhe von mehr als 900 m an seinem Abhange liegt, imponirt er von dieser Seite weit weniger, und die einzige Schwierigkeit für uns bestand darin, daß der ganze flache Rücken nördlich der Stadt Takka heißt und uns niemand genau sagen konnte, wo eigentlich der berühmte Aussichtspunkt liege. Wir gingen also aufs Gerathewohl bergauf zum nächsten Thore hinaus. Eine ganz andere Natur umgab uns hier als in Algier. Als wären wir in der Heimath, so grünten und blühten hier Kirschen, Birnen und Pflaumen; Silberpappeln, italienische Pappeln und Ulmen standen die Straße entlang und fingen eben erst an ihre Blätter zu treiben; Hainbuche und Weißdorn bildeten mit blühenden Quitten gemischt die Hecken, und mit Freuden begrüßten wir unter ihnen unsern Scharbock (Ficaria ranunculoides) und die doldenblüthige Vogelmilch (Ornithogalum umbellatum). Es war prachtvoll klar, die Sonne schien warm, die Vögel jubilirten, wie bei uns im Mai; sie sind in Algerien viel zahlreicher als in Italien, da der Franzose durchaus nicht in dem Maße die Vogelmörderei betreibt, wie der Italiener, und der Eingeborene die kleinen Vögelchen gar nicht beachtet.

Schon von der Stadt aus hat man einen wunderbaren Rundblick über das nach Süden hin langsam sich senkende Plateau von Medeah, das ein prächtiger Bergkranz von Zaccar und Ouarsenis an bis zum Dschebel Dira bei Aumale umfängt. Aber auch in diesem Kranze springen nur wenige Kuppen in die Augen, es ist mehr ein gleichmäßiger Ring, der Abhang der höheren Plateaustufe, nicht eine Gebirgskette. Die ganze nähere Umgebung war mit Weinbergen bedeckt und weiterhin sieht man überall fabelhafte Tagesöhner beschäftigt, den Boden anzuroden zu neuen Anlagen. Es ist fast unglaublich, welche riesigen Fortschritte der Weinbau in Algerien und damit die allgemeine Landeskultur seit drei Jahren gemacht hat; Algier hat wahrhaftig Ursache, der Phylloxera vastatrix einen Dankkempel zu errichten, natürlich unter dem Vorbehalt, daß sie das Land selbst mit ihrem Besuche verschont. Als ich 1881 die Provinz Oran bereiste, wurde mir nur zweimal algerischer Wein vorgesetzt und nur bei Mascara hatte der Weinbau größere Ausdehnung. Diesmal habe ich in ganz Algerien keinen Tropfen fremden Weines erhalten und ich muß gestehen, ich habe den algerischen arg vermißt, als wir nach Tunis kamen und uns dort wieder mit den Fabrikaten von Cette begnügen mußten. Die mit Reben bepflanzte Fläche ist im Allgemeinen auf das Dreifache, an manchen Stellen aber, wie um Bona, auf das Fünfzehnfache gestiegen und ganz fabelhafte Gewinne sind aus dem Verkauf anscheinend werthlosen Terrains erzielt worden. Der Export hat schon beträchtliche Dimensionen angenommen und die diesjährige Ausstellung in Bordeaux hat sich zu einem wahren Triumphe für die algerischen Weinproduzenten gestaltet.

Allerdings fehlt dem glänzenden Bilde auch der Schatten nicht. So lange nur die aus Südfrankreich auswandernden Winzerns Weinberge pflanzten, war alles gut, die Leute verstanden das Handwerk und wußten die Rebe und den Wein zu behandeln. Nun hat sich auf einmal die Spekulation der Sache bemächtigt und Weinberge wie Keller sind Leuten anvertraut, die nichts davon verstehen; ich habe Kabylen das Schneiden mit einer Sichel besorgen sehen. Auch die Kelleranlagen haben mit der Ausdehnung der Weinberge nicht Schritt halten können und so kann eine Reaktion nicht ausbleiben. Ohnehin ist die Weinbereitung in Algerien beendlichst wie bei uns; Lese und Gährung müssen noch bei hoher Temperatur erfolgen und letztere führt nicht selten zu übermäßiger Säurebildung. Der einzelne Weinproduvent ist dagegen machtlos; Aktiengesellschaften haben es mit künstlicher Abkühlung versucht, doch ohne sonderlichen Erfolg; jetzt will man große gemauerte Cisternen anlegen, die innen mit glasirten Platten bekleidet sind in der Weise, wie man sie in Nizza für die Ablagerung des Provenceröles hat. Schließlich wird man sich in den wärmeren Distrikten vielleicht genöthigt sehen, wie in Malaga, zum vorläufigen

Digitized by Google

Trockenen der Trauben und zur Weinfabrikation aus den Rosinen übergehen. Die Ausstellung in Rouen hat den algerischen Weinen ein entschiedenes Fiasko gebracht; von circa 1200 ausgestellten Weinproben fand die Jury trotz aller Sympathie mit den Landsleuten in Nordafrika nur einige siebzig gut. Möge diese Lehre in Algerien beherzigt werden und zur Vorsicht und Anpassung an das Klima mahnen! Der französische Kultivateur hängt leider im Durchschnitt noch zäher an seinen ererbten Methoden und Vorurtheilen als unser Bauer, und entschließt sich nur schwer, von dem abzugehen, was sich in der belle France seinen Vorfahren bewährt hat.

Medeah mit seinem relativ kühlen Klima ist für den Wein ganz besonders geeignet und sein Weißwein gilt für den besten im Lande. Aber auch andere Lagen sind nicht zu verachten. Die Weinproduktion ist übrigens hier niemals so ganz unterbrochen gewesen wie in Marokko, wo die fanatischen Herrscher alle Weinstöcke, soweit sie erreichbar waren, vernichten ließen und seitdem nur noch die unabhängigen Uled Rif an der Nordküste die Rebe der Rosinenfabrikation wegen kultivirten. Noch 1732 weiß Shaw von algerischen Weinen zu berichten, sie hätten früher dem besten Hermitage an lebhaftem und lieblichem Geschmack nicht nachgestanden; aber seitdem 1723 und 1724 die Heuschrecken sie so furchtbar verwüstet, sei der Wein ausgeartet und habe seine gewöhnlichen Eigenschaften noch nicht wieder erlangt, obschon er immer noch mit den gewöhnlichen spanischen und portugiesischen Weinen um den Vorzug streite. Im Alterthum war Nordafrika ja als Weinland berühmt; in Tanger, das eine Traube im Wappen führte, rühmt Plinius ellenlange Trauben, und in Tunisien nennt er Gegenden, die an denselben Stöcken zweimal im Jahre Lese hielten.

Um Medeah ist noch Raum genug für Weinberge, denn schon in geringer Entfernung von der Stadt beginnt wieder der Buschwald, hier fast nur aus niederen Eichen (Quercus ilex) bestehend, und zieht sich bis zur Höhe hinauf; dort hat man eine überraschende ausgedehnte Fernsicht bis zum Djurdjura und zum Meere. Dicht gegenüber liegen die beiden Zwillingsberge Beni Salah und Mouzaia, zwischen denen die Chiffa sich ihre Schlucht zur Metidscha hinab gegraben hat. Sie sind auch von dieser Seite her ein paar ganz respektable Berge, durch ein tiefes Schluchtthal von der Hochebene getrennt, von der sie offenbar einstmals einen Theil bildeten. Die Ausbildung selbständiger Bergmassen am Abhange der ersten Plateaustufe wiederholt sich in Algerien mehrfach; sie ist aber nur eine scheinbare Abweichung von der Regel und die Erklärung sehr leicht. Die ständig am Terrassenrande nagenden Flüsse haben hinter den harten Kalkmassen der beiden Berge weichere Schichten gefunden und sich so ein Thal parallel dem Rande gefressen, das sich noch immer vertieft und gegen die Hochebene hin verlängert und mit der Zeit zu einem Längenthal wird, das eine ganze Bergkette von dem Hochplateau lostrennt. Das ausgewaschene Gestein hat den See, der sich einst zwischen Sahel und Beni Salah ausdehnte, in die fruchtbare Metidschaebene verwandelt. Ganz ähnliche Vorgänge sah ich wenige Tage später in der Umgebung von Boghar und nachher noch öfumals an den Rändern und im Innern des afrikanischen Hochplateaus. Ueberall nagen die Wässer an dem ungefügen Riesenblock, und so gering auch ihre Wirkung scheint, sie werden schließlich einmal dahin kommen, die ungegliederte Plateaumasse in ein Hügel- und Bergland mit scharfen Graten und tiefen Thälern umzuwandeln.

Die beiden Berge sind übrigens auch an ihrer Südseite durchaus nicht kahl; wo nicht gerade die Felsen steil abstürzen, sieht man Grün und oben erkennt man deutlich den berühmten Cedernwald. Wirklich kahle Berge sind überhaupt in Algerien selten; selbst an den Kalkmassen, welche den Hochkamm des Djurdjura bilden, wächst noch überall die Ceder (Cedrus atlantica) und kahylische Eiche mit Kastanienblättern (Quercus castaneaefolia), und fast alle anderen Berge, die ich gesehen, und das ist ein hübscher Theil des Landes, haben Buschvegetation bis zum Gipfel hinauf, und bedürfen nur Schutz gegen die Ziegen und gegen die Araber, um sich bald wieder mit Wald zu bedecken. Ersteres sucht man durch tüchtige Besteuerung zu vermindern, schwerer ist es mit den Arabern. Im Sommer, wenn der Boden von der Sonne ausgetrocknet und durchglüht ist, genügt ein Funke von einem Hirtenfeuer, die Nachlässigkeit eines Kindes, um Quadratmeilen von Wald in Asche zu verwandeln; der Araber brennt die Wälder auch absichtlich nieder, um Weide für seine Schafe zu gewinnen, oder neuerdings auch um der Regierung einen Possen zu spielen. Vor und nach Aufständen nehmen die Waldbrände darum immer zu und hat man zum Erlaß eines Gesetzes schreiten müssen, welches bei absichtlich angelegten Bränden den benachbarten Gemeinden die Kollektivverantwortlichkeit auferlegt. Das hat denn auch einigermaßen geholfen; im Jahre 1882 kam das Gesetz nur in zwei Fällen zur Anwendung und so furchtbare Brände wie in den früheren Jahren sind überhaupt nicht mehr vorgekommen.

Medeah selbst bietet dem Fremden durchaus nichts, obschon es auf der Stelle einer römischen Niederlassung und theilweise aus deren Trümmern erbaut ist. Der antike Name hat sich auffallend rein erhalten; die Römerstadt hieß ad Mediae, heute schreiben die Franzosen zwar offiziell Médéah, aber gesprochen wird es an Ort und Stelle ganz allgemein Médéah. Uebrigens ist die Bibelkunde doch nicht so ganz direkt, denn aus Medias hatten die Berber zunächst mit der im Süden so häufigen Buchstabenvertauschwechselung Lembia gemacht und daraus wieder die Araber el Media; ein Eingeborener von Medeah heißt aber im Lande heute noch Lembani. — Von arabischen Ueberresten ist so wenig vorhanden, wie von römischen, obschon die Stadt im zehnten Jahrhundert von den ziritischen Sultanen neu begründet wurde und von da ab bis zur Eroberung durch die Franzosen immer eine gewisse Wichtigkeit behalten hat. Die Umgebung aber ist noch vielfach in den Händen der Eingeborenen, die sich zwar arabisch tragen, aber echte Berber sind. Ueberall sieht man ihre Steinhäuschen mit Ziegeldächern, meistens in einem Garten gelegen und nur ein paar zusammengruppirt; größere stadtähnliche Ansiedelungen liebt der Kabyle einmal nicht. Die Stadt ist darum ganz den Franzosen und den eingeborenen Juden überlassen und sieht genau aus, wie alle diese algerischen Städte: eine Zinnenmauer in regelmäßigem Viereck, geradlinige Straßen, die sich an dem Hauptplatze schneiden, und an der einen Seite die Stadtcitadelle mit den Kasernen; arabisches Gepräge, enge, gewundene Gäßchen, hat sich nur in einigen Ecken erhalten, aber auch da sind die Häuser von französischer Konstruktion. Das Klima gilt für eins der angenehmsten und gesündesten in Algier und die Umgebung für sehr fruchtbar. In dieser Hinsicht kann Medeah noch immer von sich sagen, was der geistreiche und boshafte Bagabund Si Ahmed ben Youssef ihm einst nachrühmte: „Medeah ist eine Stadt des Ueberflusses; wenn etwas Böses am Morgen hineinkommt, geht es vor Abend wieder heraus."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Streifzüge in Portugal.

Von Spiridion Gopčević.

II. Braga und Guimarães.

Die alte Bischofstadt Braga ist die drittgrößte Stadt Portugals (1878 fast 20000 Einwohner). Sie liegt in einer Thalebene und besteht aus einem Kern, von dem aus sich nach drei oder vier Richtungen Vorstädte erstrecken, so daß die Stadt, aus der Vogelperspektive gesehen, einem Seesterne gleicht. Das Centrum derselben bildet der riesige Platz Campo de Santa Anna, welcher durch prächtige Anlagen theilweise in einen Volksgarten verwandelt wurde, wo mehrmals wöchentlich eine ganz gute Militärkapelle spielt. Er bildet Abends die Promenade der Bevölkerung; an ihm liegen die meisten — allerdings bescheidenen — Hotels, sowie die Kathedrale, der erzbischöfliche Palast und die Volksbibliothek. Die Kathedrale stammt aus dem 11. Jahrhundert, wurde jedoch seither umgebaut und ist verhältnißmäßig klein. Das Innere ist wunderlich und verwirrt auf den ersten Blick durch seine Unregelmäßigkeit. Zu beiden Seiten des Altars befinden sich die Gräber des Grafen D. Henrique und der D. Therezа. Um sie in jenen Platz zu zwängen, haben die biederen Bragenser dem Grafen die Beine gestutzt. An Merkwürdigkeiten besitzt die Kathedrale unter anderem einen mit Glöckchen behangenen Kelch aus dem 16. Jahrhundert, eine wunderbare Orgel und das Grabmal des berühmten Erzbischofes D. Lourenço de Lourinhã, welcher in der Schlacht von Aljubarrota (1385) sich durch besondere Tapferkeit auszeichnete und schwer verwundet wurde. Für diesen seinen Antheil an der Begründung der portugiesischen Unabhängigkeit wurde er vom König D. João I. sehr ausgezeichnet. Sein Grab wurde 1663 geöffnet und seine Leiche unverwest gefunden, wovon man sich noch heute überzeugen kann.

Außer der Kathedrale giebt es noch viele Kirchen, von denen aber höchstens noch die Santa Cruz erwähnenswerth ist. Alle sind mit dem Doppelkreuz geschmückt, zum Zeichen, daß der Erzbischof von Braga das Patriarchat über ganz Iberien in Anspruch nimmt. Auch sonst fehlt es nicht an Kapellchen und Heiligenbildern, welche die Bigotterie der Bevölkerung verrathen. Darin machen die Bragenser unter den übrigen Portugiesen eine Ausnahme.

Während meines Aufenthaltes in Braga herrschte ganz besonderes Treiben in den Straßen und man sagte mir, es finde eine Romeria (Wallfahrt) statt. Vom Campo de Santa Anna bis zu den Ausläufern der östlichen Vorstadt waren alle Heiligenbilder und Kreuze besonders geschmückt. Einige waren von Lämpchen umgeben, die meisten mit Blumengewinden, Sträußchen, Blumentöpfen, Vasen, Ampeln, Kerzen, ja sogar mit Spiegeln, Theeschalen, Flaschen, Strohhüten und dergleichen Dingen geschmückt, deren Beziehung zum Heiligenbilde mir unerklärlich war. Seit ich übrigens in Lourdes Säbel, Pistolen, Krücken, Strümpfe, Epauletten, Besen, Kautschukbusen, Strumpfbänder und Hosenträger als „Votivgegenstände“ aufgehängt sah, wundere ich mich über nichts mehr.

Durch die erwähnte Straße führt eine Tramwaylinie nach Bom Jesus, berühmt als Wallfahrtsort und mehr noch durch seine unvergleichliche Aussicht. Unter dem Tramway hat man sich aber nicht eine gewöhnliche Pferdebahn vorzustellen — einzelne Waggons wurden von Ochsen gezogen! Warum, weiß ich nicht, da ich nicht mit der Ochsenbahn fuhr, sondern zu Fuß nach Bom Jesus ging. Ebenso benutzte ich auch nicht die Drahtseilbahn, um den 386 m hohen Berg zu erklimmen, sondern den gewöhnlichen Passionsweg, welcher viel interessanter ist.

Bis an den Fuß des Berges geht man stets in der Ebene. Dann hat man die Wahl, sich entweder links von der Drahtseilbahn hinaufziehen zu lassen, oder rechts im Schweiße seines Angesichtes den Passionsweg zu erklimmen. Letzterer ist sehr originell. An den ersten sechs Wegkrümmungen (die Straße führt im Zickzack hinan) liegt je eine Kapelle mit einem Brunnen daneben. Letzterer hat jedesmal ein anderes Ansehen. Der erste ist der „Hoffnungsbrunnen“; das Wasser sprudelt aus einer Arche Noah; der zweite ist der „Nägelbrunnen“ mit der Inschrift: In de fluent aquas vivas“; der dritte der „Passionsbrunnen“ mit den in den Felsen gemeißelten Folterinstrumenten u. s. w.

Die Kapellen sind ebenso originell und sehenswerth. Sie enthalten sehr geschickt zusammengestellte Gruppen von 8 bis 20 Holzfiguren, welche so kunstvoll geschnitzt und bemalt sind, daß sie Wachsfiguren gleichen und der Ausdruck und das Charakteristische einzelner Personen geradezu verblüffend ist. Nach den ersten sechs Stationen kommt eine Riesentreppe mit vielen Statuen und Blumen. Sie fiel mir unwillkürlich ein, als ich heute in des Zaren Lustschloß Peterhof vor der Schloßterrasse stand. Auf diese Riesentreppe folgen abermals sechs Stationen und Brunnen, bis man endlich die auf dem Gipfel stehende eigentliche Wallfahrtskirche erreicht. Diese ist ansfallend einfach und nüchtern, aber gerade dadurch wohlthätig für das Auge. Das Altarbild stellt die Kreuzigung vor und besteht aus 20 lebensgroßen in Holz geschnitzten Figuren. Ein mit Eisenbein eingelegtes Ebenholzkreuz, „Bom Jesus dos Navegantes“ genannt, steht besonders bei den Seeleuten in hoher Verehrung.

Da man immer nur von der prächtigen Aussicht von Bom Jesus geschwärmt und mir das Besteigen der Thürme besonders empfohlen hatte, suchte ich den Küster auf. Dieser meinte jedoch, er habe keine Zeit, und so sah ich mich veranlaßt, einen südöstlich von Bom Jesus befindlichen, Sameiro genannten Berg zu ersteigen, von welchem ich annahm, daß er eine noch bessere Fernsicht bieten müsse, als der Bom Jesus. In der That hatte ich mich nicht getäuscht, denn ich machte eine Entdeckung, für welche mir meine Nachfolger gewiß dankbar sein werden.

Hinter der Kirche erstreckt sich ein wahrscheinlich zum Hotel da Boavista gehöriger großer und überaus schöner Park mit Teich, Bächen, Brücken, Felspartien, sorgsam gepflegter Vegetation, hübschen Ausblicken, kurz ein reizender Fleck irdischen Paradieses. Durch diesen Park gelangte ich ins Freie auf eine Straße, welche zu dem Berge Sameiro führte. Dort sah ich bloß eine kleine Kirche und vor

Digitized by Google

dieser eine vom Blitz zerschmetterte steinerne Marienstatue. Als ich zu dieser hinaufgeklettert war, stieß ich einen Schrei der Ueberraschung und des Entzückens aus. Eine so ausgedehnte Rundsicht hätte ich nicht erwartet! Zu meinen Füßen lag die Thalebene von Braga mit der Stadt und ringsum die bunten, wechselreichen Gefilde der Provinz Minho. Wenn man die Aussichten von der Wartburg und dem Inselberg im Thüringerwalde und vom Johannisberge bei Danzig zusammen vereinigt, so hat man etwa einen Begriff von dem entzückenden Panorama des Sameiro. Und felsamerweise ist dieser Punkt bisher niemandem bekannt gewesen! Selbst in Braga wußten nur wenige darum, da die meisten sich mit der Wallfahrt nach Bom Jesus begnügen und andere, welche sich etwa gleich mir auf dem Sameiro verirrten, für Naturreize kein Verständniß haben mochten. Natürlich darf man den Sameiro nicht mit Rigi, Schafberg oder einer sonstigen Hochgebirgsaussicht vergleichen.

Braga hat ein hohes Alter; es soll 296 Jahre v. Chr. unter dem Namen Bracara Augusta gegründet worden sein. Unter den Sueven war es Hauptstadt des Reiches. Ebenso residirten bis zur Eroberung Coimbras die portugiesischen Monarchen daselbst. Nach dem 15. Jahrhundert begann jedoch Braga vor Lissabon ganz in den Hintergrund zu treten.

Von Braga sind es nur 20 km nach Guimarães, der „Wiege der portugiesischen Monarchie“. Die Straße führt über den Bom Jesus und Falperra, von welchem Punkte sich ein dem Sameiro ähnliches Panorama erschließt, nach dem Bade Caldas das Taipas. Dasselbe soll für Gicht und Hautkrankheiten gut sein und war schon den Römern bekannt. An diese erinnert ein großer Granitblock mit der Inschrift: „IMP. CAES. NERV. F. TRAIAN“, was die Portugiesen höchst überflüssigerweise auf der andern Seite in ihre Sprache übersetzt haben.

Guimarães (1878 nahe an 8000 Einwohner) ist eine der interessantesten Städte Portugals. Seinen Beinamen „Wiege der portugiesischen Monarchie“ hat es daher, daß der Conde D. Henrique, als er 1095 vom König Alfonso VI. von Leon die Grafschaft Portugal zum Lehen erhielt, hier seine Residenz aufschlug. Sein Nachfolger D. Alfonso Henriquez wurde hier 1109 geboren. Eine der schönsten Stellen der Lusiaden behandelt die Treue des Egas Moniz, welcher 1127 die Stadt gegen Alfonso VII. von Leon zu vertheidigen hatte. Als er sich nicht länger halten konnte, verpflichtete er sich die Oberhoheit des Königs anzuerkennen, wenn dieser sich nach Galizien zurückziehe. Im nächsten Jahre gelang es jedoch dem Grafen D. Alfonso Henriquez, sein kleines Reich wiederzugewinnen und während alle ihrem den Könige von Leon geleisteten Eid vergaßen, begab sich der einzige Egas Moniz mit Weib und Kind zu D. Alfonso VII., um durch seinen Tod den Zorn des Monarchen zu besänftigen. Gerührt von dieser Gewissenhaftigkeit, schenkte ihm der König das Leben und der Graf von Portugal blieb unangefochten.

Von Guimarães sagen die Portugiesen scherzend, es habe eine Kathedrale ohne Bischof, einen Palast ohne König und eine Brücke ohne Fluß („tem uma Sé sem Bispo, um Paço sem Rei, e uma Ponte sem Rio“). Die „Kathedrale“ wird nämlich fälschlich so genannt, denn es ist nur eine Kollegiatkirche. Ihren Namen „Nossa Senhora da Oliveira“ hat sie von einem in der Kirche verwahrten Olivenbaum, über dessen Ursprung die Sage Folgendes erzählt:

Im Jahre 672 versammelte sich das Volk der Lusitaner, um einen König zu wählen. Die Wahl fiel auf Wamba, welcher jedoch rundweg ablehnte. Als ihn das Volk immer dringender bat, die Krone anzunehmen, stieß er gelangweilt seinen eisenbeschlagenen Stock in den Boden und schwur bei den vier Evangelisten, daß er erst dann König werden wolle, wenn der Stock zu blühen beginne. Andern Tages hatte sich der Stock in einen blühenden Oelbaum verwandelt. Aber Wamba ließ sich nicht so leicht aus der Fassung bringen. Er behauptete, es sei mit höllischen Künsten zugegangen und zum Beweise dessen werde er den Oelbaum ausreißen. Aber die Wurzeln saßen zu fest und so blieb dem guten Wamba nichts übrig, als an ein göttliches Wunder zu glauben, in den sauren Apfel zu beißen und König zu werden. Er errichtete also einen Palast an dieser Stelle und das war das erste Haus von Guimarães. Dann baute er die Kirche und der heute in ihr gezeigte junge Oelbaum ist ein Schößling von Wamba's blühendem Stock. Ableger von ihm wurden auch nach Brasilien gebracht und dort angepflanzt. In Anbetracht dieser Sage wurde es auch von D. João I. Streitgenossen als gutes Omen betrachtet, daß er von hier aus seinen Feldzug gegen Spanien begann, in dem er durch die Schlacht von Aljubarrota (1385) Portugals Unabhängigkeit begründete.

Die Kirche ist auch ohne Oelbaum ganz interessant. An der Außenseite des Südschiffes befagt eine Inschrift vom Jahre 1387, daß D. João I. die Kirche aus Dankbarkeit für den Sieg von Aljubarrota durch Meister João Dare habe erbauen lassen. Die alte von Wamba gegründete Kirche scheint also demolirt worden zu sein, oder nicht mehr existirt zu haben. In der Kirche ist auch das Monument der D. Maria Pinheira sehenswerth, welche in der Schlacht von Aljubarrota tapfer kämpfte, das Schwert in der Rechten, einen Palmzweig in der Linken.

Zum Kastell schreitet man auf einem hübschen Pfade hinan, der sich durch Felsen windet, welche von der üppigsten Vegetation überhangen sind. Die äußeren Mauern sind gut erhalten und an den Ecken und in der Mitte mit viereckigen Thürmen versehen. Ueber eine hölzerne Brücke gelangt man in die ehemalige Königswohnung. Doch ist dies nicht der älteste Palast; dessen Ueberbleibsel befinden sich unweit des Schlosses und sind jetzt in Kasernen verwandelt. Die Aussicht von den Zimmern des Schlosses ist entzückend. Von allen Seiten umgeben dichtbelaubte Hügel die Stadt; das Kloster São Jeronymo und die Kirche N. S. da Penha (letztere auf einem steilen Hügel) sind die am meisten in die Augen springenden Objekte.

In der Stadt selbst kann man mit Genuß spazieren gehen und die alten Gebäude betrachten. Vom Marktplatze (Praça da Feira) hat man hübsche Aussicht. Von den Stadtmauern, die vom Könige D. Diniz errichtet wurden, liegt jetzt ein Theil mitten zwischen den Häusern.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In dem Vereine für Erdkunde zu Dresden sprach am 2. und 9. Mai d. J. Professor Dr. S. Ruge über die älteste geographische Gesellschaft, als welche nicht wie bisher diejenige in Paris (gegründet 1821), sondern die „Kosmographische Gesellschaft“ in Nürnberg zu gelten hat. Etwa um 1740 gegründet, trat sie erst 1746 in die Oeffentlichkeit; sie steht in engem Zusammenhange mit der Homann'schen Officin in Nürnberg. Diese ging nach dem Tode des Gründers, des berühmten Kartographen Johann Baptist Homann (geboren 1663, gestorben 1724) an dessen Sohn Johann Christoph Homann über, der, weil kinderlos, seinen Schwager, den Kupferstecher Eberöberger, und seinen Freund Johann Michael Franz zu seinen Erben ernannte, unter der Bedingung, daß sie das Geschäft unter der Firma „Homännische Erben“ fortführten. Franz suchte eine Ehre darin, in seinen Karten Originalzeichnungen zu liefern, trat daher mit verschiedenen Gelehrten in Verbindung und wurde so der Begründer der „Kosmographischen Gesellschaft“, die sich in die mathematische, geographische und historische Klasse theilte. In einer 1750 erschienenen, von Begeisterung und patriotischen Gefühlen getragenen Schrift („Kosmographische Nachricht und Sammlung auf das Jahr 1745“) erhob die Gesellschaft laute Klagen über den behauerlichen Zustand der Vermessung und Mappirung der deutschen Länder, kritisirte die vorhandenen einzelnen Karten von Deutschland als sehr unzuverlässig und machte Vorschläge, wie die Erdkunde in Hinsicht Deutschlands zu verbessern sei. Einen Atlas von Deutschland zu schaffen, officielle und zuverlässige Landesbeschreibungen zu veranlassen und überhaupt die Erdbeschreibung Deutschlands gründlich zu reformiren, das waren Ideen, welche die Kosmographische Gesellschaft verwirklichen wollte, Bestrebungen, durch welche man ganz und gar an die Ziele erinnert wird, welche in neuester Zeit die Geographentage aufgestellt haben. Zu den wichtigsten Mitgliedern der Gesellschaft gehörten Mayer, Lowitz, Franz, Büsching, Böhme u. A. Tobias Mayer (geboren 1723 zu Marbach und gestorben 1762 zu Göttingen), Sohn eines Stellmachers und durchaus ein Autodidact, trat 1746 in die Homann'sche Officin, entwarf daselbst mindestens 30 neue Karten, besuchte sich mit astronomischen Studien, besonders über den Mond, und gab durch die Verbesserung der Mondtafeln das Mittel zur Bestimmung zuverlässiger Längen zur See. Johann Georg Lowitz (geboren 1722 in Fürth, ermordet 1774 in Rußland) steht in engster Verbindung mit einem Projekte von Franz zur Beschaffung der Mittel, die zur Gründung einer „Kosmographischen Akademie“ nöthig wären. Es sollten durch ihn vollkommenere Erd- und Himmelsgloben hergestellt werden, für welche die Abonnenten den Preis im Voraus zu bezahlen hatten; doch infolge falscher Berechnungen und unglücklicher Zufälle konnten die Versprechungen nicht erfüllt werden. Ebenso mißlang der Plan einer kosmographischen Lotterie, durch welche 20 000 Homann'sche Karten verloost werden sollten, und der Versuch, durch die Kolportage eines Atlasses von Deutschland die nöthigen Geldmittel zu erlangen. Die Berufung von Franz, Lowitz und Mayer als Professoren an die Universität Göttingen förderte die Erreichung des ursprünglichen Zieles ebenso wenig, zumal es Franz nicht einmal möglich war, auch nur die Hälfte der Homann'schen Officin nach dem neuen Sitze der Kosmographischen Gesellschaft zu verlegen. Der Tod von Franz und Mayer und die Berufung Büsching's nach Petersburg löste gegen das Ende des siebenjährigen Krieges die Gesellschaft auf; denn es blieb nur noch Lowitz übrig, der 1765 ebenfalls nach Petersburg berufen wurde, und zwar als Professor der Astronomie. (Verhandl. d. Ges. f. Erdk. zu Berlin, 1884, Nr. 6 u. 7.)

— Am 21. Oktober wird in Manchester und gleich darauf in Edinburg eine neue geographische Gesellschaft durch eine Rede Stanley's eröffnet werden; es sind das die ersten derartigen Vereinigungen in Großbritannien außerhalb Londons, die voranssichtlich bald in Liverpool und Glasgow Nachfolgerinnen finden werden, wenn auch dort mehr Gewicht auf die sogenannte Handelsgeographie gelegt werden dürfte. Auch Dundee mit seiner Flotte von Walfisch- und Seehundsfängern könnte ganz gut eine eigene Gesellschaft haben, welche arktischer Forschung Unterstützung liefe. So viel derartige Gesellschaften aber auch entstehen mögen, so muß nach Ansicht der „Times“, denen wir obiges entlehnen, doch die „Royal Geographical Society in London stets das Centrum geographischer Forschung in England bleiben.

Asien.

— Der englische Reisende Charles M. Doughty hatte seine zum Theil in Bd. 39 bis 41 des „Globus“ veröffentlichten Routenskizzen aus dem nordwestlichen Arabien zu einer Gesammtkarte des Gebiets zwischen dem Meerbusen von Akaba, Hail und Mekka zusammengearbeitet, welche im Julihefte der Proceedings of the R. Geographical Society veröffentlicht wurde, doch ohne die letzten Verbesserungen und Zusätze des Autors. Von dieser Karte hat nun die R. Geographical Society eine zweite Auflage unter dem Titel „A sketch map itinerarium of part of North Western Arabia and Nejd by Charles M. Doughty „ungefährer Maßstab 1 : 2 000 000 veranstaltet, worin nicht nur alle nöthigen Verbesserungen, sondern auch die zahlreichen Routen Doughty's, eine große Menge von Höhenziffern und geologische Grenzen nachgetragen sind. In dieser Gestalt bezeichnet die Karte einen gewaltigen Fortschritt in unserer Kenntniß von der Wiege des Mohammedanismus.

— Die letzten Nachrichten von der meteorologischen Station Sagafjur an der Lenamündung datiren vom 3. Januar und 14. Februar dieses Jahres. Die im vergangenen Jahre aus Jakutsk eingeschickten Packen hatten unter der ohnehin schon spärlichen Bevölkerung des benachbartes große Verheerungen angerichtet. Fast alle in Bulun lebenden Jakuten, 70 an der Zahl, sind daran gestorben, und in den drei Ansiedelungen am Kap Bykow erlagen 40 Personen; selbst in Kutach, dicht bei der Station, starb im December ein Jakute, der vor der Seuche geflohen war. Die Besatzung der Station befand sich im Februar bei guter Gesundheit und hatte bei ihren reichlichen Vorräthen von frischem Fleische keine Furcht vor dem Skorbut. Die magnetischen Stürme waren nicht so heftig als im vorhergehenden Winter. Die größte im December beobachtete Kälte war — 48° C., und im ganzen war der Winter viel milder als im Vorjahre. Fröhe von mehr als — 40° waren selten und Temperaturen von — 52° wurden in diesem Winter nicht beobachtet. Die durchschnittliche Temperatur des Februar betrug nur — 33°, anstatt — 41°, wie im Jahre 1883. Dagegen waren starke Winde häufiger als im Vorjahre.

— Alljährlich entlaufen viele Zwangsarbeiter aus Sachalin und versuchen das Festland zu erreichen; aber nur höchst selten gelangt einer an einen bewohnten Ort des Festlandes. Hier erklärt der Flüchtling, daß er sich seines Namens nicht erinnere, er wird aufs neue nach Sachalin zu-

Digitized by Google

rückbefördert, jedoch nur auf fünf Jahre. Die Flucht ist daher ein Mittel, eine lange Arbeitsfrist um einen guten Theil zu verkürzen. Zur Flucht wählen die Leute gewöhnlich den Winter, weil dann der Tatarische Golf gefroren ist und die Möglichkeit vorliegt, das Festland bald zu betreten. Aber da die Flüchtlinge sich nicht mit Reisevorräthen versehen können, so sind sie gezwungen sich von Wurzeln (Lauch) zu nähren, welche sie unter dem Schnee hervorholen. Viele kommen schon durch Hunger auf Sachalin selbst um, andere gelangen hungerig und erschöpft auf das Festland, um hier zu sterben. An der ersten Stelle des Tatarischen Golfes springt am Festlande ein kleines Vorgebirge vor, es führt den Namen „Vorgebirge des Todes". Hier ist der Boden besäet mit Knochen umgekommener Flüchtlinge. — Eine Anzahl der entlassenen Sträflinge geht auch zu Grunde durch die Giljaken, welche mitunter eine regelrechte Jagd auf sie veranstalten, um sich der Kleider der Getödteten zu bemächtigen. Jeder Sträfling besitzt einen Pelz, Filzstiefel und Mütze und danach streben die Giljaken.

Kein Sträfling kehrt von Sachalin zurück; nach Ablauf der festgesetzten Strafzeit werden sie auf der Insel angesiedelt, wobei die Regierung ihnen anfangs monatliche Rationen an Naturalien verabfolgt. Zur Einrichtung einer Wirthschaft erhält ein jeder die allernothwendigsten Mittel: Bauholz, ein Pferd, Werkzeuge, Saatgetreide u. s. w. So sind durch Sträflinge bereits zwei große Ortschaften gegründet: Alexandrowskoje und Rykowskoje. Der Ackerbau geht aber nicht sonderlich auf der Insel vorwärts; der Roggen gedeiht schlecht, weil er oft durch Fröste zu leiden hat, nur die Kartoffel giebt erträgliche Ernte. Die Leute haben auch kein Bestreben zu arbeiten, weil die ihnen gelieferten Rationen sie vor dem Hungertode schützen.

— Wenn auch die Betrachtungen, der weiblichen Jugend eine bessere Erziehung zu geben, in Indien vielfach von den verschiedensten Seiten Unterstützung erfahren (vergl. oben S. 271), so leiden doch die orthodoxen Hindus der Sache lebhaften Widerstand. Ihre Ansicht, die sie auf verschiedene Weise zur Geltung zu bringen suchen, geht dahin, daß die Schastras vorschreiben, daß, sobald ein Mädchen mannbar wird, es auch das Leben einer verheiratheten Frau führen soll, und demnach muß die Erziehung mit dem 13. Jahre abgeschlossen werden.

Inseln des Stillen Oceans.

— Die Londoner Zeitungen bringen folgende Mittheilung: In Uebereinstimmung mit der Ankündigung, welche Mr. Gladstone im Hause der Gemeinen zu Ende der vorigen Session gemacht hat, wurden Schritte gethan, um das britische Protektorat über alle südlichen Küsten von Neu-Guinea östlich von 141° östl. L. Gr. zu proklamiren. Telegraphisch hat der Commodore auf der australischen Station Befehl erhalten, nach Neu-Guinea sich zu begeben und das Protektorat zu verkünden, welches die dem südlichen Theil von Neu-Guinea vorliegenden Inseln einschließen wird. Ausscheidung innerhalb des Protektorates wird gegenwärtig nicht gestattet werden. Ueberhaupt aber scheint man die Absicht zu haben, dort sehr vorsichtig vorzugehen. Wie die „Proceedings der R. Geogr. Soc." berichten, hat der High Commissioner für den westlichen Stillen Ocean der Geographischen Gesellschaft in Sidney angedeutet, daß eine derartige Expedition, wie sie von General M'Iver geplant wurde, unter jetzigen Verhältnissen viel mehr Schaden als Nutzen haben würde. Die Gesellschaft hat darauf geantwortet, daß sie unter diesen Umständen keine derartige Expedition unterstützen werde.

— Eine frisch und munter geschriebene Schilderung einer Erdumsegelung durch das deutsche Schiff „Elisabeth" bietet das Buch des Marinepfarrers P. G. Heim: „Unter der Kriegsflagge des Deutschen Reichs." Leipzig. F. Hirt und Sohn; Preis 6 Mk.) Außer oft beschriebenen Plätzen in Südamerika und Ostasien besuchte das Schiff von unbekannteren Gegenden namentlich die Nordostküste von Nippon, über welche wir manches Neue erfahren; auch die Schilderungen von Waidab, Ketah und anderen Punkten der Goldküste werden gerade jetzt Interesse erregen. Den Deutschen in den überseeischen Hafenstädten widmet der Verfasser seine besondere Aufmerksamkeit; wir führen als Beispiel an, was er über unsere Landsleute in Hawaii mittheilt (S. 90 f.). „In Honolulu nehmen sie (die Deutschen) eine hohe Stelle in Handel, Wandel und Kultur des ganzen Landes ein. Im Jahre 1878 wurden im Königreich der „Hawaiian Islands" (so der officielle Name) 272 Deutsche gezählt, darunter in Honolulu 139. Ihre Zahl soll sich auf 500 vermehrt haben seitdem; jedenfalls aber sind die größten Handelshäuser deutsche Firmen oder Deutsche haben an ihnen Theil; einem deutschen Forstmanne ist die Verwaltung der arg vernachlässigten Waldwirthschaft übertragen worden; einem Deutschen die Erziehung der Hawaianer zu regelrechtem Gartenbau; seit über zehn Jahre wird die vortreffliche königliche Militärkapelle von Herrn Kapellmeister Berger vorzüglich dirigirt zur Freude und zum Stolz der Eingeborenen; denn die Bande besteht ausschließlich aus Kanaken, denen die musikalische Begabung, welche bei richtiger Leitung sehr Gutes leisten kann, gar nicht abzusprechen ist.... In deutschen Händen ist ferner eine Einrichtung, die geradezu in ihrer Art großartig und musterhaft genannt zu werden verdient: der Betrieb der Telephonie in seiner Anwendung auf den Privatverkehr, von der wir leider daheim kaum eine schwache Ahnung haben. Die ganze Insel ist mit einem weitmaschigen Netz von Drahteitungen überzogen, das von Honolulu zu einem so engmaschigen wird, daß in besagter Stadt von 14000 Einwohnern nicht weniger als derzeit 250 Telephonstationen in Privathäusern errichtet sind.... Ueberhaupt regt sich der Unternehmungsgeist mächtig. Ein Lieblingsplan des Königs ist es, das submarine Kabel, welches zwischen San Francisco und Yokohama projektirt ist, von Honolulu aus legen zu lassen; vielleicht ein etwas kühner und riskanter Plan. Auf der Insel Hawaii ist vor kurzem der erste Eisenbahnwagen abgelassen, ein kleiner, aber vielversprechender Anfang; ein Dock ist geplant für den Hafen und der Handel des Landes, durch den für beide Theile vortheilhaften Handelsvertrag mit Nordamerika begünstigt, nimmt täglich größere Ausdehnung an. Hauptexportartikel ist Zucker, von dem schon 1878 über 80 Plantagen 58 Millionen Pfund produciren, statt 3 Millionen im Jahre 1862. Ein anderer wohlschmeckender Ausfuhrgegenstand ist die köstliche süße Frucht der Banane, die so prächtig zum Schmuck der Gärten beiträgt und jetzt auch rationell gebaut wird.... Im ganzen übersteigt 1882 die Ausfuhr um 2 Millionen Dollars — gleich 8 Millionen Mark — die Einfuhr; ein gutes Zeichen für ein Land, auf dem 1820 die ersten Missionare die ersten schwachen Keime der Kultur ausstreuten.

Inhalt: Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien. XVIII. (Mit vier Abbildungen.) — H. Abbes: Die deutsche Nordpolar-Expedition nach dem Cumberland-Sunde. I. — W. Kobelt: Skizzen aus Algerien. I. (Erste Hälfte.) — Spiridion Gopčević: Streifzüge in Portugal. II. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Asien. — Inseln des Stillen Oceans. (Schluß der Redaktion: 19. Oktober 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien.

XIX.

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien der Madame Jane Dieulafoy.)

Nur 30 m südlich von der Säulenhalle Tschihil Minar liegen die Trümmer eines andern Prachtgebäudes, zu welchem zwei seiner Façade parallele Treppen von Osten hinaufführen. Durch eine von acht Säulen getragene Halle gelangt man zu dem Palaste, welcher nach Dieulafoy's Ansicht zur Privatwohnung des Herrschers bestimmt war, und durch eine Thür zwischen vier Fenstern tritt man in einen Saal, dessen Decke auf sechzehn Säulen ruhte. Rings um diesen Raum gruppiren sich fünf große Oeffnungen, die der Eingangsthür gleichen und die centrale Halle mit Seitengemächern in Verbindung setzen. Zwischen ihnen sind, jedoch nicht symmetrisch, vier Fenster, welche nach der Säulenhalle hinausgehen, und große viereckige Nischen angebracht, wie man sie ähnlich noch heutigen Tages in den Mauern der persischen Häuser findet. Gurtpfeiler, Oberschwellen der Thüren und Fenster und Säulenbasen bestehen aus wunderbar genau bearbeiteten Blöcken grauen Porphyrs. Um die Nischen und Fenster im Innern der Thüröffnungen wie an den Futtermauern der Treppen sind in der Art von Ornamenten sehr saubere Keilinschriften eingemeißelt, welche berichten, daß Darius der Erbauer dieses Palastes war und daß ihn sein Sohn Xerxes restaurirt oder vollendet hat.

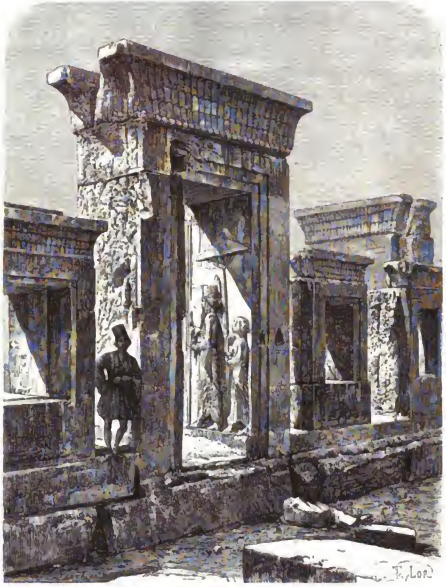
Am meisten ziehen aber den Besucher die Basreliefs an, welche dieses Bauwerk schmücken und, wie die Inschriften, im Innern der Thüröffnungen und auf den Seitenwänden der Treppen angebracht sind; denn diese Skulpturen sind nicht allein wegen ihres künstlerischen Werthes von Bedeutung, sondern auch, weil sie uns mancherlei Einzelheiten über die Tracht und Geräthschaften der Perser offenbaren, Details, welche durchaus mit denjenigen übereinstimmen, was uns die alten Autoren darüber berichten. Bis auf die Zeit des Kyros hatten die Perser jenes mit Pelz gefütterte Gewand getragen, in welchem noch jener König auf dem Basrelief von Mader-i-Soleiman (vergl. oben S. 261) dargestellt ist. Nach der Eroberung Mediens aber nahmen sie die weichlichere Tracht der Besiegten an und die Achämenidenkönige erschienen sogar in dem Weiberrocke, den dreifachen Hosen, doppelten Tuniken und dem Mantel der medischen Frauen. Die obere Tunika war weiß und reichte bis zu den Knien, die zweite mit Blumen gestickt und reichte bis zu den Füßen; im Winter trugen sie einen purpurnen, im Sommer einen mit Blumen gestickten Mantel; die Großen bedeckten ihr Haupt mit einer Tiara, ähnlich den Mützen aus gepreßter Wolle, wie sie die Bauern von Fars heute tragen, während das Volk den Kopf in eine unter dem Kinn geschlossene Kappe von weichem Filze hüllte, deren schädlichem Einflusse Herodot die Dünne und Zerbrechlichkeit der Perserschädel zuschreibt. Vielleicht stellt man sich diese Kappe am besten ähnlich vor, wie den Baschlik der Russen.

Jener von Herodot und Strabon berichtete Modewechsel wird durch einen Vergleich der Monumente von Mader-i-Soleiman und Tacht-i-Tschamschid vollkommen bestätigt;

Digitized by Google

die Tracht des Darius und seiner Nachfolger weicht durchaus von der des Kyros ab und gleicht ganz der eben beschriebenen medischen — ein Beweis mehr, daß die Ruinen von Persepolis jüngeren Datums sind als die von Maderi-Suleiman, und daß wir es in dem mehrfach erwähnten Relief mit dem ersten Kyros zu thun haben und nicht mit Kyros dem Jüngeren, wie mitunter vermuthet worden ist.

Gehen wir auf einige der Reliefs näher ein. Eines derselben stellt eine Jagd des Königs dar. Hierbei und wahrscheinlich stets, wo er seine Glieder frei gebrauchen mußte, steckte er den Saum seines obern Gewandes in den Gürtel und warf den Mantel über die Schulter zurück. So ist er in Tacht-i-Dschamschid und auf seinen Goldstücken dargestellt. Ihm gegenüber erhebt sich auf den Hinterfüßen ein Löwe, um sich auf ihn zu stürzen — auf



Thür des Dariuspalastes (Tacht-i-Dschamschid).

dem berühmten Relief der „Halle der hundert Säulen" vordöstlich vom Palaste des Darius tritt an dessen Stelle das aus Bestandtheilen des Löwen, Stieres und Adlers zusammengesetzte Thier des Ahriman, des bösen Princips der Zoroastrischen Lehre — mit jener Ruhe, die den Orientalen eigentlich niemals verlassen darf, bohrt ihm der König einen Dolch mitten in die Brust.

Auf einem andern Bilde geht der Herrscher gravitätisch spazieren und stützt sich dabei auf einen Kommandostock, wie ihn die Großwürdenträger der schiitischen Geistlichkeit noch jetzt in der Hand halten. Hinter ihm wandeln zwei Hofbeamte mit Fächer und Sonnenschirm, wichtigen Dingen in einem Lande, wo die Sonne so heiß brennt, wie in Persien. In dieser Darstellung läßt Darius sein langes Gewand, welches auch die königlichen Leibwächter tragen, auf dem Boden schleppen, während die niederen Diener, die ihr Dienst auch ins Freie rufen kann, nur eine um die Mitte des Leibes zusammengeschürte Tunika und Hosen

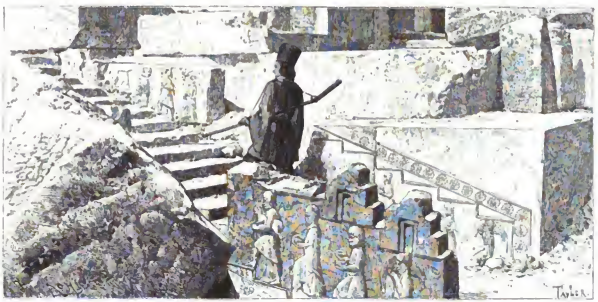
Digitized by Google

tragen, wie ſie auf römiſchen Bildwerken die parthiſchen Krieger charakteriſiren.

Während die Basreliefs auf den Thürbekleidungen Epiſoden aus dem Leben des Königs darſtellen, haben die Bilder an der Treppe einen viel intimeren Charakter: Männer ſchreiten die Stufen zum Palaſte hinaufzuſteigen, welche kleine Ziegen, Schüſſeln mit Früchten, Schläuche voll Wein oder Getreidejäcke tragen. Es ſind das Leute,

Palaſt des Darius (Tacht-i-Dſchamſchid).

welche zum Neujahre ihrem Herrſcher Geſchenke bringen, ein perſiſcher Brauch, der noch heutigen Tages nach fünfundzwanzig Jahrhunderten in Teheran geübt wird. Unter dieſen Menſchendarſtellungen iſt, um den Winkel, welchen die unterſten Treppenſtufen bilden, auszufüllen, eine der intereſſanteſten Skulpturen von ganz Perſepolis eingefügt: ein Stier, der von einem Löwen angefallen wird. Das Raubthier beißt ſeine Beute in die Hinterſchenkel und zer-



Treppe des Dariuspalaſtes.

bricht ihm gleichzeitig durch einen gewaltigen Schlag ſeiner Tatze das Rückgrat. Die Bewegungen ſind lebhaft, Schulter und Tatze des Löwen vorzüglich gearbeitet, die Zeichnung klar und elegant; ganz ausgezeichnet iſt die geſchickte und vollendete Bearbeitung des ſehr harten Porphyrs. Die Vorzüge dieſes Basreliefs ſind um ſo leichter zu ſchätzen, als daſſelbe bis vor wenigen Jahren mit Erde bedeckt und deshalb nicht ſolchen barbariſchen Zerſtörungen ausgeſetzt

Digitized by Google

war, wie die meiſten anderen Skulpturen von Perſepolis.

Südöſtlich vom Darius-Palaſte, aber mit der Front nach Norden, der Eingangshalle des Xerxes zugekehrt, liegt ein zweiter Palaſt, der den König Xerxes zum Erbauer hat, in Trümmern; ſein Grundriß iſt jedoch noch deutlich erkennbar und derſelbe gleicht im Weſentlichen dem des Darius-Palaſtes. Geht man dann längs des Abhalles des Rahmeh-Gebirges wieder nach Norden zurück, ſo trifft man 500 m vom Südrande der Terraſſe auf das großartigſte und ausgedehnteſte Gebäude der ganzen Anlage, die ſogenannte „Halle der hundert Säulen", welche mit ihrem rieſigen Dache faſt 5000 qm Bodens beſchattete. Thüren und Fenſter der vier Façaden ſtehen hier noch aufrecht; ſonſt aber hat ſich nichts weiter über dem Erdboden erhalten, als die Baſen der Säulen. Manche im Innern der Thüren angebrachten Basreliefs ſtellen ähnliche Vorgänge dar, wie die im Palaſte des Darius, andere haben ihren ganz beſondern Charakter. Eines der letzteren bezieht ſich offenbar auf die Bezahlung der Steuern. Oben ſieht man den König auf einem ſtuhlartigen Throne ſitzen, das Haupt von einem Baldachin beſchirmt, die Füße auf einem viereckigen Schemel; ein Fächerträger weht ihm Kühlung zu, Leibwachen umgeben ihn von allen Seiten. Ein Beamter, durch den an ſeinem Gürtel hängenden Säbel als ſolcher bezeichnet, trägt einen ſchweren Sack herbei, der wahrſcheinlich den gemünzten Tribut einer Satrapie enthält. Darunter ſind Leibwächter des Königs, die gefürchteten „Unſterblichen", dargeſtellt, kenntlich an ihrem langen Gewande und ihrem Kopfputze; ihre Bewaffnung beſteht theils aus Lanzen, theils aus Bogen und Pfeilen.

Dieſe Basreliefs von Perſepolis ſind denen von Mader-i-Süleiman entſchieden überlegen, wie ſich ſchon aus einer Vergleichung des Faltenwurfes ergiebt, der von den Künſtlern aus der Zeit des Darius und ſeiner Nachfolger mit großem Verſtändniſſe wiedergegeben wird. Ihre Arbeiten harmoniren trotz mancher Mängel vortrefflich mit den Bauwerken, die ſie zu ſchmücken beſtimmt waren. Die

Löwe, einen Stier angreifend (Tacht-i-Dſchamſchid).

Zeichnung iſt richtig, die Modellirung ohne jene Uebertreibung, welche für die Skulpturen Chaldäas und Ninives charakteriſtiſch iſt, die Arbeit vollendet. Vor allem aber iſt anzuerkennen, daß die Perſer die wahren Bedingungen des Basreliefs verſtanden, auf die perſpektiviſche Darſtellung der Landſchaften verzichtet und ſämmtliche Perſonen einer und derſelben Handlung in dieſelbe Fläche verlegt haben. Leider aber hat die perſepolitaniſche Architektur, welche die Achämeniden ihrem Volke brachten, das dafür wenig geeignet war, den letzten dieſes Fürſtengeſchlechtes nicht überlebt. Es konnte nicht anders kommen in einem Lande, wo kein Bauholz wächſt und Erde und Lehm die einzigen praktiſchen Baumaterialien ſind. Deshalb wurden die Paläſte von Tacht-i-Dſchamſchid nach dem Sturze des Darius Codomannus niemals nachgeahmt und deshalb bauten die parthiſchen und ſaſſanidiſchen Könige wieder mit Backſteinen und bedeckten ihre Bauwerke mit hohen Kuppeln, wie ſie für die nationale Architektur Irans charakteriſtiſch ſind.

Bekannt iſt das Ende, welches die Königsburg von Perſepolis — mag man dieſelbe nun mit Dr. Stolze bei Nakſch-i-Rustam oder mit den früheren Erklärern in Tacht-i-Dſchamſchid ſuchen — durch die Zerſtörungswuth des trunkenen Alexander fand. Die Stadt dagegen dauerte noch Jahrhunderte hindurch; nach dem Tode des makedoniſchen Eroberers wurde dort den Manen Philipp's und Alexander's geopfert; dort wohnte Ardeſchan Babegir, als er ſich gegen die Parther empörte; von dort verſetzte Schapur II. 6000 Einwohner nach dem von ihm zerſtörten Riſidin, und noch 632 war Iſtachr, wie der Ort nun hieß, Reſidenz des letzten Saſſanidenkönigs. Aber bald darauf wurde er von Omar, dem zweiten Khalifen, zerſtört, die meiſten Einwohner nach Schiraz verpflanzt und die Stätte bald ganz verlaſſen. Erſt in unſerm Jahrhundert, zur wenigen Jahren nur, traf die Ruinenſtätte ein neuer Zerſtörungsverſuch: es hatten ſich daſelbſt Räuberbanden feſtgeſetzt und um dieſe gründlich zu vertreiben, gab ein Hakem von Schiraz Befehl, alles, was noch von Trümmern erhalten war, dem Erdboden gleich zu machen. Aber die rieſigen Steinblöcke der Achämenidenpaläſte, welche 22 Jahrhunderte

Digitized by Google

hindurch den zerſtörenden Naturkräften getrotzt hatten, machten den Arbeitern des Hakem lange zu ſchaffen, und inzwiſchen gelangte die Nachricht von dieſer Barbarei nach Teheran, von wo aus derſelben ſofort Einhalt gethan wurde. Seitdem hat man die Ruinen reſpektirt und nur zweimal ſind geringfügige Nachgrabungen unternommen worden. Solche würden ſicherlich zu hochintereſſanten Entdeckungen führen; aber bis jetzt hat ſich ſelten ein Reiſender dort länger aufgehalten. Die Malaria, die Hitze, die Muskitos und die ſchlechte Unterkunft im nahen Tſchaparchane treiben die wenigen Beſucher ſtets raſch wieder fort.

Als das Dieulafoy'ſche Ehepaar am letzten Abend ſeines Aufenthaltes nach Kenara zurückkehrte, fand es vor dem Dorfe ein Zelt von Gebern, die auf der Pilgerfahrt nach Naſchi-i-Ruſtam begriffen waren. Gebern oder, wie

Gebernfamilie.

ſie in Indien heißen, Parſis, welche auch fälſchlich „Feueranbeter“ genannt werden, ſind die letzten Anhänger der altperſiſchen Religion, ſchöne kräftige Leute und echte Repräſentanten der atlaſiſchen Bevölkerung des Landes; denn während die übrigen Perſer mit arabiſchen, türkiſchen, mongoliſchen, afghaniſchen Elementen ſtark verſetzt ſind, haben ſich die Parſen, die der Ehe mit Andersgläubigen durchaus abgeneigt ſind, ſtets rein und unvermiſcht erhalten. Das Familienhaupt fand Dieulafoy gekleidet, wie die Perſer der ärmeren Klaſſe, nur daß ſein Rock ſehr ſauber war. Derſelbe war von gutem Tuche und offenbar ganz neu, dennoch aber auf der Schulter mit einem Stücke andersfarbigen Stoffes geflickt; durch dieſes erniedrigende Abzeichen müſſen ſie ſich von den Mohammedanern unterſcheiden; ebenſo dürfen ſie in den Städten nicht reiten und ihren Kultus nicht unter freiem Himmel ausüben; doch iſt es ihnen geſtattet, ihre Todten von Raubvögeln verzehren zu laſſen. Die noch junge hochgewachſene Frau trug ein

Digitized by Google

Kostüm ähnlich wie Schapur auf dem Relief von Nakschi-Rustam; es fanden sich darin die drei Hosen, die Tunika mit Aermeln, wie sie die Meder des Mittelstandes trugen, und die Mitra mit dem leichten Turban wieder, welchen die Bewohner Irans seit den ältesten Zeiten um den Kopf wickeln. Die Zahl der Gebern betrug Ende 1879 fast 8200 Köpfe, wovon 6483 auf Jezd und Umgebung, circa 1500 auf Kirman, die übrigen auf Schiraz, Buschehr, Kaschan und Teheran entfallen. Es sind fleißige, intelligente, sittenreine Leute, die sich vor ihren Landsleuten vortheilhaft durch Wahrheitsliebe und Rechtschaffenheit auszeichnen und darum einen ansehnlichen Theil des Handels in den südlichen Provinzen in Händen haben ....

Am 8. Oktober trafen die Reisenden in Schiraz ein.

Eine Fahrt auf dem Flusse Amgun[1]).

An den Flüssen Amgun und Bureja, welche von links her in den Amur fallen, wurden vor kurzem einige Goldwäschereien eröffnet. Im Sommer des Jahres 1883 erhielt Herr Dolgolewitsch, der Verfasser der nachfolgenden Skizze, den Auftrag, die Tiefe und Breite der Flüsse zu untersuchen, in Rücksicht auf die Möglichkeit einer Dampfschiffahrt. Die Ergebnisse dieser Reise geben wir stark verkürzt hier wieder.

Im Juni 1883 erreichte Herr Dolgolewitsch mittels eines Dampfschiffes der Amurkompagnie das Dorf Tyr, welches am rechten Amurufer, 90 Werst von Nikolajewsk liegt. Dasselbe wird zur Hälfte von Russen, zur Hälfte von getauften Giljäken und Golden bewohnt. Hier am steil abfallenden Felsufer ist eine Missionskirche erbaut, in welcher Gottesdienst in der Sprache der Golden gehalten wird. Es befindet sich dort auch eine Elementarschule zum Unterricht der Golden- und Giljäkenkinder, die als sehr gelehrig und fleißig geschildert werden. Vom Dampfschiffe aus, bei der Thalfahrt, erscheint die Lage Tyrs entzückend. Der Amur hat hier eine sehr beträchtliche Breite, 300 Saßen (über 600 m) und eine sehr starke Strömung. Die Kirche steht auf einem 40 Saßen (circa 8,4 m) hohen Abhang und daneben erheben sich zwei steinerne mit mandschurischen Inschriften bedeckte Säulen. Die Schrifttüge besagen, daß die Säulen Grenzsteine sind und daß einst ein bedeutender Mandschubeamter hier anwesend war.

In einer Entfernung von 1½ Werst unterhalb Tyr ergießt sich von links her in den Amur der Fluß Amgun, in welchen Herr Dolgolewitsch auf dem Dampfer „Zobel“ einfuhr. Die Gegend ist ein prächtiges 10 Werst weites Thal, bedeckt mit hohem Grase, durchzogen von zahlreichen kleinen Strömen und Seen, welche unter einander kommuniciren, belebt von unzähligen wilden Gänsen und Enten. An der Mündung ist die Stromgeschwindigkeit des Amgun etwas größer als weiter hinauf, das Fahrwasser hat hier nur eine Tiefe von 7 bis 8 Fuß (2,1 bis 2,4 m). Weiter stromaufwärts macht der Fluß einen Bogen nach Westen, während das Fahrwasser bis auf 10 Fuß (3 m) sich vertieft.

Weiter aufwärts (ca. 20 Werst oder Kilom.) liegt am Amgun ein kleines Dorf Kenrky von nur 5 bis 6 Jurten. Die hier wohnenden Giljäken sind alle getauft und beschäftigen sich ausschließlich mit Fischfang und mit der Jagd auf wilde Gänse und Enten. Uebrigens ist der Ertrag der Jagd nicht immer ausreichend, sie und die zahlreichen Hunde, deren sie benöthigen, zu ernähren. Die Jagd betreiben sie ohne Waffen, nur mittels ihrer Hunde. Frühmorgens, am besten unmittelbar nach einem Regen, begeben sich die Jäger mit einem oder zwei Hunden an einen See; ehe noch der Vogel Zeit hat, aus dem dichten und hohen Ufergrase aufzufliegen, hat ihn der Hund schon gefaßt und überbringt ihn dem Jäger. Die Giljäken sind klein von Wuchs, schwach, schmutzig und gegen alles, was sie umgiebt, gleichgültig; sie leben unbekümmert um ihre Zukunft wie die Vögel unter dem Himmel. Giebt es nichts mehr zu essen, so geht der Giljäke und fängt sich einige Fische, um sich daran satt zu essen; den Rest bekommen die Hunde; so treibt er es Tag für Tag. Der Giljäke liegt Sommers im Zelte und Winters in der Jurte ruhig einen ganzen Tag lang, bis schließlich der Hunger sowie das heftige Bellen der hungrigen Hunde ihn bestimmen sich zu erheben; dann geht er auf eine bis zwei Stunden zum Flusse und kehrt mit großer Beute an Fischen heim. Der Reichthum an Fischen ist hier im Amgun wie in anderen sibirischen Flüssen kolossal; in gehöriger Weise betrieben, könnte die Fischerei außerordentlich lohnend werden.

45 Werst von der Mündung ergießt sich rechterseits das Flüßchen Juschkaty in den Amgun; hier liegt das Winterquartier des Goldwäschers T. Der Amgun macht viele Windungen und bildet 60 Werst von der Mündung eine große Insel, auf welcher Korkeichen, Linden, Silberpappeln und der wilde Weinstock gedeihen. 75 und 80 Werst von der Mündung haben die Goldwäscher besondere Niederlagen errichtet. Hier wurden zahlreiche Giljäken angetroffen, welche lebende Gänse, Enten und mannigfaltige Fische um sehr billige Preise anboten. Für einen halben Theezieget gaben sie zwei Gänse, für ein kleines Gläschen Branntwein und ein Pfund Zucker einen großen Stör von 48 Pfund (circa 20 kg). Der Branntwein ist dem Giljäken alles, für Branntwein thut er alles und duldet alles; das wissen die Händler vortrefflich auszunutzen; der Giljäke arbeitet für sie im Schweiße seines Angesichts nicht um Brot, sondern um Branntwein.

Im Dorfe Gaga, 180 Werst von der Mündung, leben getaufte Giljäken, die sogar eine kleine Kapelle haben. Gegenüber auf dem rechtsseitigen Ufer des Amgun wohnen in drei Jurten Negidalen, welche in ihrem Aussehen den Giljäken vollkommen gleichen, aber eine fremde, jenen unverständliche Sprache reden. Nach den Mittheilungen des Missionars Protodialonow, welcher jene Gegend und ihre Bewohner gut kennt, sind die Negidalen nur in geringer Anzahl vorhanden, leben in Gruppen von drei oder vier Jurten an den Seen und Nebenflüssen des Amgun und beschäftigen sich mit Jagd und Fischerei, sind einfacher und umgänglicher, aber viel ärmer als die Giljäken und werden durch die zureisenden jakutischen Händler, welche Fuchs- und Zobelfelle einkaufen, entsetzlich übervortheilt.

Während anfangs die Flußufer niedrig sind, werden sie weiter stromaufwärts höher; 205 Werst von der Mündung erhebt sich fast unmittelbar am Ufer ein unbewaldeter Hügel, welchen die Anwohner Daban-Chadany, d. h. Schlangen-

[1]) Nach dem Russischen: „Sibir“ 1884, Nr. 21.

Digitized by Google

Giljaken vom Amur. (Aus „Nordostasien, Das asiatische Rußland". Leipzig, Grethner und Schramm.)

Digitized by Google

berg, nennen. Im Innern desselben befindet sich eine viereckige Höhle von etwa 5 Arschin (circa 3,5 m) Höhe mit glatten Wänden, welche der Reisende besuchte. Er fand darin zahlreiche Thier- und Menschenknochen liegen, darunter auch zwei wohlerhaltene Menschenschädel. Der jakutische Führer erzählte, daß bis vor fünf oder sechs Jahren in der Höhle eine große 3 Saschen (2,1 m) lange und baumdicke Schlange mit gelbem Kopfe gehaust habe; Abends hätte sie einen Laut von sich gegeben, als ob man mit einem Stock an einen Baum schlage. Sie habe Menschen und Thiere gerauht und in ihrer Höhle verzehrt. Die Giljaken hatten nicht gewagt, das Ungeheuer zu tödten. Vor etwa fünf Jahren sei die Schlange verschwunden und nun kämen die Giljaken wieder hierher zur Jagd.

Am linken Ufer des Amgun (250 Werst) liegt das große Giljakendorf Gafsanga, in welchem die Hälfte der Bewohner noch Heiden sind. In besonderen Käfigen wurden drei junge Bären gehalten, um am großen Feiertage der Giljaken geopfert zu werden.

10 Werst weiterhin mündet von rechts der Fluß Olchjakin, welcher aus dem See Gutschagor (Teufelssee) entspringt. An letzterem wohnen die Gutschagoren, welche in Lebensweise und Gebräuchen den Giljaken gleichen, aber eine denselben unverständliche Sprache reden. Von dem See wurde dem Reisenden eine Legende erzählt. Die Amwohner beschäftigten sich wie gewöhnlich auf dem See mit Fischfang; plötzlich am hellen Tage taucht ein schwarzer Teufel aus dem Wasser und verschlingt einen Mann mit seinem Birkenboote. Es geschah das vor aller Augen und flößte den Fischern ein solches Grausen ein, daß sie von jener Zeit an das Fischen im See aufgaben und an die nächsten Seen übersiedelten; seit jener Zeit führet der See den Namen Teufelssee. Es wird behauptet, daß der Gutschagor überaus reich an Fischen sei, und daß man nicht selten Welse und Hechte bis zu 40 Pud (640 kg) Gewicht antreffe; es ist nicht unglaublich, daß ein so großer Wels einen Menschen verschlingen könnte.

270 Werst von der Mündung liegt etwa $1/_2$ Werst vom Ufer ein Hügel, aus welchem bisher die Giljaken Schleifsteine holten, um sie an den Amur zu bringen und bei den Mandschu gegen Hirse und andere Sachen einzutauschen. Seit zwei Jahren ist jedoch der Hügel unzugänglich, weil sich eine große Menge kleiner Schlangen in der ausgearbeiteten Grube gezeigt hat.

Auf der 315. Werst liegt am linken Ufer Blis-Kerbinski, ein Depot der Brüder B., das Ziel der Fahrt. Von Kerbinski an ist der Amgun noch 100 Werst aufwärts schiffbar; die Entfernung bis zum Ursprung beträgt nach Aussage der Giljaken ebenso viel wie bis zum Amur; das heißt die Länge des Amgun ist etwa 600 Werst, wovon 400 Werst schiffbar und völlig ungefährlich sind, wie die bereits gegenwärtig auf dem Flusse betriebene Dampfschiffahrt beweist.

In der Nähe der Niederlassung wurde von den Giljaken gefischt und Jukal bereitet; so heißt der zum Wintervorrath aufgespeicherte getrocknete Fisch. Die Fische, denen man die Eingeweide herausgenommen, werden einfach auf Stangen getrocknet, bis sie vollständig hart werden. Ist der Sommer trocken, so trocknen auch die Fische sehr schnell und es verdirbt wenig; während eines regnerischen Sommers aber fängt der Fisch an zu faulen und muß dann in das Wasser zurückgeworfen werden. Zu dieser Zeit ist der Aufenthalt in den Giljakendörfern unerträglich — so starkt ist der Fischgeruch.

Mit dem Besuche der Giljakendörfer endigte die Forschungsreise.

Die deutsche Nordpolar-Expedition nach dem Cumberland-Sunde.

Von **H. Abbes.**

II.

Der Eskimo Otkeituk (d. h. der mit dem Wolfsrachen), den die deutsche Expedition für ihren Dienst engagirt hatte, siedelte sich bald nach dem Fortgange seiner Landsleute etwa 200 Schritte südlich von der Station an. Als Arbeitslohn erhielt er wöchentlich 5 Pfund Schiffszwieback, ein kleines Quantum Thee, einen Becher Syrup und etwas Tabak. Beim Fortgange der Expedition überließ man ihm noch ein Mausergewehr mit den nöthigen Patronen. Er bewohnte mit seiner jungen Frau und einem $1^1/_2$jährigen Kinde ein Zelt aus Seehundsfellen. Zwei am Boden stehende Thranlampen erwärmten die enge Behausung und gaben das nöthige Licht. Im Hintergrunde auf Rentierfellen, die den kalten Boden bedeckten, lagerte die Familie.

Eine Seekiste an der linken Seite des vorderen Zeltes diente den Besuchern als bequemer Sitzplatz. Zum Schutz des Zelteinganges gegen den Wind errichtete Otkeituk am 25. November eine Vorhalle aus harten Schneeplatten. Den Schnee hatte er am Tage zuvor mit den Füßen festgestampft. Der Bau repräsentirte sich als ein Kuppelgewölbe. Die einzelnen Platten, Paralleltrapeze, deren Seiten 30 bis 50 cm lang und etwa 6 bis 8 cm dick waren, wurden hochkant aufgestellt und bildeten vom Boden bis zum Schlußsteine des Gewölbes eine Schneckenlinie, die nur durch den niedrigen Ein- und Ausgang unterbrochen wurde. Nachts diente diese Vorhalle als Aufenthaltsort der Hunde. Ein heftiger Schneesturm zerstörte am 9. December dieses erste Bauwerk, doch konnte sofort ein neues errichtet werden und zwar aus besserem Material.

Der Sturm hatte durch einiges Zusammenpressen der außerordentlich feinen Krystalle, die sich dann durch den Proceß der Regelation noch fester verbinden, an den meisten Stellen eine dichte und harte Schneedecke gebildet.

Aus dieser Masse wurde das eine Haus gebaut. Wir benutzten unserseits den harten Schnee zu Schutzmauern für die Observatorien, nun eine gleichmäßige Temperatur im Innern zu erhalten. Um ferner die Kommunikation zwischen dem Wohnhause und dem Variations-Observatorium auch bei starkem Unwetter aufrecht erhalten zu können, verband man beide Gebäude mit einander durch einen Gang aus dicken Schneequadern. Die horizontale Abdachung des Ganzen bestand aus Platten von gleichem Material, die

Digitized by Google

mittels einer Fuchsschwanzsäge aus der Schneefläche herausgeschnitten wurden. Am Nachmittage des 5. Decembers wurde der Arzt der Expedition zu der erkrankten Frau des Eskimo gebeten. Der Ingenieur und ich begleiteten ihn. Durch das Kniefchen des Schnees von unserer Annäherung benachrichtigt, trat Okkeituk aus dem Zelte, begrüßte jeden mit kräftigem Händeschütteln und lud uns ein, näher zu treten. Ein großer Schlitten, der aufrecht im Schnee stak, und viele fremde Hunde belehrten uns, daß Besuch von Okkeituk's Landsleuten angekommen sei. Wir krochen auf allen Vieren einer nach dem andern in die Schneevorhalle und von dort in das Zelt, wo wir auf der bereits erwähnten Seeliste Platz nahmen. Außer Okkeituk, seiner Frau, die an starkem Bindehautkatarrh litt, und ihrem Kinde kauerten im Hintergrunde noch drei fremde Eskimos, darunter Okkeituk's Schwiegervater. Diese waren am Morgen von Anaunatuk gekommen, einer kleinen Insel im nördlichen Theile des Cumberland-Sundes, unweit vom Ausgange des Kingawafjordes.

Wir schenkten ihnen Tabak und bald qualmten sämmtliche Anwesende mit alleiniger Ausnahme des Säuglings aus den bekannten holländischen Thonpfeifen. Zum Ablassen des Rauches wurde ab und an der Eingang des Zeltes aufgesperrt, was auch in Anbetracht der Treibhauswärme, die im Innern herrschte, sehr wohlthuend war. Das Gespräch drehte sich zunächst um die Seehunds- und Rentherjagd. Wir erfuhren, daß ein Theil der Bewohner von Anaunatuk wöchentlich mehrmals mit Okkeituk am Ausgange des Fjordes zur Seehundsjagd zusammentrifft. Dort an einer schmalen Stelle, wahrscheinlich in der Passage, in welcher die „Germania" am 20. August lag, hindert die heftige Fluth- und Ebbeströmung das Gefrieren des Wassers. Diese Oeffnung dient einer großen Zahl von Seehunden als Zufluchtsstätte für den Winter.

Von der Rentherjagd hörten wir wenig Erfreuliches. Im Winter wandern die Thiere nach Süden und kehren erst spät im Frühjahr zurück. In der nächsten Umgebung der Station sollen sie sehr selten vorkommen, zahlreich dagegen im nordöstlichen Theile des Fjordes, wo ein fischreicher Fluß mündet, der aus einem weiten ebenen Lande kommt.

Der Aufforderung, zu singen, kam der älteste von den Eingeborenen, Abbot mit Namen, nach und trug einen monotonen Gesang vor, dessen Bedeutung wir nicht verstanden. Später spielte er einige leichte Melodien auf einer Blechflöte, wie man sie bei uns auf den Jahrmärkten kauft. Das Instrument wird er von irgend einem Matrosen eingetauscht haben. Abbot ist unter den Eingeborenen der Weitgereiste. Er hat als Matrose eine Fahrt nach New York gemacht und kennt Eisenbahnen und Dampfschiffe aus eigener Anschauung. Der Begriff des Geldes ist ihm ebenfalls nicht fremd. Nachdem wir etwa anderthalb Stunden in angenehmer Unterhaltung bei den guten Leuten zugebracht hatten, verabschiedeten wir uns mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen.

Am folgenden Morgen fuhren die drei fremden Eskimos nach Anaunatuk zurück. Sie saßen zu dreien auf einem Schlitten, der von 12 Hunden gezogen wurde. Decken, Schlafsäcke, Gewehre 2c. wurden mit Seehundsriemen am Schlitten befestigt. Zur Reise nach Anaunatuk brauchten sie im December mindestens zwei Tage, da sie wegen der Dunkelheit nur wenige Stunden des Tages zur Fahrt benutzen konnten. Des Nachts ist das Reisen gefährlich. Hindernisse, wie tiefe Spalten im Eise oder aufsteigende Schollen lassen sich auf der weiten Schneefläche schon im Dämmerlicht nur in großer Nähe erkennen.

Im November hatten die meteorologischen Beobachtungen eine Erweiterung erfahren. In Erkenntniß des Umstandes, daß in dem Thale der Station die Ost- und Westwinde durch die umliegenden Berge aus ihrer ursprünglichen Richtung abgelenkt werden mußten, war von vornherein die Errichtung einer meteorologischen Nebenstation auf einer benachbarten Felsenspitze in Aussicht genommen. Dort wurde ein Mastbaum errichtet, dessen Spitze ein Wimpel zierte. Mit Hilfe eines Fernrohrs konnte die Windrichtung von der Station erkannt werden. Am untern Theile des Mastbaumes wurden zwei Kästen mit Barometer, Thermometer und Hygrometer befestigt, außerdem lag in der Nähe ein Thermometer zur Bestimmung der Schneetemperatur. Diese letzteren Instrumente wurden täglich einmal um 10 Uhr abgelesen. Der Weg zu der Bergstation war im Winter nach starkem Schneefall sehr beschwerlich. Die Felswand, auf deren höchster Erhebung 220 m über dem Fjord der Wimpel sich erhob, zog sich parallel dem Flusse an der rechten Seite das Thal hinauf. Nur an zwei Stellen war die im übrigen schroff abfallende Gramiwand durch Felsstürze unterbrochen und hier konnte man zwischen mächtigen Felstrümmern sich durcharbeitend auf das Plateau gelangen. Der südliche Aufstieg wurde als der weniger steile am meisten benutzt. Er bildete zugleich den Abstieg eines Wasserbeckens, das sich oben in einer Thalsenkung gebildet hatte. Solche hochgelegene kleine Seen waren charakteristisch für das Bergland unserer Umgebung. Sie sammeln im Sommer das Schmelzwasser der höheren Bergspitzen und geben ihren Ueberfluß durch kleine Bäche an das Thal ab. Ohne Zweifel sind diese Abflüsse auch die wesentliche Ursache der erwähnten Felsstürze. Vor ihrer Entstehung mußte das Wasser mühsam einen Weg durch die Spalten und Schichtungsflächen des Gesteins suchen. Aus den Fugen herausbretend fiel es dann an der steilen Wand hinab. Die Zersetzung des Gesteins in Verbindung mit der Ausdehnung des Wassers beim Gefrieren erweiterte allmählich die Fugen, lockerte die Felsen und brachte sie endlich zu Falle.

Ein interessantes Beispiel der so beginnenden Zerstörung zeigte dieselbe Felswand eine halbe Stunde thalaufwärts von der Station. Von unten gesehen erschien auf dem Scheitel der an dieser Stelle schon zurückgetretenen Wand ein kräftiger Wasserstrom, verschwand dann auf eine kurze Strecke in den Felsen, um unterhalb aus einer Schichtungsfläche wieder herauszutreten. Die Felspartie, hinter welcher er verschwand, war bereits einen halben Meter aus der Wandfläche hervorgeschoben und neigte dem Einsturze zu. Der obere Theil des Felsens war bereits zu Bruch gegangen, was ein großer Schuttkegel bewies, in dem das herabfallende Wasser plätschernd verschwand. Aus dem Schuttkegel am Fuße der Wand, in welchen der Wasserfall hinabstürzte, konnte man schließen, daß ein höherer Theil des Felsens schon zu Bruch gegangen sei.

Am 30. November hatte uns die Sonne verlassen. Wenngleich sie auch noch oberhalb des Horizontes blieb, so trat sie doch nicht mehr über die niedrigen Berge hervor, welche am gegenüberliegenden Ufer des Fjordes den südlichen Horizont begrenzten. Die Tage bestanden Mitte December nur aus Morgen- und Abenddämmerung, die unmittelbar aneinander anschlossen. Zum Arbeiten im Zimmer bedurfte man auch Mittags des Lichtes, woran aber auch die von fingerdickem Eise überzogenen Fenster mit Schuld waren. Die Instrumente der Bergstation konnten um 10 Uhr stets ohne künstliche Beleuchtung abgelesen werden.

Am 22. December kamen wieder Eskimos aus Ana-

Digitized by Google

natuk. Sie wollten Tabak gegen Seehunds- und Rentierfelle eintauschen. In der Frühe des folgenden Tages fahren sie zurück. Das Weihnachtsfest brachte für die meisten Mitglieder der Expedition eine freudige Ueberraschung. Auf Veranlassung des Präsidenten der Polarkommission waren die Geschenke von den Angehörigen der Expeditionsmitglieder ohne Vorwissen der letzteren der Expedition mitgegeben. Als daher die große Weihnachtskiste geöffnet wurde und sich für einen Jeden allerhand nützliche und angenehme Geschenke darin fanden, war die Freude allgemein. Am ersten Festtage wurde ein Rentierbraten aufgetischt, den Tags zuvor ein Eskimo gebracht hatte. Er hatte eine zweitägige Reise darum gemacht und in diesen zwei Tagen nichts gegessen, weil er unterwegs keinen Seehund erlegt hatte und das Rentierfleisch nicht angreifen wollte.

Um die Weihnachtszeit erkrankte Otkeituk's Tochter am Brechdurchfall. Das Kind war etwa $1^1/_2$ Jahre alt und mußte von der Brust entwöhnt werden, zumal die Mutter schwach und leidend war. Auf Verordnung des Arztes erhielt sie kondensirte Milch aus unserm Vorrathe und filtrirtes Schneewasser. Mit Benutzung eines Gummifingers gelang es sogar, eine Saugflasche für das Kind herzustellen. Leider waren diese Bemühungen vergeblich. Die Kräfte des Kindes nahmen langsam ab. Am 5. Januar starb es. Die Leiche wurde in eine Kiste gelegt und diese auf dem Schlitten vom Vater und zwei anderen Eskimos über den Fjord nach einem Vorgebirge gefahren, wo sie in halber Höhe des Berges in den Schnee eingegraben wurde. In den letzten Tagen der Krankheit waren viele fremde Eskimos zum Besuch gekommen, am 29. December sogar zwei Eingeborene aus Kikkertat, die drei Tage zur Reise gebraucht hatten. Vermuthlich waren unter diesen Leuten Angekoks oder Zauberer, welche die Krankheit beschwören wollten. Man hörte des Nachts im Zelte häufig singen. Ihr übriges Treiben hielten sie so geheim, daß man nicht dahinter kommen konnte. Am Tage vor dem Tode des Kindes baute Otkeituk's Schwiegervater unter beständigem Weinen ein großes Schneehaus, zehn Schritte vom Zelte entfernt. In dieses Haus zog die Familie sofort nach der Beerdigung des Kindes. Das alte Zelt mitsammt seinem Inhalte mußten die Bewohner, ihrer Stammessitte folgend, verlassen.

Bis zum letzten Augenblicke bemühte sich der Arzt, den Eltern die Hoffnung auf Genesung ihrer Tochter aufrecht zu erhalten, weil zu befürchten war, daß sie andernfalls, um das Zelt mit den Sachen zu retten, das Kind aussetzen würden, wie es die Eskimos nach Erzählungen von Reisenden (Klutschak: „Als Eskimo unter den Eskimos"), die uns auch von den Walfischfängern bestätigt waren, zu thun pflegen. Doch glaube ich, daß in diesem Falle die Besürchtung unbegründet war, denn einestheils zeigte Otkeituk, indem er einen Theil seiner Decken rechtzeitig aus dem Zelte schaffte, daß er die Hoffnung auf einen günstigen Ausgang der Krankheit doch schon aufgegeben habe, und andernttheils hielt es auch schwer, angesichts der aufrichtigen Theilnahme und Sorge der Eltern für das Leben des Kindes an die Möglichkeit eines so grausamen Verfahrens zu glauben. Um sich und seiner Frau neue Kleidung und Geräthe zu verschaffen, ging Otkeituk am 7. Januar mit seinen Landsleuten nach Ananatuk.

Das neue Jahr begann mit starker Kälte. Am 8. Januar fiel das Thermometer gegen 5 Uhr Morgens auf — 40,7° C., während es sich bis dahin immer zwischen 30° und 40° gehalten hatte; das Monatsmittel war — 30,8° C. Bei ruhiger Luft — im Januar herrschte 20 Tage lang absolute Windstille — war die niedrige Temperatur ohne Beschwerde zu ertragen. Nur wer anhaltend und ohne Bewegung im Freien zu beobachten hatte, bediente sich der Pelze. Im übrigen genügte starke Wollkleidung, besonders wenn sie im Zimmer vorher gut durchwärmt war. Einige Aufmerksamkeit mußte man allerdings auf Nase und Ohren verwenden. Die Berührung von Metallen mit bloßen Händen rief sofort Frostblasen hervor.

Die Sonne war am 14. Januar wieder erschienen und stieg mit jedem Tage höher. Meist war sie umgeben von einem weiten glänzenden Ringe, in dem sich zwar die Farben des Spektrums erkennen ließen, doch niemals so ausgeprägt, wie am Regenbogen. Vier Nebenringe schlossen sich oben und unten, wie rechts und links von außen tangirend an die Peripherie des ersten Ringes. Sie zeigten sich immer unvollständig ausgebildet, meistens als hörnerartige Ansätze des primären Ringes oder auch nur als eine Verstärkung der Lichtintensität an den vier Stellen, wo sie sich mit dem primären Ringe decken. Diese Stellen werden bisweilen als Nebensonnen bezeichnet, obgleich sie weder den Charakter als solche, noch kreisförmige oder überhaupt scharfe Konturen haben.

Zu den interessantesten Erscheinungen am polaren Himmel gehören unstreitig die Dämmerungserscheinungen, auf welche Prof. Pezold in München neuerdings wieder die Aufmerksamkeit gelenkt hat. Dieselben lassen sich in der arktischen Zone vorzüglich studiren. Leider war die Wahl des Beobachtungsortes für alle Erscheinungen am Firmament (Bewölkung, Wolkenform, Nordlicht, Farbenphänomen, Refraktionserscheinungen in der Atmosphäre) eine sehr ungünstige, da der Gesichtskreis nach keiner Seite hin frei, nach Osten und Westen sogar durch ganz nahe etwa 200 m hohe Hügel außerordentlich eingeengt war. Die einschlägigen Beobachtungen konnten deshalb nur bei gelegentlichem Besteigen der oben erwähnten Hügel oder noch höherer benachbarter Bergspitzen angestellt werden. Das „helle und dunkle Segment", wie Pezold sich ausdrückt, war jedesmal bei unbedecktem Himmel in der Dämmerungszeit deutlich zu erkennen. Das helle Segment leuchtete in der, dem Horizont benachbarten Partie in gelblichem Lichte, das dunkle glich einem in der Komplementärfarbe — graubiolett — gefärbten Schatten. War der Farbenton des hellen Segments mehr ins Grünliche — ein Hervortreten der grünlichblauen Firmamentsfarbe, die bekanntlich den größten Theil des Jahres über die Himmelsfarbe in unseren gemäßigten Klimaten ist — spielend, so ging derjenige des dunklen Segments ins Dunkelkarminrothe (Mischfarbe von Violett und Spektralroth) über. Zeigten einige Cumulus- oder Cirruswolken im hellen Segment die Färbung des Abend- oder Morgenrothes, so waren die entsprechenden Wolken im dunkeln Segment weiß, silberglänzend auf dem dunkelvioletten Schatten. Auch dieses Farbenverhältniß ist denn von Komplementärfarben entsprechend, da die Bestandtheile der ersten Mischfarbe (Orange und Violett) zu Komplementärfarben solche Spektralabschnitte in Blau und Gelb haben, welche ihrerseits Weiß geben. Herr Dr. Schliephake, der diese Erscheinungen eingehend und auf seinen späteren Seereisen weiter studirte, wobei er den Vortheil eines uneingeengten Horizontes hatte, theilte mir mit, daß er sie nie wieder so deutlich als am Polarhimmel sah. Auch auf unserer Hinreise, während welcher wir im August bei klarem Wetter häufig Gelegenheit hatten die Dämmerung zu beobachten, habe ich niemals so intensive Farbenerscheinungen bemerkt, als in den Wintermonaten.

Das schöne Wetter des Januar wurde benutzt, um auf

Digitized by Google

dem Eise des Fjords eine Kabelschleife für Erdstrombeobachtungen zu legen. Die Enden des Kabels führten in das Wohnzimmer der Station und endigten in einem Galvanometer, nach dessen Ausschlägen die Stärke der, durch die Aenderungen der Vertikalintensität des Erdmagnetismus im Kabel inducirten elektrischen Ströme bestimmt wurde. Das Kabel zerriß in Folge der Bewegungen des Eises häufig und mußte Mitte April außer Gebrauch gesetzt werden. Die anstrengenden Arbeiten auf der blendenden Eisfläche verursachten bei mehreren Mitgliedern der Expedition vorübergehende Schneeblindheit. Später wurden Schneebrillen mit feinem Drahtgeflecht oder gefärbten Gläsern in Gebrauch genommen. Die letzteren sind aber mißlich, weil sie zu häufig beschlagen. Die Eskimos haben hölzerne Schneebrillen, bei denen sie durch schmale horizontale Schlitze sehen. Ein weit vorstehender Schirm beschattet außerdem die Augen.

Der Februar erreichte mit — 36,2° C. das niedrigste Monatsmittel. Das Minimum betrug — 45,5 am Nachmittage des 4. Februar. Selbst auf der Bergstation, wo im allgemeinen die Temperatur einige Grade höher als im Thale war, fand man mehrere Male das Quecksilber im Barometer gefroren.

Skizzen aus Algerien.

Von **W. Kobelt.**

I. Nach Boghar. (Fortsetzung und Schluß.)

Die Diligence nach Boghar verläßt Medeah Morgens um fünf Uhr. Wir fuhren erst der aufgehenden Sonne gerade entgegen, dann langsam nach Süden herum an den Berglehnen hin, immer bergauf. Trotz der frühen Stunde waren die Eingeborenen schon überall auf den Beinen, überall hockten sie an den arabischen Cafés in und außer der Stadt herum, aber ganze Trupps zogen auch mit der Hacke auf der Schulter hinaus, um beim Anroden der Weinberge zu helfen. Noch vor wenigen Jahren beschränkte sich die europäische Kultur auf ein paar kleine Dörfer in der Nähe der Stadt, aber seit der Aufschwung des Weinbaues begonnen, schiebt sie sich der Straße entlang immer weiter vor und ein Dörfchen nach dem andern wird gegründet. Mit der zunehmenden Meereshöhe verschwinden die Weinberge und treten Weizenfelder an ihre Stelle, Bäume sieht man nur sehr wenig, wohl aber in der Umgebung der Quellen grüne Wiesen. Die Straße zieht hoch oben dem Schiffsthal entlang, der Beni Salah bleibt immer gegenüber, hier und da sieht man durch eine Berglücke Medeah in ganz geringer Entfernung hinter sich; endlich nach Zurücklegung von 25 km verschwindet der Berg und die Straße wendet sich nach dem Innern. Hier liegt nahe dem Kulminationspunkte Ben Chifao, eine Smalah der Spahis, d. h. ein Ort, wo die verheiratheten eingeborenen Polizeireiter ihre Wohnungen und Familien haben. Die Spahis sind in Algerien genau das, was in der Türkei die Zaptiehs, in Tunisien die Hambas, in Marokko die Mothasnis sind und entsprechen ziemlich unserm Gendarmeriekorps, nur daß ihre Funktionen bei einer Bevölkerung, die dem Gesetze nur dann zu gehorchen pflegt, wenn sie es verkörpert in Uniform und hoch zu Roß vor sich sieht, viel mannigfacher und schwieriger sind als bei uns. Sie zerfallen in mobile Bataillone, denen der Führerdienst bei Truppenmärschen, die Herbeischaffung von Proviant und Fourage und dergleichen zufällt, und Garnisonsbataillone, welche mit ihren Familien zusammen in solchen Smalahs wohnen, Land und Herden besitzen und nur innerhalb des Bezirks verwendet werden. Die auf Avancement dienenden Europäer ausgenommen, die höchstens ein Zehntel ausmachen, bestehen sie ausschließlich aus Arabern, denen das Leben als Spahis außerordentlich behagt; sie können ja als solche auf schönen Pferden im feuerrothen Mantel umherreiten und draußen auf dem Lande kommandiren nach Herzenslust. Man findet darum auch ganz wohlhabende Leute unter ihnen und die Lieutenants sind gewöhnlich Araber „von großem Zelte“, d. h. aus den vornehmsten Familien. Neben ihnen bestehen seit Errichtung der Communes mixtes noch die Derrer, durch einen blauen Mantel unterschieden; sie sind die Vollstrecker der Befehle des Administrateurs, der höchsten Autorität in der Commune mixte, die oft ein ganzes Stammgebiet umfaßt.

Bei Ben Chifao hatte man früher, als man noch alles Heil für Algerien von der Einführung fremdartiger Kulturen und Zuchtthiere erwartete, eine Musterschäferei angelegt, in welcher neben Angoraziegen auch Lamas und die Alpacos an das algerische Klima gewöhnt werden sollten. Ich sah mich vergebens nach solchen Thieren um; man wird wohl das kostspielige Experiment aufgegeben haben. Allem Anschein nach hat man sich in Algerien überhaupt überzeugt, daß die Entwickelung der heimischen Kulturen, die Veredelung der einheimischen Hausthierrassen von unendlich größerm Werthe ist, als die Einführung von neuen. Alle die kostspieligen Versuche, so interessant sie sind, haben das Land eigentlich nur um zwei Gewächse bereichert, die Kasuarine und den Eukalyptus; höchstens kann man für die heißesten Küstenlagen noch die Banane hinzufügen; Baumwolle, Kochenille, Ramieh, Muskatnußbaum und dergleichen sind längst wieder aufgegeben worden, oder werden höchstens noch hier und da als Spielerei gezüchtet. Weizen, Gerste und Wein, die einheimischen Hülsenfrüchte, der Tabak, und von wildwachsenden Pflanzen die Zwergpalme, das Halfagras und etwa noch die Aloe sind für das Land wichtiger, als alle Tropengewächse zusammengenommen. Nur schade, daß unter der Reaktion auch der prächtige Garten von Hamma bei Algier zu leiden hat.

Kurz hinter Ben Chifao erreicht die Straße mit über 1500 m den höchsten Punkt und führt dann in ziemlich gleicher Höhe weiter, in endlosen Windungen den Kämmen folgend, welche zwischen den tief eingefressenen Thälern stehen geblieben sind. Das Gebiet der Uled Ali-ben-Hassen ist zwar anscheinend ein Bergland, aber bei genauerer Betrachtung sieht man doch, daß es nur ein zer-

Digitized by Google

tressenes Plateau darstellt, an welchem der Proceß schon seinem Ende zuneigt, den man an anderen Stellen noch in seinen ersten Anfängen sehen kann. Alle Berghänge sind aber bis oben hinauf fruchtbar und anbaufähig, stellenweise auch recht gut kultivirt. Quellen rieseln überall. Weiterhin ging es hinab zu den obersten Zuflüssen des Isser, der durch die Gorges du Valsero dem Meere zuströmt. Hier ist das Land gut bewaldet, in den Schluchten stehen sogar recht hübsche Eichen; neben der immergrünen Quercus ballota, welche von dem Kabylen ihrer süßen eßbaren Eicheln wegen als Fruchtbaum geschont wird, und der ebenfalls immergrünen Korkeiche, welche durch ihren Rindenpanzer gegen Hitze wie gegen Kälte geschützt gleich gut am glühenden Meeresstrande und auf den eisigen Kämmen des Djurdjura gedeiht, trat hier die Zeuneiche (Quercus Mirbecki) auf, welche eben ihre ersten Blättchen austrieb. Sie ist für Algerien ein sehr wichtiger Forstbaum; ihr schweres festes Holz reißt leider selbst beim vorsichtigsten Trocknen, aber unter Wasser oder in der Erde hat es eine fast unbegrenzte Dauer.

In einem weiten Thalgrunde auf üppig fruchtbarem Boden liegt Berruaguia, das Kolonisationscentrum für das obere Iffergebiet. Farmen schieben sich von ihm bereits nach allen Richtungen hin die Straße entlang, ein ansehnlicher arabischer Markt wird hier jede Woche gehalten, vielleicht noch eine Erinnerung an die Zeiten, in denen hier die wichtige Römerstadt Tamamarsa Castra lag. Nach kurzem Halt geht es weiter bergauf, diesmal mehr westlich; im tollen Galopp stürmen die Pferde dahin, obschon sie bereits 35 km im Trabe gemacht haben; noch ist ihnen kein Haar naß und sie wissen den Stall in der Nähe. Das Land ist fruchtbares Schuttland, aber noch wenig kultivirt; in den Thälern liegen die Duars der Uled Yahia oder Schurfa, wie sie die Franzosen nennen, eines ganzen Stammes, der sich der Abstammung von Mohammed rühmt. Sein Ahn Yahia ben Sliman, einer der zahllosen Abkömmlinge des marokkanischen Muley Idris, ließ sich im sechzehnten Jahrhundert hier auf einem Gebiet nieder, das ihm die umwohnenden Stämme freiwillig abgetreten hatten, die Kubbah seines Sohnes Si el Kheifa liegt dicht an der Straße, umgeben von einem ausgedehnten Todtenfelde, zu welchem drei Stämme, die Beni Hassen, die Hassen ben Ali und die Beni Sliman — sämmtlich arabische Berber — ihre Todten bringen. Die Schirfa waren bis in die neueste Zeit von allen Abgaben befreit, erst die Republik hat ihnen dieses Privilegium genommen.

Jenseits der Kubbah Si el Kheifa's verschwinden die Eichen, aber Strauchiefern treten an ihre Stelle. Der Boden, von Berruaguia an mit Kalklagen durchzogen, wird nun zu reinem Schuttland und an der Straße merkt man bald, daß die Steine selten geworden. Die Hänge nach dem Schelliffgebiete hinab sind entsetzlich zerfressen; besser als irgendwo kann man hier im thonigen Boden die Wirkung der Erosion studiren, wie sie die Schluchtenwandungen erst in parallele Kämme zerlegt, dann die Kämme durchbricht und aus ihnen spitze Pics bildet, im Kleinen ganz die Borgänge nachahmend, wie wir sie am Chiffathal im Großen gesehen. Aber auch an den zerfressensten Abhängen hat sich die Strandkiefer erhalten und oft sieht man stattliche Stämme die kleinen Pics krönen. In unzähligen Windungen geht es hinab ins Thal bei Uad el Hakoum, der auf einer Brücke kurz vor seiner Einmündung in den Schelliff überschritten wird. Gegenüber auf hochragendem Hang wird Boghar sichtbar, aber nicht es ist das Ziel unserer Diligence, sondern das unten im Thale liegende Städtchen Boghari, das sich im Schutze der Festung an der Straße entwickelt hat. Noch eine Stunde lang fahren wir das Schelliffthal aufwärts. Zur Linken erheben sich steile kahle Wände, aus abwechselnden Lagen von Kies und mächtigen Steinblöcken so regelmäßig aufgeschichtet, als hätten Riesen hier ein Mauerwerk errichtet, oft wunderbar gebogen und die lehrreichsten geologischen Profile bildend. Nach rechts streckt sich eine nicht sehr breite, anscheinend ununterbrochene Ebene bis zum Fuße des Berges, welcher Boghar trägt; sie ist mit halbkugelförmigen weißgrünen Salzbüschchen so dicht bewachsen, daß man glauben möchte, eine Wiese mit Heuhaufen zu sehen. Keine Spur aber verräth, daß hier der Hauptstrom Algeriens von dem Hochplateau herabkommt; der Schelliff hat sich sein schmales Bett so tief in den Lehm gegraben, daß man es erst sieht, wenn man unmittelbar an seinem senkrechten Rande steht. Endlich, als wir um eine Ecke biegen, liegen Häuser vor uns und gleich darauf erschimmt auf einem Felsen, niederen, steil abstürzenden Hügel ein weißes ummauertes Städtchen, bei dessen Anblick man sich nach Mittelitalien versetzt wähnen könnte, so engeschlossen hängt es droben auf der Höhe. Handelnde Oasenberber aus Laghuat, die Nebenbuhler der Mozabiten im westlichen Nordafrika, haben sich 1829 hier eine Niederlage gegründet, die als Stützpunkt für den Handel mit dem Tell dienen sollte, und sie haben sie ganz in der Weise erbaut, wie die Festungsstädte (Ksors) in den Saharaoasen. Schon früh haben einzelne handeltreibende Europäer sich ihnen angeschlossen und seit die Franzosen ihre Herrschaft dauernd hier etablirt haben, hat sich 200 m tiefer in der Schelliffebene ein ganzes französisches Städtchen gebildet, in dem die Beamten und die Vertreter der wichtigsten Händler wohnen. Eine bedeutende Zukunft ist ihm sicher, denn durch die Pforte von Boghar, die sich nur 500 m hoch zwischen die Plateauberge einsenkt, wird einmal die Bahn nach Laghuat, die erste Abtheilung des „Transsaharien“, hindurchgeführt werden. Heute schon ist der Montagsmarkt von Boghari, oder wie es nach einem Marabut, der an der Gründung theilnahm, eigentlich heißt, Bouthrari, der wichtigste im Süden; viele Tagereisen weit kommen die Stämme von den Hochplateaus und selbst aus der Sahara, um ihre überzähligen Hammel gegen Getreide und europäische Produkte umzusetzen. Dem regen Verkehre hatten wir es auch zu danken, daß wir hier am Rande der Sahara noch zwischen ein paar guten Hotels wählen konnten und in dem Hotel du Midi ein ganz leidliches Quartier und ausgezeichnete Verpflegung fanden.

Die Umgebung von Boghar ist zwar für den Zoologen und Botaniker hoch interessant, denn hier greift in der tiefen Einsenkung Fauna und Flora der Sahara weiter herein als sonst irgendwo und finden sich Reptilien, Mollusken und Insekten, wegen deren man sonst weit nach Süden hin gehen muß. Schön kann aber die Gegend nicht genannt werden. Nur die Berge von Boghar sind bewaldet, sonst erstreckt sich überall die Formation, die wir oben geschildert, abwechselnde Lager von Grus und mächtigen Blöcken, oder ein rasch verwitternder mergeliger Sandstein mit dazwischen liegenden festeren Bänken. Viele von diesen haben der Verwitterung siegreich widerstanden, während die weichere Umgebung weggewaschen wurde; als seltsam gestaltete Felsenrücken, mit mächtigen Blockrummern bedeckt, erstrecken sie sich stundenweit durch die Gegend, meist nur wenige Schritte breit und nach beiden Seiten hin senkrecht abfallend. Sie folgen genau den Streichen der Schichten und durchsetzen das Thal in schräger Richtung, wieder mannigfach an schwächeren Stellen von den

Digitized by Google

vom Berge herunterkommenden Schluchten durchbrochen. Nach Osten hin thürmen sich Felsenberge übereinander, oben von Kämmen und Zinnen festeren Gesteins gekrönt, eine schauerliche Oede, selbst jetzt im Frühling nach einem regenreichen Winter fast aller Vegetation bar, traurig und kahler als selbst die Sahara. An den festen Felsenrücken sieht man hier und da Baumstümpfe, Reste eines ehemaligen Waldes und bisweilen hat sich noch eine Eiche oder eine Pistazie erhalten; an den Hügeln östlich von Boukkrari aber sieht man keine Spur davon. Der Boden ist nicht unfruchtbar; in den Thalgründchen, wo die steißigen Berber jeden Fußbreit Land anbauen und durch Dämme und kleine Gräben bewässern, sehen wir Weizenfelder mit wunderbar reicher Bestockung; 20 bis 25 Halme aus einer Wurzel waren keine Seltenheit. Aber an dem Hange arbeitet die Verwitterung rascher, als die Vegetation Wurzel schlagen kann; der weiche mergelige Sandstein zerfällt unter dem Einfluß des Wassers in feinen thonigen Sand, die härteren Blöcke werden von allen Seiten umspült, bis sie nach einem stärkeren Regen endlich einmal in dem sie umhüllenden Sandbrei zu gleiten anfangen und ins Thal hinabschießend zerschellen. Bis tief hinein sind die anscheinend festen Felsenbänke zerfressen und man hat sich beim Klettern sehr in acht zu nehmen. Nur nördlich des Städtchens tritt festerer Kalk auf und damit etwas Vegetation, aber auch hier gestatten die zwischenliegenden Gruschichten der Verwitterung das Eindringen und nicht selten beklieben die Thalwände aus einer festen, nackten Kalkbank, welche durch die regelmäßige Zerklüftung in Quadern fast wie Menschenwerk erscheint. Meine Hoffnung, durch Versteinerungen einen bestimmten Anhalt über die Formation zu bekommen, welcher diese Schichten angehören, blieb unerfüllt, der Analogie mit anderen Lokalitäten nach sind sie zum Jura oder zur Kreide zu rechnen.

Nach Süden hin wird das Schelifthal eingefaßt von einem steilen Felsrande; steigt man an einem der Hügel hoch genug empor, so sieht man, daß es der Abfall der höchsten Plateaustufe ist, und dann schweift der Blick über ihn hin fast ohne Grenze in unendliche Ferne. Von Bogharar aus ist die Aussicht nach Süden hin fast unbegrenzt; eine kahle dürre Ebene erstreckt sich bis zum Horizont, an dem nur ganz undeutlich die Gipfel des Dschebel ben Ammade schimmern. Am Abhange lag die Borgdüngerin von Boghar, das römische Municipium Ufinaza, das den Schelifpaß gegen die unabhängigen Bergstämme deckte; die Stadtmauer ist noch sichtbar und behauene Steine und Säulentrümmer finden sich in Menge; eine Ansiedelung von Eingeborenen hatte sich dort erhalten bis zur Gründung von Boukkrari.

Im oberen Schelifthale wohnen die Uled Antar, einer der reinen Araberstämme, welche nach Nordafrika einwanderten, als 1050 der fatimidische Khalif auf den Rath des Beziers el Yazuri die Raubstämme aus Hedschas, die Hilal und Soleim, gegen die empörten Zeiriten losließ. Die Stämme hatten Theil genommen an der großen Empörung der Karmat, welche die in dem ketzerischen Nordafrika emporgekommenen Fatimiden nicht als Khalifen anerkennen wollten. Sie wurden mit Hilfe der Berber niedergeworfen und in dem Raume zwischen dem Nil und dem Rothen Meere eingesperrt, machten sich aber dort sehr unbequem und belästigten das Nilthal fortwährend durch ihre Räubereien. Da rief sie der Vezier zum heiligen Kriege gegen die empörten Berber auf; mochten sie siegen oder erschlagen werden, er wurde sie damit los. Abenteurer aus allen Stämmen Arabiens schlossen sich ihnen an und warfen sich wie ausgehungerte Wölfe zunächst auf die Cyrenaica, dann auf das Reich der Ziriten in Kairouan, das ihrem Anprall erlag. Dann trennten sich die Stämme; der eine zog dem Südrande der Plateaus entlang, drängte die Wüstenberber nach Süden zurück und machte die Oasen tributpflichtig; von ihm stammen die Wüstenaraber, die typischen Beduinen, deren Führer sich heute noch stolz Djoud, Edle, nennen und ihren Stammbaum von den ihrer Pferde und Slugis bis zu den Zeiten des Propheten und darüber zurück nachweisen können; ein anderer Theil setzte sich auf den Hochebenen bis zum Dschebel Amour fest und hält sich dort heute noch. Den Gebirgskabylen konnten sie wenig anhaben, aber indem sie in den ewigen Bürgerkriegen zwischen den verschiedenen Dynastien bald dieser, bald jener Partei beistanden, bemächtigten sie sich nach und nach aller ebenen Flächen und ihre Nachkommen haben heute noch die Ebene Eghriz, die Metidja und die Schelifebene, sowie den größeren Theil der Provinz Oran inne. In die Berge sind sie nie eingedrungen; wohl aber ist es ihnen gelungen, die Berber zum guten Theil zu arabisiren und selbst zum Aufgeben ihrer Sprache zu bringen. Die Arabisirung erfolgte theils durch einzelne arabische Familien, namentlich solche aus der Nachkommenschaft Mohammed's, welche von den Bergstämmen mit abergläubischer Verehrung aufgenommen wurden, noch mehr durch Heirathen. Reiche Kabylen setzten einen Stolz darein, Araberinnen aus dem Stamme des Propheten in ihr Gurbi zu führen; ihre Nachkommen gewannen dadurch das Recht, sich auch Schürfa zu nennen und mußten als solche nothwendig auch Tracht und Sitte der Araber annehmen. Am leichtesten ging das bei den Manrusern und anderen Hirtenstämmen, die schon vor der Einwanderung der Araber eine nomadische Lebensweise, wie sie allein den Aufenthalt in der Sahara und auf den Hochflächen ermöglicht, geführt hatten; von ihnen gelten heute viele und gerade die mächtigsten, die Hanenscha, die Abd en Nur, die Righa, die Amamra und in Tunis die Worghamma, die Faraschisch und andere für echte Araber, obwohl sie fast reinblütige Berber sind und ansässige Ackerbaustämme selbst als ihre nächsten Verwandten anerkennen. Auf die Bergstämme dagegen ist der arabische Einfluß verschwindend klein geblieben und selbst der Islam hat sich den alten Sitten anpassen müssen; unbeschadet der Frömmigkeit und des religiösen Fanatismus wird der Berber von dem Araber immer mit Mißtrauen angesehen und viele Stämme gelten, wie die Beni Mzab und die Djerabis geradezu für Ketzer, die man in seiner Moschee duldet, während die Tuareg ja bekanntlich sich gegen den Islam wie gegen das Christenthum unbedingt ablehnend verhalten haben. In civilrechtlichen Beziehungen haben aber selbst die allerfanatischsten Berberstämme den Koran niemals als Gesetzbuch anerkannt.

Die Uled Antar rechnen sich zu den edelsten Arabern, denn kein geringerer als Antar, der große Held und Dichter der vorislamitischen Zeit, ist ihr Stammvater, und sie haben ihre alten Sagen nicht nur bewahrt, sondern in ihren Stammsitzen auch neu lokalisirt und zeigen im Schelifthale alle die Punkte, wo Antar seine Heldenthaten verrichtete und wo er endlich seinen Feinden erlag.

Dem Schelif sieht man bei Boghar wahrhaftig nicht an, daß er schon gute dreihundert Kilometer weit herkommt und seine Quellen in den Bergen des Dschebel Amour am Sahararande liegen. Freilich bekommt er auf der ganzen Strecke kaum soviel Wasser, als er durch die Verdunstung verliert, und seinen Nebenflüssen von Westen her geht es nicht besser, obschon sie der ganzen Kette des Uaransenis entlang fließen, denn auch das „Auge der Welt",

Digitized by Google

von Norden her ein imposantes Gebirge, das im Juni noch Schnee trägt, hat nach Süden hin nur eine schwache Abdachung und seine sämmtlichen Thäler führen dem Schelif ihr Wasser erst im mittelsten Theile seines Laufes zu. Doch verliert der Schelif auch bei Boghar niemals ganz und beherbergt sogar eine, wenn auch beschränkte, Fischfauna. Erstreckt sich einmal die Kolonisation bis hier herauf, so wird es nicht schwer halten, durch Barragehauten einen Theil der Hochebene für regelmäßige Kultur zu gewinnen. Einstweilen sind aber die Flußufer noch sich selbst überlassen und es ist nicht uninteressant, ihnen entlang zu wandern und zu sehen, in welcher Weise der Fluß hier arbeitet. 30—40 Fuß tief fallen die Wände senkrecht ab; in einer Entfernung von 8—10 Fuß geleiten sie tiefe Sprünge und schneiden hohe schmale Erdmassen ab, die bei der nächsten Regenzeit zum Opfer bestimmt sind. Dazwischen sind tiefe brunnenartige Erdlöcher ausgewaschen, die unterirdisch mit dem Flußbette kommuniciren und neue Ablösungen vorbereiten. Was in der Regenzeit zusammenstürzt, wird fein zertheilt mit fortgeschwemmt und befruchtet die untere Schelifebene, und für einen aufmerksamen Beobachter dürfte es nicht schwer fallen zu bestimmen, wie viel Zeit der Fluß brauchen wird, um sein ganzes Thal auf die Tiefe seines gegenwärtigen Bettes abzutragen. Dann beginnt für ihn eine neue Epoche; das Gefäll verändert sich und eine Verlängerung der Ausliefung rückwärts nach der Hochebene zu ist die nächste Folge.

Wir blieben vier Tage in Boukhrari, emsig bemüht, die Schätze der Mollnskenfauna auszubeuten, und unsere Ernte war trotz der sterilen Umgebung sehr befriedigend. Weniger angenehm war das Klima; nach einem glühend heißen Südwinde folgte in wenigen Stunden eine so intensive Kühle, daß am 14. April Feuer im Speisesaal angemacht wurde und wir die Hitze festhalten mußten, um sie gegen den wüthenden Nordsturm zu schützen. In der tiefen Einsenkung zwischen der Sahara und dem Küstenlande sind naturgemäß die Luftströmungen besonders heftig, und wenn auch die Fieber hier nur im höchsten Sommer vorkommen, so sind Rheumatismen um so häufiger; Fremde haben sich sehr vor ihnen zu hüten. Schwere Gewitter sind auch hier keine Seltenheit; wenige Tage vor unserer Ankunft hatte ein solches mit einem wolkenbruchartigen Regen die ganze Gegend unter Wasser gesetzt und in dem Thonboden jede Kommunikation unmöglich gemacht. Im Winter wird es manchmal erheblich kalt, aber Palme, Aloe und Kaktus gedeihen um Ait-Bouhkrari trotzdem ganz gut und in geschützten Gärtchen hat man sogar Citronen und Orangen mit Erfolg angepflanzt. — Wir waren nach Boghar gegangen in der Hoffnung, von dort nach Aumale gelangen zu können; aber unsonst fragten wir nach einem Wege dahin; es existirt nicht einmal eine route stratégique, höchstens ein den Eingebornen bekannter Saumpfad, und so blieb uns nur die Rückfahrt nach Algier auf demselben Wege übrig, auf dem wir gekommen. Die Diligencen schließen in dieser Richtung ziemlich gut an einander; wir mußten freilich schon um ein Uhr Nachts aufbrechen, aber dafür erreichten wir auch noch am selben Abend Algier und konnten von den gehabten Strapazen ausruhen.

Das Weib in der Natur- und Völkerkunde.

Anthropologische Studien von Dr. H. Ploß. (Leipzig, Grieben's Verlag 1884.)

Der Verfasser, ein Leipziger Arzt, hat seit einem Menschenalter sich eine besondere Specialität in der Anthropologie geschaffen, in der er mit Erfolg thätig ist. Es sind dieses die mehr dunkeln und verborgenen Seiten, zumal die auf sexuelle Bethältnisse des Menschen bezüglichen Dinge, die er mit regem Sammeleifer kultivirt. Lage und Bettung der Frau bei der Geburt, die operative Behandlung der weiblichen Geschlechtsorgane bei verschiedenen Völkern, das Männerkindbett oder die Couvade, die Art der Abnabelung des Kindes bei verschiedenen Völkern, über künstliche Deformirung der weiblichen Geschlechtsorgane, das sind Themata, welche Ploß mit vieler Sachkenntniß in Einzelschriften und Aufsätzen behandelte, und denen seine beiden Werke über das Kind und über das kleine Kind folgten. Nun liegt auch das größere Werk über das Weib vor. Es ist ihm hierbei nicht um eine kulturhistorische oder ethnographische Schilderung zu thun, wie wir sie z. B. von G. Klemm in seinem fleißigen Buche „Die Frauen" (6 Bände, 1854) besitzen, sondern mehr um eine anthropologische Darstellung, um die naturgeschichtliche Seite des behandelten Gegenstandes. Ploß hat sehr fleißig gesammelt und gearbeitet, namentlich diente ihm die vorhandene gynäkologische europäische Litteratur in sehr umfassender Weise als Grundlage; dazu gesellen sich Notizen aus verschiedenen sehr ungleichwerthigen deutschen Zeitschriften und endlich die in der deutschen anthropologischen Litteratur vorhandenen Arbeiten. Zwar ist hier und da die französische anthropologische Litteratur herangezogen, aber nur mehr zufällig und gelegentlich und doch würde gerade sie und die kaum benutzte englische dem Verfasser noch eine sehr reiche Ausbeute geliefert haben. Erkennen wir aber dankbar an, was zunächst geleistet wurde.

Der Inhalt ist ein sehr reicher, kann aber hier nur angedeutet werden. Mit der anthropologischen Auffassung des Weibes beginnt Ploß und wir begegnen hier einer vernünftigen Auseinandersetzung der Frauenfrage, welche, weil naturwissenschaftlich aufgebaut, von den Phantasien à la Bebel oder dem Unsinn der extremen Frauenrechtler nichts wissen mag. Es wird dann über weibliche Schönheit, über die Anschauung des Weibes unter abergläubigen und religiösen Gesichtspunkten gehandelt, um auf das Hauptthema: die sexuellen Beziehungen, einzugehen. Hier handelt es sich nun allerdings um Darstellungen, die nicht zur Lektüre für ein Mädchenpensionat geeignet sind, aber nicht übergangen werden durften. Bei der Schilderung der Sexualorgane des Weibes in ethnographischer Hinsicht hätte Ploß auch auf die Deformirungen eingehen können, die mit den weiblichen Brüsten vorgenommen werden, so das Ausschneiden der Brustwarzen, welches Cameron zu Ataluuga am Tanganjikasee beobachtete, wie der Engländer vermuthete „als Strafe", wie die Frauen sagten „zur Zierde" (Cameron, Quer durch Afrika I, 252), ein Verfahren, welches

Digitized by Google

übrigens an das Ausschneiden dieser Organe bei den weiblichen Sklaven erinnert.

Sehr reich ist das Kapitel über die Pubertät des Weibes, über die Menstruation und die weitverbreitete Anschauung, daß die Menstruirende „unrein" ist. Wie weit diese Anschauung geht und wie sehr das Weib als „giftig" und schädlich für den Mann zur Zeit jenes physiologischen Processes angesehen wird, dafür will ich als Ergänzung des (übrigens völlig genügenden) Materials bei Ploß noch das nachstehende Faktum mittheilen. Im Jahre 1870 tödtete ein Australier in der Nähe von Townsville sein Weib, weil es sich zur Zeit der Menstruation in die Decke des Mannes gehüllt hatte und so diesem Schaden brachte (Armit im Journ. Anthropol. Instit. IX, 459).

In dem Kapitel „Beziehung des Weibes zum männlichen Geschlecht" läßt es Ploß noch fraglich, ob die „communale Ehe" im ursprünglichen Zustande des Menschengeschlechts die herrschende gewesen sei (S. 209). Wir glauben aber doch den sich häufenden Beweisen für diese ursprüngliche allgemeine sexuelle Vermischung gegenüber darum nicht mehr zweifeln zu müssen; interessant erscheint uns in dieser Richtung, was Lorimer Finson von den Nanga-Mysterien auf den Fidschi-Inseln berichtet, mit denen wir erst jetzt bekannt werden, bei denen in jeder Beziehung der vollste Communismus herrscht und die widerlichsten Scenen auf offener Straße sich abspielen. The nearest relationships — even that of own brother and sister — seem to be no bar to general licence, the extend of which may be indicated by the expressive phrase of an old Nandi chief, who said: While it lasts, we are just like pigs!" (Journ. Anthropol. Instit. XIV, 28, auch S. 24) und das noch heute bei einem der am weitesten vorgeschrittenen Südseevölker, was sicher als „Ueberbleibsel" aus der Zeit „communaler Ehe" aufgefaßt werden muß.

Daß der Begriff der Keuschheit kein ursprünglich angeborener, sondern ein nur anerzogener ist, steht wohl fest, und unter diesem Gesichtspunkte erscheint denn auch die Sitte, die Ehefrau dem Gastfreunde anzubieten, weniger schlimm. Und hier möge uns der Verfasser gestatten, sein Material etwas zu ergänzen. Schon A. von Chamisso, dessen Blick auf seiner Weltreise geschärft wurde, ist auf diesen Punkt eingegangen. „Die Keuschheit", sagt er, „ist nur nach unseren Satzungen eine Tugend. In einem der Natur näheren Zustande wird das Weib in dieser Hinsicht erst durch den Willen des Mannes gebunden, dessen Besitzthum es geworden ist. Der Mensch lebt von der Jagd. Der Mann sorgt für seine Waffen und den Fang; das Weib dient und duldet. Er hat gegen den Fremden keine Pflicht; wo er ihm begegnet, mag er ihn tödten und sein Besitzthum sich aneignen. Schenkt er aber dem Fremdling das Leben, so schuldet er ihm Hülfe, was zum Leben gehört. Das Weib ist für alle bereitet und der Mann bedarf eines Weibes. Auf einer höheren Stufe wird die Gastfreundschaft zu einer Tugend und der Hausvater erwartet am Wege den Fremdling und zieht ihn unter sein Zelt oder sein Dach, daß er in seine Wohnung den Segen des Höchsten bringe. Da macht es sich leicht zur Pflicht, ihm sein Weib anzubieten, welches dann zu verschmähen eine Beleidigung sein würde. Das sind keine unverderbte Sitten." (Chamisso's Werke, Leipzig 1836, I, 217.) Und so nahm es denn auch Adolf Erman auf, als ihm ein kamtschadalischer Häuptling Nachts das Weib mitleidig ins Bett schickte, um ihm die Einsamkeit zu kürzen (Reise um die Erde. Histor. Bericht III, 425). Die hyperboräischen Regionen scheinen der beste Boden für diese Art der Gastfreundschaft zu sein, denn Krascheninnikow (Beschreib. v. Kamtschatka, Lemgo 1766, 271) bestätigt die Angaben Erman's mit dem Hinzufügen, es gelte für die größte Beleidigung, wenn der Gast die Frau ausschlage, und von den Eskimos wissen wir ähnliches, wie dieses Hall (Narrative of the second Arctic Expedition, Washington 1879, 102) nach eigenen Erfahrungen erzählt. Hearne, der vor hundert Jahren die nördlichen (Tinné-) Indianer besuchte (Journey from Prince of Wales Fort to the Northern Ocean 1767—1772, p. 129) sagt, daß es ein gewöhnlicher Brauch bei jenen sei, die Nacht bei der Frau des Gastfreundes zuzubringen, but this is so far from being considered criminal, that it is esteemed one of the strongest ties of friendship. Noch als von Middendorff in Sibirien reiste (Sibirische Reise, St. Petersburg, 1875, IV, 1407) gehörte es bei den Samojeden zu den Pflichten der Gastfreundschaft, den Gast durch freie Verfügung über Frau und Tochter zu ehren. Doch auch in anderen Gegenden findet oder fand man dasselbe. Marco Polo berichtet (ed. Pauthier, Paris 1865, 384) genau diesen Brauch aus Tibet; Bestätigung erhält seine Angabe durch Bibdulph, der von den Bewohnern Hunfas im westlichen Himalaya angiebt, daß ein Mann seine Frau zur Verfügung des Gastes zu stellen hat (von Ujfalvy, Aus dem westlichen Himalaya. Leipzig 1884, 294).

Wieder zu Ploß uns wendend, erwähnen wir ferner das höchst interessante Kapitel über die Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit der Weiber und den damit verknüpften Aberglauben, wozu wir dem Herrn Verfasser gleichfalls einige Nachträge liefern wollen. Einer kinderlosen Nischinamfrau in Kalifornien wird von ihren Freundinnen eine Puppe aus Gras geschenkt, welche sie an die Brust legt, als ob sie dieselbe säugen wolle; dazu singt sie Wiegenlieder. Das soll Fruchtbarkeit erregen (St. Powers in Contribut. to North American Ethnology. Washington 1877, III, 318). Bei Bourg-d'Dueil in den Pyrenäen steht ein $1^1/_2$ m hoher Stein von Menschengestalt, éra peyra dé Peyrahita genannt. Unfruchtbare Frauen begeben sich zu demselben, umfassen ihn mit den Armen, küssen ihn und reiben sich an demselben, um so Kinder zu bekommen. (Bullet. soc. d'Anthropologie 1879, 167.) Solchen Stein vertrat auf Java eine alte holländische Kanone, die auf freiem Felde bei Batavia lag, und der man Opfergaben an Reis, Früchten rc. darbrachte. Wollte ein Weib fruchtbar werden, so hatte es sich rittlings auf die Kanone zu setzen. „Zu jeder Tageszeit konnte man einige Weiber auf der Kanone sitzen sehen, mit Blumen geschmückt und in ihren besten Kleidern, manchmal zwei gleichzeitig. Solcher Brauch dauerte Jahre lang, zum Aerger der Priester, welche die Opfergaben einstreckten." (Kiehl im Journ. Anthropol. Instit. VI, 359.)

Der Rest des Werkes beschäftigt sich mit Schwangerschaft und Geburt und gerade durch die überall durchgeführten Vergleiche, durch die Berücksichtigung der Kulturwie der Naturvölker gewinnt die Arbeit des Autors hier auch ihren hohen Werth. Sie ist einzig in ihrer Art und darf von Niemandem übergangen werden, der mit dem Weibe in anthropologischer Beziehung sich beschäftigen will.

R. Andree.

Digitized by Google

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Von dem Kabel, welches England mit seinen westafrikanischen Besitzungen und dem Kaplande verbinden soll, ist die Strecke zwischen Cadix und Teneriffe gelegt und im Betriebe. Am 22. Oktober hat nun die „Silvertown", das größte unter den großen, eigens für Kabellegen erbauten Dampfschiffen von fast 5000 Tonnen Tragkraft mit 1200 engl. Meilen Kabel an Bord die Tyrrhe verlassen, um zunächst ein kurzes Kabel von 200 bis 300 engl. Meilen zwischen Teneriffe und Lanzerote, einer anderen der Canarischen Inseln, zu legen und dann das Hauptkabel nach der französischen Ansiedelung Dakar und der britischen Bathurst fortzuführen. Von letzterem Punkte aus wird unzweifelhaft bald eine Verbindung mit der Insel Santiago (Capverden) hergestellt werden, welche über S. Vicente bereits mit den Linien der Eastern and Brazilian Companies verbunden ist; man gewinnt dadurch eine Nebenlinie, welche verfügbar bleibt für den Fall, daß die Hauptlinie, welche Kolonien verschiedener Nationalität berührt, in Folge kriegerischer Verwickelungen unterbrochen wird. Die Wichtigkeit solcher Vorsichtsmaßregel hat sich bei dem jüngsten Kriege an der Westküste Südamerikas ergeben, wo bald von Chile und bald von Peru der Kabel durchschnitten wurde und der telegraphische Verkehr häufige Unterbrechungen erfuhr.

Nordamerika.

— In Nr. 1 und 2 des vorigen Bandes des „Globus" veröffentlichte Prof. A. Bastian Beschreibung und Abbildungen einer Anzahl neuer Erwerbungen der Ethnographischen Abtheilung des Berliner Museums, welche Kapitän Jacobsen von seinen jüngst erfolgreichen Reisen an der Nordwestküste Nordamerikas zurückgebracht hatte. Den Gang dieser Reisen nach Jacobsen's Tagebuch hat jetzt A. Woldt unter dem Titel: „Kapitän Jacobsen's Reise an der Nordwestküste Amerikas 1881 bis 1883 zum Zwecke ethnologischer Sammlungen und Erkundigungen nebst Beschreibung persönlicher Erlebnisse" (Leipzig 1884. Max Spohr) veröffentlicht und damit die deutsche Reiseliteratur um ein an neuen ethnographischen Details und spannenden Schilderungen sehr reiches Werk vermehrt, das durch zahlreiche Originalabbildungen und einige Karten besonderen Werth erhält, und auf welches wir bald ausführlich zurückkommen werden. Für heute wollen wir nur zwei Stellen aus demselben hervorheben, welche weitere Belege für die weit verbreitete Steinkocherei (über die der „Globus" letzthin verschiedenes veröffentlichte) enthalten. Auf S. 56 wird ein Fest bei den Cucla-Indianern in Britisch-Columbia geschildert; dann heißt es: „Nach Beendigung der Reden wurde ein Festessen bereitet, indem zwei fette Seehunde in der großen hölzernen Trommel gekocht wurden. Es herrscht dort der eigenthümliche Gebrauch, die große Tanztrommel, möge sie nun aus einer gewöhnlichen viereckigen Kiste oder aus einem geschnitzten hohlen Thierkörper bestehen, bei feierlichen Gelegenheiten als Kochtopf zu benutzen. Die Trommel wurde also zuerst mit Wasser gefüllt und alsdann glühendheiße Steine hineingeworfen, bis das Wasser kochte. Hierauf legte man das Seehundsfleisch hinein und es dauerte gar nicht lange, bis dasselbe gar gekocht war." Ganz ebenso geht es bei den Festen der Bewohner von West-Vancouver zu (S. 110): „Nachdem alle Eingeladenen rings um das Feuer Platz genommen haben, wird das Essen gekocht. Dieses geschieht dadurch, daß man in eine große, mit Wasser gefüllte hölzerne Kiste heiße Steine hineinlegt, bis das Wasser ins Kochen geräth und alsdann die nöthigen Ingredienzien, namentlich das Fleisch hineinthut, worauf dasselbe sehr schnell gar kocht."

— Der bekannte Missionar und Reisende E. Petitot hat kürzlich ein Lexikon der Sprachen der Tschippewä, Hasen-Indianer und Loucheux und in der Einleitung dazu die Ergebnisse seiner langjährigen Studien über die Legenden, welche diese Völker über ihren Ursprung besitzen, veröffentlicht. Er findet nun im Gegensatze zu seiner früheren Ansicht reichliche Beweise für die asiatische Herkunft derselben. Sein interessantester Schluß ist aber vielleicht der, daß man in diesen lebenden Sprachen des äußersten Nordens nicht nur die Sprache der Navajós, eines Apachen-Stammes, der sich linguistisch von den anderen unterschied, sondern auch die ursprüngliche Azteken-Sprache wiederfindet, welche dem noch in Südamerika gesprochenen Quichua nahe verwandt ist. Welches neue Licht diese Behauptungen, falls sie von anderen Gelehrten als richtig anerkannt werden, über die Besiedelung Amerika's verbreiten können, das bedarf nicht erst weiterer Erläuterung.

Polargebiete.

— Ueber die auf S. 176 dieses Bandes berichtete Auffindung von Gegenständen, die der untergegangenen „Jeannette" angehörten, finden wir Näheres in den „Deutschen Geographischen Blättern" (VII, Heft 3, S. 209). Danach haben am 18. Juni d. J. Grönländer, welche sich auf der Seehundsjagd befanden, in der Nähe der Kolonie Julianehaab in Westgrönland auf einer Scholle Reste einer Holzkiste, Papiere, ein Checbuch und ein Paar mit „Louis Noros" gezeichnete Hosen aus Oelzeug gefunden. Einzelheiten über den merkwürdigen Fund enthält eine Broschüre des Herrn Ch. Brooks in San Francisco; man vermuthet, daß die betreffende Eisscholle im Norden von Sibirien durch das Grönlandsmeer längs der grönländischen Ostküste und dann mit der bekannten Strömung an der Westküste hinaufgetrieben sei. Mr. Brooks gründet auf diesen Fund den Vorschlag, an verschiedenen Stellen auf Eisschollen des Polarmeeres eine größere Anzahl besonders gezeichneter Kisten zur Vervollständigung unserer Kenntniß von den Polarströmungen auszusetzen.

Inhalt: Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien. XIX. (Mit fünf Abbildungen.) (Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.) — Eine Fahrt auf dem Flusse Amgun. (Mit einer Abbildung.) — H. Abbes: Die deutsche Nordpolar-Expedition nach dem Cumberland-Sunde. II. — W. Kobelt: Skizzen aus Algerien. I. (Zweite Hälfte.) — Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Von M. Andree. — Aus allen Erdtheilen: Afrika. — Nordamerika. — Polargebiete. (Schluß der Redaktion: 27. Oktober 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen [1]).

V.

Am 18. Januar 1880 hatten Montano und Rey die Rhede von Sulu verlassen, um bereits am 20. d. M. nach einer vom Wetter wenig begünstigten Ueberfahrt die Bai von Sandakan zu erreichen, an deren Gestaden die Hauptstadt des der North-British-Borneo-Company gehörigen Territoriums Saba liegt. Sie führt den Namen Elok-Pura, was im Malaiischen so viel als „die schöne Stadt" bedeutet, und ist die Residenz des Direktors der Kompagnie, welche Stellung damals Herr W. B. Pryer bekleidete, der den Forschungsreisenden mit großer Zuvorkommenheit eines der neuesten Häuser jener aufblühenden Hafenstadt anwies. An diesem Orte bot sich hinlänglich Gelegenheit, das bunte Völkergemisch, das die Gewinnsucht hier zusammengebracht, eingehend zu beobachten. Neben dem eigentlichen Malaien fielen insbesondere die Bidjaws auf, jene echten Zigeuner des Ostindischen Archipelagus, die sich nur auf dem Wasser heimisch fühlen, für die es eigentlich keine andere Heimath giebt als das Meer; sie sind in anthropologischer Hinsicht den Malaien überlegen. Es ist überhaupt eine eigenthümliche Erscheinung, daß überall, wo Montano in Luzon, Mindanao wie Borneo Volksstämme traf, welche von den (eigentlichen) Malaien wie den Negritos sich unterschieden, selbe trotz ihrer anthropologischen Vorzüge eine niedrigere Stellung einnehmen als die Malaien. Ziemlich häufig in Elok-Pura und Umgebung waren die von der Nachbarinsel Celebes zugewanderten Bugis. Einen anderen interessanten Volksstamm, die Buled Upi, besuchte Montano in den ersten Tagen des Februars. Diese wohnen in den von Elephanten, dem Rhinoceros und von Orang-Utangs belebten Wildnissen, welche die Ufer des in die Bai von Sandakan mündenden Flusses Sagaliud begleiten. Die Buled Upi, in deren armseligem Dorfe Montano eine sehr höfliche Aufnahme fand, sind von verhältnißmäßig heller Hautfarbe, ihre Körperhöhe erreicht 1583 mm im Durchschnitt. Sie sind leidenschaftliche Jäger, die sich mit ihren elenden Feuergewehren muthig an die größten Dickhäuter ihrer Wälder heranwagen.

Nachdem Elok-Pura und Umgebung den Forschungsdrang Montano's und seines Gefährten hinlänglich befriedigt hatten, schifften sich die beiden auf einem französischen Kreuzer nach Sulu ein, wo sie Anfangs März anlangten. Hier verbrachten die Reisenden einige, durch die Zuvorkommenheit der spanischen Officiere angenehm verlebte Wochen, bis endlich die Ankunft des Dampfers „Pasig" ihnen die lang ersehnte Möglichkeit bot, nach dem Südwesten Mindanaos abzureisen (6. April). An Bord des Dampfers lernten sie den Major Don Joaquin Rajal y Larre kennen, welcher die Regierung der südlichsten Provinz der Philippinen — Davao — übernehmen sollte. Derselbe bot den Franzosen alle seine Dienste und Unterstützung an, was den Reisenden um so angenehmer sein mußte, als in den Provinzen jenes Archipels die Gouverneure mit der Machtfülle eines absoluten Monarchen ausgestattet sind. Insbesondere ist dies auf der Insel Mindanao der Fall, wo sämmtliche Distriktspräfekten (denn die Unterabtheilungen des „Gobierno militar de Mindanao"

[1]) Vergl. oben S. 49.

Digitized by Google

führen den Titel „Distritos“) dem Officierskorps des stehenden Heeres oder der Kriegsmarine entnommen sind. Es ist dies hier um so nothwendiger, als diese Insel, deren Küsten sich ganz im Besitze der Spanier befinden, nicht nur von den, den Spaniern seit Jahrhunderten ergebenen und christianisirten Bisayas, sondern auch von feindseligen mohammedanischen Malaien (den sogenannten „Moros“ d. i. Mauren) und blutdürstigen, der Institution der „Kopfjagd“ huldigenden Heiden bewohnt wird. Montano schätzt die Zahl der Bisayas auf 150 000, jene der Mauren und Heiden zusammen auf 300 000 Seelen, eine Schätzung, welche er selbst als eine nur annähernd richtige bezeichnet, und die in der That mit den Angaben anderer Autoren nicht übereinstimmt.

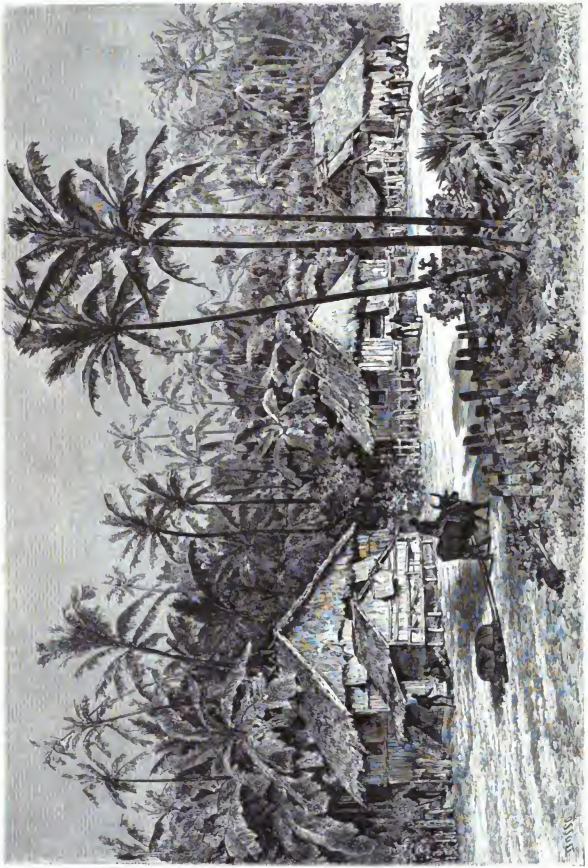
In dem Kanale, welcher die Sarangani-Inseln von der Südspitze Mindanaos trennt, kamen die Reisenden mit dem Schiffslieutenant Ramos zusammen, der hier mit drei Goeletten die Piraten überwacht und eine Karte jener genannten Eilande aufnimmt. Ramos war durch einen Brief des französischen Konsuls in Manila auf die Ankunft der Reisenden aufmerksam geworden, die er jetzt an Bord des „Pasig“ aufsuchte, um sie zu begrüßen und darauf hinzuweisen, daß die Provinz Dávao sie in jeder Hinsicht befriedigen würde. Und in der That, sobald der „Pasig“ in den Golf von Dávao hineindampfte, entrollte sich ein herrliches Landschaftsbild vor den Augen der Franzosen: hohe Bergketten, mit aus Cogongras gebildeten Prärien abwechselnde Waldbestände zeigen sich auf der Abendseite, im Hintergrunde erblickte man den Matutun, während bei Dávao selbst der Bulkan Apó sich majestätisch vom Horizonte abhob. In der Entfernung von 1½ Meilen von Dávao, dessen gleichnamiger Fluß bei der Mündung eine Barre bildet, ließ der „Pasig“ am 9. April um 2 Uhr Nachmittags seine Anker fallen. Dank der Zuvorkommenheit des Lieut. Ramos ging die Ausschiffung der umfangreichen Bagage rasch von statten, so daß Montano sich alsbald nach einer passenden Wohnung umsehen konnte, welche er bald durch die Gefälligkeit der spanischen Freunde

Malaie Biadjow Bugi
von der Bai von Sandakan (Nordost-Borneo). (Nach Photographien von Montano und Rey.)

fand. Ebenso rasch hatte man „Muchachos“, d. h. junge Leute als Diener, Pferdewärter, Ruderer ꝛc. angeworben und eine „Banca“, d. h. ein Boot, und endlich Pferde sich verschafft. So nach allen Richtungen hin versehen, hatte man alle Muße, in der neuen Station Umschau zu halten.

Dávao, dessen zweiter Name Bergara lautet, ist die unansehnliche Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, welche den südlichsten Theil der Insel Mindanao bildet und vordem den Namen Nueva Guipúzcoa führte. Sie ist erst seit kurzem den Spaniern unterthan, denn erst im Jahre 1847 sammelte ein tapferer spanischer Officier Namens Cyanguren, welchen Montano nicht mit Unrecht den letzten Conquistador der Philippinen nennt, mit Bewilligung der Regierung in dem benachbarten Caraga einen Haufen Freiwilliger, mit denen er den durch die Piraterie verrufenen Mauren Dávao abnahm. Cyanguren wurde zwar zum Gouverneure ernannt, mußte aber bald das Schicksal aller spanischen Conquistadoren theilen, er wurde abberufen und starb in Armuth und Elend zu Manila 1859. Seine That aber schlug zum Besten des Vaterlandes aus; heute beugen sich die Küstenbewohner der Provinz vor der spanischen Herrschaft, welche durch eine Flottendivision und eine Kompagnie Landtruppen ihr Prestige zu wahren versteht. Die mit dichten Wäldern bedeckten Gebirgslandschaften sind mehr oder minder unabhängig. Der Reichthum, welchen diese Provinz an Naturprodukten aufweist, wird leider noch wenig ausgebeutet; auch bieten sich dem Schiffsverkehre große Schwierigkeiten dar, indem die Küsten des Golfes den heftigen Winden, besonders zur Zeit des Monsunwechsels, schutzlos preisgegeben und wegen vorgelagerter Sandbänke und Korallenriffe nur schwer anzulaufen sind. Es ist nicht allein die unermüdliche Bauslust der letzterwähnten Polypen, welche das Fahrwasser stetig ändern, auch die beinahe täglich, wenn auch nur schwach sich bemerkbar machenden Erdbeben tragen dazu bei, die Karte jener Küste anders zu gestalten. So soll denn nur die einzige Bai von Malalac einen sicheren Ankerplatz gewähren. Auch die Flüsse dieser Provinz sind, wenn nicht Stromschnellen schon die Schiffahrt erschweren, durch Mündungsbarren für einen regeren Handelsverkehr halb

Digitized by Google



Eine Straße der Stadt Davao. (Nach einer Skizze Montano's.)

Digitized by Google

untauglich gemacht; dies gilt auch von dem Rio de Dávao, an dessen Ufern in kurzer Entfernung vom Meere die gleichnamige Hauptstadt des Distriktes liegt. Die hohe Gebirgskette, welche diese Provinz im Westen begrenzt, wird von dem gewaltigen Vulkan Apó beherrscht, wie denn überall am Golfe von Dávao vulkanischer Boden zu Tage tritt. Auch bezeugen Höhlen und Korallenlippen in ziemlich bedeutenden Höhenlagen die erfolgte Hebung des festen Landes und das damit korrespondirende Zurückweichen des Meeres. Der fruchtbare Ackerboden besteht zumeist aus dem Detritus von Eruptivgesteinen.

Das Klima von Dávao wird als ein verhältnißmäßig gutes angesehen, wenn auch Diarrhöen, Dysenterie und intermittirende Fieber häufig genug auftreten. Bei den Europäern stellt sich oft Anämie ein. Dr. Paul Rey, der treue Gefährte Montano's, mußte hier seine unermüdliche Jagd- und Sammellust schwer büßen; er erkrankte plötzlich und so schwer, daß die schleunige Rückkehr nach Europa für ihn der einzige Weg zur Genesung erschien. Nur mit schwerem Herzen schied Montano von seinem treuen Reisegefährten, um von nun allein die Aufgaben der Expedition durchzuführen.

Montano begann nun von Dávao aus, wo er sein Gepäck zurückließ, die Umgebung der Stadt fleißig zu durchstreifen. Da die Regengüsse den Rio de Dávao zu einem breiten, tiefen und reißenden Strome gestaltet hatten, so waren die Ausflüge in südlicher Richtung wegen des nothwendigen Flußüberganges mit erheblichen Anstrengungen verbunden; nichtsdestoweniger streifte Montano gerne in jener Gegend herum, denn die Landschaftsbilder waren in der That entzückend, besonders reizend aber das Mündungsgebiet des Rio Matina.

An den Ufern des Rio de Dávao in der Nachbarschaft der Stadt liegen einige Hütten, welche von Ansieles, d. h. halb barbarischen Heiden bewohnt werden. Die Nähe der spanischen Bajonnette hat diesen Söhnen der Wildniß einigen Respekt eingeflößt, so daß sie einige ihrer unmenschlichen Bräuche gemildert haben, doch ist ihr Leben und Treiben

Ein Häuptling der Bagobos auf der Reise. (Nach einer Photographie Montano's.)

im Ganzen und Großen dasselbe geblieben, wie bei ihren im Binnenlande hausenden Stammesgenossen. Alle besitzen Sklaven, was nicht so auffällig ist als der Umstand, daß keiner von diesen Unfreien den Versuch macht zu entfliehen oder die Intervention der spanischen Behörden anzurufen; vielleicht haben sie kein Zutrauen zu diesen oder ergeben sich mit der den Asiaten eigenthümlichen Resignation stumpfsinnig in ihr Schicksal. Merkwürdig ist auch, daß die wenigen christlichen Bisayas (meist entlassene Sträflinge), welche sich in der Nähe dieser Halbwilden angesiedelt haben, ebenfalls Sklaven halten. Als Montano einem dieser Christen hierüber Vorwürfe machte, erwiderte dieser: „Herr, wenn ich meine Sklaven entlasse, so finde ich keine Achtung mehr und bin ein ruinirter Mann, ganz abgesehen davon, daß ich verreinzelt dastehend mich selbst der Gefahr aussetze, gefangen genommen und als Sklave verhandelt zu werden."

Jene Halbwilden, von denen eben die Rede war, gehören zu den Bagobos, welche unter den heidnischen Stämmen dieses Landes, welche sämmtlich Pferdezüchter sind, im Rufe stehen, die besten Rosse zu besitzen. Alles zeigt sich hier berittten, selbst die Weiber und Kinder, und jenes edle Thier erfreut sich einer ebenso sorgfältigen Aufmerksamkeit und Pflege, wie in den Duars der algerischen Araber. Trotz dieser Vorliebe für das Pferd sind diese Leute ungeschickte Reiter, woran hauptsächlich der plumpe Bau ihres Sattels schuld trägt, welcher dem Reiterden nicht gestattet, seine Knie zum festen Sitz zu verwenden, so daß man durch Balanciren sich im Gleichgewicht erhalten muß, was im Verein mit dem Reißen des Sattelgurtes öfters zu einem Sturze vom Pferde Anlaß giebt. Da diese Heiden immer mit blanken Waffen ausreiten, so sind Unglücksfälle bei solchen Anlässen nicht gar zu selten; Montano selbst war Augenzeuge eines Unfalles. Der Franzose begab sich mit zwei Häuptlingen aus der Nachbarschaft Dávaos auf die Jagd und zwar galt selbe Hirschen und Wildschweinen. Der Jagdplatz lag am Rande einer sanftgewellten ausgedehnten Prärie, welche von einer dichten Waldmauer begrenzt war. Ein Heer von Sacopes (Hörige) und Sklaven begann mit schrillem Geschrei das Wild aufzutreiben. Dieses ließ nicht

Digitized by Google

lange auf ſich warten, ein Hirſch brach hervor und die Jäger ſetzten ihm im Galopp nach. Ein ſolcher Ritt durch eine mit hohem Cogongraſe beſtandene Prärie iſt nicht ohne alle Gefahr, denn verſteckt unter dem dichten Grün finden ſich garſtige Schlammlöcher. Die Pferde der Bagobos erkennen an der Witterung dieſe Gefahr und ſuchen mit einem Sprunge hinüber zu ſetzen. Hier aber verrechnete ſich das Pferd eines Häuptlings, indem es einen Fehlſprung machte und zuſammenbrach, der Reiter flog in einem Bogen aus dem Sattel, fiel aber ſo unglücklich, daß er ſeine Lanze ſich in den Leib rannte. Zum Glück war die Verwundung nicht lebensgefährlich.

Was die heidniſchen Stämme der Umgebung von Davao anbelangt, ſo ſind ſie von einander gänzlich verſchieden. Das nächſte Intereſſe erregen die Atas, denn dieſe gehören zu jener merkwürdigen Raſſe, welche in Luzon

Atas vom Vulkan Apó. (Nach einer Photographie Montano's.)

den Namen der Negritos führt, hier aber nur mit jener der Biſaya-Sprache entlehnten Bezeichnung benannt wird. Montano lernte einzelne Individuen dieſes Stammes kennen, welche ſich im Zuſtande der Sklaverei befanden; dann traf er aber auch Tribus freier Leute im Nordweſten des Apó. Dieſe letzteren zeichneten ſich ſowohl durch ein ſtattlicheres Aeußere, als auch durch mehr vorgeſchrittene ſociale Verhältniſſe aus. Die unabhängigen Atas ſind die einzigen Heiden dieſes Diſtrikts, welche ſich vor den Mauren oder Mohammedanern, mit denen ſie in ewiger Fehde ſtehen, nicht fürchten; ihre Kriegszüge ſind denn auch mit Erfolg belohnt.

Ein anderer Stamm führte den Namen der Tagabawas; es iſt dies eine Miſchraſſe der Bagobos und Guiangas, mit deren Sitten und Bräuchen auch die ihren übereinſtimmen, ja Montano beſuchte eine Tagabawas-Tribus, welche ſogar an munterem und freundlichem Weſen ihrer Individuen die anderen Stammesgenoſſen hinter ſich ließ.

Digitized by Google

Für gewöhnlich trägt der Tagabawa nur wenige Gewandung, bei festlichen Anlässen aber wird in dieser Hinsicht desto mehr geleistet, insbesondere die Häuptlingstöchter schmücken sich da mit einer wahrhaft erdrückenden Last von Halsbändern und Armringen. Einen Begriff von dieser Festtracht giebt die beigegebene Abbildung, welche die Tochter eines Häuptlings in dem Augenblicke darstellt, wo sie sich dem Tanzvergnügen hingeben. Montano bewunderte die Ausdauer dieser braunen Grazien, welche in der Tageshitze, beschwert mit dem gewichtigen Schmucke, unermüdlich durch mehrere Stunden hindurch cancanartig herumsprangen.

Die Guiangas und Bagobos bewohnen die östlichen Abhänge des Apó. Auffallend erscheint an ihnen das weibische Aussehen. Sie sind sehr gewandt und geschickt, trotz ihrer zarten Erscheinung auch sehr kräftig. Ihre mittlere Körperhöhe erreicht 1631 mm, Montano traf aber Personen von 1715 mm Höhe.

Eines der merkwürdigsten Völker, welche diesen Theil der Insel Mindanao bewohnen, sind die Samals. Dieser kleine Stamm ist nur auf der im Golf von Dávao liegenden Insel Samal seßhaft und zeichnet sich sowohl durch hohe Intelligenz, als auch durch Tapferkeit und Arbeitslust aus. Mit allen Stämmen des festen Landes stehen sie auf dem Kriegsfuße, wie sie denn durch ihre Mitwirkung den Spaniern die Eroberung Dávaos sehr erleichtert haben. Dr. Montano fand auf der größten der Malipano-Inseln eine Grabstätte dieses Stammes. Das Eiland selbst erregte schon die Aufmerksamkeit des französischen Forschers,

Töchter eines Tagabawahäuptlings im Ballokostüme. (Nach einer Photographie Montano's.)

denn es war ein Korallenriff, das erst vor kurzer Zeit aus dem Meere sich erhoben hatte, da der Vegetationsdecke alte, hochentwickelte Bäume fehlten. Der Golf von Dávao und seine Küstengebiete liegen eben in einer vulkanischen Region, wo täglich Schwankungen des Erdbodens eintreten. In der Mitte jener Insel, wenige Schritte vom Meere entfernt, unter einer Nische von ungefähr vier Meter Höhe und zwei bis drei Meter Tiefe entdeckte Montano den Begräbnißplatz, der den Anblick einer wahren Schädelstätte bot: denn auf der Erde bleichten im wirren Durcheinander menschliche Gebeine, über denen sich ein Gerüst, hergestellt aus dem Holze der Palma brava (Corypha minor), erhob. Auf diesem Gerüste ruhten neben einander zwei Särge. Diese hatten die Gestalt jener philippinischen Schiffe, welche „Bintas" genannt werden, und waren wie diese aus einem einzigen Baumstamm harten Holzes ausgehöhlt. Der Deckel selbst schloß genau an, war übrigens mit Schnitzen aus Bejuco (Rotang) fest mit dem eigentlichen Sarge verbunden. Die Leichen selbst waren wie Mumien in Baumwollenzeug und Matten eingewickelt. Die Beigaben, welche oben auf den Sargdeckeln lagen, bestanden in einem Spinnrad, dann in Onantitäten von zum Verspinnen zurechtgelegten Manilahanfes, einem Körbchen mit Buyo, d. h. einer Betelportion, und endlich in zwei chinesischen Porcellangefäßen, in denen offenbar einst sich Reis befunden hatte, den aber längst die Vögel verzehrt hatten.

Zu den Pariahs dieses Landes sind die Tagacaolos zu zählen, welche von ihren überlegenen Nachbarn viel zu

Digitized by Google

leiden haben. Sie bewohnen die Vorberge des Apó, in der Nähe der Bilans oder Bilanes, zwiſchen Cauit und Malalac. Ihre Anſiedelungen ſind klein und unanſehnlich. Die mittlere Mannesthöhe beträgt bei ihnen 1594 mm.

Alle dieſe heidniſchen Stämme werden von chriſtlichen Viſayas ſowohl, wie von den mohammedaniſchen Moros auf das Unverſchämteſte ausgebeutet und betrogen. Hier nur ein Beiſpiel: Bei den Ehen der Wilden kann nur aus ganz gewichtigen Gründen der Mann die Gattin verſtoßen, die Viſayas-Händler aber ſchließen mit den heid-

Begräbnißhütte der Samals auf dem Eilande Malipano. (Nach einer Skizze Montano's.)

niſchen Schönen Ehen ab, die ſelten lange dauern; wird der Gatte ſeiner ehelichen Hälfte überdrüſſig, ſo vertauſcht er ſie gerne gegen einige Hektoliter Reis, ohne aber ſeinem Schwiegervater jene Geſchenke zurückzugeben, welche derſelbe dem Manne ſeiner Tochter in Geſtalt von Pferden, Harzen ꝛc. gegeben hat. Wäre der untreue Gatte ein Stammesgenoſſe, er würde der Blutrache verfallen; der edle Chriſt aber entzieht ſich den Verfolgungen durch Ueberſiedelung in eine andere Gegend oder er ſtellt ſich unter den Schutz der ſpaniſchen Bajonnette.

Digitized by Google

Die deutsche Nordpolar-Expedition nach dem Cumberland-Sunde.

Von H. Abbes.

III.

Okkeituk kehrte mit seiner Frau nebst einem leidlich hübschen jungen Mädchen, die den schönen Namen Avingak, d. i. Maus führte, von Ananatuk zurück und bezog die von seinem Schwiegervater erbaute Schneewohnung. Die Frau sah noch immer bleich und leidend aus. Der Verlust des einzigen Kindes schien sie stark angegriffen zu haben. Sie ist, wie wir in Erfahrung brachten, bereits die zweite Gattin Okkeituk's; die erste hat er den Schwiegereltern zurückgeschickt. Hierzu sind die Eskimos berechtigt, wenn ihre Frauen den Anforderungen nicht entsprechen, welche die Führung des Haushalts, insbesondere die Anfertigung der Kleider, an sie stellt. Um diese Berechtigung dürfte mancher weiße Ehemann die Eskimos beneiden. Anfangs März schien die Kälte noch zunehmen zu wollen. Am 2. Abends gegen 8 Uhr zeigte das Thermometer — 49,4, den niedrigsten überhaupt erreichten Grad. Die folgenden Tage waren etwas gelinder. Am 9. März stieg die Temperatur unerwartet schnell bis auf 3,7° um 5 Uhr Nachmittags. Dabei wehte starker und trockener Nordost. Die angenehme Wärme war höchst willkommen, man konnte doch endlich wieder einige Stunden im Freien zubringen, ohne sich mit Kleidung überladen und dabei noch für Nase und Ohren besorgt sein zu müssen. Das Thauwetter wich allerdings bald wieder der Kälte. Das Monatsmittel des März betrug — 21,3°. Die Wirkung der Sonnenstrahlen auf die Schneefläche machte sich bereits im März bemerklich. Allmählich traten an den steilen Südostabhängen der Berge die dunkleren Farben des Gesteins wieder hervor. Okkeituk's Iglu, der im Innern vollständig bereift war, schmolz auch von außen zusammen und wurde Ende des Monats verlassen, doch war der Schnee in der Ebene noch immer hinreichend hart, um das Material für einen Neubau liefern zu können. Mit dem Frühjahre begann für die Eskimos der Fang der jungen Seehunde, deren weiches weißes Fell besonders zu Strümpfen benutzt wird. Früh morgens fahren die Jäger auf ihren Hundeschlitten hinaus und kehren abends selten ohne Beute nach Hause zurück.

Das Fleisch der Thiere ist weniger thranig als das der alten und wird daher auch von Walfischfängern gegessen. Mit Rosinen gefüllt und gebraten erschien ein solches Exemplar auch einmal auf unserem Tische und wurde von einigen Mitgliedern mit sichtlichem Behagen verzehrt. Am 21. März erhielten wir unerwarteten Besuch. Gegen Mittag zeigte sich im Südosten auf der Eisfläche des Fjordes ein dunkler Punkt, der sich mit großer Geschwindigkeit auf die Station zu bewegte. Allmählich erkannte man eine Anzahl Hunde, die einen Schlitten zogen, auf dem zwei Personen saßen und bald darauf zogen die Hunde mit lautem Gebell, getrieben durch die Peitsche eines Eskimos, den Schlitten die steile Böschung zum Stationsplatze hinauf.

Die Insassen waren abgestiegen. Einer von ihnen kam auf das Wohnhaus zu und begrüßte uns in unserer Muttersprache. Er war ein Altpreuße, aus Gumbinnen gebürtig, Scherden mit Namen und seines Zeichens ein Schmied, der, nachdem er Deutschland durchwandert hatte, nach Amerika gegangen und dort vom Schicksal schließlich auf einen Walfischfänger geführt worden war, auf dem er zur Zeit als erster Steuermann fungirte. Da Mr. Scherden gehört hatte, daß wir Deutsche seien, so war er von Kikkertat, wo sein Kapitän überwinterte, gekommen um die Landsleute in der Einsamkeit zu begrüßen. Die Reise, die er in Begleitung eines Eskimos unternommen, hatte drei Tage beansprucht. Als Landsmann wurde Mr. Scherden natürlich herzlich bewillkommnet und während der zwei Tage seines Aufenthaltes auf das beste bewirthet. Den Einrichtungen der Station, insbesondere des Observatoriums, schenkte er viel Interesse und trotz seiner durch die Reise stark angegriffenen Augen ließ er es sich nicht nehmen, noch am Tage seiner Ankunft auch die Vergstation in Begleitung des Leiters der Expedition zu besichtigen. Nach seiner Erzählung ist unser Freund seit 14 Jahren auf dem Walfischfänger und hat die letzten vier Jahre ununterbrochen im Cumberland-Sunde zugebracht, aber ohne besonders günstigen Erfolg, denn in diesen vier Jahren sind seiner Mannschaft nur zwei große Wale als Beute zu Theil geworden, während noch vor acht Jahren in zwei Monaten deren neun erlegt wurden. Im Sommer pflegt sein Kapitän mit dem Schiffe in den Fjord zu kommen, um Jagd auf weiße Wale zu machen, die hier besonders zahlreich sein sollen. Mit dem Versprechen uns alsdann häufiger zu besuchen, schied Scherden wieder, nachdem ihm vom vorsorglichen Proviantmeister noch einige Flaschen Cognac zur Erquickung auf der Reise mitgegeben waren.

Dieser Besuch war nicht der einzige, den wir erhielten. Am 6. April kam zu aller Freude auch unser alter Bekannter Mr. Hall aus Kikkertat, blieb jedoch nur einen Tag auf der Station. Sein Schlitten wurde von 16 wohlgenährten Hunden gezogen. An der Rückseite war ein Rentiergeweih mit den Enden auf den Kufen befestigt, dessen Zinken zum Anhängen der Jagd- und Proviantsachen dienten.

Auch Mr. Hall klagte über die schlechten Ergebnisse des Walfanges der letzten Jahre, und lobte die früheren Zeiten, besonders das Jahr 1870, in dem er 900 weiße Wale gefangen hat. Der weiße Wal (Beluga catodon) lebt gesellig in Herden von 5 bis 8 Stück. Er erreicht eine Länge von 4 m. Fischbein besitzt er nicht und wird nur des Specks halber gejagt. Eisbären sind auch in diesem Winter, wie überhaupt seit langen Jahren, nicht bis Kikkertak hinaufgekommen; auf einer südlicheren Insel sind dem Schotten jedoch drei Faß Walfischspeck von den Bären zerschlagen und ihres Inhalts beraubt worden. Man hat aber von den Thieren weiter nichts gesehen als ihre Spuren im Schnee. Mr. Scherden sowohl als Mr. Hall erschienen vollständig im Eskimokostüm, da diese Kleidung den besten Schutz gegen die Unbilden des arktischen Winters gewährt. Das Aprilwetter war hauptsächlich gegen das Ende des Monats beständig heiter, bei andauernder

Digitized by Google

Windstille. Die Wirkung der Sonnenstrahlen wurde am Tage manchmal schon recht lästig. Dennoch erreichte das Monatsmittel der Temperatur nur die Höhe von — 15,2°. Das absolute Minimum betrug — 30,6°, das Maximum + 2,2. Das Längerwerden der Tage empfand man besonders bei den Nachtwachen als eine große Annehmlichkeit, da nunmehr die Instrumente bis abends 10 Uhr ohne künstliche Beleuchtung abgelesen werden konnten. Die Fälle von Schneeblindheit mehrten sich sowohl bei den Mitgliedern der Expedition als auch bei den Eingeborenen, von denen eine große Anzahl den Arzt der Expedition konsultirte.

Das animalische Leben wurde im Frühjahre auch etwas lebhafter als im vergangenen Winter, wo uns außer zwei Kolkraben und einer Schneemaus, die der Zimmermann fing, nichts zu Gesicht gekommen war. Zwei weiße Füchse wagten sich bis in die unmittelbare Nähe der Station und wurden erlegt, der eine von Okeituk, der andere von Herrn Ambronn, dem Astronomen der Expedition. In den letzten Tagen des April machten sich auch Wölfe des Nachts durch anhaltendes Heulen bemerkbar. Die 20 Hunde Okeituk's erwiderten dieses mit ebenso gräßlichen Klagentönen, so daß manchmal ein ohrzerreißendes Konzert entstand, welches einen zur Verzweiflung bringen konnte, zumal wenn man schlafen wollte. Gesehen haben wir keinen der Wölfe.

Am 28. April ging Okeituk zum ersten Male in diesem Frühjahre auf die Rentierjagd. Morgens um 7 Uhr fuhr er mit seinem Schlitten nach dem nordwestlichen Ende des Fjords, ließ den Schlitten sammt den Hunden auf dem Eise zurück und ging dann allein, bewaffnet mit einem Mausergewehr, in das Innere des flachen Landes, wo sich nach den Aussagen der Eskimos im Sommer zahlreiche Rentiere aufhalten müssen. Okeituk war auch so glücklich zwei große Thiere zu erspähen und sich unbemerkt an sie heranpürschen zu können. Nachdem ein sicherer Schuß das erste getödtet hatte, blieb das andere erschrocken noch eine Weile mit erhobenem Haupte stehen, augenscheinlich unschlüssig, wohin es seine Flucht richten sollte; doch ehe es noch den Jäger erblickt hatte, wurde es vom zweiten Schusse niedergestreckt. Okeituk war ungemein erfreut über diesen Erfolg, den er hauptsächlich dem Mausergewehr zuschrieb. Seinem Vorderlader wäre wahrscheinlich die zweite Beute entgangen. Die vier hinteren Keulen der Rentiere bildeten in der nächsten Woche eine höchst willkommene Bereicherung unserer Mittagsmahlzeiten. Es war das erste frische Fleisch, das wir seit langer Zeit genossen, und mundete daher besonders gut. Die Felle behielt Okeituk zur Anfertigung von Winterkleidern, die Geweihe hatte er leider zurücklassen müssen, da der Transport des Fleisches und der Felle bis zum Schlitten ihn schon genügend beanspruchte.

Das zweite Schneehaus Okeituk's war kaum einen Monat all geworden, als es Ende April eines schönen Tages theilweise zusammenstürzte. Der Schnee hatte sich mittlerweile erweicht, und durfte er deshalb nicht daran denken einen neuen Iglu zu erbauen. Da die nöthigen Seehundsfelle fehlten um eine Zeltdecke anzufertigen, so mußte unser Freund sich vorläufig mit einem alten Segel behelfen, das ihm von der Expedition geliehen wurde. Er zog von außen die Stangen aus seinem verlassenen alten Zelte, welches die Hunde inzwischen arg verwüstet hatten, und errichtete darauf das neue an einer höher gelegenen Stelle, wo unter dem Einflusse der Sonnenstrahlen die Schneedecke bereits dem grünen Moosteppich gewichen war. Um seine Frau für den Verlust ihres Kindes zu trösten, nahm Okeituk ein etwa dreijähriges Mädchen bei sich auf, für welches er den Eltern zwei alte und einen jungen Hund nebst etwas Tabak als Entschädigung zahlte. Später gesellte er diesem Mädchen noch einen kleinen Knaben bei.

Im Monat Mai wurden von der Station zwei Schlittenreisen unternommen, um die Umgebung, insbesondere den Klingawa-Fjord aufzunehmen. Die erste Expedition, bestehend aus dem Astronomen Ambronn, dem Ingenieur Bocklen, dem Segelmacher Hewicke und dem Eskimo Okeituk, verwandte zehn Tage auf die Erforschung des nordwestlichen Theiles des Fjordes. Der erforderliche Proviant, die Kochapparate, die geodätischen Instrumente, ein Zelt aus Segeltuch nebst den nöthigen Stangen, die Schlafsäcke u. s. w. wurden auf einem Schlitten mitgeführt, den die Hunde des Eskimos zogen. Das Zelt, welches hinreichenden Schutz gegen den Wind gewährte, schlug man des Nachts auf dem Eise auf und troch dann in die pelzgefütterten Schlafsäcke, die vollständig hineinkrochen, jede künstliche Erwärmung überflüssig zu machen, zumal die vier Reisegenossen in dem kleinen Raume dicht bei einander liegen mußten. Den Hunden schien das Reisen am wenigsten zu behagen, denn zweimal brannten des Nachts einige von ihnen durch und kehrten zur Station zurück, trotzdem Okeituk die Vorsicht gebraucht hatte sie anzubinden und je ein Vorderbein durch den Riemen des Geschirres zu stecken, der um ihre Brust ging. Die Leine, welche sie hielt, fraßen die Hunde durch und liefen auf drei Beinen davon. Okeituk hatte dann die Mühe ebenfalls zurückzukommen und sie aufs neue einzufangen, wobei er sie durch einige derbe Fauststreiche über das Ungehörige ihrer Handlungsweise zu belehren suchte.

Das Ziel der zweiten Expedition, an welcher der Leiter der Expedition Dr. Giese, der Mechaniker Seemann, der Zimmermann Weise und Okeituk theilnahmen, war der östliche Theil des Fjordes, bis zu seinem Ausgange in den Cumberland-Sund. Die Expedition ging am 14. Mai fort und brauchte 14 Tage bis zur Rückkehr. Das Wetter war für diese Schlittenreise schon bedeutend ungünstiger als für die vorige im Anfang des Monats. Die Temperatur stieg am Tage immer einige Grade über den Gefrierpunkt, wodurch der Schnee weich und feucht und das Vordringen unmöglich wurde, weil die Hunde und der Schlitten zu tief einsanken. Man zog es daher vor des Nachts zu reisen, dagegen am Tage einige Stunden zu schlafen. Die Nächte waren um diese Zeit schon so hell, daß man um 12 Uhr im Freien auch bei bedecktem Himmel ohne Anstrengung lesen konnte.

Außer den geodätischen Arbeiten machte Dr. Giese unter Assistenz von Seemann täglich Bestimmungen der Intensität, Deklination und Inklination des Erdmagnetismus auf dem Eise zu einer Stunde, die vorher mit den auf der Station Zurückgebliebenen verabredet war, damit diese gleichzeitig die Variationen der genannten Größen, die in den Rechnungen zu berücksichtigen sind, an den Instrumenten der Station beobachten konnten.

Beim Besteigen eines Berges am Ende des Fjordes glaubten Dr. Giese und Seemann im südlichen Theile des Cumberland-Sundes offenes Wasser gesehen zu haben, was auch mit Angaben eines Eingeborenen stimmte, den ich am 22. Mai sprach, und der erzählte, daß die Whaler auf Kiltertal bereits ihre Boote ins Wasser gelassen hätten, um auf den Walfang zu gehen. Am Ende des Fjordes zeigte sich noch keine besondere Veränderung. Der Schnee schmolz zwar mehr und mehr zusammen und bildete an einigen Stellen große Wasserlachen, die jedoch des Nachts, da die Temperatur noch bis — 6° fiel, wieder gefroren.

Digitized by Google

Die Eingeborenen aus Ananatuk besuchten uns im Mai häufiger als sonst und brachten auch zuweilen Rentierfleisch, wofür sie Mehl, Thee, Tabak, Pulver und Blei erhielten. Die Walfischfänger pflegen für eine Rentierkeule das halbe Gewicht derselben in Brot zu geben. Später entwickelte sich zwischen der Station und den Eskimos ein reger Tauschverkehr von ethnographischen Gegenständen, als Waffen, Pelzkleidern u. s. w. gegen Wollzeug, Ketten, Messer und Tabak.

Wie alle uncivilisirten Völker, so haben auch die Eskimos eine große Vorliebe für die Kleidung der Weißen und fühlen sich in ihrem Selbstbewußtsein ungemein gehoben, wenn sie statt ihres hübschen und praktischen Jackets den alten Rock eines Europäers anziehen können, in dem sie sich dann bei der ersten Gelegenheit eine tüchtige Erkältung zuziehen. Die Frauen tragen über ihren Beinkleidern gern einen Rock von Kattun, über den hinten der lange Schurz des Jacketts herabhängt, was der ganzen Figur ein wunderliches Aussehen verleiht. Von einigen der Eskimos erhielten wir sauber gearbeitete Modelle ihrer Kayaks und Umiaks nebst den zugehörigen Waffen in Miniatur. Die einzelnen Rippen und Langhölzer dieser Modelle werden äußerst geschickt durch Lederriemchen mit einander verbunden. Außerdem schnitzten sie kleine Puppen aus Holz, zuweilen mit Arm- und Beingelenken, die von den Frauen mit Pelzkleidung versehen wurden und als Insassen für die Boote bestimmt waren. Aus Walroßzahn und Rentiergeweih verstehen die Eskimos allerlei Thierfiguren, wie Hunde, Robben, Enten, Walfische u. s. w. in einer Vollendung nachzubilden, die unser Erstaunen hervorrief. Die zahlreichen Stücke, die ich von diesen Sachen gesammelt und mitgebracht habe, übertreffen in ihrer Ausführung die ähnlichen Kunsterzeugnisse, welche Prof. von Nordenskiöld bei den Tschuktschen gefunden hat. Freilich bleiben sie noch zurück hinter verschiedenen Schnitzereien der Labrador-Eskimos, welche ich Gelegenheit hatte bei Dr. Koch zu sehen und die den besten chinesischen Elfenbeinarbeiten gleichzustellen sind.

Die Eskimos benutzen zur Anfertigung solcher Gegenstände allerdings längst die eisernen Werkzeuge der Weißen und wissen mit Meißel und Feile sehr wohl umzugehen. Doch muß man nicht glauben, daß diese eigenartige Industrie erst durch die Weißen hervorgerufen ist, denn schon David fand auf seiner ersten Reise in den Cumberland-Sund im Jahre 1585 auf einer Insel, deren Bewohner gerade abwesend waren, außer einem Schlitten, der aus Fischbein, kannenen und eichenen Brettern zusammengesetzt war, auch allerlei geschnitzte Bilder und das Modell eines Bootes.

Das anhaltend schöne und warme Wetter des Monats Mai, dessen mittlere Temperatur nur noch — 0,8° betrug, hatte den Schnee an den den Sonnenstrahlen zugänglichen Orten vollständig vertrieben. Begünstigt wurde das Schwinden der Schneedecke besonders durch die außerordentlich trockene Luft — das Haarhygrometer zeigte an manchem Tage nur 48 Proc. Feuchtigkeitsgehalt. Ueberraschend schnell entwickelte sich jetzt die Flora, von deren Reichthum man sich in der Regel keine Vorstellung macht. Wo nur kurze Zeit es der Sonnenwärme gelingt, den Eis- und Schneeüberzug des Felsenbodens aufzuthauen, in erster Linie also an den Südabhängen der Berge, findet man mindestens Flechten und zwar an allen bis jetzt besuchten Punkten der Polarzegenden.

Bekanntlich hat die neuere Forschung in den Flechten botanische Doppelwesen erkannt, die aus einer Pilz- und einer Algenspecies bestehen, bei welchen die Alge die physiologischen Funktionen der Ernährung übernimmt, der Pilz vorwiegend das die Form der Flechte bestimmende Element abgiebt. Wir können also diese Lichenenflora als eine Flora von Laubalgen und auf ihnen schmarotzenden Pilzen bezeichnen. Es fanden sich von den Flechten die verschiedensten Arten vor, unter welchen hier an das isländische Moos, die Rentierflechte und die scharlachrothe Köpfe tragende Cladonia coralifera erinnert werden soll.

Der zunächst durch physikalische Einflüsse, besonders Temperaturwechsel, verwitternde Felsboden geht durch die unmerkliche aber stetige Zersetzungsarbeit der beschriebenen, aus Flechten bestehenden Pflanzendecke in seiner Dekomposition immer weiter und so entsteht im Laufe der Jahre eine dünne Schicht lockerer Erde. Wo eine solche sich bilden konnte, d. h. nicht wieder abgeschwemmt wurde, entwickelt sich sofort eine reichere Flora, Laubmoose, Binsenarten, darunter das Wollgras und mehrere zu den Vaccineen (Heidelbeerarten) und Ericaceen (Haidekräuter) gehörige Species. Die letztere beiden Familien die ersten Repräsentanten der höheren Phanerogamen der arktischen Flora darstellen, so geben sie auch die ersten Daten für den arktischen Blüthenkalender, indem sie schon Ende April an den Südabhängen den Wanderer durch ihre Blüthen erfreuen. Ihnen gesellt sich fast überall der einzige Repräsentant eines Strauches, die in mehreren Fuß langen Stämmen auf dem Boden hinkriechende, sich jedoch nur ein paar Zoll erhebende Polarweide zu, welche ebenfalls zu den aus frühesten blühenden Pflanzen gehört, da die Knospen ihrer Kätzchen in sehr günstigen Lagen schon Ende März erkennbar sind.

Für weitaus den größten Theil des Landes machen nun die oben genannten Pflanzenordnungen und Gattungen, denen wir für den moorigen Boden der kleinen Südwasserseen noch das gewöhnliche Torfmoos zuzählen müssen, die gesammte Flora aus. Namentlich etwas entfernt von der Küste kann man meilenweit wandern, ohne eine andere Pflanze als die genannten anzutreffen.

Anders an gewissen bevorzugten Plätzen. Die Süd- und Südostabhänge der felsigen Küste beginnen schon im März schnee- und eisfrei zu werden. Während an einzelnen Nord- und Nordwestabhängen der Gebirge im Jahre 1883 der Schnee überhaupt nicht vollständig verschwand, riefelte an jenen seit Mitte Mai eine Anzahl kleiner Bäche in Furchen, die sich das Wasser in den harten Granit eingenagt hat, zum Thale nieder. Diese Bächlein werden, je mehr die Masse des schmelzenden Schnees abnimmt, desto wasserärmer. Eine Anzahl von ihnen verschwindet bald ganz; nur diejenigen, welche Abflußtümpfe der hoch gelegenen kleinen Bergseen darstellen, dauern auch während der eigentlichen Sommerzeit aus. An den Rändern und in der Umgebung dieser Süßwasserbäche, noch mehr im Bette der im Frühjahre auftretenden und etwa im Juli verschwindenden kleinen Wasserläufe, tritt nun später als die oben erwähnte, nämlich eine Mitte Juni sich bemerkbar machende Flora — die eigentliche arktische Blumenflora — auf, wenn wir unter Blumen solche phanerogame Blüthen verstehen, welche durch ihre Größe und Farbe das Vegetationsbild der Landschaft beeinflussen. Weiß ist zwar hier auch die vorherrschende Farbe; es hebt sich vom dunkeln Felsgrunde oder dem schmutzig gelbgrauen Flechtenüberzug, beziehungsweise dem grünlichbraunen Teppich der Vaccineen- und Ericaceensträuchlein deutlich genug ab. Wir haben hier besonders Repräsentanten der Steinbrecharten, der Stellarien und andere mehr vor uns. Dazwischen zeigen sich grell schwefelgelbe Beete, die von weitem einander vollständig gleich sehen, aber aus Vertretern zweier verschiede-

Digitized by Google

nen Gattungen bestehen. Eine Ranunkelart, die auch in den Polargegenden der Butterfarbe ihrer Blüthen, welche den verschiedensten Species in unseren Gegenden einen und denselben Volksnamen zugezogen hat, treu bleibt, sowie eine zierliche Mohnblüthe, die auf einem dünnen blätterlosen Stiele sitzt (Papaver nudicaule), sind es, welche jene gelben Blumenbeete bilden. Zählen wir noch die purpurvioletten, großen, weithin auffallenden Blüthen einer Art Weidenröslein (Epilobium) hinzu, so haben wir zwar den Pflanzenkatalog jener Gegenden noch lange nicht erschöpft, aber doch diejenigen Blüthenpflanzen angeführt, welche gewissen, besonders günstig gelegenen, aber leider an Ausdehnung nur sehr beschränkten Oertlichkeiten charakteristisch sind.

Der neueste centralasiatische Reisende.

Von **H. Vambéry.**

I.

Herr Heinrich Moser auf Charlottenfels bei Schaffhausen verdient von Rechts wegen nicht zu den neuesten, sondern zu den ältesten, d. h. frühesten Reisenden Centralasiens gerechnet zu werden. Es war im Spätjahre 1866, als mein Landsmann Graf M. mich ersuchte, ich möchte seinem in Orenburg weilenden Schwager, einem unternehmungslustigen, für Reisen in fremde Länder begeisterten jungen Manne, ein Empfehlungsschreiben nach Bochara geben. Nach Bochara, dachte ich mir, dort mag die Rekommandation des Erbermichel, der sich glücklich schätzte, mit heiler Haut davon gekommen zu sein, wohl wenig frommen. Doch da man in mich drang, so schrieb ich an Hussein Jschan, den Vorsteher des damals berühmtesten Klosters, wo ich selbst Gastfreundschaft genossen, einige warm gehaltene Zeilen mit der Bemerkung, man möge dieses Briefes sich nur im äußersten Falle bedienen, da, wie ich dem Grafen M. sagte, ich für den Erfolg meines Schreibens nicht einstehen könne. Dieser Brief nun war für Herrn Moser, einen damals kaum zwanzigjährigen Jüngling bestimmt, der in Folge der langjährigen Geschäftsverbindungen seines Vaters mit Rußland in der Hauptstadt an der Newa keineswegs zu den Fremdlingen zählte und nun, von dem Rufe der neuen Eroberungen im Süden angelockt, einer der ersten Europäer sein wollte, die auf dem jungfräulichen Boden Innerasiens ihr Glück versuchten. Eine Reise in das damalige russische Turkestan gehörte noch nicht zu den sichersten Unternehmungen. Die Scharte der russischen Waffen bei Jrdschar war allerdings schon ausgewetzt, die Tollkühnheit Tschernajew's hatte der besonnenen Politik Romanowski's und Kaufmann's Platz gemacht. Man brütete in Tachkend über neuen Eroberungen, die man vor den Augen Europas, namentlich aber Englands, sorgfältig verhüllen wollte. Und unter solchen Umständen ist es leicht erklärlich, daß General Krishanowski dem thatendurstigen jungen Schweizer, wie gut er auch immer angeschrieben war, den Zutritt in das russische Turkestan kategorisch verweigert hat. Herrn Moser aber scheint dies Verbot, sowie seinen späteren Nachfolger Mac Gahan wenig inkommodirt zu haben. Er unternahm daher das Wagestück — denn für ein solches kann es angesehen werden — auf eigene Faust in Begleitung eines Kirgisen nach Taschkend zu reisen. Als er an den Ufern des Jaxartes auftauchte, wurde er aber wider seine Erwartung von den Russen freundlichst aufgenommen; ja, Herr Moser, von Beruf Soldat, schloß sich als Freiwilliger bald jenem Armeekorps an, das unter Leitung General Kaufmann's 1868 gegen Samarkand vorgedrungen war und diese Stadt dem Emir von Bochara entrissen hatte. Moser war somit der erste Europäer, der mit den Siegern in die alte Residenz Timur's eingedrungen war. Seine diesbezüglichen Erlebnisse müssen von besonderem Interesse sein und wir erwarten auch von ihm, daß er dieselben, schon des geschichtlichen Momentes halber, der Welt nicht vorenthalten wird. Er war Augenzeuge, als die Russen des berühmten kufischen geschriebenen Koranexemplares von kolossaler Dimension sich bemächtigten, eines Korans, der aus der Zeit der ersten Chalifen herstammt und heute als Kleinod in St. Petersburg aufbewahrt wird; ja ein Kleinod, dessen Rückgabe der Fürst von Bochara gelegentlich der Czarenkrönung durch seinen Sohn sich erbitten ließ, welche Bitte natürlich nicht gewährt wurde. Herr Moser drang ins Grabmal Timur's gerade im Momente ein, als russische Soldaten den aus Nephrit bestehenden berühmten Grabstein zertrümmern wollten, welch herostratisches Werk er theilweise verhinderte; einige Bruchstücke von diesem merkwürdigen Steine sind abgelöst später nach Europa gekommen und der glückliche Zufall hat es gewollt, daß ein Stück, von Freundeshand verehrt, mir zugekommen ist. Allerdings ein sonderbarer Zufall! Vier Jahre noch vorher hatte ich, umgeben von meinen Pilgergefährten vor diesem Steine mehrere Stunden betend und singend zugebracht. Ich konnte nur mit tausendfachen Gefahren zu ihm gelangen und einige Jahre später hat der in Stein mich selbst in Pelz aufgesucht und bildet selbstverständlich eine der werthvollsten Reliquien meiner centralasiatischen Erinnerungen.

Nachdem Herr Moser an den mannigfachen Abenteuern dieses merkwürdigen Zuges sich gestättigt, dachte er auch mit Recht, sein Unternehmen von der praktischen Seite zu verwerthen und durch Einführung der bocharischen Seidenkultur in Europa unserer Jndustrie zu dienen. Doch die russischen Amtswege sind dunkel und, als der unternehmende Schweizer auf dem Punkte stand, sein unter riesigen Schwierigkeiten begonnenes Unternehmen heranreifen zu sehen, griff plötzlich die russische Behörde ein, und nach Verlust von bedeutenden Summen enttäuscht und erbittert, kehrte er Ende der sechziger Jahre wieder nach Europa zurück, seit entschlossen, Mittelasien und Rußland nie mehr zu besuchen. Doch wer einmal das freie, an bunten Abenteuern reiche Leben im Jnneren Asiens gekostet, dem fällt es überaus schwer, in den durchaus prosaischen Rahmen unseres europäischen Alltagslebens sich hineinzugewöhnen. Herrn Moser hatte überdies seine während der ersten centralasiatischen Reise unerfüllt gebliebene Sehnsucht, nämlich von Orenburg aus durch Centralasien nach Jndien vorzudringen, zu neuen

Digitized by Google

Thaten angespornt und nun diesen Lieblingsgedanken auszuführen, brach er 1882 das zweite Mal auf. Dieser Zug von Orenburg nach Peschawer hat merkwürdigerweise trotz der völligen Eröffnung Turkestans bis heute noch nicht seinen Mann gefunden und nur in umgekehrter Richtung können wir die Reise des Dr. Honigberger verzeichnen, der als ehemaliger Leibarzt Ranbschid Singh's über Kabul und Bechara 1834 nach Rußland und Europa gereist war. Den Ueberlandweg von Indien nach Rußland haben in einer westlicheren Richtung, nämlich über Chiwa und das Kaspische Meer, auch die englischen Officiere Abbot und Richmond Shakespeare gemacht, während nach Osten hin, nämlich von St. Petersburg nach Calcutta der Ueberlandweg nur einem einzigen Reisenden geglückt ist. Es ist dies der in geographischen Kreisen wenig bekannte Ungar Berzenczey, ein merkwürdiger Kauz und Tollkopf sondergleichen, ein Mann, der ohne jegliche Vorbereitung und Kenntniß der Sachlage, um die Wege des magyarischen Volkes aufzusuchen, ins Innere Asiens sich begeben hatte. Des Türkischen nur halbwegs mächtig, reiste er von St. Petersburg über Wjernoi bis an die Grenze der damaligen Besitzungen Jakub Kuschbegi's, wo er wahrscheinlich von Räubern überfallen und von einer ostturkestanischen Grenzwache arg zugerichtet aufgefunden wurde. Mit gebrochenen Händen und Füßen und eingeschlagenem Kopfe soll der Mann schon zwei Tage in einem Graben gelegen haben. Die tatarischen Soldaten hoben ihn auf und so lange der verstümmelte Fremgi in Kaschgar an. Glücklicherweise traf eben zur selben Zeit die Gesandtschaft des Herrn Forsyth aus Indien an. Die Engländer nahmen sich selbstverständlich des verlassenen Europäers an und brachten ihn auf ihrem Rückwege nach Calcutta, von wo er an Geist, nicht aber an Körper gebrochen, nach Ungarn zurück kam. Er starb bald darauf im Irrenhause. Den letzten Versuch zu einem Ueberlandweg hat, soweit wir wissen, der russische geheime Agent Paschino 1873 gemacht, wurde jedoch in seinem Vorhaben von den englischen Behörden im Pendschab verhindert und mußte unverrichteter Dinge umkehren.

Das Bemühen des Herrn Moser, diesen Plan nun einmal auszuführen, war daher vollauf berechtigt und seine Hoffnung auf Erfolg war diesmal um so mehr begründet, da er zur selben Zeit, nämlich 1882, mit seinem alten Freunde und Bekannten General Tschernajew, der eben damals zum Gouverneur von Turkestan ernannt worden war, in St. Petersburg zusammentraf, ja von demselben aufgefordert die Reise nach Taschkend mit ihm zusammen machen konnte. Die Fahrt durch die Steppe war diesmal ein Festzug; der Empfang des neuen Generalgouverneurs im Centralsitze der russischen Verwaltung ein überaus prachtvoller, denn Tschernajew, den die Mittelasiaten Schir-nasch (d. h. der Löwenrepräsentant) nennen, ist seiner Leutseligkeit wegen unter Sarten, Tobschiken und Dzebegen eine beliebte Persönlichkeit. Herr Moser ist voll des Lobes für den Eroberer Turkestans, der, was die Energie und den Biedersinn anbelangt, in der That hoch über seinen Vorgänger, General Kaufmann, gestellt zu werden verdient. Dieser russische General hätte den schrecklichen Augiasstall russischer Verwaltung am Jaxartes wohl auch zu reinigen vermocht, doch administrative Maßregeln dünkten ihm nur eine Nebensache. Dem panslavistischen Heißsporne lagen hochfliegende Zukunftspläne mehr am Herzen. Er begann sein Lieblingsspiel der Intriguen gegen England, verrieth bald dieselben unter dem Einflusse des Champagners in seinen Toasten und mußte, wie bekannt, nach kurzer Herrschaft wieder das Land verlassen. Warum er unserem Reisenden, seinem Günstlinge, den direkten Zug durch Afghanistan nach Indien verweigert hatte, ist uns nicht ganz einleuchtend, da ein Empfehlungsschreiben an Abdurrahman Khan, mit dem Tschernajew auf gutem Fuße stand, den Zug über den Hindukusch und den Chaiberpaß leicht ermöglicht hätte. Herr Moser sah sich daher gezwungen, nach 14tägigem Aufenthalte in Taschkend die Reise nach Indien auf einem Umwege, d. h. über Bochara, Chiwa und Merw auf eigene Faust zu versuchen, was ihm nun so leichter schien, da er von Tschernajew die Erlaubniß erhalten hatte, den eben damals in außerordentlicher Mission nach Bochara sich begebenden Prinzen Wittgenstein begleiten zu dürfen. Letzterer hatte, wie es sich nun nachträglich herausstellt, vom Emir Muzaffareddin die Erlaubniß zu einer russischen Telegraphenlinie über Bochara und Tschiharschui nach Merw zu erwirken, wozu der Emir aber damals, d. h. vor zwei Jahren, seine Einwilligung noch nicht gab. „Verlange von mir alles, was in meiner Macht steht", sagte der Emir, „nur nicht solche Neuerungen, die an den Aberglauben und die Vorurtheile meiner Unterthanen anstoßen." Die Opposition gegen den elektrischen Draht schien damals im edlen Bochara noch überaus groß gewesen zu sein; doch die Furcht vor dem Czarew, dem weißen Padischah an der Newa, scheint noch größer zu sein; denn was Tschernajew mißlungen ist, hat General Rosenbach glücklich der Vollführung entgegengebracht, und in der allernewesten Zeit geht die telegraphische Kommunikation von Samarkand über Bochara, Karakül und Tschiharschui nach Merw hin, um von da über Aschkabad, Michailowsk und Baku mit der kaukasischen Linie sich zu verbinden.

Die abschlägige Antwort, die der Emir damals dem Prinzen Wittgenstein gegeben, hatte selbstverständlich auf den ceremoniellen Empfang, auf den Austausch reicher Geschenke und Freundschaftsbezeugungen keinen Einfluß. Man ist sich in dieser Beziehung in Bochara trotz des immer mehr und mehr zunehmenden Kulturreinflusses der benachbarten russischen Welt immer treu geblieben. Die europäischen Gäste — denn außer Herrn Moser nahm an der Mission auch der französische Militär-Bevollmächtigte in St. Petersburg Antheil — wurden von der endlosen Reihe der Defturchane (Gastmähler) und Chalate (Ehrenkleider) förmlich erdrückt; auch Ordensverleihungen seitens des Emirs hatten stattgefunden, denn Muzaffareddin, den ich seiner Zeit als den Grundpfeiler moslemischer Religionsreinheit gekannt, hat sich auch hierin dem christlichen Westen genähert, indem er einen Orden gegründet, welcher den Namen Nischani dares Saltanat Bocharai scherif, d. h. der Orden oder das Andenken an die Residenz des edlen Bocharas führt. Das Exemplar, das ich gesehen, stellt eine große achteckige Platte mit ziemlich primitiver Verzierung und grotesker Färbung dar; nur, scheint mir, hat sich dabei ein kleiner chronologischer Fehler eingeschlichen; denn die mohammedanische Jahresrechnung, welche überhaupt des Sternes sich befindet, will uns einreden, daß der Orden noch vor der Ankunft der Russen gegründet worden sei, was mir keineswegs einleuchten kann. Das Ehrenzeichen selbst ist aus gutem und massivem Golde angefertigt, hat also mehr reellen Werth als der Sonnen- und Löwenorden der persischen Majestät, welcher bekanntermaßen stark vergoldet, aber aus sehr zweifelhaften Mineralien zusammengesetzt ist. Ob meine guten Bocharioten nun das Knopflochfieber schon bekommen haben, ist mir nicht bekannt. In Europa ist, so weit ich weiß, mit diesem Embleme nur Herr Moser geziert, und unsere Ordensjäger sollten schon der Kuriosität halber dieser Rarität nachsehen. Aber auch bezüglich der Person des Emirs selbst erfahren wir durch Herrn Moser so manche interessante Neuigkeiten. Emir

Digitized by Google

Muzaffareddin, heute, wenn ich nicht irre, 62 Jahre alt, ist körperlich sehr gebrochen und herabgekommen: sein grell gefärbter Bart und Augenbranen stechen von der fahlen, kränklichen Gesichtsfarbe ab und sind ganz in Uebereinstimmung mit seiner bizarren, man könnte sagen theatralischen Kleidung. An Stelle des sinnlosen Gewandes ist eine Art Uniform in ziegelrother Sammtseide getreten, welche, mit breiten russischen Bändern besetzt, ihn bis zum Knie reicht. Auf den Schultern dieses kurzen Schlafrockes sitzen zwei große Epauletten, auf der Brust, richtiger auf dem Magen, trägt er seinen eigenen Orden, rechts und links die russischen Dekorationen des St. Stanislaus- und St. Andreasordens. Ueberdies hängt ihm vom Halse noch ein anderes Muster bocharischen Ordens herab, in dessen Mitte sich ein Diamant in der Größe eines Taubeneies befindet; um kein Plätzchen seiner Brustbekleidung unbedeckt zu lassen, hat der Emir ein halbes Dutzend Exemplare seiner eigenen Auszeichnung sich angeheftet, über deren Bedeutung, wie man sieht, er noch ganz im Unklaren ist. Was die Politik dieses Fürsten anbelangt, so hat er bekanntermaßen, den Verhältnissen Rechnung tragend, sich den Russen mit ganzer Seele angeschlossen. Sein ältester Sohn, der gegen ihn revoltirte und heute als englischer Schützling in Indien lebt, ist ganz vergessen und zu dessen Stelle ist als Thronfolger sein zweitältester Sohn Töre-Dschan, ungefähr 24 Jahre alt, getreten. Dieser, sowie der dritte Sohn, der in St. Petersburg erzogen wird, sind schon der russischen Sprache einigermaßen mächtig, und russisch ist selbstverständlich die Losung des Tages, russisch auch die Organisirung der Armee, die, nebenbei gesagt, alle erdenklichen Monturen der Welt trägt und nach der Aussage des Herrn Moser, der hier als Fachmann spricht, keine besonderen Fortschritte gemacht hat. In administrativer Beziehung ist Bochara, wie vorher, streng mittelasiatisch geblieben, alles geht hier noch seinen alten Weg, daher auch die wirthschaftlichen Verhältnisse des Landes wenig Veränderung erfahren. Der Wohlstand ist hier ein viel größerer als im eigentlichen russischen Turkestan; in den Augen der Mittelasiaten ist das Centrum an Zerefschan noch immer das Nonplusultra weltlicher und religiöser Vollkommenheit, und hier hat die russische Administration nicht jenen Krebsschaden hervorrufen können, wie unter den Kirgisen im nördlichen Steppengebiete, wo durch Abschaffung der alten Sultane und durch Einführung des Amtes der Wolosten die Nomaden einer gänzlichen Verarmung mit Riesenschritten entgegengehen. Dies ist übrigens das Los sämmtlicher von der asiatischen Kultur in die Hände russischer übergegangenen Nomaden und Halbnomaden. Es macht sich auch in Taschkend und in Samarkand fühlbar und der Wohlstand Bocharas wird nur so lange als seine heutige, allerdings nur nominelle Selbstständigkeit dauern.

Um zu der Reise des Herrn Heinrich Moser zurückzukehren, wollen wir hervorheben, daß seine Angaben sowohl über das politische und sociale Leben als auch über den Handel und die Industrie, soweit dieselben in den Aufsätzen des „Journal de Genève", wo er seine Reiseeindrücke auszugsweise veröffentlicht hat, vorliegen, und in jeder Beziehung werthvoll erscheinen. Erstens war Herr Moser kein Neuling auf diesem Felde und die angestellten Vergleiche zwischen Bochara 1868 und Bochara 1883 sind von besonderem Interesse. Zweitens zeichnen seine Nachrichten sich durch Aktualität aus, indem sie wie seine Schilderungen das allerneueste Bild der dortigen Zustände kennen lehren. Drittens war die hohe officielle Empfehlung, die er mitgebracht, am meisten geeignet, ihm Einsicht in solche Zustände zu verschaffen, die von seinen jüngsten Vorgängern nur oberflächlich berührt oder gar nicht gekannt wurden. Mit einem Worte, wir erwarten mit lebhaftem Interesse das Buch, welches der Schweizer Reisende zunächst zu veröffentlichen gedenkt, dies um so mehr, da es ihm gelungen, einige hundert photographische Aufnahmen mitzubringen, mit welchen er seinen Reisebericht zu illustriren beabsichtigt.

Nachdem Herr Moser die Gastfreundschaft des Emirs von Bochara reichlich genossen, verließ er am 6. November vergangenen Jahres die Stadt au Zerefschan, um seine Route über Tschihardschui nach Chiwa fortzusetzen. Obwohl er mit Empfehlungen an Töre-Dschan, den präsumtiven Thronerben Bocharas, der heute als Gouverneur in Tschihardschui sich aufhält, versehen war, war es ihm doch nicht leicht von seinen europäischen Gefährten sich zu trennen und nun ganz allein inmitten eines rauhen Winters die Reise fortzusetzen. Die Soldatennatur unseres Reisenden hatte natürlich über manche Unannehmlichkeiten und Beschwerden sich hinweggesetzen und abgesehen von der kargen Konversation mit dem des Russischen kundigen Kirgisen Tursum Bai, den ihm Prinz Wittgenstein als Begleiter mitgegeben, mußte er Tage, ja Wochen lang in Einsamkeit zubringen. Von Tschihardschui ging es nach der Uferstadt Oldschik und von da auf einer dort bereit stehenden Barke flußabwärts nach Petro-Alexandrowsk, eine Route, die von jeher als Hauptkommunikation zwischen den beiden Chanaten gedient und nur durch die zeitweiligen Ueberfälle der räuberischen Tekke-Turkmenen einigermaßen gefährlich war. Letztgenannte Raubritter pflegten nämlich auf Schläuchen schwimmend das abwärts gleitende Fahrzeug anzugreifen, es nach Niedermetzelung der Mannschaft ans Ufer zu ziehen und auszuplündern. Auch unseren Reisenden drohte die Gefahr einer solchen Ueberrumpelung und nur durch die äußerste Vorsicht, indem dem Steuermann beflohlen wurde mitten im Flusse zu halten, das Feuer auf der Barke auszulöschen und die Ruder mit Leinwandlappen zu umwickeln, damit sie kein Geräusch verursachen, gelang es ihm glücklich zu entkommen. Er erreichte Petro-Alexandrowsk und setzte nach einigen Ruhetagen seinen Weg nach Chiwa fort, wo er gegen Ende November eintraf und auf Empfehlung des russischen Kommandanten der früher erwähnten Festung freundlichst aufgenommen wurde.

Mehrehim Khan (eigentlich Mehemed Redim Khan), der Sohn desselben Fürsten, dem ich vor mehr als 20 Jahren meine Aufwartung gemacht, ist ein junger Mann von höchstens 30 Jahren. Zur Zeit meiner Reise in Chiwa war er ein recht munter aussehender, schwarzäugiger und schwarzhaariger Knabe, der im Sommerpalaste von Gendumgian, wo ich ihn gesehen und gesegnet, mich nimmtenlang angestarrt hat. Seit jener Zeit sind gar traurige Stunden über ihn hereingebrochen, denn der unglückliche Einfall, gegen den Willen des weisen Padschah an der Newa sich aufzulehnen, hat ihn die Unabhängigkeit seines Thrones, ja seine ganze Glückseligkeit gekostet. Als General Kaufmann 1873 Chiwa eroberte und den besiegten jungen Fürsten vor sich laden ließ, da ward der Arme todtenbleich, zitterte wie Espenlaub und dachte, daß er nun more patrio durch Henkersknechte ins Jenseits befördert zu seinen Ahnen heimgehen werde. Er hatte sich glücklicherweise getäuscht; das Leben wurde ihm belassen, aber ein trauriges, mühseliges Leben, denn nach Punkt 18 des Friedensvertrages muß er arme Chan von Chiwa 2 200 000 Rubel an den russischen Staatsschatz in harten Münzen bezahlen und zwar 100 000 während der ersten zwei Jahre, 125 000 während der folgenden zwei

Digitized by Google

Jahre, 175 000 in den nächstfolgenden zwei Jahren und dann weiter jährlich 200 000 Rubel, bis die ganze Schuld sammt 5 Proc. Zinsen getilgt ist. Nur wer den armseligen Zustand der Chiwaer Staatsfinanzen kennt, wer da weiß, wie schwer und mühselig jeder Pfennig den halsstarrigen Turkmenen abgepreßt werden muß, die bei Herannäherung des Steuereinnehmers sich flüchten und Schritt für Schritt verfolgt werden müssen, der wird es leicht begreiflich finden, daß Seine Hoheit Medrehim Chan (der Titel Majestät ist ihm seit der russischen Okkupation abhanden getommen) sich keinesfalls in blühenden finanziellen Zuständen befindet. Die Armuth des Fürsten von Chareym macht sich selbst in seiner Haushaltung bemerklich, und als der schweizer Reisende die üblichen Empfangsgeschenke präsentirte, mußte Seine Chiwaische Majestät mit Hinweisung auf die Dürftigkeit seiner Mittel um Entschuldigung bitten, die dargereichten Geschenke nicht in gebührender Weise erwidern zu können. Herr Moser ist übrigens voll des Lobes über die Liebenswürdigkeit und die geistige Begabung Medrehim's. Was erstere anbelangt, stimmen auch andere europäische Reisende damit überein; doch mit Bezug auf letztere dünkt uns die Kritik des Herrn Moser etwas zu wohlwollend. Der junge Chan hat eine viel zu mangelhafte Erziehung genossen und seine Erscheinung in Moskau während der Czarenkrönung hat alles, nur nicht den Eindruck eines geistig begabten Menschen zurückgelassen. Er spielt heute die Rolle eines ganz kläglichen Schattenkönigs, richtiger eines Oberzolleinnehmers des Czaren und hat eine ganz gewaltige Furcht vor dem am rechten Ufer wohnenden russischen Fortkommandanten, der mit ihm auch in einer höchst barschen, ja groben Weise umgehen soll. Der Rahmen der alten chiwaischen Regierung steht daher nur dem Namen nach und der erste Minister, d. h. Diwanbegi, eine Stelle, die heute Met Murad (richtiger Mohammed Murad) einnimmt, hat nichts Anderes zu thun als mit der Einsammlung der zur jährlichen Kriegscontribution nöthigen Summe sich zu befassen. Unser Reisende scheint in den Augen des jungen Fürsten besonderes Wohlgefallen gefunden zu haben, denn man veranstaltete ihm zu Liebe Wettrennen, Widderkämpfe und sonstige Belustigungen; doch als er nach zehntägigem Aufenthalt in Chiwa auf die weite Reise sich begeben wollend, um die nöthige Eskorte ansuchte, mußte er zu seiner Verwunderung hören, daß er dieselbe nur durch Vermittelung des Diwanbegis, nämlich Met Murad's, erhalten könne. Doch Met Murad war wie gewöhnlich von der Residenz abwesend. Er befand sich auf der üblichen Reise der Steuerexekutionen unter den Jomut-Turkmenen, und Herrn Moser blieb nichts Anderes übrig als sich auf die Suche nach diesem ersten Würdenträger des Reiches zu begeben und einen Ritt durch das Chanat von Chiwa zu unternehmen. In der Aufrichtigkeitsabsicht versicherte Medrehim Chan unseren Reisenden aufs neue seiner Gefühle der Freundschaft gegen den Westen, indem er seinen innigsten Wunsch ausdrückte, Europa sobald als nur möglich persönlich besuchen zu wollen, was der gute Mann auch thäte, wenn seine Mittel es erlaubten, richtiger, wenn dies der Regierung des weißen Czaren angenehm wäre.

Sibiriakow's diesjährige Expeditionen nach Sibirien.

Das königlich schwedische Departement des Aeußern hat von dem schwedisch-norwegischen Generalkonsul in Archangel folgendes, in der amtlichen „Post- och Inr. Tidn." vom 13. Oktober d. J. veröffentlichte Schreiben erhalten:

Um einige kürzere Nachrichten zu vervollständigen, welche dann und wann in schwedischen und norwegischen Zeitungen über die von Herrn Sibiriakow nach Sibirien ausgerüsteten Expeditionen zu lesen waren, erlaube ich mir wegen des allgemeinen Interesses der Sache das Nachfolgende mitzutheilen, was mir von dem hiesigen Vertreter Sibiriakow's, Herrn Tscherepanow, dem die Leitung dieser Expeditionen übertragen und der während der beiden letzten Jahre an denselben theilgenommen hat, berichtet worden ist.

Es dürfte bekannt sein, daß Sibiriakow's Dampfschiffe „Nordenskiöld" und „Ob" im vorigen Sommer auf der Reise nach dem Jenisei auf halbem Wege umkehren mußten. Ersteres nahm in der Jugorstraße die Mitglieder einer holländischen wissenschaftlichen Expedition sowie die Besatzung des von dieser gebrauchten und im Karischen Meere während des Winters 1882—1883 verunglückten norwegischen Dampfers „Varna" an Bord und ging dann mit dem havarirten russischen Dampfer „Louise" im Schlepptau nach Tromsö, wo die Ladung magazinirt wurde und das Schiff überwinterte.

„Nordenskiöld" ging alsdann in diesem Jahre in den ersten Tagen des Juli von Tromsö nach dem Jenisei ab und traf auf der Höhe von Swetnoje bei dem Eingange zum Weißen Meere den Dampfer „Ob"; am 12. Juli kamen beide Schiffe bei Novaja-Semlja an. „Nordenskiöld" wurde indessen durch eine Beschädigung der Maschine zur Umkehr gezwungen, ging nach Drontheim und von dort nach derselben Reparatur nach Archangel. Die Abreise von dort, mit Herrn Sibiriakow an Bord, erfolgte am 14. August. Unterwegs wurde das auf einer Insel im Weißen Meere gelegene Kloster Solowetsk besucht. Nach einigen Stunden Aufenthalt daselbst wurde die Reise von dort fortgesetzt; am 20. August traf man bei der Insel Kolgujew wieder den „Ob", der inzwischen auf dem Petschoraflusse eine Reise bis zu der ca. 100 Werst von dessen Mündung belegenen Stadt Kuja gemacht hatte. Dort wurde die hauptsächlich aus Zucker und Tabak bestehende Ladung gelöscht und verschiedene sibirische Waaren wieder eingeladen.

Als „Nordenskiöld" bei Kolgujew ankam, fand man das Fahrwasser zwischen dieser Insel und dem Festlande mit großen Eismengen angefüllt. Nach mehreren vergeblichen Versuchen hindurchzudringen, glückte es schließlich beiden Schiffen, indem sie der Küste des Festlandes folgten, die Jugorstraße zu erreichen; da aber deren Mündung ins Karische Meer dicht voll Eis gepackt war, so mußten in Anbetracht der späten Jahreszeit alle Versuche, die Reise fortzusetzen, aufgegeben werden. Man war deshalb gezwungen, nach dem ungefähr mittwegs zwischen der Jugorstraße und der Petschora belegenen Insel Varandei zurückzukehren, wo die Umladung der an Bord des „Nordenskiöld" befindlichen Waaren erfolgte, welche von „Ob" in Kuja magazinirt worden waren, um dieselben später weiter zu bringen, bis wohin das Fahrwasser es gestatten würde.

Digitized by Google

Alsdann wurden die vom „Ob“ aus Kuja mitgebrachten ca. 1800 Pud sibirische Waaren, bestehend aus Weizenmehl, Leinsamen, Häuten, Schweinsborsten, Viehhaaren, Matten, Thee ꝛc. an Bord des „Nordenskiöld“ gebracht. Diese Waaren waren im vorigen Winter von Tobolsk nach Dranets am Petschoraflusse (700 Werst von dessen Mündung) geschafft worden und von dort auf Barken bis Kuja. Die Transportkosten von Tobolsk bis Kuja haben ca. 1,32 Silberrubel per Pud betragen, nämlich 1,20 Silberrubel für den Land- und 12 Kopeken für den Wassertransport, was aber zu theuer war. Herr Sibiriakow hat deshalb einen Kontrakt wegen Beförderung von 10 000 Pud verschiedener sibirischer Produkte abgeschlossen, welche bereits im Herbst in Barken verladen, von einem Dampfer auf dem Obflusse nach Berefow (63° 56′ nördl. Br.) geschleppt werden sollen; von dort gehen dieselben per Dampfer weiter auf den Flüssen Sigwa und Sosva nach Ljapinsky-Jurti und von hier im kommenden Winter, mit Pferden und Renthieren befördert, nach Oranets. Da die Fracht von Tobolsk nach Ljapinsky auf 75 Silberrubel per Tag festgesetzt ist und die Reise einen Monat dauern dürfte, so würde sich die Fracht auf höchstens 25 Kopeken per Pud belaufen.

Im nächsten Jahre sollen die Waaren auf Barken bis Kuja befördert werden, hier vom „Ob“ aufgenommen und entweder nach Archangel geschafft oder, wenn es „Nordenskiöld“ nicht bis zum Jenisei vorzudringen glückt, auf letzteren Dampfer zur Weiterbeförderung nach Europa umgeladen werden.

Die Entfernung von Ljapinsky bis Oranets beträgt gegen 170 Werst. Der Weg geht durch waldiges Land mit guten Weiden. Die Bergkette des Ural ist in dieser Gegend nicht besonders hoch und von Oranets ist Pferdebeförderung zu bekommen. Die Anlage eines Weges würde auf keine großen Schwierigkeiten stoßen, und da die Entfernung ja auch nicht bedeutend ist, so scheint man hier einen brauchbaren Transportweg gefunden zu haben, der, wenn die begonnene Kanalanlage zur Verbindung der Flüsse Jenisei und Ob nach einigen Jahren fertig sein wird, eine große Bedeutung erlangen dürfte.

Zum Theil unter der Voraussetzung, daß von Obdorsk nach dem Jugorsnase eine Eisenbahn, die auch während längerer Zeit projektirt war, gebaut werden würde, ließ Herr Sibiriakow im vorigen Jahre bei Chabarowa ein Packhaus bauen; da aber das von der Bahn zu passirende Terrain eine Tundra ist, so dürfte wohl das Bahnbauprojekt nicht zur Ausführung kommen.

Vor der Petschoramündung liegt eine Barre mit nur 12 Fuß Wasser, aber der Fluß ist bis Kuja schiffbar. Seegehende Schiffe würden also bis zu diesem Orte kommen können, was auch bereits vor einigen Jahren bei der Verschiffung von Lärchenholz aus dieser Gegend geschehen ist.

Herr Sibiriakow ist nun nach Sibirien zurückgereist; er geht mit dem Dampfer „Ob“ den Petschoraflluß hinauf, soweit das Fahrwasser es zuläßt, dann per Boot weiter bis nach Oranets und von dort auf dem oben beschriebenen Wege nach Tobolsk und weiter nach seinem Wohnorte Irkutsk. Der Dampfer „Ob“ wird wahrscheinlich in der Petschora oder in Archangel überwintern, wenn die begonnenen Untersuchungsarbeiten auf dem genannten Flusse so früh beendet werden, um die Reise nach hier fortsetzen zu können. „Nordenskiöld“, der vor zwei Wochen in Archangel ankam, wird dort überwintern. W. F.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Ueber den glücklichen Fortgang von Prshewalski's Expedition ist folgende vom 20. August datirte Depesche über Kiachta eingegangen: „Die schwierige Aufgabe der Expedition ist mit Erfolg gelöst worden. Während der drei Sommermonate reisten wir 1000 Werst in Nordost-Tibet. Zuerst stiegen wir vom Tsaidam 400 Werst südlich über die Quellen des Hoangho (Gelben Flusses) zu dem Blauen Flusse hinab, den zu überschreiten sich als unmöglich herausstellte, und erforschten dann die großen Seen am Oberlaufe des Gelben Flusses. Einer derselben wurde „Russischer See“, ein anderer „Expeditionssee“ genannt. Ihre Höhe betrug 13 500 Fuß, die Umgebung ist ein Bergplateau von 1000 Fuß Höhe mehr. Längs des Blauen Flusses (Jang-tse-kiang) liegt ein gebirgiges, aber baumloses Alpenland. Das Klima des durchwanderten Gebietes war schrecklich; der ganze Sommer war kalt mit Regen und Schnee; Ende Mai trat scharfer Frost ein, im Juli herrschten Schneestürme wie im Winter, und dabei ist der Betrag der Niederschläge, welche die Südwest-Monsune vom Indischen Oceane herbeiführten, so groß, daß im Sommer das nördliche Tibet fast ganz in einen zusammenhängenden Sumpf verwandelt wird. Wilde Thiere und Fische giebt es in Menge, Vögel und Flora wenig, aber originell.

Am Blauen Flusse und bei den Seen des Gelben Flusses leben die Tanguten. Hier wurden wir zweimal von etwa 300 berittenen Räubern angegriffen; aber die tapfere Haltung meiner mit Berdangewehren bewaffneten Geführten rettete die Expedition. Den ersten Angriff am 25. Juli schlugen wir rasch ab und zerstörten dann das tangutische Lager. Eine Woche später griff uns ein zweiter Haufen aus einem anderen Stamme an. Zwei Stunden lang hielten wir uns an den Ufern des Gelben Flusses die berittenen Räuber durch wiederholte Salven und unseren Gewehren vom Leibe, und als wir dann die Offensive ergriffen, zogen sich die Tanguten hinter die Hügel zurück und begannen ihrerseits Salven abzugeben. Wir hatten das große Glück, sämmtlich heil und gesund davon zu kommen; doch wurden uns zwei Pferde verwundet. Dagegen wurden den Räubern in beiden Gefechten 40 der übrigen getödtet oder verwundet.

Wir gehen nun nach dem westlichen Tsaidam, legen in Gaß ein Depot an und werden während des Winters die dortige Umgegend durchforschen.“

— Zu Wladiwostok in Ost-Sibirien hat sich eine Gesellschaft gebildet zu dem Zwecke, den Amur-Bezirk zu erforschen und später in Wladiwostok ein naturgeschichtliches Museum für dieses Gebiet zu gründen.

— Aus dem reichen Inhalt des vierbändigen Werkes „Reisen in Indien und Hochasien“, welches der bald darauf verstorbene Hermann von Schlagintweit-Sakünlünski 1880 vollendete, und in engem Anschlusse an den Originaltext hat W. Werner unter dem Titel „Das Kaiserreich Oxindien und die angrenzenden Gebirgsländer“ (Jena, H. Costenoble, 1884) einen für weitere Kreise bestimmten illustrirten Auszug verfaßt, der von vielen dankbar auf-

Digitized by Google

genommen werden wird. Da die Reisen der Brüder Schlagintweit fast 30 Jahre zurückliegen, so suchte Werner in zwei kurzen Schlußkapiteln eine Uebersicht der neueren Reisen und Entdeckungen in Hochasien zu geben, die aber unvollständig ausgefallen ist. Der Leser mag sich mehr an die ersten 550 Seiten halten, die ihm des Lehrreichen und Interessanten in Fülle bieten.

— Ueber Chantabun, den flauesischen Hafen an der östlichen Küste des Meerbusens von Siam theilt der amerikanische Konsul zu Bangkok Folgendes in seinem Rapport mit. Die gemischte Bevölkerung, aus Chinesen, Annamiten und Siamesen bestehend, wird auf 30000 geschätzt. Von dort wird Pfeffer im Betrage von 25000 Pikul jährlich exportirt, ebenso Ebelheine, Kardamom und Elfenbein in kleinen Quantitäten. Kaffee wir auf den angrenzenden Hügeln gebaut. In der 20 Meilen landeinwärts gelegenen sich ebenso weit nach Nordwest erstreckenden Alluvialfläche werden Saphire gefunden, die denen von Ceylon nicht nachstehen. Die Franzosen bemühen sich, anscheinend mit Erfolg, um eine Dampferlinie von Bangkok über Chantabun nach Saigon zu Stande zu bringen.

— Im vorigen Jahre sind, soweit Angaben vorliegen, in Niederländisch-Indien 40243 Personen auf gewaltsame Weise ums Leben gekommen, wovon 283 durch den Blitz getroffen, 17 durch Schlangen, 133 durch Krokodile, 140 durch Tiger, 54 durch wilde Schweine und andere Thiere getödtet wurden; 37408 ertranken, 158 wurden ermordet und 1810 kamen durch andere Unglücksfälle um. Von den Ertrunkenen zählte man 12500 in den Lampongs, 2383 in Batavia und 21538 in Bantam; bei weitem die meisten waren Opfer des Ausbruchs von Krakatau.

— In Holländisch-Indien scheint man sich jetzt die Kultur von Guttapercha-Bäumen angelegen sein lassen zu wollen. Der Adjunkt-Direktor des botanischen Gartens zu Buitenzorg hat eine dreimonatliche Reise nach den Padangschen Hochlanden gemacht, um dort Nachforschungen nach den Guttapercha liefernden Pflanzen anzustellen. Er hat etwa 80 junge Pflanzen von da mitgebracht; außerdem hat man zu Buitenzorg aus von Banka erhaltenem Samen eine große Anzahl Pflanzen gezogen. Man war den letzten Berichten nach beschäftigt in den Preanger Regentschaften geeigneten Boden für Anpflanzungen auszusuchen, die man für unbedingt nöthig hält, um die Guttaperchakultur vor gänzlichem Untergang zu behüten.

Australien.

— Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß die Regierung von Queensland damit umgeht, die Einführung der Kanakas von den Südsee-Inseln auf die Zuckerplantagen dieser Kolonie möglichst zu beschränken. Es geschieht dies, um dadurch den vielen dortigen unbeschäftigten Weißen Arbeit und Verdienst zuzuwenden, obwohl es Thatsache ist, daß letztere im Freien eines tropischen Klimas unbeschadet ihrer Gesundheit nicht lange arbeiten können. Nachdem in neuester Zeit bekannt geworden, daß auf Neu-Britannien, Neu-Irland und auf anderen bei Neu-Guinea gelegenen Inseln wieder Menschenraub betrieben worden, hat die Regierung streng untersagt, von dort Eingeborene für den Dienst auf den Zuckerplantagen dieser Kolonie überhaupt anzuwerben. Die Pflanzer erhoben darüber viel Geschrei und warfen der Regierung vor, daß sie die Zuckerindustrie „strangulire“ wolle.

Es standen in Queensland im Jahre 1883/84 (die Agrikulturstatistik in Australien schließt mit dem 31. März des Jahres) 36568 Acres oder 14795 ha unter Zuckerrohr. Dann konnten 24884 Acres oder 10068 ha geschnitten werden und lieferten einen Ertrag von 34237 engl. Tonnen Zucker. Die Kolonie exportirte im Jahre 1883 Zucker im Werthe von 538785 Pfd. St. gegen nur 152188 Pfd. St. im Vorjahre, wo eine Mißernte war. Natürlich reichte dieser Export bei weitem nicht hin, die übrigen Kolonien mit ihrem Bedarf an Zucker zu versorgen, so daß von einer Ausfuhr nach anderen Ländern nicht die Rede sein kann.

Die Zuckerplantagen Australiens gehören eigentlich nur dem Norden von Queensland an. Zwar existiren auch im nördlichen Neu-Süd-Wales, namentlich in dem an Queensland grenzenden Clarence-Distrikte, auf kleineren Farmen Anpflanzungen, welche nur von Weißen betrieben werden, allein das dortige Klima sichert keine guten Ernten. Versuche an der Nordküste des sogenannten Northern Territory unweit Port Darwin haben wenig Erfolg geliefert. Die dortige Delissaville Sugar Plantation Company, welche ein Areal von 10000 Acres oder 4046 ha besitzt, hat zwar schon 20000 Pfd. St. auf ihre Plantage verwendet, aber erst im vorigen Jahre die ersten sieben Tonnen Zucker mäßiger Qualität gewonnen, und die diesjährige Ernte versprecht kaum fünf Tonnen. Die verlautet, soll die Pflanzung eingehen. Zwei andere Versuche wurden von Mr. Owsten am Daly R. und von Mr. Sergison am Adelaide R. gemacht, sind aber wieder eingestellt worden. Weitere Versuche sind nicht des Nennens werth. Im übrigen Australien wird und kann kein Zuckerrohr producirt werden und alle gegentheiligen Angaben sind nicht begründet. Hinsichtlich verhältnißmäßig der Kolonie der Fidschi-Inseln nach Verhältniß ihrer Größe in der Zuckerindustrie viel zu leisten. Im Jahre 1875 exportirte sie die ersten 96 Tonnen Zucker im Werthe von 3418 Pfd. St., im Jahre 1882 aber schon 1731 Tonnen zu 58857 Pfd. St. Zucker bildet dort jetzt, nächst Copra, den bedeutendsten Exportartikel.

Südamerika.

— Die Expedition des Dr. med. Karl von den Steinen, welche sich die Erforschung des Xingu-Gebietes im inneren Brasilien zum Ziel gesetzt hatte (vergl. „Globus“, Bd. 45, S. 280), ist nach einem Telegramme aus Para an der Mündung des Amazonenstromes angelangt. Die letzte Nachricht von ihr datirt vom 20. Juli und kam vom Rio Batovy, einem kleinen, von ihr erst entdeckten und benannten nach Norden strömenden Flusse, auf welchem sie sich einschiffen wollte, obwohl es unentschieden war, ob derselbe zum Rio Manoel und dadurch zum Gebiete des Tapajoz oder zu demjenigen des Xingú gehörte. Hoffentlich ist letzteres der Fall gewesen, denn der Tapajoz ist bereits etwas bekannt, während der Xingú der größte noch unerforschte Nebenfluß des Amazonenstromes war.

Inhalt: Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen. V. (Mit sechs Abbildungen.) — H. Abbes: Die deutsche Nordpolar-Expedition nach dem Cumberland-Sunde. III. — H. Vambéry: Der neueste centralasiatische Reisende. I. — Sibirakow's diesjährige Expeditionen nach Sibirien. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Australien. — Südamerika. (Schluß der Redaktion: 2. November 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen.

VI.

(Die Abbildungen nach Skizzen des Reisenden.)

Nach der Rückkehr von der Insel Samal fand sich eine günstige Gelegenheit den Vulkan Apo zu besteigen, welchen die Bagobos für den Wohnsitz des Tämons Mandarangan ansehen, weshalb die Eingeborenen eine große Scheu vor diesem Berge hegen. Mani, der Datto der mächtigsten Bagobo-Tribus von allen, welche den Fuß jenes Vulkanes bewohnen, hielt es insbesondeee für seine Pflicht, allen Weißen wie Farbigen den Zugang zu dem gigantischen Götterstz zu wehren, um nicht der Rache der erzürnten Gottheit zu verfallen. Da zwei von den Spaniern, in der Absicht den Vulkan zu ersteigen, unternommene Expeditionen gescheitert waren, so gab sich der Datto dem Glauben hin, der Apo wäre ebenso wie sein eigenes kleines Reich den Spaniern unerreichbar. Auf diesen Glauben hin wurde der Datto in seinen Raubzügen immer kühner, bis endlich das Maß seiner Thaten voll war: enes schönen Morgens sah er sich in seiner Residenz von einem spanischen Truppenkorps umzingelt und mußte nun wohl oder übel sich unterwerfen. Mit genügender Intelligenz begabt fügte sich Mani willig in die neue Sachlage und erschien jetzt auch in Davao selbst, um dem neuen mit Montano angelangten Gouverneur Rajal seine Aufwartung zu machen. Dieser beschloß den Eifer des jüngst Unterworfenen zu erproben; so wurde ihm denn angekündigt, daß man den Vulkan besteigen wollte. Der Datto erhob keinen Einwand, ja er erbot sich sogar als Führer zu dienen. Der liebenswürdige Gouverneur lud nun den durch die Abreise seines erkrankten Kollegen Rey vereinsamten Dr. Montano ein, an dieser Expedition theilzunehmen, was natürlich mit lebhaftem Danke acceptirt wurde.

Die Zurüstung währte nicht lange. Um die Höhe des Vulkans möglichst genau bestimmen zu können, erklärte sich der Kommandant der in Davao stationirten Flottendivision Don Enrique de Ramos bereit, täglich sechsmal zu vereinbarten Stunden den Baro-, Thermo- und Hygeometerstand zu Davao zu notiren, während gleichzeitig dasselbe von Montano während seiner Tour gemacht werden sollte. Am 5. Oktober 1880 um 6 Uhr morgens saß die Reisegesellschaft zu Pferde; sie bestand aus dem Gouverneur mit seinen Dienern, dem Jesuitenmissionar P. Mateo Gisbert, einem Infanterielieutenant und drei Spaniern; Montano hatte außerdem seine „Mischachos" oder eingeborene Diener Lorenzo und Marcello mitgenommen. Der Weg führte durch dichte Wälder, in denen einige Ansiedelungen von Guiangas lagen, denen man einen kurzen Besuch abstattete. Dann ging es im Galopp auf dem ebenen sandigen Boden der Küste hin, bis endlich in Binngao Halt gemacht wurde. Hier erwartete eine Abtheilung Soldaten unter der Führung eines europäischen Sergeanten die Expedition, um derselben als Eskorte zu dienen, aber auch der Datto Mani hatte sich bereits mit circa hundert Kriegern seines Stammes eingefunden, welche theils beritten, theils zu Fuß gleichmäßig mit Lanze und Waldmesser bewaffnet waren.

Digitized by Google

Von da an begann der Aufſtieg nach der Rancheria (Niederlaſſung) des Datto Mani; der Weg bot keine beſonderen Schwierigkeiten dar: zuerſt ging es durch einen Wald, hierauf über ſanft gewellte Cogon-Prärien, welche von tiefen Schluchten durchfurcht waren, deren Bette von vulkaniſchem Geſtein ausgefüllt erſchienen. Endlich um 7 Uhr abends erreichte man Sibulan, die Reſidenz Mani's, welche mitten im Walde in einer Höhe von 613 m über dem Seeſpiegel liegt. Dieſe Niederlaſſung beſteht aus einem ſehr großen Hauſe, welches ringsum von einigen kleinen Hütten und entſprechenden Fläſchen Neulands umgeben iſt. Alle dieſe Wohnhäuſer ſtehen hoch über dem Erdboden auf Pfählen von Baumfarnen. Als das größte Weltwunder dieſer Rancheria wird die kleine Schmiede mit ihrem Amboß angeſehen, um deſſen Beſitz der Datto Mani (der ſelbſt ein tüchtiger Schmied iſt) von allen Nachbarſtämmen lebhaft beneidet wird. In dieſer Werkſtätte werden gute Dolche (Kriſſe) und Waldmeſſer erzeugt.

An den oberſten Sproſſen jener leiterartigen Treppe, welche in das Haus des Dattos führt, wurden die Reiſenden von den Frauen und dem mehr als achtzigjährigen Vater des Häuptlings empfangen. Dieſer am Staare erkrankte Greis ließ ſeine jüngſte Gattin, ein vierzehnjähriges Bagobomädchen nicht einen Augenblick von ſeiner Seite. Hier in Sibulan nun wurde das Nachtquartier aufgeſchlagen; zeitig am anderen Morgen ſollte es weitergehen. Als man aber um 6 Uhr früh aufbrechen wollte, zeigten ſich unerwünſchte Schwierigkeiten: ein Theil der Bagobos, welche die Geſellſchaft am Tage vorher von Bimagao nach Sibulan eskortirt hatte, war in der Nacht deſertirt, offenbar in der richtigen Vorahnung, daß ſie ſich an dem

Sibulan, die Reſidenz des Bagobohäuptlings Mani.

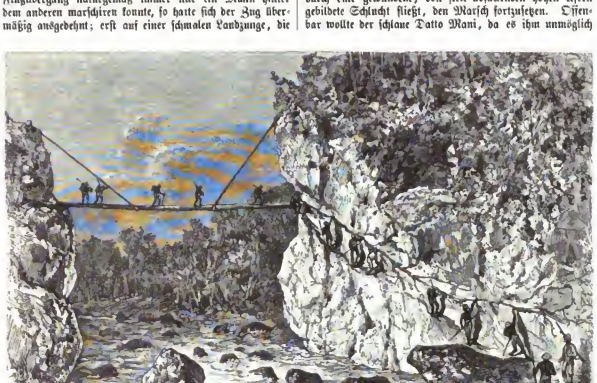
Tragen des für die Expedition nöthigen Mundvorrathes betheiligen müßten, vielleicht auch aus Furcht vor dem Mandagaran. Mani, der öffentlich einen großen Eifer für ſeine Gäſte entwickelte, förderte heimlich die Unluſt der Träger, bis endlich nach langem Verzuge die Sache zu beiderſeitiger Zufriedenheit geregelt wurde. So konnte man erſt um Mittag aufbrechen.

Der Weg führte zunächſt über einen tief eingeſchnittenen Gießbach, eine Paſſage, welche den Pferden viele Anſtrengungen koſtete, dann aber kam man hinab auf eine Ebene, welche mit einem Walde bedeckt war, in welchem die Bäume von Bambuzebüſchen, die ſich bis zu 10 bis 13 m Höhe erhoben, verdrängt wurden. Hier überraſchte die Reiſenden ein heftiger von einem ſtarken Sturm begleiteter Platzregen. Als man den Marſch wieder aufnahm, ſah man ſich an dem Rande einer ſteilen, für Pferde nicht paſſirbaren Schlucht, ſo daß man ſich mit ſchwerem Herzen entſchließen mußte, die edlen Reitthiere, ohne die Hoffnung ſie wiederzuſehen, hier zurückzulaſſen. Ein Theil des Gepäckes, der bisher von den Pferden getragen worden war, mußte nun den mitgenommenen Soldaten der Disciplinar-Kompagnie aufgehalſt werden. Nun kletterte man den ſähen Abhang herab, auf der anderen Seite wieder hinauf, um dann wieder bergab zu wandern, bis man endlich an den Ufern des Rio Tagulaya Halt machte. Dieſer gerade angeſchwollene und verhältnißmäßig breite und tiefe Fluß ſtrömt über gewaltige und zackige Felsblöcke zwiſchen zwei ſteilen Wänden dahin, ſo daß der Uebergang nur durch eine Brücke vermittelt werden kann. Eine ſolche war in der That auch hier vorhanden, ſie beſtand aber in nichts Anderem als einem mächtigen Bambuſtamme, über welchen die barfüßigen Bagobos mit der Gewandtheit geborener Akrobaten hinüberbalancirten, während die Europäer mit größeren Schwierigkeiten beim Paſſiren des ſchwindel-

Digitized by Google

erregenden Steges zu kämpfen hatten. Mit dem Ueberſchreiten dieſer merkwürdigen Brücke war aber noch nicht viel gewonnen; nun galt es längs der ſteilen Felswand zum Flußufer hinabzuſteigen und zwar in der Weiſe, daß man mit der Hand ſich an einer an dem Felſen befeſtigten Liane anklammerte, während die Füße an Bodenvorſprüngen ſich einen Halt ſuchen mußten. Dieſe halsbrecheriſche Kletterpartie war ſehr ermüdend und beſonders für die Soldaten, welche außer ihren Waffen und der herkömmlichen Ausrüſtung noch, wie erwähnt, die Bagage der Reiſenden trugen, ſogar nicht ohne Gefahr. Da bei dem Flußübergang naturgemäß immer nur ein Mann hinter dem anderen marſchiren konnte, ſo hatte ſich der Zug übermäßig ausgedehnt; erſt auf einer ſchmalen Landzunge, die ſich nur wenig über das Niveau des wilden Bergſtromes erhob, kam die Geſellſchaft allmählich wieder zuſammen; hier entſchloß man ſich das Nachtlager aufzuſchlagen. Das Landſchaftsbild, belebt von Calaos (Hornvögeln) und Wildtauben, war reizend. Trotz dem Heulen des Waſſers des Tagulaya brachten die Reiſenden die Nacht verhältnißmäßig gut zu; ſelbſt einige heftige Regengüſſe vermochten nicht ihren Schlaf erheblich zu ſtören.

Am anderen Morgen (7. Oktober) brach man zeitig morgens auf. Der Weg am Ufer verſchwand und man ſah ſich genöthigt, im Bette des reißenden Fluſſes, der hier durch eine gewundene, von ſteil abfallenden hohen Ufern gebildete Schlucht fließt, den Marſch fortzuſetzen. Offenbar wollte der ſchlaue Datto Mani, da es ihm unmöglich



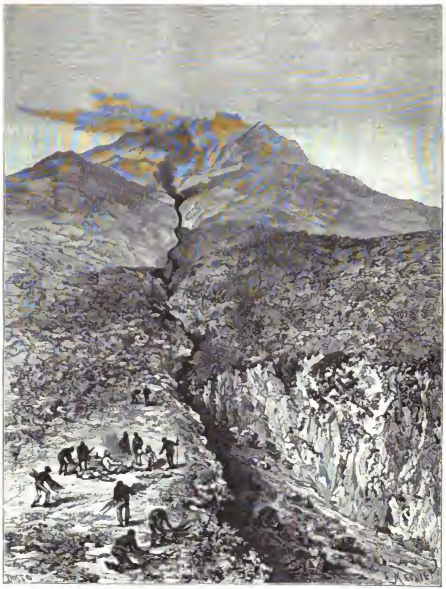
Bambusbrücke über den Rio Tagulaya.

war, dem Gouverneur die Führung abzuſchlagen, der Geſellſchaft die Reiſe ſo ſehr als möglich erſchweren, um ſie entweder zur Rückkehr zu bewegen oder wenigſtens allen Nachahmern die Luſt an Apó-Beſteigungen zu verleiden. Fünf entſetzliche Stunden wateten die Reiſenden in dem ſcheinbar eiskalten Waſſer, das ihnen mitunter bis an die Schultern reichte. Mit Mühe kämpfte man gegen den Anprall der ſchäumenden Wogen an, während der Fuß auf dem glatten Geſtein nur mit Anſtrengung einen Halt fand. Bei alledem feſſelte die landſchaftliche Schönheit der durchwanderten Strecke die Aufmerkſamkeit der Europäer und entſchädigte ſo für die erlittenen Beſchwerden und Mühſeligkeiten. Beide Ufer ſteigen ſenkrecht bis zu einer Höhe von 50 bis 100 m empor; ſie beſtehen aus einem dunkelfarbigen Geſtein, über welches Waſſerfälle herunterſtürzen oder Lianen und Orchideen einen bunten Vorhang ziehen, der bis zum Waſſerſpiegel reicht und halb und halb jene eigenthümlichen und großen Höhlen dem Auge des Beſchauers entzieht, welche mit Gerölle ausgefüllt, in den Uferwänden des Tagulaya ſich nicht ſelten vorfinden. An manchen Stellen war der Himmel ſelbſt durch die reiche Vegetation der Ufer verdeckt, ſo daß die Sonne nur durch die Blätterlücken der hochſtämmigen Farnkräuter und Amentaceen ſichtbar wurde. Denkt man ſich dies reizende Bild von den braunen, bis auf die grellfarbigen Hoſen nackten Geſtalten der Bagobos belebt, welche mit der Lanze in der Hand von Block zu Block ſich durch das ſchäumende Waſſer vorwärts bewegten, ſo wird man es

Digitized by Google

begreiflich finden, daß Montano verſichert, daß ihm der Anblick jener Landſchaft (freilich aber auch die ausgeſtandene Mühe) ewig unvergeßlich bleiben wird.

Endlich kam der Augenblick, wo man den Tagulaya verließ; man kletterte nun einen ſteilen Abhang, wo ſtellenweiſe Andeſit zu Tage trat, hinan und erreichte ſo todmüde mittags einige Hütten, die inmitten von mit Mais bepflanzten Feldern lagen. Es war dies die Rancheria Tagaybaya, welche dem Datto Bitil, einem Bundesgenoſſen Mani's, gehörte. Dieſe Bagobos hatten noch keine Europäer geſehen; doch ſchwand ihr anfängliches Mißtrauen bald und ſie brachten ſo viel Lebensmittel, als ſie ſelbſt überflüſſig hatten, zum Verkaufe dar. Da alle Mitglieder der Reiſegeſellſchaft ſehr erſchöpft waren, ſo blieb man in Tagaybaya über Nacht. Den folgenden Tag konnte die Expedition die Rancheria noch nicht verlaſſen,



Der Vulkan Apó, aufgenommen in der Seehöhe von 2000 m.

denn es war einer von den Reiſenden von einem heftigen Fieberanfalle erfaßt worden. Die Situation wurde jetzt kritiſch: die Bagobos von Tagaybaya kannten der vielköpfigen Expedition nicht viel bieten; dieſe aber hatte, um nicht die Leute zu ſtark zu belaſten, nur wenig Mundvorrath mitgenommen; es galt demnach ſobald als möglich den Apó zu erſteigen. Eine Folge dieſer Erwägungen war, daß man ſich entſchloß, den Erkrankten in der Rancheria zurückzulaſſen; bei ihm blieben die zwei am meiſten ermüdeten Soldaten und einer ſeiner Freunde mit einer Doſis Chinin zurück.

Am 9. Oktober bewegte ſich der Zug gegen den Monte Pupuc, einen plateauartigen Vorberg des Apó (789 bis 1080 m hoch), der mit rothblühenden Lianen (Melaſtomeen), Bejuco (Rotang) und niederem Strauchwerke bedeckt war. Hier ſchon wies der Erdboden eine höhere Temperatur auf, während die Luft etwas nach Schwefel roch. Hier am Nordabhange des Pupuc überſchritten

Digitized by Google

die Reisenden einen der Quellflüsse des Taguiana. Die Vegetation bot jetzt einen anderen Anblick dar: baumartige Farne erhoben sich bis zu einer Höhe von 10 bis 20 m, ihre Stämme waren sowie der Boden mit einer dichten Decke von Moos und Flechten (Hypnum, Usnea, Sticta rc.) bedeckt. Alles troff von Feuchtigkeit; das Wasser sammelte sich auf dem Boden und rieselte von den Baumstämmen, Zweigen und Blättern. Um zwei Uhr nachmittags erreichte man bei 1680 m Seehöhe das halb trockene Bett eines Gießbaches, welchen die Bagobos Baclayan oder Siriban nennen. Hier wurde eine halbe Stunde gerastet.

Nun folgte man dem Bette des Siriban aufwärts klimmend. Der Lauf dieses Bergwassers hat eine tiefe Rinne in den Bergabhang eingerissen, welche bei ausgiebigem Regen wohl den Anblick eines von Kaskade zu Kaskade eilenden Stromes gewährt. Damals aber war in dem Rinnsal fast gar kein Wasser vorhanden, so daß die Reisenden den Siriban als ihre Straße benutzen konnten. Es war dies freilich kein bequemer Weg, denn es galt über große Felsblöcke und von Aralien beschattete Klüfte hinüberzukommen. Die Situation wurde nicht unerheblich durch die Ermüdung der schwerbepackten Soldaten und die verstecke Böswilligkeit der Bagobos verschlimmert, deren einer überdies plötzlich zusammenbrach und das Bewußtsein verlor, so daß man ihn nur mit Mühe nach dem Platze schaffen konnte, den man in der Seehöhe von 2229 m sich zum Nachtlager ausersehen hatte. Während die Vegetation bisher hauptsächlich durch Melastomen und Rhododendron-Species vertreten war, herrschten hier niedrige Farnkräuter vor. Die allenthalben vorhandene Nässe machte sich um so mehr in unangenehmer Weise fühlbar, als das Thermometer in der Nacht bis auf + 8° C. fiel.

Von dieser Stelle an hörte die Ortskenntniß der Bagobos auf und die Reisenden waren auf sich selbst angewiesen, den richtigen Weg zum Gipfel des Vulkans zu finden. Uebrigens konnte man von hier aus den Apó ganz deutlich wahrnehmen; er zeigte sich mit seinem südlichen Abhang, welcher durch eine gähnende, breite Kluft,

Panorama des Golfs von Davao, aufgenommen vom Apó (in der Höhe von 2400 m).

aus welcher dichte Dampfwolken aufstiegen, gespalten erscheint. Man sah sofort ein, daß dieser Riß unmöglich zu passiren wäre und so entschloß man sich denn am östlichen Rande der Schlucht den Marsch fortzusetzen, was ein sehr glücklicher Gedanke war, denn auf der entgegengesetzten Seite wäre man nicht weit gekommen.

Am 10. Oktober setzte man den Aufstieg fort, der sich sehr böse gestaltete. An Stelle der hochstämmigen Farnkräuter, welche schon bei 1900 m Seehöhe verschwunden waren, traten niedere Dickichte derselben Pflanzenfamilie, deren knorrige und nachgebende Aeste die Reisenden zwangen, von Zweig zu Zweig zu springen, was nicht ohne mancherlei Fall abließ. Die Vegetation wurde nun immer krüppelhafter und spärlicher, dagegen zeigten sich vulkanische Asche und Andesitblöcke, vielfach bedeckt mit einer 1 bis 2 cm starken Schwefelschichte. In Felshöhlungen stieß man auf frisches, trinkbares Wasser, ein wahres Labsal für die erschöpfte Reisegesellschaft. Nach zweistündiger, mühseliger Wanderung erreichte man endlich jene Spalte, die man schon tags vorher vom Lagerplatze aus gesehen hatte. Ihre senkrecht abfallenden von Andesit und erhärteter Asche gebildeten Wände waren an einzelnen Stellen 60 m hoch, an anderen niedriger, bis zu 20 m herab. Aus diesen Seitenwänden drangen zischend Schwefeldämpfe hervor, deren Weiße lebhaft gegen die gelbe Farbe der Schwefellage, welche den Boden der 50 m breiten Kluft bedeckte, abstach. Eine romantische Episode trug sich hier zu: einer der Bagobos behauptete den Dämon des Vulkans, Mandarangan, zu erblicken, wie er aus dem Krater in Wolken gehüllt vor den Weißen fliehe; sofort wollten auch andere Bagobos diese Erscheinung, welche ihnen Muth zum weiteren Vordringen einflößte, gesehen haben. Endlich erreichte man mittags den Fuß des Kraters, dessen steilen Rand man, Dank den in die Asche stufenartig eingestreuten Andesitblöcken, ohne sonderliche Beschwerden erklomm. Die Hoffnung, von hier aus eine schöne Rundsicht zu genießen, erfüllte sich nicht; die dichten Wolken, in denen man bereits den letzten Theil des Weges zurückgelegt hatte, ballten sich zusammen und ein tüchtiger Regen ging auf die Gesellschaft nieder. Montano mußte sich begnügen, den Krater

Digitized by Google

nur flüchtig zu beſichtigen: er hat einen Durchmeſſer von 500 m, ſeine Innen- wie Außenwände ſind mit verkrüppelten Wachholderbüſchen bedeckt. Nach den Beobachtungen Montano's betrug die erreichte Seehöhe 3133 m.

Das ſchlimme Wetter trieb zur raſchen Umkehr. Als man wieder bis zu 2400 m Seehöhe herabgeſtiegen war, klärte ſich plötzlich das Wetter auf und man genoß einen wunderbaren Ausblick: Im Hintergrunde erhob ſich die Kraterwand wie ein gigantiſcher in Ruinen zerfallener Wall mit ſeinen vom Himmel ſich ſcharf abhebenden zackigen Konturen; zu Füßen der Reiſenden, die auf einem gelben Schwefelteppich ſtanden, zeigte ſich über dem violett ſchimmernden Nebelmeere, das den nächſten Abhang verhüllte, das Panorama des Golfes von Davao; ſeine blauen Fluthen, aus denen die Vorgebirge von Dumalac und Malalac und die Inſeln Sámal und Talicud in tiefem Grün ſich erhoben, gerahmt von den dunkeln Wäldern, welche die Cordillere des Apó bedecken.

Der Muchacho Lorenzo, ein Bisaya.
(Nach einer Photographie Montano's.)

Das Bild war einzuſchreiben möchten, denn bisher hatten dieſe, wenn ſie den Apó um Schwefel einzuſammeln beſtiegen, dem Berggeiſt einen

Das ſchöne Wetter hielt nicht lange an; kaum war man in das oben erwähnte Farnkrautgeſtrüpp gekommen, als ein heftiger mit Sturmwind gepaarter Regen die Reiſenden durchnäßte. Montano verlor hier einen großen Theil der beim Aufſtieg geſammelten Pflanzen. Man brachte nun eine bitterkalte Nacht in dem Lager zu, das man des Morgens verlaſſen hatte. Der weitere Abſtieg geſtaltete ſich um ſo angenehmer, als man nicht mehr den ſchlimmen Weg durch das Bett des Tagulaya nahm. Der Datto Mani führte ſie nämlich jetzt einen ganz praktikabeln Pfad herab, den er deshalb (ſo ſuchte er ſich auszureden) zum Aufſtieg nicht gewählt hätte, weil die Reiſenden mit dem Erſteigen des Berges geeilt hätten, weshalb von ihm die kürzeſte Route eingeſchlagen worden wäre. In der Rancheria des Datto war inzwiſchen eines ſeiner Weiber geſtorben; die Reiſenden befürchteten, daß die Bagobos dieſen Todesfall der Rache des Mandarangan zu-

Bincuñgan, mauriſches Dorf am Tágum.

Digitized by Google

Sklaven geopfert, was bei dieser Expedition unterblieben war. Es gelang den Europäern, dem Datto jeden Zusammenhang zwischen diesem Sterbefalle und der Außerachtlassung des üblichen Menschenopfers auszureden, ja dieser schwur, nie mehr den alten barbarischen Brauch zu befolgen, welchen Schwur, wie Montano später erfuhr, Mani auch treulich gehalten hat. Am Morgen des 13. Oktobers langte die Gesellschaft zwar ein wenig ermüdet, sonst aber wohlgemuth wieder in Dávao an, zum Erstaunen der Eingeborenen und Bisayas, welche die Besteigung des Apó für eine Unmöglichkeit erklärt hatten.

Nun beschäftigte sich Dr. Montano mit neuen Plänen, seine Absicht war, von dem Golf von Dávao landeinwärts bis zur Bai von Butúan vorzudringen, dann jene nordöstliche Halbinsel Mindanaos, auf welcher die Stadt Surigao liegt, zu besuchen, um von dort aus längs der Küste um das Kap S. Augustin herum wieder nach Dávao zurückzukehren. Diese Route ist nicht ohne Schwierigkeiten, wie Montano von den Jesuiten P. J. Heras und P. J. Minoves erfuhr, welche dieselbe Tour, wenn auch in entgegengesetzter Richtung, zurückgelegt hatten und nun in zuvorkommender Weise dem französischen Forscher ihre Erfahrungen zum besten gaben. Ueberdies war auch die Jahreszeit (es trat der Monsunwechsel ein) dem Unternehmen nicht günstig, doch Montano ließ sich durch nichts von seinem Vorhaben abschrecken, und verließ so in einer großen Banca (Ruderboot mit Segel) am 4. November 1880 Dávao. Seine Bedienung hatten bisher die Muchachos Marcello und Lorenzo besorgt; nun nahm er noch zwei neue zu diesen auf: Flores, einen ausgedienten Matrosen der philippinischen Kriegsmarine, und Francisco, einen Cuadrillero (Milizsoldaten) von Dávao, dem der Gouverneur Urlaub gegeben hatte; alle diese Muchachos oder Diener gehörten der Rasse der Bisayas an. Außerdem miethete Montano noch einen Krämer, der viele Verbindungen mit den Manobayas zu haben behauptete, welcher als Dolmetsch zu fungiren hatte. In der Hoffnung, unter dem Schutze des Weißen gute Geschäfte machen zu können, hatte der Handelsmann auch Waaren mitgenommen; doch auch Montano selbst war mit einem genügenden Vorrath von Zeugen und anderen Artikeln versehen, um mit den Wilden in Tauschverkehr treten zu können.

Die Fahrt gestaltete sich nicht angenehm, denn heftige Windstöße wechselten mit Windstillen, so daß man nicht weiter als bis zur Mündung des Río Lasán kam; hier in der Nähe wurde die Nacht vor Anker zugebracht. Am 6. November lief das Boot, den Anprall der Strömung überwindend, nicht ohne Schwierigkeiten in den Río Tagum ein, auf dem man in das Innere der Insel eindringen wollte. Der Tagum windet sich in unzähligen Krümmungen durch eine aus Alluvionen gebildete Ebene; seine Ufer sind mit Röhricht und Cogongras bestanden. Erst oberhalb Bincungan beginnen dieselben etwad höher zu werden. Der eben erwähnte Ort ist eine Raucherie der Moros oder Mauren, welche früher den Ruf unverbesserlicher Piraten genossen. Diese heimtückischen Gesellen hatten vor einigen Jahren den Gouverneur von Dávao, Don José Pinzon, mit einem Theile seiner Begleitmannschaft verrätherisch niedergemetzelt. Die Strafe folgte auf dem Fuße; seitdem verhalten sich diese Mauren ruhig. Man bot einem von ihnen für Lebensmittel sechs Realen (3 Frcs. 75 Ctms.) an; er wollte aber aus Mißtrauen kein Silbergeld annehmen, sondern verlangte eine Elle Coco crudo (ein Baumwollenzeug), worauf der Reisende sehr gern einging, denn der Stoff hatte ihm nur zwei Realen gekostet.

Die deutsche Nordpolar-Expedition nach dem Cumberland-Sunde.

Von H. Abbes.

IV.

Das Wetter zeigte im Juni ganz den wenig freundlichen und unbeständigen Charakter des verrufenen Aprilwetters in Deutschland. Schnee-, Regen- und Hagelschauer wechselten mit einigen freundlichen Stunden am Tage. Morgens und abends lagerten dichte Nebelwolken über dem Fjorde und an den Gipfeln und Abhängen der Berge. Die Temperatur hielt sich zwar durchgehends über dem Gefrierpunkte, doch traten noch häufig Nachtfröste ein. Am 11. sank die Temperatur sogar noch bis — 5,1 Grad.

Das Tagesmittel blieb vom 6. ab stetig über Null Grad. Das Monatsmittel ergab sich zu + 2,5 Grad.

Das Eis des Fjordes wies immer noch keine wesentliche Aenderungen auf; hier und da traten zwar Spalten ein und längs der Küste bildete sich ein schmaler Wasserkanal, doch hinderte dieses nicht, daß die Eskimos nach wie vor mit ihren Schlitten den Fjord befuhren. Anfangs Juni erhielten wir außer mehreren Rentthierkeulen auch 30 große Lachse, die in einem der in den Cumberland-Golf mündenden Flüsse gefangen waren, dazu 20 Dutzend Enteneier von den kleinen Inseln des Golfes. Die Lachse, deren wir später noch eine große Menge erhielten, wurden theils zur Mittagsmahlzeit gekocht, theils geräuchert, um als Auflage zum Frühstück und Abendessen zu dienen. Für die Räucherung erbaute der Segelmacher, der sich dieser Aufgabe mit Vorliebe widmete, einen besonderen Ofen, dessen Feuerungsanlage aus Ziegelsteinen hergestellt wurde, während als Räucherkammer eine alte Kiste diente, in welcher die Fische an eisernen Stangen hingen. Zur Feuerung nahm man Sägespäne, welche als Verpackungsmaterial für die Blechkosten der Proviantvorräthe in reichlicher Menge in den Kasten sich vorfanden. Die Resultate der Räucherung fielen zu aller Befriedigung gut aus.

Am 1. Juli ging der Zimmermann Weise mit Offeituk auf die Rentthierjagd. Sie fuhren westlich den Fjord hinauf, mußten die Fahrt aber häufig unterbrechen, um über Spalten und Sprünge des Eises hinwegzuklettern, wobei der Schlitten als Brücke benutzt wurde. Zwei Rentthiere und zwei Seehunde brachten sie als Beute zurück. Dr. Giese schoß zwei Schneehühner in der Umgebung der Bergstation.

An den wenigen schönen Tagen des Juli machte Dr. Schliephake Exkursionen zur Erforschung des Landes in botanischer und geologischer Beziehung. Ueber die Flora

Digitized by Google

ist bereits oben berichtet. Die geologischen Verhältnisse sind einfacher Natur. Vom Kap Mercy bis hinauf nach Kingawa bestehen die meist steil, oft senkrecht aufsteigenden, seltener sich allmählich erhebenden oder flachen Felsufer ebenso wie die kleinen Inseln (Scheren) im Golf und seinen Fjorden aus Gesteinen der Granitgruppe: Granit, Granitit, Gneiß, Syenit. Am häufigsten findet sich ein auf der frischen Bruchfläche graulich-fleischrother, an der verwitterten Oberfläche grau werdender grobkörniger Granit, aber auch nicht selten ein schön gestreifter Syenit. Die freie Oberfläche der Gesteine ist fast durchgehends von Flechten überzogen und zeigt deshalb wechselnde Farben: Grau, Schwarz, Bräunlich, Gelbgrünlich. Auch sieht man mannigfaltige Zeichnungen, insbesondere hervorgerufen durch die „geographische Flechte“.

Ueberall macht sich eine starke Verwitterung des Gesteins durch den Einfluß der Kälte, der Atmosphärilien und endlich der Flechtenvegetation geltend. Besonders bemerklich durch tief klaffende Sprünge an den freien Felsenwänden ist die für die Granitarten charakteristische parallelepipedische Zerklüftung, deren Ursache vorwiegend im Temperaturwechsel zu suchen ist. Am Fuße der Felswände lagern herabgerollte Trümmerhaufen, theils große, mehrere Kubikmeter haltende Felsblöcke, theils grobes Gerölle und feinerer Grieß, theils ganz feiner Sand, in welchem nur die widerstandsfähigeren groben Quarzkrystalle zu rundlichen Kieselsteinen abgerollt, und die Glimmerplättchen aus der feinen, scheinbar homogenen Masse erkennbar sind. Daß verwitterter Granit guten Boden giebt, ist bekannt; deshalb zeigen die mit verwittertem Gestein angefüllten resp. bedeckten Schluchten und Abhänge während des kurzen Sommers eine relativ üppige Vegetation.

Soweit unsere Streifzüge ins Innere des Landes sich erstreckten, fanden sich immer nur die genannten Gesteine. Eskimos brachten zum Tauschhandel aber auch Muschelkalkversteinerungen, ohne daß sich, da die betreffenden Objekte, wie es scheint, meist durch mehrere Hände gegangen waren, genau feststellen ließ, woher diese Proben einer anderen geologischen Formation stammten. Nicht unwahrscheinlich findet sich diese Schicht Sedimentärgesteine in der Gegend des Lake Kennedy, eines ausgedehnten Süßwasserbeckens im Penny-Lande, zwischen Fox-Channel und dem Cumberland-Golf.

Ebenso erhielten wir massenhafte Proben von Brauneisenstein und einige Stücke sah gediegenen Eisens, ob tellurischen oder meteorischen Ursprungs, ist unbestimmt. Eisen findet sich dort überall, indem alles Wasser Eisenoxyd absetzt. Einige Meilen nördlich von der Station lag ein großer Sumpf, in dem sich Torfeisenstein bildet. Auch von Schwefelkies erhielten wir durch Eskimos einige Proben. Ohne Zweifel haben die in dem Sandlager, auf welchem die Station sich befand, reichlich vorhandenen Eisenmengen — mit einem Magnet zog man beim Durchstreichen des Sandes sofort eine Menge Splitterchen heraus — die absoluten Bestimmungen klar beeinflußt. Scherben erzählte bei seiner Anwesenheit von Kohlen, die an einigen Stellen des Landes zu Tage treten, sich aber nicht zum Brennen eignen sollen. Wahrscheinlich wird es sich hier um Torf handeln, obgleich es immerhin möglich ist, daß so gut wie Grönland auch der arktisch-amerikanische Archipel seinerzeit eine Flora besessen habe, welche reich und stattlich genug war, um als Braun- oder Steinkohlenlager zu persistiren. An verschiedenen Stellen, einige Kilometer weit von der Station, bemerkte man Ansammlungen von Granitgeröll von moränenartigem Ansehen; doch glaubte Dr. Schliephake aus deren Vorhandensein nicht ohne Weiteres den Schluß auf frühere Gletscher ziehen zu dürfen — jetzt sind solche überhaupt nicht mehr vorhanden —, da die oben erwähnte parallelepipedische Zerklüftung auf der geneigten Felsoberfläche eines Thales und nachherige Abschleifung der so gesonderten würfelartigen Stücke durch das zwischen den Blöcken überall sich durchdrängende Schmelzwasser genügt, um die Erscheinung zu erklären. So finden sich nicht nur einzelne oder wenige, sondern zuweilen sehr massenhafte, große Flecken bedeckende Ansammlungen abgeschliffenen, cubusförmigen Steingerölles hart unter dem Gipfel der Berge auf glatten Flächen, die genügt genug sind, um das Schmelzwasser zum Abfluß zu bringen, doch aber nicht steil genug abfallen um die Steintrümmer in die Tiefe rollen zu lassen. Für diese ist natürlich die Entstehung an Ort und Stelle anzunehmen.

Am 5. Juli kamen nach langer Pause wieder Eskimos zum Besuch und zwar fünf an der Zahl, auf einem Schlitten, der nur von drei Hunden gezogen wurde. Die Strecke von Ananatuk bis zum festen Eise im Fjorde hatten sie im Boote zurückgelegt. Sie brachten Eier, Waffen, ein Bärenfell und dergleichen. Einem von ihnen, Abbok, hatte ich bei seiner letzten Anwesenheit Papier und Bleistift gegeben, damit er von dem Fjorde und seiner Umgebung Karten zeichnen könne.

Es ist bekannt, daß Parry und andere Polarfahrer, welche den amerikanischen Archipel besuchten, sich von den Eingeborenen solche Karten anfertigen ließen und bei weiterem Vordringen erstaunt waren über die Genauigkeit, mit welcher die Küstenlinien, Inseln u. s. w. von den Eskimos lediglich nach dem Gedächtnisse angegeben waren. Diese Auffassungsgabe wollte ich auch bei unseren Freunden erproben. Von den Karten, die er mit selbstzufriedenem Lächeln überreichte, verdienen nur zwei besonderes Interesse. Die eine stellt den Kingawa-Fjord dar. Die einzelnen Buchten der Küsten sind mit Sorgfalt verzeichnet. Die Theilung des Gewässers am westlichen Ende ist unverkennbar. Der Stationsort ist angegeben und sind die einzelnen Gebäude auf dem Platze markirt, auch der Fluß an der östlichen Seite fehlt nicht. Die Gebirge sind jedoch nicht hervorgehoben. Am Ausgange des Fjordes scheinen die vielen Inseln dem Verfertiger der Zeichnung Sorge gemacht zu haben, denn hier verliert die Karte durch ein Gewirre durcheinander gehender Linien jede Klarheit. Die zweite Karte stellt den Lake Kennedy dar, in welchem sich nach der Zeichnung viele kleine Inseln befinden müssen. Man bemerkt auch die beiden Abflüsse nach dem Cumberland-Golf und Fox Channel. Ein wunderliches Gebrigel an der einen Seite soll andeuten, daß sich dort viele Rentiere aufhalten. Bemerkenswerth auf den anderen Karten, die einzelne Theile des Cumberland-Golfes darstellen sollen, aber jeder Deutlichkeit entbehren, sind einzig die eingezeichneten Schlitten, vor welchen auch die Hunde durch Strichelchen markirt sind. Abbok will damit die Richtungen angeben, nach welchen sie auf den Seehundsfang fahren. In einer Bucht der Insel Kikkertat hat er sogar das Schiff des amerikanischen Walers eingezeichnet.

Eine bessere Karte des Cumberland-Golfes nebst Beschreibung von einem Eingeborenen findet man in der illustrirten Zeitschrift „Atuagagdliutit“ („Etwas, das zu lesen ist“), welche von den in der Kultur schon weiter vorgeschrittenen Eskimos Grönlands seit 1861 in monatlichen Heften herausgegeben wird.

Abbok und seine vier Landsleute waren die letzten, die mittels Schlitten das Eis passirten. Zwischen dem 15. und 21. Juli verschwand die Eisdecke vom Fjord. Nachdem sich anfangs, wie schon bemerkt, die Verbindung mit

Digitized by Google

dem Eisfuße längs der Ufer gelöst hatte, trieb die mittlere große Fläche mit Fluth und Ebbe auf und ab und löste sich allmählich in einzelne Schollen auf, die dann der Ebbestrom aus dem Fjord gen Süden führte. Den mächtigen Eisfuß, der am Strande liegen blieb, hatte das Wasser mit der Zeit so stark unterwaschen, daß man in einzelnen Höhlungen aufrecht umhergehen konnte. Schließlich zerbrach ihn eine Springfluth und führte die einzelnen Brocken fort.

Sobald es die treibenden Schollen erlaubten, wurde das Boot der Expedition ins Wasser gelassen und in Dienst gestellt. Am 22. Juli machte ich in Gesellschaft von Herrn Ambronn mit zwei Leuten von der Mannschaft eine Segelfahrt mit der Absicht, auf den Inseln am Ausgange des Fjordes nach Eiern zu suchen. Trotzdem wir schon um 9 Uhr morgens abgefahren waren, kamen wir, durch widrigen Wind aufgehalten, doch erst um 7 Uhr abends an die gewünschte Stelle, wo im Jahre vorher bei der Einfahrt in den Fjord die „Germania“ vor Anker gelegen hatte. Die Insel, auf welcher Eier vermuthet wurden, zeigte sich von dichtem Packeis umlagert und war daher ohne Gefahr für das Boot nicht zugänglich. Wir glaubten auch zu bemerken, daß die anhaltenden südwestlichen Winde der letzten Tage schwimmende Eisblöcke vor den Ausgang des Fjordes gelagert hatten, deren mächtige Dimensionen die Vermuthung nahe legten, daß sie nicht aus dem Golf oder Fjord, sondern aus der Davisstraße stammten. Bei der verhältnißmäßigen Ruhe der beiden ersten von drei Seiten eingeschlossenen Wasserbecken und der gänzlichen Abwesenheit von Gletschern ist die Bildung von Eismassen, die durchgehends acht bis zehn Meter aus dem Wasser emporragen, nicht wahrscheinlich. Wir mußten also unverrichteter Sache unsere Heimreise zur Station antreten, wo wir gegen Mitternacht wieder anlangten. Auf der Hin- und Herfahrt zeigten sich viele weiße Wale, in Scharen von fünf bis sechs Stück, munter im Wasser sich umhertummelnd. Der Zimmermann Weise, sonst ein guter Schütze, feuerte verschiedentlich nach den Thieren, sowie nach Seehunden und Möven, aber jedesmal ohne Erfolg.

Mehr Glück hatte Ottsitak, der am 25. Juli vom Kayak aus einen weißen Wal mit zwei wohlgezielten Schüssen erlegte. Er warf dann noch eine Harpune hinein, die mit einem langen Riemen versehen ist, an deren anderem Ende als Boje ein aufgeblasenes Seehundsfell sitzt. Nachdem hierdurch das Thier vor dem Niedersinken bewahrt war, rief er unsere Leute herbei, denen es mit dem großen Boote auch gelang, den Kadaver an den Strand zu ziehen. Die lineare Länge des Thieres betrug 3,53 m, sein größter Umfang 2,15 m. Die Haut, welche glänzend weiß ist, etwa wie emaillirtes Blech, wird von Walfischfängern als Leckerbissen gepriesen. Uns war die Zubereitung unbekannt, sonst wäre sie vielleicht auch auf den Tisch gekommen. Die Offiziers essen das Fleisch und füttern die Hunde damit. Den Speck löste Otteitak sorgfältig vom Körper, um ihn später an die Walfischfänger zu verkaufen.

Der weiße Wal (Beluga catodon) und der gewöhnliche Seehund (Phoca) waren die einzigen größeren Seethiere, welche im Fjord vorkamen. Von den Fischen fand sich am zahlreichsten der Salmo alpinus, von dem wir, wie schon erwähnt, große Vorräthe von den Eingeborenen erhielten. Er wandert zur Thauzeit zum Laichen die Flüßchen nach den Bergseen hinauf und kehrt im August zurück. Bei diesen Zügen wird er von den Eskimos gefangen und zwar geflochten mit einer Harpune, die einer dreizinkigen Gabel gleicht. Die mittlere Zinke durchbohrt den Fisch, die beiden anderen klammern ihn fest. Zum Anlocken bedient man sich künstlicher Köder in Gestalt kleiner, aus Bein geschnitzter Fische, welche der Fischer an dünnen Riemen im Wasser spielen läßt. Es mag hier erwähnt werden, daß die Verwendung künstlicher Insekten beim Fischfang und die Wahl dieser Phantome je nach der erwünschten Fischart von den Indianern an den Flüssen Guayanas stammt.

In der See fanden sich massenhaft die „Schrimps“, kleine garnelenartige Krabben, die den Walen als Hauptnahrung zu dienen scheinen, denn der Mageninhalt sowohl eines geöffneten Seehundes als auch des erwähnten weißen Wales bestand nur aus diesen Schrimps.

Von Säugethieren, die in der Umgebung der Station vorkamen, mögen außer dem Rentthier noch Polarfuchs, Schneehase, Lemming und Wiesel hervorgehoben werden. Der Eisbär hält sich weiter im Süden, dem offenen Ocean näher, auf. Von den Vögeln bemerkten wir mehrere Entenspecies, Möven, das im Winter weiße, im Sommer bräunlich gefleckte Schneehuhn, Kolkraben und die Schneeammer. Eigentliche Raubvögel, die Kumlien erwähnt, bekamen wir nicht zu Gesicht, auch bei ausgelegtem Fleisch- oder zeigten sich nur Raben. Von den Insekten verdienen besonderer Erwähnung die Stechfliegen, ein Falter der Gemis Bavessa, eine Spinne, die in Erdlöchern lebt, und die Rentthierbremsen. Die Stechfliegen, welche Ende Juli und Anfang August massenhaft auftreten, bilden eine wahre Plage. An manchen heißeren Tagen wurde man von diesen Thieren so sehr gepeinigt, daß es unmöglich war im Freien zu arbeiten. Am 20. August waren sie schon wieder verschwunden.

Der neueste centralasiatische Reisende.

Von **H. Bambéry.**

II. (Schluß.)

Nachdem Herr Moser am 8. December auf der Suche nach dem Diwanbegi Chiwa verlassen, reiste er über Tasch-Hauz nach Jitali auf einer zur Genüge bekannten Straße, mußte jedoch von hier noch sieben Meilen weiter in die Steppe vordringen, bis er endlich mit dem Premierminister des Chans im Fort Seitz-Atik (8 Reiter) zusammentraf und wie leicht erklärlich, auch warm empfangen wurde. Met-Murad ist, wie so mancher seiner Vorgänger, dem Ursprunge nach ein persischer Sklave, der zu der hohen Würde infolge seines iranischen Scharfsinnes und jener Geschmeidigkeit, mit welcher die Kinder Irans über die schlichten özbegischen Einwohner stets triumphiren, gelangt

Digitized by Google

ist. Als Perser von Geburt ist er in Politik und diplomatischen Kunstgriffen bewandert; er kennt sich in manchen Angelegenheiten des wunderbaren Frengistanes gut aus und interessirt sich für die staatlichen Angelegenheiten unseres Weltheiles. Unserem Reisenden gegenüber hat er übrigens die Rolle des Diplomaten ganz geschickt gespielt. Er gab ihm einen Serdar (Anführer) sammt der nöthigen Escorte mit und nur, als Herr Moser auf dem Punkte war, die Reise von Sefiz-Arik nach Aschkabad anzutreten, nur dann erst konnte er zu seiner nicht geringen Verwunderung erfahren, daß dieser Plan nicht genehmigt wurde, und daß er die Route von Sefiz-Arik nach Kizil-Arwat einschlagen müsse, d. h. anstatt der gehofften hundert Meilen nur auf einem Umwege von 150 Meilen nach Aschkabad gelangen könne. In der hierauf bezüglichen Ausrede hieß es, daß jener Theil der Steppe, den Herr Moser zu durchreisen beabsichtige, von solchen Tekke-Turkmenen bewohnt sei, die vor der russischen Zuchtruthe sich geflüchtet und dort sich niedergelassen hätten. Die Reise des reichen Europäers wäre zu sehr bekannt geworden, es könnte sich leicht eine Alaman (Raubzug) von 400 Reitern auf dem Wege befinden, und da der Kopf eines Gastes viel zu theuer sei, so wolle man ihn der Gefahr einer Ueberrumpelung nicht aussetzen.

Wie der Leser sieht, ist unser Reisende in der Ausführung seines Planes einigermaßen gehindert worden. Der Zug von Sefiz-Arik nach Aschkabad wäre allerdings ebenfalls ein neuer gewesen, doch auch der Weg vom erstgenannten Orte nach Kizil-Arwat ist, so weit uns bekannt, noch von keinem Europäer zurückgelegt worden. Die Reisenden, die in den letzten Jahren von Bochara in das transkaspische Gebiet der Russen sich begeben haben, haben theilweise wohl dieselbe Strecke zurückgelegt, aber meistens Krasnowodsk als den Endpunkt ihres Steppenrittes genommen. Die Franzosen Bonvalot und Capus sind 1881 über Karakól, Ibschik, Petro-Alexandrowsk und das Plateau des Ulest-Jurt nach Krasnowodsk gelangt. Desgleichen der englische Missionar Henry Landell, der von Sibirien, namentlich von Tobolsk aus über die Steppe nach Bochara resp. Karschi reiste und hier ebenfalls via Chiwa, Tasch-Hauz, Jilali und Alt-Uergendsch im November 1882 nach Krasnowodsk gelangt war. Nur ein Russe, nämlich Lieutenant Kalitin, hat im Februar 1881 die von Herrn Moser zurückgelegte Route annähernd gemacht, indem er von Alt-Gök-Tepe nach dem Chanate von Chiwa in gerader, nördlicher Richtung den Weg von 356 englischen Meilen in 14 Tagen zurückgelegt hat. Herr Moser hat daher bei seinem Ritte durch die Steppe, was die ganze Ausdehnung anbelangt, noch keinen europäischen Vorgänger gefunden. Ueber die Einzelheiten dieses mühsamen Zuges inmitten eines rauhen Winters, wo die Temperatur zwischen — 15 bis — 20° variirte, erfahren wir aus den kargen Notizen, die in den Briefen des Herrn Moser enthalten sind, vorderhand nur sehr wenig. Er beginnt seine Route bei Kizildsche-Kala am selben Punkte, wo Lieutenant Kalitin seinen Weg von dem Süden nach dem Norden hin beendet, und geht über Orta-Kuduk (Mittelbrunnen), den er am 19. December erreicht, nach dem Brunnen Demirdschan (28. December), von wo er bald darauf in Kizil-Arwat, bekanntermaßen der Endstation der transkaspischen Eisenbahn, eintrifft. Den ganzen Steppenweg hat unser Reisende, wie gesagt, mit Hilfe seiner guten Pferde in 12 Tagen zurückgelegt, was natürlich nur im Winter ausgeführen ist; ja, wie ich mir seiner Zeit sagen ließ, haben gut berittene Turkmenen die Strecke von Chiwa bis zum Etrek selbst in zehn Tagen gemacht. In dieser Jahreszeit fallen nämlich die Furcht vor unerträglicher Hitze und Durstesqualen sowie auch die Beschwerden eines Rittes durch den Sand gänzlich weg. An deren Stelle tritt hingegen der erstarrende Nordostwind, der das Verbleiben im Sattel ganz unerträglich macht, hier auf der turkanischen Steppe aber bei weitem nicht so gefährlich ist, wie im Norden des Jaxartes und auf dem Plateau von Ulest-Jurt. Die Strapazen einer Winterreise in letztgenannter Gegend hat uns Kapitän Abbott gelegentlich seiner Reise nach Mangischlak geschildert, während der Winterritt über die Kirgisensteppe mit all seinen grauenvollen Episoden von Burnaby anschaulich beschrieben wurde. Was wir bei Herrn Moser, abgesehen von den ausgestandenen Strapazen, am meisten bewundern, das ist die Geschicklichkeit, mit welcher er, der alleinstehende Europäer, inmitten einer Steppe seine aus Desgleichen, Turkmenen und Kirgisen bestehende Karawane beständigen und in Schach halten konnte. Ohne der Landessprache mächtig zu sein, genügte ein Blick des kühnen Europäers, diese an Gehorsam nicht sehr gewöhnten Asiaten zur Erfüllung ihrer Pflicht zu bewegen. Dabei galt es noch gegen etwaige Ueberfälle seitens herumirrender Tekke-Turkmenen sich zu schützen und Herr Moser mußte häufig die halbe Nacht bei grimmiger Kälte wachend zubringen, wenn er bemerkte, daß seine Leute, vom Tagesritt ermüdet, in Schlaf verfallen waren. Mit einem Worte, der Ritt von Sefiz-Arik nach Kizil-Arwat ist ein seltenes Bravourstück und wir erwarten die Details dieser Route mit leicht begreiflichem Interesse.

In Kizil-Arwat angekommen, konnte unser Reisende seitens der Russen sich nicht einer besonders guten Aufnahme erfreuen. Seine Empfehlungsbriefe lauteten nach Aschkabad und nicht nach Kizil-Arwat und als besonderes Glück kann es es sich ansehen, daß er in letztgenannten Orte einen in russischem Dienste stehenden Landsmann antraf, der ihm zur Weiterreise nach Aschkabad behilflich war. Außer General Meyer, dies war der Name des Schweizers, begegnete Herr Moser auch einem anderen europäischen Forschungsreisenden, nämlich Herrn Lamberto Loria aus Florenz, mit dem er ein bescheidenes Gemach in einem der Kizil-Arwater Hotels (sit venia verbo) getheilt hatte. Kizil-Arwat ist eine der jüngsten Kolonien - russisch-europäischer Elemente im Inneren Asiens und besteht nächst Russen aus Armeniern und Persern, die sich zumeist mit Handel beschäftigen. Es giebt auch einige Branntwein-Fabriken, ja sogar Champagner wird in dem neugegründeten transkaspischen Gebiete bereitet und zwar durch eine Mischung von Limonade-Gazeuse mit Cognac. Der monirende Effekt dieses schaudervollen Getränkes ist ein vollkommener, nach vollkommener aber das bald darauffolgende Kopfweh. Doch Turkmenen und Perser haben einen starken Magen und schwelgen im Genusse dieses turkmenischen Beuve Cliquot.

Von Kizil-Arwat nach Aschkabad reiste Herr Moser am 17. Januar 1884 in Begleitung eines ehemaligen Räuberhauptmanns, den er Basi-Serdar (vielleicht richtiger Serdar-Baschi) nennt, eines wahren Prototyps turkmenischer Rinaldini's, der heute aber nach der russischen Lektion von Gök-Tepe ganz mürbe und nach dem türkischen Sprichwort: „Die Hand, die du nicht abhauen kannst, küsse und lege sie auf deinen Kopf" den Russen ein ganz ergebener Diener geworden ist. Er erzählte unserem Reisenden so manche Momente seiner früheren Heldenlaufbahn während der Raubzüge in Persien, ja er gab ihm als freundschaftliches Angedenken ein schweres Halseisen und Fußschellen mit — Gegenstände, in welchen früher so mancher Perser geschmachtet und zu Grunde gegangen ist.

Digitized by Google

Auch in Politik läßt sich der Exräuber ein — doch hat dieselbe schon ein entschieden russisches Kolorit, denn er sagt: „Wir haben Jahre lang mit Erfolg gegen Chiwa und Bochara gekämpft, wir haben die Perser jämmerlich geschlagen und zu Paaren getrieben, auch die Russen hatten einen harten Strauß mit uns zu bestehen; doch da sie uns besiegt haben und unsere Herren geworden sind, so wollen wir ihnen treu und ergeben dienen. Wir betrachten sie als brave Sieger und schätzen sie viel höher als die Engländer, die uns zwölf Jahre hinter einander zum Kampfe angereizt und schließlich im Stiche gelassen haben."

Die Umgestaltungen, welche die russische Eroberung im Leben der Turkmenen hervorgerufen hat, geben sich übrigens nicht nur in den persönlichen Anschauungen des ehemaligen Räubers kund, sondern der Reisende begegnet denselben auf Schritt und Tritt und zwar in einer nicht immer gefälligen Weise. Die Achal-Tekkes, vor 20 Jahren infolge des kulturfähigen Bodens ihrer Heimath als die Wohlhabendsten bekannt, eilen in der Neuzeit mit raschen Schritten der Verarmung entgegen und viele derjenigen, die ehemals Hunderte von Kameelen und Tausende von Schafen besessen, nagen heute förmlich am Hungertuche. Von besonders erschreckender Dimension ist die Abnahme der Bevölkerung. Der Kampf mit den Russen hat dieser Fraktion der Turkmenen das Leben von mehr als 30000 Menschen gekostet, von welchen beinahe zwei Drittel waffenfähige Männer waren. Heute sollen auf einen Mann 10 bis 15 Frauen fallen und die Polygamie nimmt in solcher Weise zu, wie sie nirgends in der moslimischen Gesellschaft anzutreffen ist. Für einen Spottpreis kann man Mädchen und junge Witwen heiraten, und der Tiener unseres Reisenden hatte gleich am Tage seiner Ankunft auf einmal mit mehreren hübschen Turkmeninnen einen Ehevertrag abgeschlossen; denn die Armen, für welche früher ein beträchtliches Kalim (Morgengabe) zu bezahlen war, gehen heute den Ehebund ein, nur um nicht zu verhungern.

Die Hausindustrie der Achal-Tekkes ist total ruinirt. Die russischen Soldaten haben während ihrer Plünderungen alle die schönen Stickereien, alle die kostbaren Teppiche weggenommen und mit denselben dermaßen den russischen und kaukasischen Markt überschwemmt, daß einzelne persische Kaufleute selbst bis nach Wien und Budapest gelangten, um an den Ufern der Donau die Kunstschätze der Hausindustrie vom Achalgebiete abzusetzen. Ohne Waffen, ohne Vieh, ohne Geräthschaften leben die spärlichen Ueberreste dieses ehemals reichen Stammes gebeugt, gebrochen, muthlos, aber im Inneren nach Rache schnaubend, unter russischer Herrschaft; und diese Herrschaft ist eine strenge und gewaltige. Jeder gemeine Soldat erlaubt sich dem ehemaligen stolzen Sohn der Wüste die gröbsten Beleidigungen zuzufügen und kein Wunder, wenn der Turkmene im bitteren Gefühle des vae victis seinen früheren Charakter gänzlich umgestaltet. Aus dem freien Räuber ist ein Dieb geworden und, wie Herr Moser erzählt, sind die Diebstähle hier so zahlreich wie noch nie. Stark demoralisirend wirkt auch der Einfluß des russischen Branntweins. Die Spitzen der Tekke-Turkmenen haben in russischer Gesellschaft mit dem Gläschen Bekanntschaft gemacht und das früher so stark verpönte Naß hat beinahe schon in jedem Zelte Eingang gefunden, ja Rußland ist auf dem besten Wege, bei gänzlichem Untergange der ehemaligen patriarchalischen Verfassung sich aus den Turkmenen gute Unterthanen und gefügige Werkzeuge seiner zukünftigen ehrgeizigen Pläne im Inneren Asiens zu bilden. Lieutenant Lopatinski hat versuchsweise eine Eskadron turkmenischer Reiter aus den verschiedenen Klans der Tekke zusammengestellt und dermaßen einexercirt, daß ihre Haltung und Bewegung, ihr Handhaben des Hinterladers und präcise Befolgung des russischen Kommandos unseren Reisenden, der von Fach Soldat ist, in Verwunderung gesetzt hat. Bisher ist es nur eine Eskadron, doch es werden keine fünf Jahre ins Land gehen und die russische Regierung wird aus dem turkmenischen Materiale eine Kavallerie sich erschaffen, die namentlich in ihren Feldzügen in Asien Erstaunliches zu leisten vermag und das vertrauensselige Albion ganz unsanft aus dem Schlafe rütteln wird.

Doch wir wollen zu unserem Reisenden zurückkehren. Als Herr Moser von Aşil-Arwat in Aschkabad anlangte, überraschte ihn der Anblick der weiß getünchten russischen Häuser und der Küche überaus angenehm. Desgleichen auch der Empfang seitens des Generals Komarow, des jetzigen Militärkommandanten des transkaspischen Bezirkes, der nicht nur ein gewiegter Politiker ist, wie seine neueste Transaktion mit Merw beweist, sondern auch als Mann der Wissenschaft sich hervorthut. Der General, dessen Name schon während des letzten russisch-türkischen Krieges bekannt wurde, ist Entomolog von Fach und leidenschaftlicher archäologischer Sammler. Auf dem Gebiete seiner jetzigen Thätigkeit hat er ein genügend reiches Feld gefunden und seine Kollektionen müssen von besonderem Interesse sein. Herrn Moser gegenüber war er die Leutseligkeit selbst, seine Gastfreundschaft war eine tadellose; doch als der Reisende ihm von seinem Vorhaben, einen Abstecher nach Merw zu machen, gesprochen, gab er seinem Bedauern Ausdruck, hierein unter keinen Umständen willigen zu können. In Merw spielte sich eben damals die Komödie der freiwilligen Unterwerfung unter die russische Herrschaft ab, eine höchst unlautere Transaktion, bei der man die Augen eines ungebetenen Gastes nicht haben wollte. Es wurde daher Herr Moser unter dem Vorwande der Gefährlichkeit eines Besuches inmitten der noch nicht stabilisirten Gegend dahin beschieden, entweder seinen Weg wieder über Chiwa und Bochara, oder was wohl zweckmäßiger wäre, über Budschnurd nach Teheran zu nehmen. Umsonst versuchte der schweizer Russenfreund wenigstens die Erlaubniß zu erwirken, über das Ertek-Gebiet nach Tschelekischlar reisen zu dürfen. Doch der gelehrte russische Kommandant war unerbittlich, denn erstens traute er dem russophilen Reisenden nicht ganz, und zweitens hatten die Empfehlungen General Tschernajew's, der mittlerweile abgesetzt worden war, wovon Herr Moser nichts wußte, ihre Wirkung verloren. Es blieb daher nichts Anderes übrig, als inmitten des Winters die hohe Gebirgskette des iranischen Nordrandes, der den damals mit tiefem Schnee bedeckt war, zu überschreiten und durch pfadlose Gebirgspässe nach Iran zu gelangen, deren Ueberschreitung selbst im Sommer nicht ohne Gefahr bewerkstelligt werden kann. Der Weg, den Herr Moser genommen, ist, was die ganze Ausdehnung anbelangt, d. h. von Aschkabad bis nach Schahrud, bisher noch von keinem Europäer zurückgelegt worden, und nur in einzelnen Theilen war Kapitän Napier 1874 gelegentlich seiner Forschungsreise an der Nordgrenze Chorasans sein Vorgänger geworden. Von Aschkabad ging Herr Moser in südöstlicher Richtung bis zum Fuße des Kuhi-Germab, überschritt den gleichnamigen Paß bis zur Station Germab und gelangte, den 7770 englische Fuß hohen Berg Dschiffan rechts zur Seite lassend, nach Rabat, von wo er auf einer in den bis heute vorliegenden Karten nicht genau bezeichneten Route nach Budschnurd, dem Hauptorte des Kurdendistriktes im Norden Irans, gelangte. Auch in dieser Gegend haben seit der russischen Okkupation sich

Digitized by Google

bedeutende Veränderungen zugetragen. Die um Budschnurd und Kuschan herum wohnenden Kurden sind bekanntermaßen von Schah Abbas dem Großen aus dem westlichen Iran hierher angesiedelt worden, um einen militärischen Grenzverband gegen die zu jener Zeit räuberischen Turkmenen zu bilden, welchem Zwecke die Kurden auch insofern entsprachen, als sie nicht minder räuberisch als ihre Nachbarn in der Steppe, mit denselben in ewiger Fehde lebten, die Einfälle auch hinderten oder durch Gegenbesuche vergalten. Den größten Nutzen zogen hieraus die Chane der Kurden, die in Folge ihrer Wichtigkeit beinahe als unabhängige Fürsten sich geberdeten und einerseits von den Turkmenen, andererseits von der Regierung in Teheran den Lohn ihrer Arbeit erhielten. Durch die russischen Eroberungen im Achalgebiete haben diese Chane von ihrer ehemaligen Wichtigkeit viel eingebüßt; die heutige Sachlage gefällt ihnen nicht mehr und da sie von Iran keinen Lohn für ihre Dienste mehr erwarten, so wenden sie sich allmählich den russischen Behörden zu und kokettiren in auffälliger Weise mit dem Kommandanten in Aschkabad. Der russische Einfluß dehnt sich hier von Astrabad bis nach Meschhed immer mehr und mehr aus, russische Handelsartikel überschwemmen schon längst die ganze Gegend und da russische Mode und russische Lebensweise zum guten Ton gehören, hat der Hof von St. Petersburg den Nordrand Irans mit bestem Geschick zu seinen zukünftigen Plänen vorbereitet.

Der Chan von Budschnurd, an den unser Reisende empfohlen war, war eben damals in seinem Hauptsitze nicht anwesend, denn er befand sich auf dem Feldzuge gegen die Jomut-Turkmenen, die einige Zeit vorher einen Raubzug auf iranisches Gebiet unternommen und 100 000 Schafe weggetrieben hatten. Es sind dies die Jomuten am Gürgenflusse, die sogenannten persischen Turkomanen, Unterthanen, um die seiner Zeit der König von Persien sich wohl vergebens bemüht hatte, denn wie man sieht, ist ihre Einverleibung dem persischen Staate eine Quelle des Unheils geworden. Den russischen Turkmenen ist die Lust zu Raubzügen schon allmählich benommen, während ihre Brüder unter persischer Herrschaft noch wie zuvor das edle Handwerk des Raubes und der Plünderung üben. Das Resultat des persischen Feldzuges gegen die Turkomanen ist nicht genau bekannt, doch von den geraubten hunderttausend Schafen mögen nur wenige in den Besitz ihrer früheren Herren gelangt sein.

Von Budschnurd ging Herr Moser durch das Gebiet der Schadilu-Kurden über die Stationen Firuze, Tawar, Derbend und Dschurbad nach Dschadscherm; das Gebirg Ala-Dag (Buntes Gebirge) ward überschritten, unser Reisende befand sich in der Ebene und wie in einem Nu verwandelte sich das früher rauhe kalte Winterklima in ein lieblich sanftes Frühlingswetter. Auf der Ebene von Oeferain brennt die Sonne im Monate Februar schon recht heiß und mit Ausnahme einzelner Berge zwischen Schahrud und Simnan hatte er zumeist einen ebenen Weg mit ziemlich guten Posthäusern vor sich. Am 20. Februar dieses Jahres langte er denn auch in Teheran an, glücklich inmitten von Europäern an die großen Strapazen zu denken, welche die Zurücklegung des Rittes durch die Steppe und durch die Berge inmitten des Winters gekostet. Die Reise war wohl beendet, doch Herr Moser war körperlich gebrochen und es kostete einige Wochen, bis er in der persischen Hauptstadt seine zerrüttete Gesundheit wieder herstellen konnte. Von Teheran in seine Heimath zurückgekehrt, hat Herr Moser bis jetzt nur einige Notizen in der Form von Feuilletons und Briefen in den Spalten des „Journal de Genève" veröffentlicht. Den eigentlichen ausführlichen Bericht seiner Reise behält er sich für die nächste Zukunft vor, und wir sehen dieser Publikation mit einem um so begründeteren Interesse entgegen, als sein Buch vor allem das jüngste Bild von den heutigen Zuständen Centralasiens uns bringen soll. Herr Moser war im Inneren Asiens kein Neuling; er reiste überdies mit Empfehlungen der obersten russischen Behörden, er hat als Waidmann und Soldat von Fach für so manche Naturerscheinungen, politische und sociale Verhältnisse ein kundiges Auge wie nur wenige seiner jüngsten Vorgänger und was er über Bochara, Chiwa und die Turkmenensteppe zu berichten hat, wird den Freunden der centralasiatischen Litteratur eine willkommene Gabe sein.

Die Terpentinindustrie im Süden der Vereinigten Staaten.

F. M. Ueber die Terpentinindustrie im Süden der Vereinigten Staaten verbreitet sich Prof. Carl Mohr zu Mobile (Alabama) in einem Aufsatze in Nr. 9 des zweiten Bandes der New Yorker Pharmacentischen Rundschau (Sept. 1884). Von den sieben im südlichsten Theile des östlichen Nordamerika vorhandenen Pinusarten sind vorzüglich Pinus australis Michx., P. Cubensis Griesbach und P. Taeda L., welche über weite Strecken sich ausdehnende Waldungen bilden, durch reichen Gehalt an harzigen Säften ausgezeichnet. Unter diesen drei Arten nimmt wieder P. australis hinsichtlich ihrer Verbreitung und ökonomischen Bedeutung den ersten Rang ein. Die Bestände derselben erstrecken sich fast ohne Unterbrechung über viele Tausende von Quadratmeilen. Bei der grenzenlosen Verwüstung des Waldes aber, die in jenen Gegenden üblich ist, darf man auf einen zukünftigen Bestand dieses nützlichen Baumes nicht rechnen. Da die jungen Bäume sehr langsam wachsen (sie erheben sich in den ersten 4 bis 5 Jahren kaum über das umgebende Gras), so werden sie meist durch die diese Wälder alljährlich heimsuchenden Feuerobrünste oder die zahlreichen frei umherstreifenden Viehherden wieder vernichtet. Wo die P. australis entfernt wurde, tritt theils P. Taeda, theils P. Cubensis an ihre Stelle. Beide sind durch rasches Wachsthum besser gegen zerstörende Einflüsse geschützt als ihre Verwandte. Während P. Cubensis weniger harzreich ist, steht P. Taeda der australis in dieser Beziehung nur wenig nach und wird daher nach der Ausrottung der letztgenannten Art die größte Wichtigkeit besitzen.

Während bis zur Einführung der kupfernen Destillationsgeräthe im Jahre 1834 die Terpentinöl-Industrie auf die zwischen dem Kap Fair und dem Tar-Flusse belegenen Distrikte beschränkt war (der größte Theil des Terpentins ging nach England), hat sie seitdem mächtig an Ausdehnung gewonnen und sich über Süd-Carolina, Florida,

Digitized by Google

Louisiana, Mississippi und Alabama verbreitet. Der Aufschwung wurde wesentlich befördert durch die um sich greifende Fabrikation von Kautschukwaaren, sowie die stets sich mehrende Verwendung des Oeles als Beleuchtungsmittel (Pineoil, Camphin 2c.). Infolge der mit der Steigerung der Terpentinölerzeugung verknüpften Ueberproduktion des rückständigen Harzes (Rosin, Kübelharz, Kolophonium), welche eine Entwerthung dieses Nebenproduktes mit sich führte, sah man sich veranlaßt, den Destillationsbetrieb in die unmittelbare Nähe der Orte zu verlegen, welche das Rohmaterial liefern. Billige Verkehrsmittel und genügendes Vorhandensein von fließendem Wasser zur Abkühlung bei der Destillation sind für derartige Anlagen nothwendige Bedingungen. Erforderlich ist sodann eine Strecke von 4000 Acker Waldlandes vom besten Bestande. Diese wird in 20 Parzellen von je 4000 bis 5000 Bäumen getheilt. Jede Parzelle enthält 10000 „Boxes", d. h. in die Stämme ausgehöhlte Behälter zum Ansammeln des Harzes, deren bis vier an einem Baume angebracht werden. Sie werden im Winter circa einen Fuß über dem Boden schief nach innen eingehauen, bis zu einer Länge von 14 Zoll und einer Tiefe von 7 Zoll; jeder dieser Einschnitte hat etwa $^1/_4$ Gallone Gehalt. Das auf dem Boden zerstreute brennbare Material wird Ende des Winters in Haufen geschichtet und angezündet, um dem Ausbruch von Feuer während der trockenen Jahreszeit vorzubeugen. Freilich wird gerade durch diese Vorsichtsmaßregel dem Walde ein unermeßlicher Schaden zugefügt; die dadurch veranlaßten Waldbrände erstrecken sich oft auf Hunderte von Meilen, eine Stockung im Wachsthum der Bäume und Zerstörung des jungen Nachwuchses mit sich führend.

Sobald im Frühling der Saft in den Bäumen zu strömen beginnt, wird oberhalb der Boxes eine Partie bis zu 8 Zoll Höhe bis zum Splinte bloßgelegt. Alle vier Wochen werden die Behälter entleert; die Qualität des Harzes wird dabei immer geringer. 10000 Boxes geben jedesmal 40 bis 50 Fässer von je 280 Pfd. Rohharz. Nach dem letztmaligen Ausschöpfen wird das noch anhängende Harz sorgfältig abgekratzt; dies ist ein Produkt von sehr geringem Werthe.

Aus den im ersten Betriebsjahre durchschnittlich gewonnenen 270 Faß Schöpfharz und 70 Faß Scharrharz werden 2200 Gallonen oder 50 Faß Terpentinöl nebst 260 Faß Kolophonium gewonnen. Im zweiten Jahre des Betriebes werden die Anritzungen der Bäume etwas breiter gemacht, ebenso in den beiden folgenden Jahren. Die Quantität sowohl wie die Qualität des Schöpfharzes nehmen stetig ab. Die 120 Faß Schöpfharz und 125 Faß Scharrharz des vierten und letzten Betriebsjahres geben 900 Gallonen Terpentinöl und 100 Faß Kolophonium. Letzteres gehört den niedersten Sorten an und wird hauptsächlich in den Seifenfabriken verwendet. Im Durchschnitt werden aus jedem Faß Harz 5 Gallonen Terpentinöl gewonnen. Der jährliche Ertrag eines Baumes berechnet sich auf 21 Pfund. Die Gesammtproduktion einer solchen Anlage während der vier Jahre ihres Betriebes beläuft sich auf 120000 Gallonen Terpentinöl und 12800 Faß Kolophonium, zusammen im Werthe von etwas über 56300 Dollars. Neuerdings beschäftigt man sich verschiedenerseits mit Versuchen, das Terpentinöl durch Destillation der Holzabfälle, z. B. im Anschluß an Sägemühlen, zu gewinnen, eine Neuerung, die jedenfalls von großem Einfluß auf die Entwickelung dieser Industrie werden wird. Es sind besonders zwei deutsche Techniker, die Herren Meßau in Atlanta (Georgia) und Maas in Meridian (Miss.), welche diesem Gegenstande ihre Aufmerksamkeit zugewendet haben.

Die hydrographischen Vermessungen der Engländer im Jahre 1883.

Außer an der heimischen Küste wurden im vorigen Jahre hydrographische Aufnahmen gemacht: an der Westküste von Korea und der Küste von China, der Nordostküste von Borneo, in der Sunda- und Malakkastraße, in der Magelhaensstraße und am La Plata-Fluß, in den Bahama- und den Salomoninseln, wozu drei Dampfschiffe und zwei Schoner der Marine verwendet wurden; außerdem waren noch ein gemietheter Dampfer an der Küste von Neufundland und ein Segelschiff an derjenigen von Westaustralien beschäftigt; an der heimischen Küste war ein Dampfer der Marine und ein gemietheter Dampfer thätig. Im ganzen wurden 57 Officiere und 468 Mannschaften bei den Aufnahmen verwendet.

Was zunächst die Thätigkeit in den englischen Gewässern betrifft, so hat sie Bezug auf das Aestuarium der Themse, Lothungen zwischen Sea Reach und Hope Reach und Messungen der Stromgeschwindigkeit im „Herzog von Edinburgs Schiffahrtskanal". Auch die Shetlandsinseln sowie die Ostküste von Schottland wurden besucht und verschiedene Arbeiten dort ausgeführt. Ein anderes Schiff besuchte die Küste von Irland und die Westküste von England; namentlich waren der Zugang zu Barrow in Furneß, der Grangekanal und der Bristolkanal Gegenstand besonderer Untersuchungen. Die Aufnahme der Swanseabai wurde wieder aufgenommen und beinahe beendet. In Neufundland wurde im Anschluß an die frühere Arbeit die Aufnahme der Südküste der Fortunebai beendigt und auch auf der Nordküste wurden die Vermessungen fortgesetzt. In Bestindien wurde der Providence-Nordwestkanal im Interesse der telegraphischen Verbindung untersucht, die Aufnahme der kleinen Bahamabank beendet und außerdem einige andere Vermessungen ausgeführt.

Trotz der ungünstigen Witterung glückte es, die Vermessung der Magelhaensstraße auf einer Länge von 60 Meilen und zwar von der Vallenabucht bis zu Festy Point auszuführen. Hierbei wurde die bis jetzt nur unvollkommen bekannte Küstenlinie aufgenommen und durch die Vermessungen einige in den bestehenden Karten vorzunehmende Verbesserungen festgestellt, u. a. zwei neue Kanäle (Criggles- und Sholwakanal) östlich und nördlich von Kap Providence gefunden. Außerdem wurden sieben Ankerplätze im Detail vermessen und die Triangulation bis zum Eingange der Magelhaensstraße fortgeführt und dort an früher ausgeführte Arbeiten angeschlossen. Im April, als die ungünstige Jahreszeit eintrat, begab sich das für die Aufnahme bestimmte Schiff nach Montevideo, um die Bänke zu vermessen, welche den Eingang in den La Plata erschweren. Auf Rouenbant wurden in minimo $3^1/_2$ Faden Wasser ge-

Digitized by Google

funden, die Existenz von „Frenchbank“, welche noch seichter sein sollte, konnte nicht nachgewiesen werden. Dann wurde — vergeblich — nach einer Bank im Süden der Lobosinseln gesucht, auf welcher die österreichische Barke „Antonietta“ gestossen sein sollte. Gegenüber Maldonado wurde eine kleine Bank mit 5 Faden Wasser gefunden. Im ganzen erstrecken sich die Lothungen vor der Mündung des La Plata auf 2800 engl. Quadratmeilen, und es ergab sich, daß seit den 1859 und 1871 ausgeführten Untersuchungen die Tiefe bedeutend abgenommen hatte; dagegen waren in den Kanälen, wo starker Strom herrscht, nur weniger ausgedehnte Ablagerungen bemerkbar. Im October wurden die Vermessungen in der Magelhaenstraße wieder aufgenommen.

Im östlichen Asien verließ die „Magpie“ Japan, ging nach Hongkong um zu repariren und dann ihrer Bestimmung nach dem östlichen Borneo zu folgen. Von der Reise nach und dem Aufenthalt in Hongkong wurde im Interesse der Vermessungen ein möglichst ausgiebiger Gebrauch gemacht. Der Eingang des Flusses von Brunei wurde zum Theil aufgenommen, weil da eine Kohlenstation etablirt ist; die nahen Minen, welche diese Kohlen liefern, sind ausgedehnt und leicht zugänglich, die Kohlen selbst sind gut und die Schichten außerordentlich dick. Hierauf wurde die Labukbai vermessen, in welche ein hübscher von der See leicht zugänglicher Fluß mündet. Wahrscheinlich wird dieser Fluß sich sehr nützlich für den Transport der Producte erweisen, welche aus der Umgegend der hohen, gut bevölkerten Berges Kinibalu erwartet werden, da die Eingeborenen friedfertig und fleißig sein sollen. An der Mündung des Flusses wurde damals gerade eine neue Station errichtet. Dann wurde die Seeküste von Sandakan nach der Sibutupassage tartirt, Lothungen bis zu 7 Meilen Entfernung von der Küstenlinie vorgenommen und alle Gefahren genau verzeichnet. Die ganze Küstenlinie war beinahe nur Moorboden, durchschnitten von vielen Flüssen, die mit Ausnahme des Kinabatangan für die Schiffahrt unbrauchbar sind. Dieser Fluß führt zu den Höhlen von Gormanton, bekannt als Lager ungeheuerer Massen von Fledermausguano (siehe oben S. 31). Hier hörte man die von dem Ausbruche des Krakatau herrührenden Detonationen und bald empfing das Schiff den telegraphischen Befehl, nach der Sundastraße abzugehen, um den Zustand derselben zu untersuchen. Hier fand man die holländischen Schiffe bereits in Thätigkeit; auf den Bericht über den Zustand der Straße brauchen wir hier nicht näher einzugehen, da derselbe den Lesern des „Globus“ nichts Neues bringt. Die „Magpie“ ging hierauf zur Reparatur ihrer Kessel nach Singapore und von dort nach Penang, um die für die Aufnahme der Inselgruppe zwischen Pulu-Bouton und der Sayerinsel nöthigen astronomischen Bestimmungen vorzunehmen; diese Vermessungen sind im Interesse der Schiffahrt zwischen Britisch Burmah und den Straits Settlements höchst nöthig.

Das im östlichen Asien thätige Schiff „Flying Fish“ kam im Anfang des Jahres nach Hongkong, um Reparaturen vorzunehmen; diese unfreiwillige Muße wurde benutzt, um den Zustand des Hafens zu untersuchen. Man fand an der Mündung der sich in denselben ergießenden Gewässer einige Ablagerungen, doch der eigentliche Hafen war hiervon frei geblieben. Hierauf ging das Schiff nach Korea, um die im vorhergehenden Jahre angefangene Aufnahme zu vollenden, welche die Mündung des Salesflusses bis zum Hafen Jinschuen (in der Nähe der Hauptstadt) zum Gegenstande hatte. Trotz der großen Schwierigkeit dieser Arbeit und der vielen zufällig eingetretenen Hindernisse wurden die Zugänge des Salesflusses, welche das Insel-Labyrinth zwischen Jinschuen und den Tsia-Jung-Inseln im Norden, bis zu den Cliffordinseln im Süden bilden, nach allen Richtungen durchforscht und im Detail in Karte gebracht.

Eines der Resultate der Aufnahme besteht darin, daß man einen Tiefwasserkanal vom Meere bis Jinschuen gefunden hat, der für Schiffe von großem Tiefgang brauchbar ist. Hierauf wurden die der Westküste gegenüberliegenden Inseln näher untersucht und ihre Lage genau bestimmt. Später fand man am südlichen Eingange der Mündung des Yang-tse-kiang die Bank, auf welche J. W. S. „Audacious“ gestossen hatte; diese Bank hatte sich in den letzten vier Jahren neu gebildet, ein Beweis, daß diese wichtige Straße fortwährende Beobachtung erfordert.

In Westaustralien wurde die Aufnahme der Küstenlinie vervollständigt und verbessert, der westlich vom Dampierarchipel gelegene Theil derselben in Angriff genommen und einige Arbeiten in der Nähe des Ashburtonflusses und König Georg-Sundes angefangen. Im westlichen Pacific wurde die Aufnahme der Ostküste von San Cristoval fortgesetzt. Nachdem man der Mannschaft eines verunglückten amerikanischen Schiffes Hilfe geleistet hatte, wurden noch einige weitere Aufnahmen im Salomonarchipel ausgeführt. Ein anderes Schiff war in den Neuen Hebriden thätig, wo Skizzen von mehr als zehn Baien und Ankerplätzen verfertigt wurden.

In Indien arbeitete eine selbständige Abtheilung in der Bai von Bengalen, später auf der Westküste von Hindostan und an der Flußmündung zu Rangun. Einige kleinere Abtheilungen vermaßen den Zugang zum Hafen von Akyab, die Häfen von Karraschi, Bari, Dwilen und Bijagapatam.

Auch die Regierung von Kanada wünschte die Georgianbai weiter aufnehmen zu lassen; das zu diesem Zwecke erforderliche Material wurde zu ihrer Verfügung gestellt.

Sehr viel nützliches Material gewann das hydrographische Büreau durch Austausch von Aufnahmen und Beobachtungen mit ähnlichen in anderen Staaten bestehenden Aemtern und durch die an Bord der Kriegsschiffe geführten Journale; außerdem aber hat die Borneogesellschaft eine Aufnahme vom Hafen zu Kudat und Sandakan, sowie vom Sapagayapaß eingeschickt und Kapitän J. Kalder, Kommandant eines chinesischen Kanonenbootes, lieferte Verbesserungen zur Karte des Tonkingolfs und der Küste bis zum Kantonfluß. Auch von Seiten der Telegraphengesellschaften, welche mit der Legung submariner Kabel beschäftigt waren, sind wichtige Mittheilungen, Lothungen im Meere von Biscaya, im Mittelländischen und Rothen Meere und dem Busen von Aden, ferner zwischen Nagasaki und Wladiwostock, zwischen Panama und San Franzisco, zwischen Cadix, Madeira und Gran Canaria eingegangen. Bei Ausführung der zuletzt erwähnten Lothungen wurde eine Bank in 31° 8′ nördl. Br., 13° 40′ westl. L. mit 50 Faden Wasser gefunden, die sich aus einer Tiefe von 600 bis 1100 Faden plötzlich erhebt (sie ist Donabank genannt worden).

Bei der im vorjährigen Rapport erwähnten „Seinebank“ wurden weitere Lothungen gemacht und eine Tiefe von 81 Faden gefunden. Auch die Bank am westlichen Eingang der Straße von Gibraltar wurde weiter untersucht; bis jetzt war sie auf der Karte durch eine einzelne Lothung von 45 Faden angedeutet.

95 neue Platten von Karten und Plänen wurden gedruckt, 31 Platten durch Zufügung neuer Pläne verbessert; 2947 Verbesserungen wurden durch den Graveur auf 181 Karten angebracht, auf 38 500 Karten wurden kleine Korrekturen eingezeichnet und im ganzen sind für die

Digitized by Google

Marine und für das Publikum im Jahre 1883 262 595 Karten gedruckt worden. Außerdem sind 376 Notizen für Seefahrer, 45 hydrographische Notizen und 12 Leitfäden verschiedener Art veröffentlicht worden, und 15 Segelanweisungen werden vorbereitet. (Bericht des Hydrographen Ferd. J. Evans an das Parlament.)

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Ein Aufsatz des Reisenden Eduard Glaser (vergl. „Globus" Bd. 45, S. 336) über den Aufstand in Südarabien (Wiener Allgem. Zeitung Nr. 16671) enthält folgende Schilderung des Gebietes, in welchem die kriegerischen Operationen sich abspielen; Glaser hat dasselbe um Neujahr 1884 als erster Europäer bereist. „Nachdem man die circa zwei Tagereisen (7 bis 8 deutsche Meilen) breite Küstenebene (Tihama) überschritten hat, erreicht man den arabischen Alpenzug des Serat, welcher parallel der Küste sich bis nach Syrien hinzieht. Der Aufstieg vom Westen ist an allen Stellen außerordentlich steil und romantisch. Bei 2700 Meter Seehöhe erreicht man den Kamm des Gebirges, der mit Ausnahme der besten Jahreszeit (Mitte April bis Mitte Juni), welche man Djahr nennt, ein äußerst gemäßigtes, ja im Winter (December und Januar) sogar kaltes Klima besitzt. Temperaturen von 3 bis 5 Grad Celsius unter dem Gefrierpunkte sind hier nichts Seltenes. Während die Tihama und die östlich vom Serat gelegenen Tiefländer außerordentlich hohe Temperaturen aufweisen, dazu stets große Feuchtigkeit im Westen und übermäßige Trockenheit im Osten des Serat, erfreut sich der Bewohnung des Alpenzuges in allen seinen Theilen (nach der Höhenlage von unten begonnen in folgender Weise benannt: Ghaur, Khabt, Nedjd und Jahir, das letztere mit der Bedeutung Gebirgsrücken), besonders aber im Nedjd eines geradezu paradiesischen Klimas mit glücklicher Vereinigung von mäßiger Feuchtigkeit und geringer Temperatur-Amplitude. Ich habe in jenen Gegenden fast zu allen Jahreszeiten eine gleichmäßige Temperatur gefunden, bei Tage nicht zu hoch, bei Nacht nicht zu niedrig. Wenn man vom Kamm des Serat nach Westen wandert, dann sieht man regelmäßig in der Mittagszeit dichte Dunstmassen aus der Tihama aufsteigen, die bis dahin wie unter ein Meer von Wolken vergraben anschauthar waren. Die Temperatur sinkt, ein ergiebiger Thau oder Niederschlag bedeckt die Vegetation, die hier üppig gedeiht. Wir sind in der Kaffeeregion. Bis 2000 Meter Seehöhe und darüber erstrecken sich die Kaffeepflanzungen, in horizontalen Terrassen die steil abfallenden Wadis amphitheatralisch ausfüllend. Jedes kleine Wadi hat sein Bächlein, Ghail genannt, und hoch oben auf ungangbaren Felsen thront der Kaffeewächter, der mit dem Erlöse seiner Mokkabohne ganze Vorrathskammern mit Rialat (Maria Theresia-Thalern) anfüllt. Berauschend, wie der Mokkasaft selbst, wirken diese Kaffeegärten, und ich dachte nie intensiver an Arabia felix als hier. Und diese glückliche Region erstreckt sich vom 13. bis zum 18. Breitengrade und könnte sich, wenn die türkische Regierung ihren Vortheil besser verstände, ganz in den Händen der Türken befinden. Das glücklichste und reichste Land, der herrlichste Diamant in der Krone des osmanischen Padischah könnte hier geschaffen werden, wenn man in Stambul einsehen würde, daß man um jeden Preis die Verbindung von Yemen mit Asyr herstellen muß. Denn der größte Theil der Kaffeeregion, von Suda und Hadje angefangen, bis über Saba nach Asyr befindet sich in den Händen der Insurgenten. Wer auch nur einmal diese herrlichen Gegenden gesehen, wird sie des Schweißes der Edelsten werth gefunden haben, und ich glaube nur im Interesse der türkischen Regierung zu handeln, wenn ich sie auf ein Kleinod aufmerksam mache, das sie mit Unrecht verschmäht. Der Hafen von Hodeibah trägt, trotzdem er nicht im entferntesten einen Vergleich mit dem von Aden aushalten kann, jährlich über 400 000 Thaler, zumeist Kaffeezoll. Ein zweiter Hafen, mehr im Norden, würde das Doppelte einbringen."

— Der Marine-Chef zu Batavia hat am 18. August d. J., infolge eines Berichtes des Kommandanten des Regierungsdampfers „Argus", bekannt gemacht, daß in der Sunda-Straße, zwischen den Inseln Krakatau und Sebesie, von Neuem Veränderungen stattgefunden haben, so daß den Seefahrern angerathen wird, diesen Theil der Straße zu vermeiden.

Afrika.

— In aller Stille haben die Engländer zwei wichtige, bisher von Aegypten besetzte Positionen annektirt: Berbera an der Somaliküste und Harrar im Innern des Landes. Man hat von diesem Vorgehen in Aegypten selbst erst etwas erfahren, als sämmtliche dort stationirten Truppen und Beamten und sogar die dorthin verbannten Verbrecher plötzlich in Suez anlangten.

— Am 5. März d. J. verließ eine Karawane unter Leitung von Léon Chefneux die französische Kolonie Obock und traf am 22. Mai in Schoa ein. Derselben hatte sich Kapitän Longbois, der Gesandte der französischen Republik an den König Menelik von Schoa, angeschlossen, welcher zugleich den Auftrag hat, den Lauf des Hawasch-Flusses aufzunehmen; ferner Kapitän Pinot mit einer Ladung Waaren. Am 26. Mai wurde der Gesandte und am selben Tage der Reisende Paul Soleillet nach zweitägigem Verweilen im Lande in Abschiedsaudienz von Menelik empfangen und letzterer mit einem Ehrenschild, Lanzen und Orden beschenkt. Demnächst soll auch eine Gesandtschaft Menelik's nach Frankreich abgehen. Das alles scheint wie die eben gemeldete Besetzung des westlichsüdlich von Obock gelegenen Tadschura) sind Anzeichen dafür, daß die Republik keineswegs gewillt ist, die Küstenländer des Rothen Meeres ausschließlich englischem Einflusse zu überlassen.

— Die amerikanischen Missionare, welche seit länger als fünf Jahren unter dem Schutze des portugiesischen Gouverneurs von Benguela in Bailunda und Bihé gewirkt haben, sind im Mai auf Anstiften eines portugiesischen Händlers, welchem ihre Gegenwart bei seinen Geschäften unangenehm war, von den Schwarzen vertrieben worden. Es ist das ein Beweis, wie gering die Macht der portugiesischen Regierung im Inneren ist; daß dieselbe jene Vertreibung gewünscht oder gar veranlaßt habe, ist ausgeschlossen, so intolerant sie sich sonst auch gegen Andersgläubige zeigt.

— Einer der ältesten Angestellten der Association Internationale du Congo, der Ober-Ingenieur Francesco Flamini aus Rom, ist am 31. Juli d. J. in Boma dem Fieber erlegen. Er befand sich schon am Congo, als Stanley dort gegen Ende 1879 ankam, wurde sofort engagirt und war der erste, welcher mit dem seinem Befehl unterstellten „Royal" den unteren Congo zwischen Isangila und Manjanga (14° und 15° östl. L. Gr.) befuhr. Vier Jahre lang hat er dem afrikanischen Fieber widerstanden, ehe er davon

Digitized by Google

ergriffen wurde. Einer der Fälle im unteren Congo ist von Stanley nach Flamini benannt worden.

— Der „Globus“ hat im Bd. 44, S. 269, eingehender über die Bereisung des unteren Kongo durch den englischen Naturforscher H. H. Johnston, denselben, welcher jetzt die Flora und Fauna des Kilimandschoro erforscht, berichtet. Sein 1884 erschienenes Reisewerk ist unseres Wissens das einzige größere über jene Gebiete, die augenblicklich im Vordergrunde des europäischen Interesses stehen, und es wird deshalb vielfeitig mit Freude begrüßt werden, daß davon eben eine deutsche Ausgabe erschienen ist: „Der Kongo. Reise von seiner Mündung bis Bolobo“ (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1884). Elf Kapitel beschreiben die Reise, dann folgen sechs weitere über Klima, Naturgeschichte, Bevölkerung und Sprachen. Wie überhaupt das Naturwissenschaftliche in dem Buche eine große Rolle spielt, so auch unter den 78 Illustrationen, denen eine ganz besondere Vollendung nachzurühmen ist; dieselben sind direkt nach Johnston's Zeichnungen photographirt und dann in Holz geschnitten worden. Für Beurtheilung des Stanley'schen Unternehmens ist übrigens Johnston kein klassischer Zeuge, sondern Portei; er fand bei Stanley wohlwollende Aufnahme und äußert sich darum über Brazza und die Franzosen in abfälliger Weise. Die Uebersetzung des Buches liest sich gut. Aber komisch ist das Mißverständniß Seite 349, die aus Aktenstellen zusammengehäuften „Karosse“ — eine südafrikanische Bezeichnung für Fellmäntel der Eingeborenen — für kleine Wagen zu halten.

— Uns wurden aus Lübeck gütigst folgende Auszüge aus Privatbriefen mitgetheilt:

Camerun, den 13. Sept.

Wie wir hören, haben die Franzosen, nachdem die „Möwe“ alles Land von hier bis Waterfall bei Small Batango in Besitz genommen hat, wegen des Landstriches Molemba Protest eingelegt und behaupten, daselbst schon früher mit den Eingeborenen Verträge abgeschlossen zu haben. Von Waterfall bis Small Botongo ist das Land französisch, dagegen südwärts bis Big Botongo wieder deutsch, dann alles bis zum Gabun französisch. Die „Möwe“ ging bis zum Gabun, kehrte dann nach hier zurück und verfuchte, die nördlich vom Camerungebirge gelegenen Küstenstriche zu annektiren, was ihr aber leider nicht gelang, da die Engländer bereits die Hand darauf gelegt hatten. Die „Möwe“ ist an zwei verschiedenen Plätzen gewesen, nämlich in Yonge River (Rumbi?) und Dibunde (Bibundi?), woselbst aber schon die Engländer Verträge mit den Eingeborenen geschlossen, und diese sich ihrem Protektorate unterworfen hatten. Weil hier also nichts mehr zu thun war, ging die „Möwe“ von hier nach Fernando Poo, um sich von dort nach der Kapstadt zu begeben. Uebrigens werden hier die Eingeborenen schon wieder schwieriger, da sich außer der „Möwe“ noch kein anderes deutsches Kriegsschiff gezeigt hat, während mehrere englische, darunter selbst größere, die die Barou nicht passiren konnten, hier einrafen. Die Engländer reden den Negern ein, daß die Deutschen keine größeren Schiffe hätten. Es wird Zeit, daß diese Täuschung widerlegt wird. Uebrigens hat das Geschäft der deutschen Häuser seit der Besitznahme einen wesentlichen Aufschwung genommen.

Von wissenschaftlichen Expeditionen ist nichts besonderes zu melden. Dr. Passavant und Dr. Pauli sind noch immer hier und warten auf das Ende der Regenzeit. Herr v. Nogozinski ist augenblicklich in Fernando Poo. Er hat von Manchester Waaren auf Kredit bekommen und scheint sich jetzt auf den Handel legen zu wollen. — Mit dem Dampfer „Professor Woermann“ kam auch die deutsche Expedition unter Lieutenant Schulze an, welche den Kongo erforschen will. Alle Mitglieder waren wohl und gesund.

Australien.

— Wenn auch die Goldfelder Australiens alle Jahre immer geringere Erträge liefern, so werden doch noch dann und wann große Goldklumpen zu Tage gefördert. So wurde im August d. J. auf den Temoro Goldfeldern der Kolonie Neu-Süd-Wales in 34° 12' südl. Br. und 147° 20' östlich von Gr. ein Goldstück im Gewichte von 93 Unzen gefunden.

Nordamerika.

— Vielem Interesse begegnet in Kanada und den Vereinigten Staaten das Unternehmen des Lieutenants W. R. Gordon, welcher im Auftrage des Meteorologischen Dienstes in Kanada sechs Stationen on der Hudsonstraße und eine am Wesluser der Hudsonsbai errichtet. An denselben sollen während 15 Monaten außer den gewöhnlichen meteorologischen Beobachtungen solche über starke Fluthen, Strömungen und den Zustand des Eises angestellt werden; auf dem wichtigsten Punkte, Kap Hope, ist außerdem eine temporäre magnetische Station errichtet worden. Die Besatzung jeder Station besteht aus einem Officier, zwei Leuten und einem Eskimo-Dolmetscher und ist mit Lebensmitteln und Brennstoff für 15 Monate versehen. Die Regierung der Dominion hat für dieses Unternehmen 70 000 Dollars bewilligt, um genauen Aufschluß über die Schiffbarkeit der Hudsonstraße und über die Möglichkeit zu erlangen, durch dieselbe die Produkte ihres Nordwestens im Sommer exportiren zu können. Auf dem Schiffe „Neptune“, welches die sieben Besatzungen an ihre Bestimmungsorte bringt und am 22. Juli Neufundland verließ, befindet sich außer Lieutenant Gordon noch der Geologe Dr. Robert Bell und der Historiograph Charles R. Tuttle.

Polargebiete.

— Dr. Franz Boas, dessen Reise noch den Ländern im Norden und Nordosten der Hudsonsbai der „Globus“ im Bd. 43, S. 208, erwähnte, schreibt am 24. September d. J. aus Alma Farm am Lake George an Professor Bastian: „Vielleicht ist es Ihnen schon bekannt, daß ich aus dem Lande des ewigen Eises zurückgekehrt bin, und ich bin glücklich sagen zu dürfen: nicht erfolglos. Meine Erkundigungen über alle Stämme des Polschinlandes haben viel neues Material zu Tage gefördert; interessant aber sind die Resultate, welche ich unter den beiden Stämmen, mit denen ich lebte, gefunden habe. Ihre religiösen Vorstellungen, Gebräuche und Sagen habe ich möglichst zu ergründen gewußt und auch mancherlei erreicht. Ich bringe den Untert und die Melodien zu vielen ihrer uralten Sagen mit, die sich mitunter versetzt und verstümmelt in Grönland wiederfinden und hier bei den Anhängern des alten Glaubens sich wohl klarer und reiner erhalten haben. Gegen Ende dieses Jahres gedenke ich nach Deutschland zurückzukehren.“

Inhalt: Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen. VI. (Mit sechs Abbildungen.) — H. Abbes: Die deutsche Nordpolar-Expedition noch dem Cumberland-Sunde. IV. — H. Vambéry: Der neueste centralasiatische Reisende. II. (Schluß.) — Die Terpentinindustrie im Süden der Vereinigten Staaten. — Die hydrographischen Vermessungen der Engländer im Jahre 1883. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Australien. — Nordamerika. — Polargebiete. (Schluß der Redaktion: 7. November 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen.

VII.

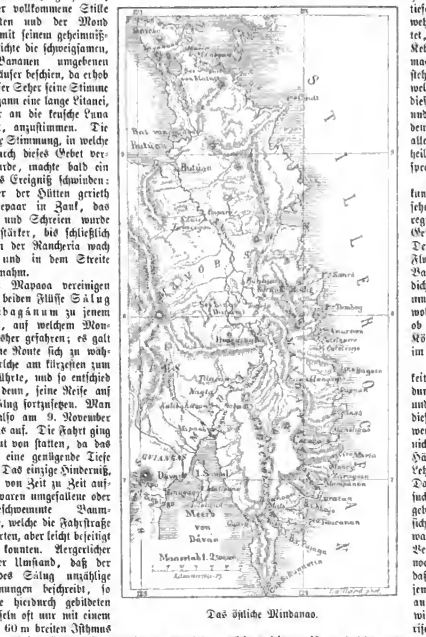
Am 7. November wurde die Fahrt weiter fortgesetzt. Der Lauf des Tágum wurde immer mehr mäanderartig, dabei nahm seine Tiefe ab, so daß die „Banca" häufig aufsitzen. Eine Folge dieser Erscheinung war, daß man nur langsam und vorsichtig sich vorwärts bewegen konnte. So kam es, daß man erst um 6 Uhr abends vor Babao, der ersten Rancheria der Mandayas, ankam. Diese letzteren flüchteten beim Nahen der Reisenden sofort in die Wälder, wodurch Montano in nicht geringe Verlegenheit gerieth, denn mit seiner „Banca" konnte die Fahrt bei der Seichtigkeit des Flusses nicht weiter fortgesetzt werden; sie mußte nach Távao zurückgeschickt werden und es galt nun neue Boote und Ruderer bei den Mandayas aufzutreiben. Montano schickte den Dolmetscher den Flüchtlingen nach, dessen Kenntniß der Mandayasprache aber, wie es sich nun herausstellte, sehr viel zu wünschen übrig ließ. Zum Glück aber ist ihr Idiom jenem der Bisayas nahe verwandt und so gelang es endlich Montano, drei Kähne und sechs Ruderer zu miethen, welch letztere gegen eine Entlohnung von Reis, Tabak und allerlei Tand sich verpflichteten, die Schiffe bis zu dem Punkte, wo die Schiffbarkeit des Sálug (Oberlauf des Tágum) aufhört, zu rudern. So schien alles zum besten geordnet; als aber Montano am Morgen des 8. November aufbrechen wollte, verschwanden nicht nur die Ruderer, sondern auch alle Männer der Rancheria im Waldickicht, die Weiber allein blieben zurück, doch war aus diesen stumpfsinnig dreinblickenden Personen kein Wort herauszubringen. So blieb denn nichts Anderes übrig, als die Muchachos den Entflohenen nachzusenden, sie kehrten aber von ihrer Jagd resultatlos um die Mittagszeit wieder zurück. Da die Mandayas nicht kamen, so entschloß sich Montano mit seinen vier Muchachos und dem Pseudodolmetscher die drei am Ufer liegenden gemietheten Kähne zu besteigen und ohne die Hilfe der Einheimischen die Fahrt fortzusetzen. Dies geschah denn auch, die ungeübten Ruderer hatten aber mit der reißenden Strömung viel zu kämpfen. Der am meisten beladene Kahn begann mit einem Male zu sinken; in diesem Augenblick erblickte Montano einen am Ufer stehenden Mandayajüngling, der die Reisenden stumpfsinnig anglotzte. Montano, welcher inzwischen das bedrohte Fahrzeug durch Hinauswerfen alles überflüssigen Gepäckes erleichtert hatte, nahm den jungen Mann an Bord auf und drückte ihm ein Ruder in die Hand; der Mandaya begriff, was man von ihm wollte und begann kräftig zu rudern, so hatte also jedes Boot wenigstens seine drei Ruderer.

Montano setzte nun ohne allen Unfall seine Reise fort, um erst in dem großen Mandayadorfe Mapaca Halt zu machen. Die Eingeborenen umgaben, eine gewisse Entfernung einhaltend, den Franzosen und starrten ihn unausgesetzt an; in ihren Zügen las man weder Feindseligkeit noch eine freundliche Gesinnung, für sie war der Weiße lediglich der Gegenstand ihrer Neugierde, eine Art Wundertier, das man anstaunte und bewunderte. Anders verhielt es sich mit den dunkelfarbigen Muchachos Montano's; diese mischten sich ohne Scheu unter die Söhne der Wildniß, welch letztere ihnen gleichfalls freundlich entgegenkamen. Ein Schuß, welchen der Franzose auf einige Vögel richtete,

Digitized by Google

brachte die ganze Rancheria in Aufruhr, es bedurfte erst langen Zuredens und Spenden von Spiegeln, Halsketten und einer Flasche Weins (welchen diese Wilden dem Rum vorziehen), bis wieder Ordnung und gegenseitiges Vertrauen hergestellt war. Ein Weib erschien nun und erweiterte die Spenden mit zwei Eiern und Sklaven eilten herbei, um den Muchaches beim Kochen des Mittagsmahles zu helfen. Noch lange nach Sonnenuntergang tönte aus den Hütten Lachen und Gesang herüber, als aber vollkommene Stille eingetreten und der Mond bereits mit seinem geheimnißvollen Lichte die schwatzsamen, von Bananen umgebenen Wohnhäuser beschien, da erhob ein greiser Seher seine Stimme und begann eine lange Litanei, offenbar an die keusche Luna gerichtet, anzustimmen. Die feierliche Stimmung, in welche man durch dieses Gebet versetzt wurde, machte bald ein profanes Ereigniß schwinden: in einer der Hütten gerieth ein Ehepaar in Zank, das Toben und Schreien wurde immer stärker, bis schließlich alles in der Rancheria wach wurde und in dem Streite Partei nahm.

Bei Mapaoa vereinigen sich die beiden Flüsse Sálug und Libagánum zu jenem Tágum, auf welchem Montano bisher gefahren; es galt nun jene Route sich zu wählen, welche am kürzesten zum Ziele führte, und so entschied er sich denn, seine Reise auf dem Sálug fortzusetzen. Man brach also am 9. November morgens auf. Die Fahrt ging recht gut von statten, da das Wasser eine genügende Tiefe besaß. Das einzige Hinderniß, welches von Zeit zu Zeit auftrat, waren umgefallene oder herabgeschwemmte Baumstämme, welche die Fahrtstraße versperrten, aber leicht beseitigt werden konnten. Aergerlicher war der Umstand, daß der Lauf des Sálug unzählige Krümmungen beschreibt, so daß die hiedurch gebildeten Halbinseln oft nur mit einem 50 bis 60 m breiten Isthmus mit dem übrigen Lande zusammenhingen. Am Ufer erblickte man nicht selten Hütten, umgeben von kleinen Batatenpflanzungen und Reisfeldern, auch begegnete man Kähnen, welche pfeilschnell an unseren Reisenden vorüberschossen. Um 3½ Uhr nachmittags erreichte die Expedition das Mandayadorf Malibuhajan; es umfaßt fünf Häuser, ist also eine ziemlich ansehnliche Rancheria, denn die Niederlassungen dieses Stammes pflegen sonst nur aus wenigen Hütten zu bestehen. Dieser Ort liegt auf einer vom Sálug gebildeten Halbinsel, welche ein schmaler Isthmus mit dem Hinterlande verbindet. Die Hütten stehen 12 bis 15 m hoch über dem Erdboden auf Pfählen und Baumstämmen, das kantige Dach ist sehr niedrig, aus Bambusrohr und Bambusschindeln hergestellt; an denselben sind Sparren befestigt, von welchen Haarbüschel zur Beschwörung böser Geister herabwehen. Das Dorf umgiebt eine Palisadenmauer, deren einzelne Pfeiler zugespitzt sind. Sowohl innerhalb als auch außerhalb dieser Pfahlreihe sind tiefe, mit Bambusspitzen bewehrte Wolfsgruben hergerichtet, welche durch Flechtwerk, Kehricht und Blattzweige maskirt sind. An dem Ufer steht eine dreiarmige Stange, welche ein Brett trägt, auf diesem erblickt man Bananen und Reis, Opfergaben, welche dem Limbucun, einer von allen Heiden Mindanaos für heilig gehaltenen Taubenspecies, dargebracht wurden.



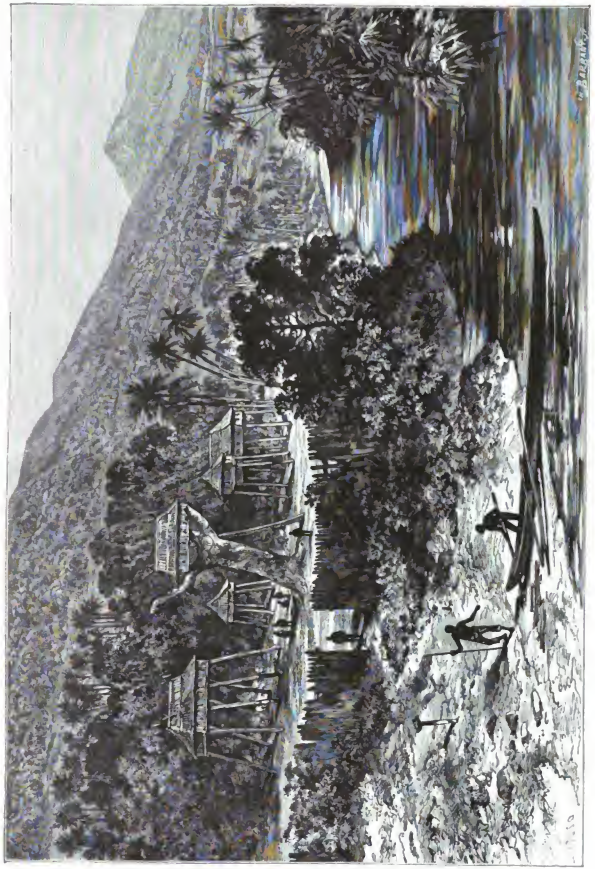
Das östliche Mindanao.

Auch hier erregte die Ankunft Montano's großes Aufsehen, doch wurde die Aufregung durch Vertheilen von Geschenken bald beschwichtigt. Der Franzose stieg dann zum Flusse hinab, um durch ein Bad sich zu erfrischen; ein dichter Kranz von Zuschauern umgab ihn hierbei, die Leute wollten sich eben überzeugen, ob der Weiße auch am übrigen Körper so hellfarbig wäre, wie im Gesichte.

Leider war seine Möglichkeit geboten, den Mundvorrath durch Ankauf von Hühnern und Eiern zu ergänzen, denn diese Leute haben selbst sehr wenig, auch getrauten sie sich nicht ohne Vorwissen ihres Häuptlings, der sich bei seinem Lehnsherrn, dem maurischen Datto von Bicuñgan, zu Besuch befand, etwas wegzugeben. Damals, als Montano sich in Kalibuhajan befand, waren die Mauren trotz dem Verluste ihres alten Prestiges noch immer mächtig genug, daß die Mandayas, welche doch jenen weder an Kraft noch an Muth nachstanden, sich willig den Plackereien der maurischen Dattos unterwarfen; seitdem ist es freilich anders geworden, die Heiden am Tágum und Sálug haben sich, hauptsächlich durch den Einfluß der Jesuitenmissionare, von der maurischen Herrschaft vollständig emancipirt.

Die Mandayas sind kräftige Gestalten, häufig von schlanker Körperform und bärtig, obwohl sie sich gewöhnlich sowohl den Bart als auch die Augenbrauen auszureißen pflegen. An ihrem breiten Gesichte fallen insbesondere die hervorspringenden Backenknochen ins Auge, doch hat ihr

Digitized by Google



Manbanaansiedelung am Zagum. (Nach einer Skizze Montano's.)

Digitized by Google

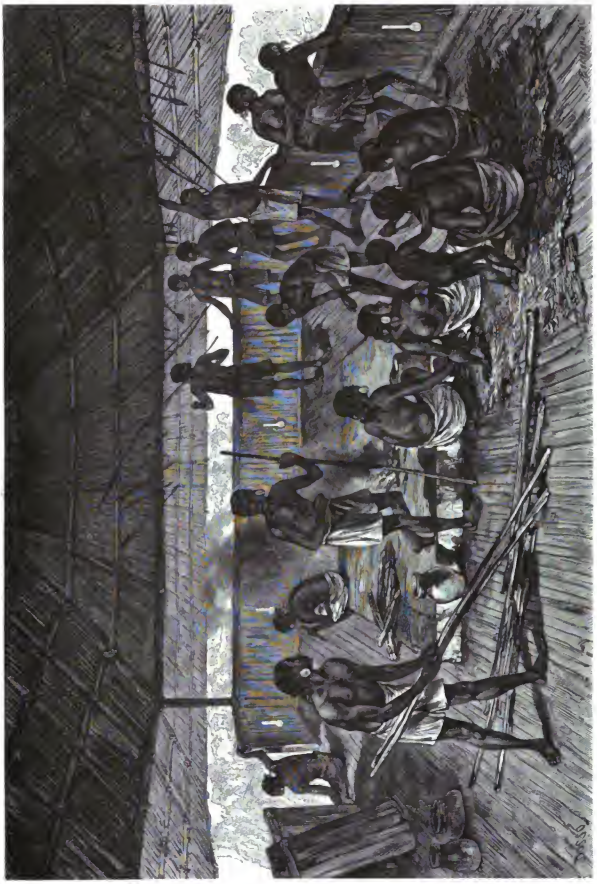
Antlitz nichts Unangenehmes, was dem Umſtande zuzuſchreiben iſt, daß ſie große ſchwarze, von langen Wimpern beſchattete und dabei lebhafte Augen beſitzen.

Montano beſchenkte einige Kinder, welche im Uferſchlamme ſich herumbalgten, mit diverſen Halsbändern, was einen guten Eindruck auf die Bewohner der Rancheria zu machen ſchien; wenigſtens nahte ſich ein Verwandter des Häuptlings dem Reiſenden mit den Worten: „Ich merke, du biſt ein Lumun (Bruder), beſuche du nur mein Haus und ſchlafe dort in Frieden.“ Montano ließ ſich dies nicht zweimal geſagt ſein, ſondern folgte ſofort der Einladung. Man kletterte über eine Bambuleiter, deren Sproſſen aus feſten Bejuco- oder Rotangſchnüren beſtanden, zu dem eigentlichen Wohnraume hinauf. Dieſe Leiter fungirt nur bei Tage, nach Sonnenuntergang wird ſie hinaufgezogen, um ein nächtliches Einſchleichen feindlicher Krieger zu vereiteln. Oben angelangt konnte Montano mit Muße die Einrichtung eines Mandayahauſes ſtudiren. Was vor

Töchter eines Manbaya-Datto. (Nach einer Photographie Montano's.)

allem Anderen in die Augen fiel, war der Umſtand, daß die aus grob mit dem Bolo (Waldmeſſer) zugehauenen Balken und Brettern zuſammengefügten Wände der Hütte nicht bis zum Dache hinaufreichten, ſondern ringsum einen Zwiſchenraum offen ließen, wodurch die Wand des Hauſes mehr den Charakter einer Bruſtwehr erhielt, welche Auffaſſung um ſo richtiger erſcheint, als grobe Schießſcharten, deren Form an die bei Burgmauern des 13. Jahrhunderts übliche erinnerte, in gleichmäßigen Abſtänden darin eingeſchnitten waren. Eine Folge dieſer eigenthümlichen Bauart iſt, daß keine Fenſter nothwendig ſind, denn jener Zwiſchenraum, welcher die Bruſtwehr von dem Dache ſcheidet, genügt zum Einlaß des Tageslichtes, ſowie denn auch der Rauch auf dieſem Wege ins Freie gelangt. Das Innere der Hütte iſt nicht in Zimmer abgetheilt, ſondern bildet einen einzigen Raum mit Bretterboden, in der Mitte wird auf einer aus Steinen und Thon hergeſtellten Unterlage das Herdfeuer angezündet. Möbel fehlen, ſie werden

Digitized by Google



Innered einer Manbanahütte. (Nach einer Skizze Montano's.)

Digitized by Google

hier durch Matten ersetzt; dagegen erblickt man Vorräthe an Lebensmitteln, ferner Spinnrad und Webstuhl. Die Mandayas wissen nämlich gleich den Guiangas und Bagobos ganz solide Webwaaren, besonders die „Tagmay" genannten Zeuge herzustellen. Voran aber in jeder Mandayahütte großer Ueberfluß herrscht, das sind Waffen: Bogen, Pfeile (mit Bambuspitzen), eiserne Dolche und Bolos, sowie Lanzen stecken in den Sparren des Daches und bilden so ein förmliches Arsenal.

Am 10. November wurde die Reise fortgesetzt, doch sah sich Montano vorher genöthigt, den jungen Mandaya, der ihn bis hierher begleitet hatte, nach Hause zu entlassen, denn dieser fürchtete für sein Leben, wenn er unter fremde Stämme käme. Sein Flehen war so inständig, daß der Franzose schließlich der Bitte Gehör gab und von ihm schied. Die Boote fuhren nun zwischen ganz einsamen menschenleeren Ufern den Sálug aufwärts, seinen scharfen und zahlreichen Krümmungen folgend. Ueberall bedeckte eine undurchdringliche Pflanzendecke und Waldlichticht den Boden, nur an einer sehr kurzen Uferstrecke trat das nackte Erdreich zu Tage, es bestand aus horizontal geschichtetem Thone. Erst um $4^1/_4$ Uhr nachmittags erblickte man die ersten menschlichen Behausungen, es war dies die Ortschaft Nagta, deren Hütten und Bewohner sich in nichts von jenen von Kalibuhasan unterschieden. Der folgende Tag mußte nothgedrungen zur Rast verwendet werden, denn in der Nacht war Hochwasser eingetreten und dadurch die Strömung des Flusses eine so reißende geworden, daß die

Mandayas auf Flößen die Stromschnellen des Sálug passirend. (Nach einer Skizze Montano's.)

Kähne unmöglich dagegen aufkommen konnten. Montano vertrieb sich die Zeit mit der Jagd, die leicht für ihn hätte verhängnißvoll ausfallen können; er erblickte nämlich einen halb von Blättern und Gezweig versteckten Vogel, rasch wurde dieser aufs Korn genommen, der Schuß ging los und das Thier fiel zur Erde. Mit Schrecken nahm aber jetzt der Jäger wahr, daß seine Kugel einen Timbuuna, d. h. den heiligen Vogel der Mandayas getödtet hatte. Diese waren wohl zuerst erzürnt, doch legte sich die Aufregung wieder, sei es, daß die Geschenke ihren Groll beschwichtigten, sei es, daß sie vor den Waffen des weißen Mannes einen viel zu großen Respekt besaßen, um mit ihm Streit zu beginnen.

Am 12. November war der Sálug so weit gefallen, daß man wieder die Kähne bestieg, um stromaufwärts zu rudern. Die Ufer des Flusses wurden immer steiler, jene an der linken Seite steigen bis zu 12 m auf; die Vegetation war wie bisher üppig. Am Nachmittag wird bei der Rancheria des Mandayahäuptlings Taug oder Tabog Halt gemacht. Die Hütten stehen in schwindelerregender Höhe über dem Erdboden, doch gewinnt man von diesen Warten eine weite Aussicht, die aber dem spähenden Auge des Reisenden nichts als steile waldbedeckte Hügel offenbarte. Obwohl nur ganz kleine Felder die Rancheria umgaben, so war der Datto dennoch mit hinlänglichem Vorrathe an Reis versehen, um dem Franzosen einiges hiervon überlassen zu können. Froh, seinen Proviant vermehrt zu haben, brach Montano den folgenden Tag um $7^1/_4$ Uhr morgens auf, doch ging die

Digitized by Google

Fahrt nicht mehr so glatt ab, denn zahlreiche quer über den Sálug gestürzte Baumstämme versperrten den Weg und mußten erst entfernt werden, um die Fahrt fortsetzen zu können. Ganz ermüdet langte man an der Mündung des Flusses Magao oder Maggum an, in dessen Nähe zwei Mandayadörfer liegen, von denen die Rancheria Tilacan die bedeutendere Ortschaft ist. Hier suchte Montano die kürzeste Route nach dem Thale des Agúsan zu erkunden, doch wußten ihm die Eingebornen hierüber gar keine sichere Auskunft zu ertheilen. So entschloß er sich denn, den Sálug noch weiter stromaufwärts zu folgen, besonders aus dem Grunde, weil bei einem längeren Landwege seine Instrumente leicht schadhaft werden konnten. Am 14. November verließ die Expedition die Rancheria Tilacan, um nun mit allen Schwierigkeiten, welche ein Fluß in seinem Oberlaufe der Schiffahrt entgegensetzt, ohne Unterlaß ankämpfen zu müssen. Der Sálug behielt nicht nur die starken Krümmungen seines Mittellaufes bei, sondern auch eine Reihe von Stromschnellen und Kaskaden zwang die Reisenden jedesmal, die Boote auszuladen und unter großen Mühseligkeiten über die natürlichen Hindernisse hinauf zu hissen, um hier wieder der reißenden Strömung mit aller Kraftanstrengung entgegen zu arbeiten. Die Felsen, welche durch ihren Treppenabsturz diese Wasserfälle und Schnellen hervorriefen, bestanden aus festem, weißem Kalkstein, in welchem große Korallenblöcke eingeschlossen waren. Diese letzteren schienen den Sternkorallen (Astraea) anzugehören, die noch heute im Golfe von Davao massenhaft vorkommen. Dies beweist, daß das vom Sálug durchströmte Gebiet der Insel Mindanao erst in recenter Zeit sich aus dem Meere erhoben hat. Diese Korallenblöcke fand Montano auch am 15. und 16. November ziemlich häufig. Es regnete in Strömen, die Leute wurden ganz marode, Blasen und Geschwülre zeigten sich an ihren Füßen. Tagegen war die Landschaft prachtvoll; eine dicht bewaldete Schlucht, durch welche Montano am 14. November um 4 Uhr 25 Min. passirte, begeisterte ihn durch die majestätische Hochwaldvegetation, sowie durch die erhabene Stille, welche hier herrschte. Drei volle Tage hindurch gab es nichts als Regen, Stromschnellen und Kaskaden, so daß die Ermüdung nicht durch die herrlichen Naturansichten wett gemacht werden konnte. Während dieser ganzen Zeit bekam man nur einen einzigen Menschen zu Gesicht; es war dies ein reinblütiger Negrittofklave.

Am 17. ging es in der alten Weise fort. In den Schnellen bemerkte man wieder die schon erwähnten Korallenblöcke, sie schienen die Hülfte der im Bette des Sálug befindlichen Rippen auszumachen. An einer schwierigen Stelle erwachte die Jagdlust Montano's; er schoß nach einigen Vögeln. Angelockt durch den Knall des Gewehres erschienen plötzlich drei mit Lanzen und Dolchen bewaffnete Mandayas, welche in der Nähe gefischt hatten. Montano trat mit ihnen sofort in Verkehr; sie waren sehr freundliche Leute, freiwillig erboten sie sich, die Fahrzeuge in glattes Fahrwasser zu bringen und den Reisenden mit Lebensmitteln zu versehen. Mit letzteren kamen sie nach einer halben Stunde zurück, es war aber sehr wenig: sie hatten nur ein Dutzend Bananen und ein junges Huhn von der Größe einer Taube zu bieten. Einer von ihnen ließ sich gegen eine in Messing und Baumwollzeugen bestehende Entlohnung anwerben, den Rest der Tagereise noch mitzumachen. Er hatte hierbei genug Gelegenheit, seine Muskeln anzustrengen, doch war es nicht die übergroße Arbeit, welche den Mandanakrieger bewog, am Abend seine Entlassung zu fordern. Er motivirte seine Bitte mit den Worten: „So lange ich bei Dir bin, habe ich nichts zu fürchten; ich werde aber nicht immer in Deiner Gesellschaft bleiben können und in dem Augenblicke, wo ich Dich verlassen haben werde, wird mir Hufip den Kopf abschlagen, derselbe Hufip, der große Datto, welchen Du an jener Stelle des Sálug antreffen wirst, wo dieser Fluß aufhört schiffbar zu sein.“ Auf die Frage Montano's, ob er vielleicht mit dem Datto auf dem Kriegsfuße stände oder jenem einen Sklaven geraubt hätte, erwiderte der Manadana: „Nein, aber dennoch wird mir Hufip das Haupt abschlagen lassen.“ Man war eben im Lande der Kopfjäger, wo jeder Manne, der sein Haus verläßt, die Aussicht winkt, entweder erschlagen oder in die Sklaverei geschleppt zu werden. Die Unsicherheit, welche in diesen Gegenden herrscht, ist die Ursache, warum die Rancherias der Mandanas zwar nur wenige Hütten zählen, in welchen aber viele Einwohner sich zusammendrängen, damit auf solche Weise ein feindlicher Angriff leichter zurückgeschlagen werden könnte, denn die Höhe der Hütten, die mindestens 10, mitunter bis zu 20 m von dem Erdboden entfernt sind, genügt nicht, um sie vor einem Ueberfall zu sichern. Der Feind erscheint gewöhnlich im Dunkel der Nacht, steckt durch Brandpfeile die Hütten in Brand oder bringt sie durch Fällen der Bäume oder Pfähle, auf welchen sie ruhen, zum Sturze. Selteuer wird kämpfend das Haus erstiegen. Solche Kriegszüge werden nicht aus bloßer Beuteluft veranstaltet, sondern sind eine Folge jener grausamen Sitte dieser Völker, nach welcher alle jene Krieger, die recht viele Mordthaten begangen haben, eine besondere Auszeichnung genießen;, speciell jener, der schon sechzig Feinden den Kopf abgeschlagen hat, erstent sich eines besonderen Titels: Bagani, d. h. so viel als der Mörder, doch ist der Sinn des letzteren Wortes bei den Mandayas mit unseren: „Held, Tapferer ꝛc.“ identisch. Wer den Titel eines Bagani erlangt hat, macht sofort auch von dem Privilegium dieser Klasse Gebrauch, d. h. er trägt von nun an einen Kopfbund von schariachrothem Zeuge. Es muß hervorgehoben werden, daß alle Datton der Mandayas zugleich Baganiš sind, was uns hinlänglich die Entvölkerung des Sáluggebietes erklärt. Aehnliche Sitten herrschen auch bei den übrigen heidnischen Stämmen der Insel. Bemerkenswerth ist, daß die Mandayas von allen ihren Nachbarn als der edelste und vornehmste Stamm Mindanaos angesehen werden; eben deshalb suchen die Manobos, sei es durch Gewalt, sei es durch Raub, sich in den Besitz von Mandayaweibern zu setzen.

Den 18. und 19. November wurde unter denselben Schwierigkeiten die Fahrt fortgesetzt, es blieb alles beim alten, d. h. man mußte Stromschnellen und Kaskaden passiren und wurde dabei von einem abscheulichen Regenwetter heimgesucht. Menschen bekam man nur selten zu Gesichte; einzelne Mandayas hatten die Reisenden eine kurze Strecke begleitet, dann aber selbe aus Furcht vor dem gewaltigen Datto Hufip wieder verlassen, was dem Dr. Montano sehr ungelegen kam, da seine Leute offene Wunden an den Füßen bekamen und seine bisher unangegriffene Gesundheit den Anstrengungen der Reise und den Unbilden der Witterung zu erliegen anfing. Am 20. November stieg die Noth der Expeditionsmitglieder aufs höchste; unter solchen Umständen schickte Montano die zwei am wenigsten maroden (es waren dies der Muchacho Marcello und der Cuadrillero Francisco) mit dem leichtesten Boote ab, um den Datto Hufip, dessen Rancheria sich nicht mehr weit entfernt befinden mußte, aufzusuchen. Am Morgen des 21. erblickten die Zurückgebliebenen ein ganzes Geschwader von mit Mandayas bemannten Flößen die schäumenden Stromschnellen passirend dem Lager des Fran-

Digitized by Google

zosen zusteuern. Der grimmige Datto hatte die Bitte des Weißen wohlgefällig aufgenommen und kam ihm nun mit allen seinen Leuten zu Hilfe. Interessant waren die erwähnten Flöße der Mandayas; sie bestanden aus drei Stücken Bambusrohr, welches mit Rotang zusammengehalten wurde; ein solches Fahrzeug hatte nur für einen einzigen Mann Platz, welcher aufrecht stehend und die Lanze als Ruderstange gebrauchend das gebrechliche Fahrzeug weiter bewegt.

Hulip zeigte sich sehr entgegenkommend; seine Leute mußten die Schiffe des Reisenden aufwärts ziehen, was unter fürchterlichem Geschrei, welches das Brausen des Sälug übertönte, geschah. So langte man glücklich in der Rancheria des gefürchteten Dattos an. Dieser zeigte sich dem Reisenden von der liebenswürdigsten Seite, er verschaffte ihm Träger, welche das Gepäck über die Wasserscheide zum Rio Agusan herabbrachten. Hier schiffte sich Montano am 24. November ein, um dem Laufe dieses großen Stromes folgend am 8. December in Butuan an seiner Mündung anzulangen, von wo er sich nach Surigao begab, das er am 16. d. Mts. betrat.

Kapitän Jacobsen's Reise an der Nordwestküste Amerikas[1]).

Der Zweck der von Kapitän Jacobsen in den Jahren 1881 bis 1883 unternommenen Reise, die hohe Bedeutung derselben für die Ethnographie, die großen Resultate, welche der Reisende erreicht hat, sind bekannt und auch im vorigen Bande dieser Zeitschrift (S. 8 und S. 24) von Professor A. Bastian in eingehender Weise hervorgehoben worden. Wenn wir heute, nachdem der Reisebericht Kapt. Jacobsen's erschienen ist, diesem Thema wieder näher treten, können wir also die früher berührte Seite desselben ruhen lassen und uns damit begnügen, eine allgemeine Uebersicht über die Reisen zu geben und hier und da einen Ruhepunkt zu machen, um die Völker, welche der Reisende kennen gelernt, etwas näher zu betrachten.

Am 27. Juli 1881 reiste Jacobsen von Berlin ab;

Das Haidadorf Masset (Königin Charlotte-Archipel).

sein Weg führte ihn über New York nach San Francisco, wo er am 26. August anlangte; schon am 30. August trat er seine Reise nach den Königin Charlotte-Inseln, dem ersten ihm von Bastian's kundiger Hand gesteckten Ziele, an. Am 3. September landete er im Hafen von Victoria, wo er seinen gezwungenen Aufenthalt benutzte, sich mit den in der Nähe der Stadt lebenden Indianern bekannt zu machen. Der erste Besuch galt den Cowichan-Indianern, die in einem etwa 20 Meilen von der Stadt entfernten Lager lebten. Im Verkehr wird, wie auf der ganzen Küste von Britisch-Columbia, der Chinook-Jargon gebraucht, ein Sprachengemisch, welches sich allmählich an der Westküste aus internationalen

[1]) Unter obenstehendem Titel für den deutschen Leserkreis bearbeitet von A. Woldt. Leipzig 1884. Max Spohr.

Digitized by Google

Handelsbeziehungen entwickelt hat; daß letztere recht lebhaft sind, zeigt sich aus dem ziemlich hohen Grade, den die Entwerthung des Geldes hier erreicht hat; 50 bis 60 Dollar Monatslohn sind hier während der Fischerei-Saison nichts Ungewöhnliches; allerdings aber sind alle Bedürfnisse sehr theuer, die kleinste in Victoria gangbare Münze ist das 10-Centstück; bei vielen in der Nähe lebenden Indianern das 25-Centstück; als Reisebegleiter erhält ein Indianer täglich 1½ bis 2 Dollar, ein Weißer 2½ bis 3 Dollar, außerdem noch freie Verpflegung. Erst am 10. September konnte Jacobsen seine Reise auf einem alten Dampfer fortsetzen, welcher die Verbindung mit den Küstenplätzen bis zu dem schon in Alaska gelegenen Fort Wrangel hin unterhielt; an Bord befand sich eine zahlreiche Indianergesellschaft, welche aus Victoria kam und ihre Heimath wieder aufsuchte, unter ihnen, ein Zeichen der Zeit, eine Gesellschaft von Indianermädchen, welche nach der bei manchen Stämmen als ehrenvoll geltenden Gewohnheit sich in den Sommermonaten des Gelderwerbes wegen in Victoria aufgehalten hatte und jetzt die Heimath aufsuchte, um sich bei den vollen Thrantöpfen derselben für die Kampagne des nächsten Jahres vorzubereiten. Die Fahrt führte auf dem St. Georgs-Kanal zwischen dem Festlande und der Vancouver-Insel an unzähligen kleineren und größeren Inseln vorüber. Zwischen dem üppigen Baumwuchs, der das Land bis zum Wasserspiegel bedeckt, sieht man hier und da ein malerisch gelegenes Indianerdorf. Die südlich lebenden Indianer auf der Ostseite der Insel gehören zu den Flatheads, die nördlichen zu den Quakult-Indianern. Da die Häuser und Dörfer aller sich bis hinauf nach Alaska erstreckenden Stämme eine gewisse Aehnlichkeit haben, dürfte es nicht unangemessen sein, eine Beschreibung derselben einzufügen.

Im allgemeinen besteht jedes Dorf aus 4, 6 bis 12 Häusern; in jedem derselben leben 4 bis 6 Familien, deren jede Jacobsen zu 6 bis 10 Personen berechnet. Die Häuser sind meist aus Cedernplanken gebaut und stehen in der Nähe des Ufers, gewöhnlich nicht über 30 bis 50 Schritt vom Meere entfernt. Jedes Haus besitzt nach der Wasserseite zu eine hölzerne, 4 bis 8 Fuß über dem Hochwasserstand erhöhte Plattform, auf welcher sich die Männer des Hauses versammeln, um hier täglich einige Stunden mit dem Meere zugewendetem Gesicht in hockender Stellung zu verbringen. Interessant ist es, wie von den erwähnten Plattformen aus die Klokkenmöddinger (Muschelhügel) gebildet werden; man wirft nämlich die zahlreichen Schalen von Seethieren, welche bei den Mahlzeiten abfallen, auf den Strand, wodurch sich allmählich anwachsende zusammenhängende Haufen bilden.

Bei den Quakults und nördlich von ihnen bei allen Indianerstämmen findet man fast neben jedem Hause einen sogenannten Wappenpfahl. Es ist dies ein Pfahl von etwa 30 bis 50, manchmal auch 80 Fuß Höhe, der zierlich geschnitzt ist und erkennen läßt, welchem Theile des Stammes der Besitzer des Hauses angehört. Wie eigenthümlich der Anblick eines solchen Dorfes sich ausnimmt, zeigt die beigefügte Abbildung von Wasset. In Dawen Charlotte Sund z. B., wo sich ein neues ethnologisches Gebiet öffnet, nämlich die Region der nördlichen Indianer, welche sich durch höhere Kultur, kräftigere Entwickelung, größere Kunstfertigkeit, bedeutendere Intelligenz und hervorragendere Arbeitstüchtigkeit auszeichnen, sind die Stammgottheiten der Hauptstämme (man unterscheidet die Bella-Bella, die Tschimsian, die Haida und die Tlinkit) der Bär, der Adler, der Wolf und der Rabe. Jede Familie gehört einem dieser vier Götter und der ganze Stamm zerfällt demnach in vier Unterabtheilungen, denen gewisse Sitten und Gewohnheiten eigenthümlich sind (z. B. dürfen sie nicht unter einander heirathen); diese Zugehörigkeit wird nun auch äußerlich durch Anbringung des Wappenthieres am Wappenpfahl dokumentirt. Am prächtigsten sind die Pfähle bei den Haida-Indianern auf den Königin Charlotte-Inseln, die riesigen, mehr als zweihundert Fuß hohen Cedern liefern prächtigstes Material für dieselben. An der konveren Außenseite sind sie ganz und gar mit geschnitzten Figuren bedeckt; die Breite der Säulen ist oft so groß, daß der geöffnete Mund eines der Thiererlefs als Eingangsthür für Menschen dient; auf der eben genannten Insel erhöht eine bunte Bemalung den eigenthümlichen Eindruck. Ein gewisser Unterschied besteht allerdings bei diesen Pfählen: je älter sie sind, desto kunstfertiger sind sie bearbeitet und es scheint, wie der Kunstsinn in demselben Maße abzunehmen anfängt, wie die Stämme sich ihrem Untergange nähern, dem sie, trotzdem sie so lange allen verderblichen Einflüssen des weißen Mannes Widerstand geleistet haben, schon dadurch unwiderruflich entgegen zu gehen scheinen, daß sie infolge der den Frauen und Mädchen gegönnten Freiheit sich sehr stark mit amerikanischem Blute vermischt haben und Individuen mit heller Hautfarbe, Kinder mit blauen Augen und blonden Haaren, bei den Haida-Indianern wenigstens, durchaus nicht zu den Ausnahmen gehören.

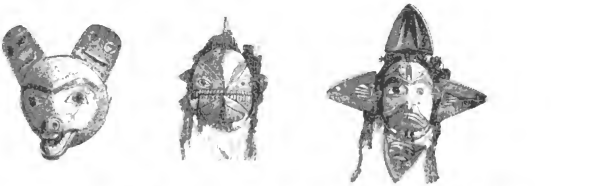
Ueber die Entstehung des Gebrauches, Wappenpfähle zu errichten, wird Folgendes erzählt: Die Haida wie alle Küsten-Indianer wissen von der großen Fluth zu erzählen, die einmal über die Erde ging und welche nur wenige Menschen überlebten. Einer der Erretteten war eines Tages an der Ostküste der Königin Charlotte-Inseln beschäftigt, Seegel zu sammeln; es war ein schöner Tag und der Indianer paddelte gemüthlich längs der Küste, indem er unverwandt in das durchsichtige Wasser blickte, und wenn er eine Beute erspäht hatte, dieselbe aufnahm. Plötzlich sah er auf dem Meeresboden ein ganzes Dorf und außerhalb eines jeden Hauses sah er einen schön geschnitzten Pfahl, von denen einige so hoch waren, daß sie beinahe die Oberfläche des Wassers berührten. Vergnügt über seine Entdeckung fuhr der Indianer nach Hause und ahmte die Wappenpfähle, die er gesehen, nach. Seit jener Zeit hat sich der Brauch erhalten.

Wenn heutzutage ein Haida den Entschluß gefaßt hat einen solchen Pfahl zu errichten, so betheiligt sich beinahe das ganze Dorf an der Ausführung, was in technischer Beziehung keine Schwierigkeiten bietet, da beinahe jeder Indianer ein geschickter Holzbildhauer ist. Der Erfahrenste von allen übernimmt die Oberaufsicht über die ganze, oft mehrere Jahre dauernde Arbeit. Dieselbe beginnt mit der Auswahl eines geeigneten Baumes; man benutzt nicht die ganze Ceder, sondern nur das Stammende bis zu einer Höhe von 90 bis 100 Fuß, wovon die untersten zehn Fuß, die später in den Boden kommen, unbearbeitet bleiben. Zunächst wird auf dem Baume ein Parallelkreisen von etwa 4 bis 8 Fuß Breite, der etwa den dritten oder vierten Theil des Umfangs einnimmt, bezeichnet. Dieser Streifen nun wird etwa einen Fuß dick aus dem Stamme des Baumes herausgearbeitet, so daß er eine cylinderförmige Holzmulde bildet. Die Außenfläche des Halbcylinders wird nun durch Querstriche in einzelne Abtheilungen getheilt, deren jede für eine der Hauptfiguren bestimmt ist; die Bearbeitung jeder derselben wird durch den leitenden Meister unter die zur Theilnahme an der Arbeit eingeladenen Künstler vertheilt. Jedem wird mitgetheilt, welche Figur und in welcher Weise er dieselbe auszuführen hat,

Digitized by Google

damit sich dieselbe dem Plane des Ganzen harmonisch einreiht. Nun wird die Arbeit begonnen, viele fleißige Hände rühren sich und unter dem mannshörlichen Geklopf der einfachen Werkzeuge — die Indianerhandbeile und ein paar Stemmeisen sind alles, was diese Künstler benutzen — entsteht die so wunderliche Komposition von Menschen- und Thierbildern. Nach Ablauf der Arbeit werden benachbarte und befreundete Stammesgenossen zu einem großen Feste eingeladen. Der Pfahl, für den ein einige Meter tiefes Loch gegraben ist, wird mit Hilfe aller anwesenden Männer, Frauen und Kinder in die Höhe gezogen, worauf dann die eigentliche Feier beginnt. Alle Mitarbeiter werden mit wollenen Decken beschenkt, auch die eingeladenen Gäste empfangen ähnliche Gaben, so daß die Errichtung eines Wappenpfahles dem glücklichen Besitzer 600 bis 1600 Decken, d. h. die Arbeit vieler Jahre kostet. Ein solcher Pfahl wurde durch Jacobsen erstanden und er gelangte unbeschädigt in das Berliner Museum, dessen größtes Schaustück aus Amerika er jetzt ist. Ein Jahr nachdem dieser Handel abgeschlossen war, empfing Herr Jacobsen auf seinen Wunsch von Herrn Mackenzie in Masset folgende Beschreibung:

„Solch ein Pfahl, wie Sie bekommen haben, heißt Kee ang, d. h. geschnitzter Hauswappenpfahl; dies ist die allgemeine Bezeichnung, aber jeder einzelne Pfahl hat außerdem noch einen individuellen, ihn von anderen unterscheidenden Namen und zwar heißt der betreffende Pfahl Dwee till keh-yoo, d. h. ein Seher oder Wächter für die Kommenden oder ein Gesichtspunkt und Merkzeichen für die, welche sich nähern. Welche Bedeutung die richtige ist, kann ich nicht entscheiden, da meine Kenntniß der Haidasprache nur wenig umfassend ist. Der Pfahl wurde auf der Stelle, wo Sie ihn gesehen haben, vor sechs Jahren von einem Häuptling Stilta errichtet, als er den Entschluß faßte, ein neues Haus zu erbauen; die Feststellung des Pfahles wurde mit einem Feste gefeiert, bei welchem viele Geschenke vertheilt wurden. Da der Häuptling unter dem Schutze des Adler-Gottes stand, gehörten alle Empfänger von Geschenken einem anderen Gotte an, die dem Adler-Gotte gehörigen Stammgenossen empfingen keine Geschenke. Bald nachher starb er und sein Bruder, der ihm nachfolgte und der den im Berliner Museum befindlichen Pfahl verkaufte, errichtete ihm einen Begräbnißpfahl, welcher anders als ein Hauswappenpfahl aussieht. Die Zeichnung



1 2 3

1. Tanzmaske aus Masset, einen Wolfskopf darstellend. — 2. Doppelgesichtige Tanzmaske in geschlossenem Zustande, ein Seeungeheuer darstellend. (Fort Rupert, Vancouver.) — 3. Innere Ansicht der doppelgesichtigen Tanzmaske in geöffnetem Zustande, ein Menschengesicht darstellend. (Fort Rupert, Vancouver.)

am Fuße bezeichnet den Wolfisch, der übernatürliche Unterhaltung mit dem indischen Medicinmanne hat; dieser Wolfisch heißt Dow-oon; oberhalb desselben befindet sich eine Haida-Medicinfrau (Sah-Gah). Das Weib pflegte den Indianern vorherzusagen, wenn ein Wal an der Nordküste stranden würde; dies war möglich durch ihren Helfershelfer, den erwähnten Wolfisch. Uebrigens ist hiermit nur die unterste Gruppe der figürlichen Darstellungen auf dem bewußten Pfahle erklärt; es befinden sich über derselben einschließlich des an der Spitze befindlichen Adlers noch 7 bis 8 Stufungen, in denen die Figuren des Wolfisches und des Medicinmannes sich wiederholen."

Eines der größten Ereignisse bei den Indianern sind die großen Tanzfestlichkeiten, deren Jacobsen an einigen Stellen gedenkt. Dieselben sind bei den verschiedenen Stämmen verschieden; auch wird ein Unterschied zwischen Sommer- und Wintertänzen gemacht. Bei den Indianern der Nordküste soll es gar 53 Arten von Tänzen geben. Die Theilnehmer erscheinen entweder auf das festlichste geschmückt, die Männer schwarz und roth, die Weiber beinahe alle roth bemalt oder mit Masken, die bei der Darstellung verschiedener Pantomimen gebraucht werden. Die Leitung befindet sich bei größeren Festlichkeiten in den Händen eines förmlichen Tanzmeisters, Rundtänze und scenische Aufführungen wechseln miteinander ab. Wir schließen hier die Beschreibung der Weise an, in welcher man den großen Adler oder Feuervogel Hollorom, der den Donner, Tootosch, repräsentirt, vorführte. Kopf, Schwanz und beide Flügel des Vogels bestanden aus Holz, der Körper, in welchem ein Indianer steckte, war mit Zeug bedeckt und das Ganze gewährte in der matten Beleuchtung einen täuschenden Anblick; einfacher waren die Vorbereitungen, einen Wolf vorzustellen, sie bewiesen zugleich, wie wenig dazu gehört, um den Indianern eine Illusion zu verschaffen. Drei unbekleidete Indianer traten auf, von denen der vorderste einen aus Holz geschnitzten, sehr gut angefertigten Wolfskopf in der Hand hielt, die anderen hatten sich mit dem Segel eines Kanoes bedeckt und gingen ganz krumm, durch dieses Segel wurde der Leib vorgestellt; der dritte Mann, dessen halber, nackter Leib unter dem Segel hervorsah, hielt eine eiserne Handsäge (einen sogenannten Fuchsschwanz) wie einen Schwanz an seinen Hintertheil und führte mit demselben allerlei Bewegungen aus. Dieses Kleeblatt bewegte sich so gleichmäßig, daß

Digitized by Google

die dunkeln Beine wie die eines sechsbeinigen Thieres marschirten. Dieser riesenhafte Wolf klappte seinen Rachen auf und zu und brang brüllend und heulend auf die Anwesenden ein, welche die größte Angst heuchelten und im Hause umherliefen. In anderen Scenen äußerte sich ein wüster Kannibalismus: ein gänzlich unbekleideter Indianer, der einen Sklaven oder Kriegsgefangenen vorstellte, wurde rund um das Feuer geführt; der Mann, welcher ihn leitete, hatte einen großen Dolch in der Hand, mit welchem er Bewegungen ausführte, als ob er jenem den Leib aufschlitzen wolle. Das Opfer that sehr ängstlich, flehte um sein Leben, aber der verhängnißvolle Stoß wurde geführt; dann machte der Mörder mit zusammengehaltenen Händen die Bewegung, als ob er das Blut ausschöpfe und mit vollen Zügen tränke. Alle Zuschauer heulten und tanzten mit. Die letztere Darstellung erinnert an eine Art des Kannibalismus, die sich bei einigen Stämmen auf der Vancouver-Küste und den daran grenzenden Inseln erhalten hat. Wie Jacobsen mittheilt, gehören dieselben zu den wildesten und rohesten Menschen, die die Erde trägt, und nur dem energischen Einschreiten der englischen Marine ist es zu danken, wenn die Kundgebungen des Kannibalismus ziemlich darniedergehalten werden. So z. B. haben die Duakult-Indianer eine Reihe socialer Rangstufen, unter denen die der „Hamets" oder Menschenfresser obenan steht. Die Mitglieder dieser Kaste werden von ihren Stammgenossen hoch verehrt. Wohl ist für sie die gute alte Zeit vorüber, in der sie Sklaven und Kriegsgefangene verspeisen durften; doch haben sie sich in gräßlicher Weise hierfür entschädigt: sie verzehren bei ihren Festlichkeiten schauderliche Leichen und zwar vorzugsweise solche von Personen, die schon einige Jahre todt sind.

Man darf diesen Kannibalismus nicht etwa als eine zur Befriedigung des Bedürfnisses vorgenommene Hand-

Der alte Oberhäuptling Negetze nebst Tochter, Oberhäuptlingin in Quatsino an der Westküste von Vancouver.

lung auffassen, da ihnen ja in dieser Beziehung eine so nahrhafte Fisch- und Fleischnahrung wie wenigen anderen Völkern der Erde zur Verfügung steht, sondern es gilt vielmehr die Erlaubniß Menschenfleisch zu essen als ein besonderes und ausgezeichnetes Vorrecht, welches nur durch eine Reihe der schwierigsten Vorbereitungen und Kasteiungen erworben wird. Ein Indianer aus gewöhnlichem Geschlecht wird gar nicht zugelassen, sondern nur Abkömmlinge von berühmten Männern und Stammeshäuptern werden in die Geheimnisse der „Hametze" eingeweiht. Die Vorbereitung dauert vier Jahre, während welcher die Lehrlinge ein Band aus Cedernbast als Abzeichen über die Schulter tragen; in den letzten vier Monaten ihres Noviziats verlassen sie Haus und Familie, um in stiller Waldeinsamkeit und unter körperlichen Entbehrungen sich zur letzten großen Ceremonie vorzubereiten. Jetzt schon werden sie als Wesen höherer Art betrachtet und mit ehrfurchtsvoller Scheu geht jeder aus dem Wege, der den aus dem Gebüsch kommenden Ton ihrer Pfeifen und Flöten hört, mit dem sie ihre Anwesenheit in der Nähe der Dörfer kundgeben. Endlich ist der Augenblick für die Aufnahme des Jüngers gekommen; ehe dieselbe aber stattfinden kann, muß derselbe Menschenblut genossen haben; er verschafft sich dasselbe auf eigenthümliche Weise: unvermuthet springt er aus dem Walde mitten in das Dorf hinein, stürzt sich auf einen der Anwesenden, beißt ihn in den Arm oder das Bein und saugt ihm Blut aus.

Trotz der primitiven Zustände wird ein solcher Akt nur nach vorhergegangenem Uebereinkommen der betheiligten Parteien vorgenommen; die Einwilligung des Opfers wird mit vielen wollenen Decken erkauft. Die Sache soll übrigens nicht besonders schmerzhaft sein, die Bißnarben sind nur klein. Die Hametze genießen ausgezeichnete Vorrechte; ihre Tanzmasken, ihr Schmuck, ihre Rasseln sind besonders schön; wenn man ihre Gegenwart bei einem großen Tanzfeste wünscht, müssen vier Häuptlinge viermal

Digitized by Google

hinter einander erschienen, ehe sie zulagen. Dann kommt für den Hametz eine traurige Zeit; der Volksglaube will, daß er bleich und hager aussieht und durch Hunger und Abgeschiedenheit sucht er das zu erreichen. Wenn der Festtag aber angebrochen ist, begiebt er sich unter Vortritt von vier Häuptlingen zu dem Orte der Zusammenkunft. Langsam, einen Fuß vor den anderen setzend, schreitet er nähre und gebraucht einige Stunden, um den vielleicht nur wenige hundert Schritte entfernten Schauplatz der Festlichkeit zu erreichen. Die eigentliche Ceremonie der Aufnahme in die Brüderschaft wird in tiefster Abgeschlossenheit gefeiert, mit derselben wird der Genuß von Menschenfleisch verbunden und jedesmal, wenn der Hametz einem solchen Mahle beiwohnt, erhält er das Recht, einen neuen aus Holz geschnitzten Schädel an seiner Maske zu befestigen. Wenn die Leiche, von der diese Leute essen, genügend alt oder mumificirt ist, soll der Genuß des Fleisches unschädlich sein, sonst aber schon öfters Blutvergiftung veranlaßt haben. Vor nicht allzulanger Zeit machten sich die Hametze durch ihren Kannibalismus viel mehr bemerkbar, als jetzt, Dank den Bemühungen der Hudsonsbay-Gesellschaft und der Europäer im allgemeinen, der Fall ist.

Eine eigenthümliche Gewohnheit, die Schädel zu deformiren, wurde bei manchen der Stämme bemerkt, u. a. auch bei den Quakiutl, deren Häuptlingin, die Tochter des Oberhäuptlings Negetze, mit ihrem Vater wir und dem Leser in der beigefügten Abbildung vorzustellen erlauben; der alte Negetze wird als eine Art Philosoph geschildert, der sich freundlich zu dem weißen Manne stellt.

Der Raum fehlt uns, auch nur die bedeutenderen Erscheinungen, deren Jacobsen gedenkt, an dieser Stelle zu erwähnen; wir überspringen daher eine ganze Periode und führen den Leser zu einem anderen Volksstamme, dem der Eskimos und zwar zu einem Fest derselben, dem unser Reisende auf seiner Schlittenreise zum Kap Prince of Wales beiwohnte.

Es darf wohl außergewöhnlich genannt werden, daß in einer der nördlichsten Ortschaften (Igniktok) sich mehr als zweihundert Eskimos zusammengefunden hatten, um da eine volle Woche lang ihre eigenthümlichen Schmausereien und Festlichkeiten abzuhalten; wenn man von allem anderen abstrahiren will, muß man doch eingestehen, daß die Lebensmittel- und Wohnungsfrage trotz der in Bezug auf die letztere bescheidenen Ansprüche nicht eben leicht zu lösen war.

Rings an den Seiten des Festhauses waren drei Reihen von Plätzen amphitheatralisch angebracht, wobei infolge der eigenthümlichen Bauart der Eskimohäuser alle vier Seiten des inneren Raumes benutzt werden konnten. Der einzige Eingang dieser Festhäuser befindet sich nämlich in der Mitte des Bodens und besteht aus einem kleinen runden Loch, welches nur so groß ist, daß von unten her ein Mann darin aufsteigen kann. Die unteren Reihen waren dem schönen Geschlecht überlassen, die mittlere Gallerie den erwachsenen Männern und den Ehrengästen eingeräumt und im „Paradies“ amüsirte sich die hoffnungsvolle Jugend. Die Tänze sollten in dem Mittelraume, rings um die Eingangsöffnung hin, stattfinden.

Die Akteure traten ein, entledigten sich vor aller Augen ihrer gewöhnlichen Pelzkleidung und zogen ein Kostüm von leichtem Baumwollenzeug an. Die eigenthümlichen Tanzrasseln, die bei den Indianern den Tanz begleiten, sind hier nicht gebräuchlich, sondern werden durch lange, aus Fischhaut verfertigte und bis zur Schulter reichende Handschuhe ersetzt; dieselben sind mit Schnäbeln des Papageientauchers geschmückt, so daß durch die Bewegungen des Tänzers ein rasselndes Geräusch erzeugt wird. Außer den Tänzern nahmen auch einige Frauen in vorn geschlossenen Kapuzenhemden an der Aufführung theil; in jeder Hand trugen sie eine Adlerfeder.

Es war dies ein Fest zur Ehre eines Verstorbenen. Nachdem der Kostümwechsel vollzogen war, gab ein Signal auf der Trommel das Zeichen zum Anfang, worauf zunächst in einem Gesang die Heldenthaten des Verstorbenen der Reihe nach aufgezählt wurden. Die Männer machten darauf mit den Armen heftige Bewegungen, wobei sie allerlei Fechterstellungen annahmen; die Frauen standen beinahe fortwährend in halber Kniebeuge auf derselben Stelle und führten mit den wagerecht gehaltenen Händen zitternde Bewegungen aus. Nach wenigen Tänzen begann das Festmahl, wobei das weibliche Element das Amt der Bedienung übernahm; kleine Stückchen der Speisen wurden zuerst, gewissermaßen als Opfer, zu Boden geworfen, wobei sich die Lippen der Eskimos leise bewegten. Angenehm scheint es in der eigenthümlichen Atmosphäre nicht gewesen zu sein und auch nicht besonders appetitlich, da aus Mangel an Raum die Wände als Spucknapf gebraucht wurden, während überdies in Zwischenräumen Zuschauer und Mitwirkende an ihrem Körper eine kleine Jagd veranstalteten. Nach Beendigung des Mahles wurden die Geschenke vertheilt, alle in Partien von 20 Stück, da die Eskimos nach Fingern und Zehen rechnen. Das Fest wurde einige Tage lang fortgesetzt.

Wir schließen hieran einige Mittheilungen über ein Danfest, welches in dem Dorfe Kamiarik abgehalten wurde; drei Eskimos, die mit Jacobsen gereist waren, veranstalteten dasselbe nach erfolgter glücklicher Ankunft, wobei sie im Kussigit (Tanzhaus) feierlich empfangen wurden. Einer nach dem anderen hielten diese Männer in eigenthümlicher Weise ihren Einzug in die Kussigit; erst streckte der erste seine Hand in die Oeffnung, zog sie aber schnell zurück, worauf er so schnell, wie es ihm möglich war, mit einem Satz in die Oeffnung sprang; die beiden anderen folgten seinem Beispiel. Jeder hatte einen eigenthümlich geschmückten, besonders für diesen Zweck verfertigten Stab in den Händen. Drei festlich geschmückte einheimische Eskimos folgten und führten einen Tanz auf; plötzlich hörten sie auf und stellten den Fremden, wie es schien, einige Fragen, worauf mit dem Essen der zweite Theil der Festlichkeit begann. Drei Eskimofrauen bedienten die Fremden, worauf deren Reisesäcke hereingebracht und zum Schein von den jungen Leuten geplündert wurden, welche danach allerlei Scherze trieben. Nur die drei Gäste saßen, wie es die Sitte verlangte, stumm und bewegungslos, und nach manchen vergeblichen Versuchen, sie zum Lachen zu bringen, hatten die Festlichkeiten ein Ende. Gewissermaßen als ein Gegenstück lassen wir noch ein Bild voll Elend und Armuth folgen, welches der Reise Jacobsen's über die Tundra von Alaska, die er anfangs April 1883 unternommen hatte, entnehmt ist.

Die Tundra, die hier immer vorwärts schreitet und dem Meere Feld abgewinnt, war mit vielen kleinen Wasserspiegeln durchzogen, aber es war sowohl hier als späterhin unmöglich zu wissen, ob die Schlitten sich gerade über Land oder über eisbedecktes Wasser bewegten; in der unmittelbaren Nähe des Yukonstromes bestand die Vegetation noch aus Nadelholz und Buschwerk. Die Schwierigkeit, in dieser Einöde einen Weg zu finden, zeigte sich bald; immer elender der wurden die Orte, die man antraf, aber dem unermüdlichen Sammler glückte es doch, interessante ethnographische Gegenstände zu erwerben. Die Bewohner dieser Gegenden zeigen die größte Unsauberkeit und leben in elender Weise; an den meisten Punkten der an Brennmaterial

Digitized by Google

armen Tundra können sie weder Feuer anmachen noch kochen; sie wohnen in elenden Hütten, deren Inneres namentlich im feuchten Frühjahre eher einem Sumpf oder Morast als dem Wohnort von Menschen gleicht. Die Höhle eines Thieres kann kaum einen unbehaglicheren Eingang haben als diese elenden Wohnungen; aus der Höhe fallen bei feuchter Witterung fortwährend Wassertropfen auf die Schlafenden und durchnässen die Decken, daß sie am Morgen ausgerungen werden müssen. Wo die letzteren den Körper berühren, schlägt sich eine Art Schlammkruste nieder, die, wenn sie trocknet, eine unangenehme Rinde bildet. In diesem Zustande leben die Bewohner in elenden, zerrissenen Kleidern einen großen Theil des Jahres, gequält von Krankheiten, die oft die Einwohnerschaft ganzer Dörfer wegraffen. Dementsprechend ist der Charakter der Menschen wenig energisch gegenüber dem Schicksal und gegenüber anderen Menschen. Doch fehlen einzelne Züge eines höheren Volkslebens nicht ganz; sie errichten den Todten Denkmäler, sie besitzen eine, wenn auch geringe Kunstfertigkeit; so manche Zeugen vergangener Eskimoherrlichkeit finden sich in den Gräbern.

Erst am 22. September 1883 kehrte Jacobsen nach San Francisco zurück, von wo er sich nach Arizona begab, um auch dort seine Sammlungen zu bereichern. Am 23. November 1883 traf er in Berlin ein, um es jedoch nach kurzem Aufenthalt wieder zu verlassen; auf Kosten derselben opferfreudigen Männer, welche die Mittel zu der hier besprochenen Expedition verschafft hatten, ist er wieder in die weite Welt, diesmal quer durch Asien nach den Nunnländern gezogen, um auch hier durch seine unermüdliche Thätigkeit neue ethnographische Schätze zu erwerben. — Man muß es aber auch Herrn Woldt Dank wissen, daß er jene kurze Zeit bestens benutzte, um nach Jacobsen's Tagebuchblättern ein so hochinteressantes Buch zu schreiben.

Die deutsche Nordpolar-Expedition nach dem Cumberland-Sunde.

Von **H. Abbes.**

V. (Schluß.)

Am Vormittage des 27. Juli erblickten wir von der Station aus einen Schoner, der langsam in nordwestlicher Richtung vorbeisegelte. Die Vermuthung, daß es der amerikanische Walfischfänger aus Kikkertak sei, wurde noch am selben Abend durch einen Besuch des Kapitäns Roche und unseres Landsmannes Scherden bestätigt, die in einem Segelboote vom Schiffe herüberkamen. In ihrer Begleitung waren vier Matrosen, ein Deutscher, ein Spanier, ein Kanake und ein Australier, außerdem zwei Eskimos und eine eingeborene Frau, die Gattin des Kapitäns Roche. Dieser ist eine hohe hagere Gestalt, in seinen wettergebräunten Zügen steht zu lesen, daß das Leben eines Walfischfängers im Norden ein Leben voller Entbehrungen und harter Kämpfe ist. Der rechte Arm ist ihm, als er noch als Harpunier die Geschosse zu werfen hatte, von einer ablaufenden Leine ausgerissen worden.

Roche hält sich seit 1855 im Cumberland-Golf auf. Er hat 22mal dort überwintert und zweimal im Eise Schiffbruch gelitten. Er ist einer der Matrosen, die im Jahre 1855 unter Kapitän Walker das englische Expeditionsschiff „Resolute", welches im Jahre vorher unter 74° 40' nördl. Br. und 101° 20' westl. L. Gr. von der Mannschaft unter Kapitän Kellet verlassen war, einige Meilen östlich vom Kap Mercy auffanden und nach New London brachten. Die „Resolute" wurde, wie bekannt, von der amerikanischen Regierung angekauft, restaurirt und der Königin von England geschenkt.

Kapitän Roche ist zum zweiten Male mit einer Eskimo verheirathet. Die erste Frau starb und hinterließ ihm zwei Kinder, eine Tochter, die wieder im Stamme der Mutter verheirathet ist, und einen Sohn, den sein Vater jetzt in Kanada erziehen läßt.

Scherden erzählte, daß sie im Frühjahr außer einigen weißen Walen nichts gefangen hätten. Vor zwölf Tagen war das Schiff von Kikkertak fortgesegelt, aber kurz nach der Abfahrt wurde es vom Treibeise eingeschlossen und mit diesem bis zum vorhergehenden Tage hin- und hergetrieben. Dann gelang es ihnen, nahe am Eingange des Fjordes vom Eise loszukommen und in diesen hineinzusegeln, wie ursprünglich beabsichtigt war.

Wiederholt Tage gedachten die Amerikaner im Fjord zu bleiben und ihn nach weißen Walen abzusuchen; nach ihrer langjährigen Erfahrung wird Ende Juli das Eis aus dem Golfe verschwunden sein. Ferner hörten wir, daß zwei Eingeborene, Vater und Sohn, im Frühjahr bei Kap Mercy 18 Eisbären erlegt und die Felle der schottischen Ansiedelung in Kikkertak verkauft hätten.

Hinsichtlich der Dauer ihres Aufenthaltes hatten die Amerikaner sich doch arg verrechnet, der anhaltende Südwestwind ließ das Eis nicht aus dem Golf und trieb sogar eine Anzahl Schollen und kleine Eisberge in den Fjord. Am 7. August kam Scherden wiederum zur Station und bat um Ueberlassung einiger Kisten mit Brod, das bei ihnen auf die Neige ging. Der Bitte wurde gern entsprochen, da wir glaubten, reichlich damit versehen zu sein. Bei Gelegenheit der Ablieferung der Kisten kam ich an Bord der „Lizzie P. Simmons" und war erstaunt über die Ordnung und außerordentliche Reinlichkeit, welche auf dem Schiffe herrschte, und über die komfortable Einrichtung der Kajüte. Dieselbe wurde außer vom Kapitän und seiner Frau auch vom Steuermann, dem ersten Harpunier und dem Koche bewohnt. Seitwärts an die Kajüte schlossen sich die Schlafkabinen der genannten Personen. Die Küche lag gleich hinter der Kajüte, mittschiffs war der Lagerraum der Thranfässer, in welchem auch die auf dem Schiffe angestellten vier Eskimos schliefen, und im Vordertheil lag die enge und dunstige Kajüte für die übrigen zehn Matrosen. Die Eingeborenen mit den weißen Matrosen in einem Raume unterzubringen ist nicht rathsam, da die letzteren sich dadurch verletzt fühlen und leicht Händel suchen. Aus demselben Grunde speisten auch die Eskimos in der Kajüte des Kapitäns, nachdem dieser mit den Kajütsgenossen den Platz geräumt hatte. Die Matrosen mußten sich das Essen in ihre Kajüte holen. Unser Diner bestand aus Schinken

Digitized by Google

und Rentierfleisch mit eingemachtem Mais. Statt der Suppe wurde vorher Kaffee eingenommen. Nach Tisch erklärte mir Kapitän Roche seine Apparate zum Walfischfang.

Besonders interessant war ein Bronzegewehr, das an einem langen hölzernen Stiele befestigt ist. Ueber den Lauf hinaus ragt seitlich dem Bajonett vergleichbar eine Harpune. Sobald diese bis zur bestimmten Tiefe, etwa 18 Zoll, in den Körper eingedrungen ist, löst sie mechanisch den Hahn des Gewehres und aus dem Lauf wird eine zweite Harpune in das Thier geschossen, welche mit einer explodierenden Ladung gefüllt ist und die, falls der Apparat richtig funktionirt, sofort den Tod des Thieres herbeiführt. Versagt das Gewehr und geht der Wal mit der ersten Harpune davon, so löst sich diese vom Schaft und zieht die im Boote aufgerollte Leine nach sich. Das Gewehr ist mit einer Leine am Boote befestigt und wird sofort wieder aufgesetzt. Eine kleinere Flinte für Sprengharpunen wurde ebenfalls vorgezeigt und zur Probe abgeschossen.

Am Abend schieden wir wieder von einander. Roche segelte am folgenden Tage zum Ausgange des Fjordes hinunter, um dort das Fortgehen des Eises abzuwarten.

Ende Juli wurde die Reihe der regelmäßigen Beobachtungen durch Einsitzen der Pegelablesungen vermehrt. Der flache Strand vor der Station erforderte die Aufstellung von fünf Pegeln, zu denen man alle zwei Stunden hinausging, um den Wasserstand zu notiren. Die Höhendifferenzen der einzelnen Pegel untereinander mußten vorher genau bestimmt werden. Der Unterschied zwischen Hoch- und Niedrigwasser ergab sich zu 25 bis 27 Fuß.

Mitte August kamen mehrere Eskimofamilien aus dem Golf und hielten sich einige Tage bei der Station auf. Dann siedelten dieselben nach dem nordwestlichen Ende des Fjordes über, um in dem dortigen Flusse zu fischen und die Gegend nach Rentieren zu durchstreifen, wie sie es alljährlich zu thun pflegen. Von der neuen Ansiedelung aus, die an einem Tage mit dem Boote von der Station aus zu erreichen war, versorgten sie und ab und an mit frischem Fleisch und mit Fischen. Alleinig hatte sich seinen Landsleuten angeschlossen, uns aber als Stellvertreter seinen alten Eskimo, Metek, „das Treibholz", genannt, zurückgelassen. Dieser widmete sich besonders der Reinhaltung und Ordnung des Platzes vor dem Wohnhause. Freiwillig spedirte er den Kehricht, der sich dort stellenweise angehäuft hatte, in den Fluß, suchte die leeren Blechdosen zusammen und zerschlug die alten Kisten zu Brennholz für den Koch. Der Freund der Ordnung ist der Feind der Verschwendung. Dieses bewies auch Metek. Stundenlang sah man den alten Herrn vor den Körben mit leeren Weinflaschen stehen und bedächtig eine nach der anderen hervorziehen, um sie gegen das Licht zu halten. Erkannte bei langsamem Neigen der Flasche sein prüfendes Auge hinter dem grünen Glase die Bewegung einer Flüssigkeit, so verklärte freundliches Grinsen seine thranglänzenden Züge und schmunzelnd ließ er das Schlückchen in die durstige Kehle rinnen. Metek besaß auch gesunden Humor, wie folgender Vorfall zeigt. Jemand versuchte einen ins Wackeln geratenen Telegraphenpfahl durch Anhäufen von Steinen, die offenbar für den Zweck zu klein waren, wieder zum Stehen zu bringen. Metek, das Vergebliche dieses Bemühens erkennend, deutete es dem Betreffenden in ironischer Weise dadurch an, daß er Korkpfropfen mit ernster wichtiger Miene, hinter der aber der Schelm unverkennbar hervorlachte, zu den Steinen legte. Darauf faßte er den Pfahl mit beiden Händen, sich stellend, als wenn es bei Anwendung aller Kraft unmöglich sei, die Stange ferner zu erschüttern. Mit selbstzufriedenem Nicken ließ er wieder los, brach dann aber über seinen gelungenen Scherz in lautes Lachen aus.

Am 3. August erreichte die Temperatur den höchsten beobachteten Stand + 20,1°. In der wärmsten Periode, vom 31. Juli bis 7. August, lag das Tagesmittel über 10°, gegen Ende des Monats sind die Temperatur schnell. Das Monatsmittel liegt bei + 7°.

Von Mitte des Monats ab erwarteten wir mit begreiflicher Spannung die „Germania", welche bestimmt war, die Expedition in die Heimath zurückzuführen. Wir wußten, daß das Schiff nicht zur Station hinauf könne, so lange die südlichen und westlichen Winde das Eis im Golfe festhielten und hofften daher von Tag zu Tag auf eine Drehung der Windfahne, deren Bewegungen wohl im ganzen Jahre nicht so anhaltend und mit so großer Aufmerksamkeit verfolgt worden waren.

Aber der August ging hin, ohne daß sich auch nur eine Neigung zur Besserung verspüren ließ.

Am 5. September unternahm ich mit zwei Leuten von der Mannschaft eine Rekognoscirungsfahrt nach dem unteren Ende des Fjords. Trotzdem wir um 9 Uhr morgens von der Station fortgefahren, hatten wir dieselbe um 2 Uhr noch in Sicht. Es wehte ein kräftiger Westwind, der auf dem Wasser zwischen den Felswänden genau der Richtung der Ufer folgte und daher auch das Laviren erfolglos machte. Kalter, feiner Regen, untermischt mit Schnee, erhöhte das Unbehagliche der Reise. Nachmittags drehte sich der Wind und auch das Wetter klärte sich etwas auf. Gegen 7 Uhr abends erreichten wir das Ende des Fjords, fanden dort die „Lizzie P. Simmons" und blieben die Nacht an Bord.

Kapitän Roche war am Tage zuvor mit seinen Leuten von einem zehntägigen Jagdausfluge zurückgekehrt, durch welchen sie ihre Vorräthe um einige Rentierkeulen und eine große Anzahl Lachse vermehrt hatten. Seine Eskimos hatte er mit einem Boote nach Kikkertak geschickt, um einige Eiser los zu sein.

Er selbst gedachte mit der übrigen Mannschaft in acht Tagen ebenfalls in Booten den Fjord zu verlassen, falls sich bis dahin die Eisbarriere nicht öffnen würde. Mit Booten war es auch unter den obwaltenden Umständen möglich, aus dem Fjord in den Golf nach Kikkertak zu gelangen, wenn man sich im Golf an der westlichen Küste hinter den kleinen Inseln hielt, welche sich wie eine Kette längs des Ufers hinziehen. Die schmale Passage zwischen der Inselreihe und dem Festlande kann vom Eise nicht zugesetzt werden, sie ist an manchen Stellen für ein Boot nur zur Fluthzeit passirbar. Kapitän Roche war erbötig, von den Mitgliedern unserer Expedition einige nach Kikkertak mitzunehmen, von wo sie, falls die „Germania" ausblieb, auf dem Proviantschiffe, welches er von New London erwartete, nach Amerika und von da nach Hause zurückkehren könnten. Den Zurückbleibenden glaubte er keinen besseren Rath ertheilen zu können als den, Mädchen von den Eingeborenen zu heirathen und mit diesen in kleinen behaglichen Schneehäusern ein beschauliches Eskimoleben zu führen. Dieser Vorschlag war gar so übel nicht, zumal unsere Kohlen höchstens noch einen Monat gereicht hätten. Nachdem wir die Nacht auf dem Schiffe geschlafen, bestiegen wir am folgenden Morgen einen nahe gelegenen Felsen, von dem aus man den Golf übersehen konnte. So weit der Blick schweifte, sah man nichts, als dicht geschlossenes Eis, nur an der westlichen Küste schien ein Wasserkanal bis in die Mitte des Golfes einzuschneiden. Dahinter wieder die weiße schimmernde Eisfläche. Der Himmel zeigte jedoch am Horizont eine auffallend dunkle Färbung, woraus Scherden schloß, daß

Digitized by Google

unterhalb des Horizontes offenes Wasser sei, das nach seiner Schätzung etwa bis Kikkertak reichen könne. Wir kehrten zum Schiffe zurück und überbrachten dem Kapitän diese Meldung. Roche hielt es für geratben, seinen Ankerplatz so nahe dem Ausgange des Fjordes zu verlassen, da einzelne mächtige aus- und eintreibende Schollen das Schiff gefährdeten. Ein Anker war ihm bereits zerbrochen. Er wollte daher das Schiff eine Strecke den Fjord hinaufführen und es an einer geschützten Stelle vor Anker legen, dann verlassen und nach seiner Station in Kikkertak zurückkehren. Mittags wurde der Anker gelichtet, das Schiff segelte mit leichtem Südost den Fjord hinauf bis in anderthalb Meilen Entfernung von der Station, wo Roche hinter einer kleinen Insel den Anker wieder fallen ließ. Wir verabschiedeten uns und ruderten zur Station zurück, da der Wind mittlerweile aufgehört hatte.

Während die Mitglieder der Polarstation sich bald mit Hoffnungen und Zweifel über die Heimkehr, bald mit Plänen für die zweite Ueberwinterung beschäftigten, lag die „Germania“ längst in Kikkertak und wartete nur auf den Umschlag des Wetters, um hinauf zur Station zu gehen. Es war bislang dem Kapitän Mahlstedt auch nicht möglich gewesen, der Expedition Nachricht von seiner Ankunft zukommen zu lassen, denn die Bewohner Kikkertaks waren auf der Rentierjagd abwesend und unter seinen Leuten befand sich kein des Weges Kundiger. Als jedoch die von der „Lizzie P. Simmons“ fortgeschickten Eskimos auf der Insel anlangten, wurden diese sofort durch die Zusicherung guter Belohnung an Tabak, Brod, Rum u. s. w. für die Reise zur Station gewonnen. Zur Begleitung der Eingeborenen erbot sich Herr Dr. Boas aus Minden, der mit der „Germania“ hinaufgekommen war, um ein Jahr im Golf zu bleiben und bei den eingeborenen Stämmen auf Baffinsland ethnographische und andere Studien zu machen. Den Eskimos wurden einige Tage Ruhe gegönnt, dann machte sich die kleine Expedition in einem Boote auf den Weg, der größtentheils rudernd zurückgelegt werden mußte. Das Boot wurde des Nachts den Strand hinauf aus dem Bereich der Fluth gezogen. Man schlief auf dem festgefrorenen Ufer, zugedeckt mit Rentierfellen. Dr. Boas hatte sich für die Reise mit vollständigem Eskimoanzug versehen.

Gegen Mittag des dritten Tages, am 7. September, wurde das Boot von dem Walfischfänger im Fjord bemerkt und angerufen, als es gerade im Begriff war, vorbeizufahren. Sobald Kapitän Roche und Mr. Scherden hörten, um was es sich handle, schlossen sie sich der Expedition an; nachmittags vier Uhr erreichte man die Station.

Hatten schon die zwei Boote von Weitem unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade erregt, so wuchs das Erstaunen noch mehr, als wir in denselben einen uns fremden Europäer erblickten. Aber schnell verwandelte sich das Erstaunen in helle Freude, wie wir vernahmen, was ihn hergeführt, daß die „Germania“ glücklich angelangt und die Erlösung von der Station, die Rückkehr in die Heimath, nunmehr nahe bevorstehe. Es war der Wunsch des Kapitäns Mahlstedt, daß die Station sofort abgebrochen werden möge und daß sich die Mitglieder in Booten nach Kikkertak begeben sollten, falls bis dahin der Ausgang des Fjordes noch nicht passirbar sei. Für die „Germania“ war es ohne großen Zeitverlust nicht möglich, zur Station zu kommen, denn wenn auch nördliche Winde das Eis vertrieben hätten, so mußte sie doch erst wieder südliche Winde abwarten, um hinausfegeln zu können, und Zeit durfte unter keinen Umständen verloren werden, wollte man nicht Gefahr laufen, ein zweites Jahr im Norden zuzubringen, welche Aussicht, da die Expedition nur für ein und ein halbes Jahr verproviantirt gewesen war, wenig verlockend schien. Es wurde demnach sofort mit Kapitän Roche ein Vertrag abgeschlossen, wonach er gegen bestimmte Vergütung in Booren und Ueberlassung einiger Bedarfsartikel sich verpflichtete, die Sachen der Expedition und die Mitglieder mit seinem Schiffe nach Kikkertak zu führen, im ungünstigsten Falle in Booten auf dem Wege, den die Eskimos schon zweimal zurückgelegt hatten. Dr. Boas reiste am zweiten Tage nach seiner Ankunft wieder ab, um Kapitän Mahlstedt von diesem Uebereinkommen und unserer bevorstehenden Ankunft zu benachrichtigen.

Am 8. September ging die „Lizzie P. Simmons“ angesichts der Station vor Anker, gleichzeitig begann das Einpacken und Hinüberschaffen der Sachen. Die regelmäßigen stündlichen Beobachtungen wurden am 9. September abgebrochen, nachdem sie somit 359 volle Tage ununterbrochen gedauert hatten. Als an demselben Tage Dr. Giese und ich zum letzten Male die Konstanten der magnetischen Instrumente bestimmten, wurde durch einen heftigen Windstoß das Dach des Observatoriums abgehoben und mußte aufs Neue befestigt werden, um die Bestimmungen vollenden zu können. Unmittelbar nach der Beendigung der Bestimmungen packten wir die Instrumente in die Kisten und ließen sie an Bord bringen. Am 12. gegen 11 Uhr nahm das Schiff die letzten Ladungen und die Mitglieder der Expedition auf. Der Anker wurde gelichtet und bald darauf verschwanden die Häuser der Station, in welcher wir ein Jahr einträchtig im Dienste der Wissenschaft gearbeitet hatten, unseren Blicken auf Nimmerwiedersehen. Die Eskimos — sie waren während unseres Ausbruches von der Rentierjagd heimgekehrt — verblieben bei der Station, um sich aus den vielen zurückgelassenen Gegenständen das Brauchbare auszusuchen, welcher Arbeit sie sich schon in den letzten Tagen mit großem Eifer gewidmet hatten.

Ein günstiger Westwind brachte uns noch am Abend zum Ausgang des Fjordes, der vollständig eisfrei erschien und ohne Gefahr passirt wurde. Dieser war dem heftigen Nordwestwinde zu verdanken, welcher in den letzten drei Tagen geweht hatte. Um 11 Uhr des folgenden Tages fuhren wir in den Hafen von Kikkertak ein, bewillkommnet von der „Germania“, zu welcher wir alsbald hinüberfuhren, um Kapitän Mahlstedt zu begrüßen und die Briefe in Empfang zu nehmen — die Briefe, welche uns nach 15 Monaten die ersten Nachrichten von den Lieben und Freunden in der Heimath brachten. Zwei Tage beanspruchte das Uebernehmen der Ladung seitens der „Germania“ und das Verstauen der Kisten auf derselben. Inzwischen besuchten wir die Insel. Sie ist ein hufeisenförmiger, fahler Granitfelsen, der sich etwa 200 Fuß aus dem Meere erhebt. In der Einbuchtung liegen auf dem flach ansteigenden Strande die beiden freundlichen Häuser der Ansiedler. Sie enthalten außer einer geräumigen Wohnstube, in deren Innenwänden zugleich die Schlafstojen angebracht sind, nur Vorrathsräume für den Proviant, die Jagdmaterialien und die Erzeugnisse der Jagd. Ein großer Kessel hinter dem Hause dient zum Auskochen des Speckes. Rings um die Ansiedelung zerstreut sind die Zelte der Eskimos aufgeschlagen, die im Dienste der Walfischfänger stehen. Dort fanden wir den kranken Knaben wieder, der vor einem Jahre vom Arzt behandelt worden war. Er ging jetzt an Krücken und sah wohler aus als vor zwölf Monaten. Unser Freund Mr. Gall hat sich an den langen Winterabenden bemüht, ihm Lesen und Schreiben beizubringen. Eine kleine Schiefertafel mit großen Buchstaben bemalt gab Zeugniß von dem Fleiße des Knaben. Auch der alte Notkutkerle kam gebückt aus

Digitized by Google

seinem Zelte hervorgereilt, um den „Kattunats“ vor ihrer Abreise Lebewohl zu sagen. Koak war abwesend, wie die meisten jungen Männer, um Rentthiere zu jagen. Von der Höhe des Felsens aus erblickte man den schneebedeckten Gipfel des Kilkertaktnak (d. i. große Insel) am Eingange des Kingaite-Fiordes. Letzterer steht durch Binnensee und deren Abflüsse mit dem Kangianga-Fjord, der von der Davisstraße her in das Land einschneidet, in Verbindung. Dieser Wasserweg vermittelt den Verkehr zwischen den Bewohnern des Cumberlandgolfes und denen der Westküste der Davisstraße.

Am 16. September morgens vereinigte ein feierlicher Abschiedstrunk den Kapitän Jemmy Much und Mr. Hall von der schottischen Station, Kapitän Roche und Mr. Scherden von der „Lizzie“, sowie den Kapitän einer englischen Brigg „Catherine“, die am Tage vor unserer Ankunft in den Hafen eingelaufen war, um die schottische und amerikanische Station mit frischem Proviant zu versorgen, mit Dr. Boas, Kapitän Maglstedt, dem Steuermann der „Germania“ und den Mitgliedern der deutschen Expedition in unserer Kajüte, während die vereinigten Mannschaften das Schiff langsam aus dem Hafen bugsirten. Um 12 Uhr schieden unsere Gäste mit herzlichem Händeschütteln, allen glückliche Heimkehr wünschend. Nach einer fünfwöchentlichen überaus stürmischen Reise langten wir am 17. Oktober wohlbehalten in Hamburg an. Der freundliche Empfang der Expedition von Seiten der Deutschen Polar-Kommission wird wohl den sämmtlichen Mitgliedern der Expedition in dauernder Erinnerung bleiben.

Kürzere Mittheilungen.

Roskoschny's „Das asiatische Rußland“.

In zwei hattlichen Prachtbänden liegt Hermann Roskoschny's Buch: „Das asiatische Rußland“ (Leipzig, Grethner und Schramm) abgeschlossen vor uns, wohl geeignet durch die Fülle seiner Bilder und den anziehenden Text, der besonders auf historische und ethnographische Verhältnisse eingeht, ein Bild von dem riesigen Reiche zwischen dem Schwarzen Meere und der Beringsstraße zu vermitteln. Sehr richtig erscheint uns die Vertheilung des Raumes; ethnographisch und landschaftlich ist entschieden der Kaukasus am hervorragendsten und ihm ist denn auch fast die Hälfte des Werkes gewidmet. Hervorgehoben zu werden verdient, daß zu diesem Abschnitte auch Friedrich Bodenstedt 36 Jahre nach dem Erscheinen seines Werkes über die Völker des Kaukasus ein Kapitel „Erinnerungen an den Kaukasus“ beigesteuert hat. Ueber ein Viertel der beiden Roskoschny'schen Bände behandelt sodann die Vasallenstaaten Chiwa, die Turkmenen, Buchara und das russische Turkestan, der Rest das transkaspische Gebiet und Sibirien. Unter den Illustrationen zeichnet sich eine ganze Reihe künstlerisch vollendeter Vollbilder nach Originalen von Karasin, Aiwasowsky, Horschelt, Meschtschersky, Hubn, Simm, Mai und anderen aus. Neben manchem bekannteren Bilde finden sich, um nur einiges hervorzuheben, eine Anzahl prächtiger Ansichten von Tiflis, interessante Beduten von Merw, Chiwa, dem unteren Amu-Daria, sowie große sibirische Landschaften, Städteansichten und Volkstypen (vergl. oben S. 311 „Gilijaken vom Amur“) nach Photographien. Lauter Dinge, welche das lebhafte Interesse selbst des Fachmannes erregen müssen.

Das Buch ist übrigens von einem durchaus unparteiischen Standpunkte aus geschrieben. Neben der großen Kulturarbeit, welche die Russen z. B. in Georgien geleistet haben (S. 83), indem sie namentlich für Schulen sorgten, wird (S. 228) ebenso nachdrücklich auf das Räuberunwesen in den Gouvernements Jelisawetpol und Baku hingewiesen. „Die Russen sind — sagt Roskoschny S. 23 — obwohl sie etwa eine Million Seelen zählen, im Kaukasus noch nicht recht heimisch geworden. Soldaten und Beamte bleiben in der Regel ebenso wenig ihr ganzes Leben lang im Kaukasus wie der Handwerker und Kaufmann; die ersteren trachten sobald als möglich nach einer europäischen Stadt versetzt zu werden und der Handwerker und Kaufmann kehrt in die Heimath zurück, sobald er eine bestimmte Summe verdient hat, so daß das Russenthum als Kulturelement im Kaukasus eine ziemlich untergeordnete Rolle spielt und überwiegend aus einer fluctuirenden Bevölkerung besteht, welche, vom wirthschaftlichen Standpunkte betrachtet, dem Lande nicht von Vortheil ist. Russische Bauern sind im Kaukasus selten; nur die Sektirer, die ihrer Lehre wegen aus Rußland verbannt wurden und schon nach dem Frieden von Adrianopel Land in der Nähe von Achalkalaki angewiesen erhielten, die Molakanki und Duchoborzi, treiben Ackerbau und sind durch denselben wohlhabend geworden. Die Hauptmasse der russischen Bevölkerung im Kaukasus bilden von Beginn der russischen Invasion an die Kosaken, die schon vor Peter dem Großen am nördlichen Abhange des Kaukasus sich angesiedelt hatten und später in die beiden großen Kosakenheere des Kuban und Terek vereinigt wurden.“

Wir müssen es uns leider versagen, hier näher auf den Text einzugehen und verweisen daher unsere Leser auf das Werk selbst, namentlich auf die Abschnitte über den Kaukasus, Chiwa, Buchara und Russisch-Turkestan.

Inhalt: Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen. VII. (Mit vier Abbildungen und einer Karte.) — Kapitän Jacobsen's Reise an der Nordwestküste Amerikas. (Mit fünf Abbildungen.) — H. Abbes: Die deutsche Nordpolar-Expedition nach dem Cumberland-Sunde. V. (Schluß.) — Kürzere Mittheilungen: Roskoschny's „Das asiatische Rußland.“ (Schluß der Redaktion: 14. November 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLVI. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von **Karl Andree.**

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. **Richard Kiepert.**

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1884.

Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen.

VIII. (Schluß.)

Wie überall auf den Philippinen wurde Montano auch in Surigao von allen Spaniern auf das zuvorkommendste in seinen Bestrebungen unterstützt. Durch die Missionare auf die Existenz einer Grabhöhle bei dem benachbarten Taganaán aufmerksam gemacht, begab sich der französische Forscher nach dem genannten Orte, in dessen Nähe, auf einem Inselchen, er die gesuchte Grotte fand, welche Schädel von Bisayas, Manobos und Negritos enthielt, also die Vertreter der drei Hauptrassen Mindanaos in dieser Schädelstätte vereinigte.

Von Surigao brach der Reisende nach dem See von Mainit auf, um dann seinem Abflusse, dem Rio Túbay zu folgen, in der Absicht, auf diesem Wege wieder die Bai von Butuán zu erreichen. Dieses Vorhaben wurde aber vorläufig vereitelt, denn ein heftiger Fieberanfall fesselte den Forscher vom 20. December bis zum 3. Januar 1881 an die Ortschaft Túbay, welche an dem gleichnamigen Flusse liegt. Das um Neujahr eingetretene stürmische Wetter hatte sich inzwischen gelegt; da auch das Fieber nachgelassen hatte, so drang Montano bis zum Meere vor, um sich dort nach Surigao einzuschiffen. Hier angelangt, erlitt er einen neuen heftigen Fieberanfall, der ihn zwang, das Bett zu hüten. Zum Glück fand er hier eine sorgfältigere Pflege als in Túbay, denn die Missionare nahmen ihn in das Pfarrhaus auf und sorgten für ihn in jeglicher Beziehung aufs beste. So erholte sich denn Montano ziemlich rasch und bereits am 11. Januar bestieg er ein gut gebautes und mit trefflichen Matrosen bemanntes Schiff, um längs der Ostküste Mindanaos heru[m]-

segelnd nach Dávao zurückzukehren. Der Gouverneur des Distrikts Dávao hatte ihm nicht nur dies Fahrzeug verschafft, sondern ihm auch Empfehlungsschreiben an alle Gobernadorcillos (Bürgermeister) jener Küstenorte mitgegeben, welche Montano anzulaufen beabsichtigt.

Gleich zu Anfang der Reise machte er die Erfahrung, daß die besten Seeleute Surigaos durchaus unzuverlässig waren: die erste Nachtstation wurde auf der Rhede von Placer gemacht; Montano ließ seine Mannschaft am Lande übernachten, er selbst zog es vor, mit zweien seiner Muchachos im Schiffe zu schlafen. Als er am Morgen erwachte, fand er sich mutterseelenallein auf dem Fahrzeuge, das sich überdies von seinen hölzernen Ankern losgerissen hatte und nun in der offenen See trieb. Es war ein guter Zufall, daß ein kräftiger Seewind blies und so Montano glücklich wieder die Küste erreichte. Seine Matrosen hatten in der Nacht alles erhaltene Geld vertrunken und die Muchachos hatten ihnen dabei Gesellschaft geleistet. Eine heftige Colla (Regenwetter mit Sturm) hielt den Reisenden zwei volle Tage bei dem kleinen Eiland Cabgan fest. Kaum war es mit der Witterung etwas besser geworden, als Montano auf die Mündung des Rio Gigaquit den Kurs seines Fahrzeuges lenkte, um dort seinen Mundvorrath zu ergänzen, der durch die Raschhaftigkeit und Freßlust seiner Leute erheblich geschmolzen war. Ein starker Nordost trieb das Schiff rasch dem Ziele zu, man befand sich nur noch einige Kabellängen von der Mündung des Gigaquit entfernt, als mit einem Male die Wellen sich erheblich vergrößerten. Montano, der bereits

Digitized by Google

sich hinlänglich von der Kopflosigkeit seiner Leute überzeugt hatte, zog alle Segel bis auf eines ein, sein Schicksal nun dem Walten der Gottheit anheimstellend, denn von seinen Matrosen hatte er nichts zu hoffen. Schon war man an der Barre angelangt, da sah man eine schaumgekrönte Wogenmauer sich mit außerordentlicher Schnelligkeit von rückwärts heranwälzen; Montano hielt sich schon verloren. Die Riesenwelle brauste über das Fahrzeug, so daß dieses in derselben völlig verschwand, doch sank es zum Glück nicht unter; die Auslieger hatten eine Katastrophe verhindert, die sonst unvermeidlich gewesen wäre, da das Schiff ganz mit Wasser erfüllt war. Ehe die zweite Welle heulend herankam, hatte die Mannschaft zum Ausschöpfen Zeit genug. Acht bis zehnmal wiederholte sich dieser Vorgang, bis der letzte Wogenprall das Boot in das ruhige Fahrwasser des Rio Gigaquit schleuderte, eines ganz kleinen Flüßchen, dessen Aestuarium aber vielen Schiffen zum Hafen dienen könnte, wenn eben nicht das Einlaufen gar so gefahrvoll wäre.

Die schlimmen Erfahrungen, welche der Reisende auf dieser kurzen Küstenfahrt durchgemacht hatte, schreckten ihn von der Ausführung seines Planes nicht zurück. Da aber das Wetter sich beharrlich ungünstig zeigte und eine Aenderung desselben vor dem Eintritt der nächsten Jahreszeit nicht zu erwarten war, so entschloß sich endlich Montano, bei der Punta Tugas umzukehren, zumal auch bei einem Unwetter einer seiner Muchachos von den Wogen ins Meer gespült und nur mit Mühe vom Tode errettet worden war. Durch diesen Vorfall abgeschreckt, änderte Montano seinen Plan; er beschloß von Butúan nach Bunáuan zu reisen, von hier aus über die Küstencordillere sich nach Bislig zu begeben, um hier erst sich wieder nach Davao einzuschiffen.

Die Fahrt zur See von Surigao nach Butúan ging rasch von statten; Montano fand hier wieder Gelegenheit, die Beobachtung anzustellen, daß die Gezeiten an der Ostküste Mindanaos und der Bai von Butúan einander entgegengesetzt sind. Nun hieß es den schon wohlbekannten

An der Barre des Rio Gigaquit. (Nach einer Skizze des Reisenden.)

Rio Agúsan, diesmal aber stromaufwärts, zu beschiffen; man kam aber nur langsam vorwärts, denn es war Hochwasser eingetreten. Die am Ufer des Agúsan gegründeten Dörfer der erst jüngst zum Christenthum bekehrten Manobos waren der Ueberschwemmung halb zum Opfer gefallen: alle Saatfelder standen unter Wasser und es drohte eine Hungersnoth einzutreten. Den Pueblo Amparo fand Montano ganz verlassen vor, doch trug der Agúsan keine Schuld daran; der Reisende erfuhr vielmehr, daß er selbst die Ursache wäre, weshalb Amparos Bewohner die Niederlassung verlassen hätten, um ihr früheres ungebundenes Waldleben wieder von neuem aufzunehmen. Bei seiner ersten Reise den Agúsan stromabwärts hatte nämlich Montano an jenem Orte an mehreren Manobos anthropologische Messungen vorgenommen. Dies hatte den Argwohn der abergläubischen Leute erweckt und ein ehemaliger Häuptling, der die Einbuße seiner früheren Würde, sowie die Institution der Monogamie als eine schwere Last empfand, benutzte die Abwesenheit des Jesuitenmissionars und die Aufregung der Dorfbewohner, um dieselben zur Flucht in die Wälder zu bewegen. Amparo ist seitdem nicht wieder aufgebaut worden, obwohl seine ehemaligen Insassen sich wieder unterwarfen; sie wurden in anderen Pueblos angesiedelt. Diese ehemaligen Datos sind in der That den Bestrebungen der Missionare sehr hinderlich, da sie durch den Uebertritt ihrer Leute zum Christenthum alle Sklaven verlieren und keine Kopfjagden mehr veranstalten dürfen und dabei oft einem ehemaligen Feinde, der nun zum Bürgermeister gewählt ist, Gehorsam leisten sollen. Die anderen der Pleds angehörigen Conquistas oder Reducidos (neue Christen) werden andererseits durch die „alten Christen", d. h. Bisayas, zur hellen Verzweiflung getrieben, welche im Auftrage der Behörden sich unter diesen Söhnen der Wildniß niederlassen, um dieselben in das civilisirte Leben einzuführen, welche aber ihre Stellung meist dazu ausbeuten, daß sie, den Leichtsinn und die Unwissenheit der Conquistas benutzend, so lange Waaren auf Kredit liefern, bis alles Hab und Gut des Wilden dem Blutsauger verfällt; kein Wunder, daß dann der so Betrogene mit seiner Familie in den Schoß der Wildniß zurückkehrt. In

Digitized by Google

Talacógon traf Montano mit dem Pater Urios zuſammen, der eben zwei Baganis (ſ. oben), welche mehreren Neuchriſten den Kopf abgeſchlagen hatten, mit den Cuadrilleros (ſ. oben) des Pueblos eingefangen hatte.

Nach achttägiger Fahrt erreichte der Franzoſe am 27. Januar Bunáuan; hier mußte die große Banca mit zwei leichten Kähnen vertauſcht werden, mit denen man nun den Rio Simulao, der zwiſchen dicht bewaldeten, aber menſchenleeren Ufern dahinſtrömt, hinauffuhr, bis man das von neubekehrten Manbanas [1]) bewohnte Tudela erblickte.

Hier hieß es wieder unterhandeln, denn es galt, die beiden Kähne, auf denen man nach Tudela gekommen, gegen Fahrzeuge von geringerem Tiefgange auszutauſchen, da der Rio Simulao in ſeinem Oberlaufe ſeicht und voll von Stromſchnellen iſt. Nicht ohne Schwierigkeiten ſetzte ſich

Manobohäuptling aus dem Innern von Mindanao.
(Nach einer Photographie von Montano und Rey.)

Mandayakrieger aus dem Innern von Mindanao.
(Nach einer Photographie Montano's.)

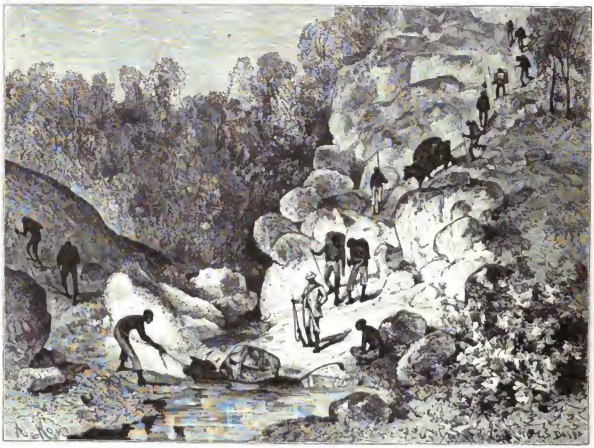
Montano endlich in den Beſitz des Gewünſchten, um unter ſtrömendem Regen den Simulao bis zu dem Punkte zu befahren, wo der Miaga in denſelben einmündet, welchem man bis zu der Stelle, wo ſich der Bach Dugan in denſelben ergießt, verfolgte. Der Dugan ſpringt von Cascade

[1]) Wohl ein Irrthum des Autors, denn der Padre Saturnino Urios berichtet (Carta al R. P. Superior Juan B. Herns, de dato Bunáuan 1 de Noviembre de 1879), daß er Tudela durch Anſiedelung mehrerer bisher in der Nähe Bunáuans lebhaften Manobo-Tribus gegründet hätte. Es iſt jedenfalls möglich, daß unter den Manobos von Tudela ſich auch Manbayas befinden, denn die Miſſionare ſtreben danach, die Stammesunterſchiede unter den Neubekehrten zu verwiſchen; dies geſchieht eben am beſten durch gemeinſame Niederlaſſung in einem Orte. Montano dürfte zufällig nur mit Manbayas in Tudela zuſammengekommen ſein; daher ſeine Annahme.

Digitized by Google

zu Cascade, welche durch Andesitblöcke, welche das Bett erfüllen, hervorgerufen werden. Am Fuße des Monte Bucan (auch Monte Biślig) genannt, wurde übernachtet. Den folgenden Tag (31. Januar) erſtieg Montano die Höhe, den Paſo de Sanguijuelas der Spanier, ſo benannt, weil zahlreiche Landblutegel die Reiſenden hier ſtark beläſtigen, von welcher Plage aber der Reiſende verſchont blieb. Durch die Böswilligkeit oder die Unkenntniß des von Tubela mitgenommenen Führers geſtaltete ſich der Abſtieg zum Rio Biślig ſchwieriger, als dies ſonſt der Fall zu ſein pflegt; da es überdies ſtark regnete, ſo erreichte Montano erſt am 31. Januar den geſuchten Fluß, der trotz der Kürze ſeines Laufes eine anſehnliche Tiefe und Breite beſitzt. Die Fahrt ging nun zu Schiffe weiter und bald langte die Expedition glücklich in Biślig ſelbſt an. Dieſe Stadt iſt eine der älteſten Biſaya-Niederlaſſungen an der Oſtküſte Mindanaos; leider wird ihre Lage an der Mündung eines tiefen Fluſſes durch den Umſtand beeinträchtigt, daß die Rhede dem Anprall der Nordoſtwinde ſchutzlos preisgegeben iſt, ſo daß zur Zeit der nördlichen Monſuns der Seeverkehr beinahe gänzlich eingeſtellt werden muß. Daſſelbe iſt bei allen pacifiſchen Küſtenplätzen des Diſtrikts Surigao und der Comandancia Biślig der Fall; erſt im Diſtrikt Davao gelangt man zu einer gegen den Nordoſt geſchützten Bucht, der Enſenada de Pujaga (Pujada).

Montano verbrachte in Biślig zwei ſehr angenehme Tage Dank der freundlichen Aufnahme des Gouverneurs, welcher gern den europäiſchen Gaſt noch länger bei ſich



Marſch an der Oſtküſte Mindanaos. (Nach einer Skizze des Reiſenden.)

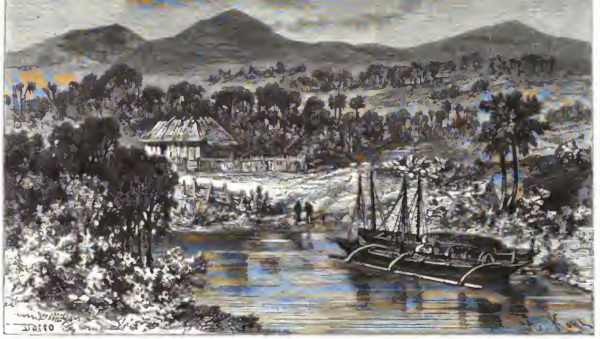
behalten hätte. Dieſen aber drängte es, ſeine Mindanaoreiſe bald abzuſchließen, denn er begann bereits zu kränkeln. Als das bisher unfreundliche Wetter ſich aufzuheitern begann, ließ Montano ſich nicht weiter von ſeinem ſpaniſchen Wirthe feſſeln; unter Beihilfe deſſelben miethete er eine große mit fünf Matroſen bemannte Banca, um nun der Küſte folgend gegen Süden zu ſteuern. Bei der Einmündung eines kleinen Flüßchens ſüdlich der Punta Sancó wurde gelandet; Montano's Leute benutzten die Nacht, um den Proviant der Expedition zu vermehren: mit Fackeln verſehen wateten ſie in dem Waſſer jenes Eſtero (ſo nennt man auf den Philippinen ſowohl ſelbſtändige kurze Flußläufe und -arme als auch Kanäle) herum; durch das Licht angelockt, ſchwammen die Fiſche ſo nahe heran, daß ſie leicht mit einem Schlage des Bolo (Waldmeſſer) getödtet werden konnten.

Ohne einen Zwiſchenfall langte der Reiſende glücklich in Catel Nuevo an (4. Februar). Von der Punta Tambog bis hierher liegen Korallenbänke bis zur ſteil abfallenden Küſte, die aus Melaphyr beſteht. Catel Nuevo heißt bei den Eingeborenen Dacuang Banua, d. h. die große Ortſchaft; es wurde erſt vor kurzer Zeit gegründet, indem die Jeſuiten einen großen Theil der Bewohner von Catel Viejo bewogen, ihre alte Heimath zu verlaſſen und hier ſich anzuſiedeln. Solche Ueberſiedelungen bieten in dieſem Theile der Philippinen keine Schwierigkeiten dar, denn die Rohrhütten ſind ſchnell fertig und herrenloſer Ackerboden in reichlicher Fülle vorhanden. Die Miſſio-

Digitized by Google

nare hatten diese Uebersiedelung aus dem Grunde veranlaßt, um die neubekehrten Mandayas gleich in fertige Hütten zu schaffen und ihnen schon bebauten Boden zu übergeben; die Bisayas von Catel Biejo waren aber gern auf den Tausch eingegangen, weil der Ankerplatz von Dacuang Banua ein besserer ist als jener ihrer ersten Heimath. Am 5. Februar segelte der Reisende nach Catel Biejo ab, ein heftiger Wind und hoher Wellenzug zwang ihn aber zu landen und zu Fuße nach dem genannten Orte zu marschiren. Der Weg führte hier durch einen Wald von Dagtap (Casuarineen [1]).

Es wurde beschlossen, die Reise nunmehr zu Lande fortzusetzen; man mußte demnach sich nach Gepäckträgern umsehen; diese waren aber schwer aufzutreiben, denn die in Catel Biejo angesiedelten Mandayas hatten keine Lust, dem Weißen in ferne Länder zu folgen. Endlich gelang es, vier Männer und zwei Büffel zu miethen. Letztere waren an Schlitten vorgespannt, welche recht rasch über den Sand des Strandes glitten. Dieses Transportmittel that anfangs gute Dienste, bald aber blieben die Schlitten überall hängen, so daß nichts Anderes übrig blieb, als sie auseinander zu nehmen und das darauf befindliche Gepäck den Büffeln mit Lianen auf den Rücken zu binden. Im strömenden Regen ging es nun weiter durch Wälder, welche aus Baletes (Ficus indica, L.), Talisays (Terminalia Catappa, L., eine Combretacea), Bitoons (Barringthonia speciosa, L.) und Casuarineen sich zusammensetzten, auch Rhizophoren zeigten sich an dieser Küste, deren Saum von



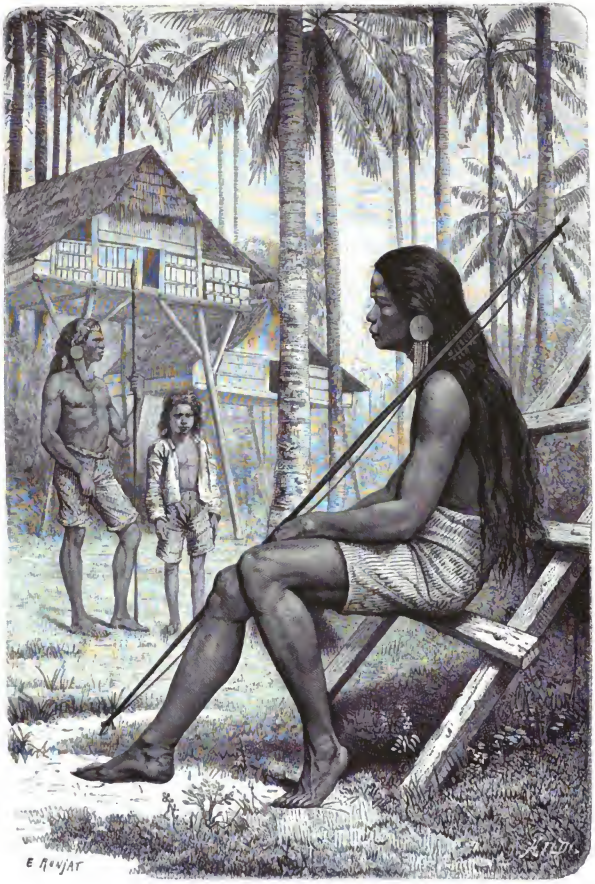
Landschaft in Ost-Mindanao, im Vordergrunde zwei Bancas vor Anker. (Nach einer Skizze des Reisenden.)

zertrümmerten Korallenbänken gebildet wurde, an denen sich die Wogen des Stillen Oceans hochaufbäumend brachen. Affen und Wildschweine belebten die Landschaft. Von dem Einbruche der Dunkelheit in der Wildniß überrascht, sah sich die Gesellschaft genöthigt, auf einem Felsen die Nacht ohne Feuer, ohne Lebensmittel in strömendem Regen zuzubringen.

Am anderen Tage, den 7. Februar, erreichte man die Mandayaniederlassung S. Juan, deren Kapitän oder Vorsteher dem Reisenden einen mageren Gaul lieh. Das Thier war aber so schwach, daß es den Reiter nicht tragen konnte und da es auch sonst sich nur mit Mühe weiter zu schleppen vermochte, so verfiel Montano auf die originelle Idee, die gebrechliche Rozinante von einem der Büffel ziehen zu lassen, was in der Weise geschah, daß man die Zügel des Rosses an den Schweif des Wiederkäuers befestigte. In dieser Ordnung schlängelte sich der Zug durch den Wald, durchnäßt von dem unaufhörlichen Regen. Der Pfad, welcher den Grat des in die Punta Bagoso auslaufenden Höhenzuges überschreitet, bot viele Schwierigkeiten dar, denn er war nicht nur steil und mit spitzigen Felsstücken besäet, es durchkreuzten ihn auch tiefe Bäche und noch tiefere Schlamm- und Wasserpfützen und Löcher. Man war gerade bei einem der letzterwähnten Hindernisse angelangt und Montano fragte sich im Stillen, ob die

[1] Auch an der Ostküste Luzons findet man Casuarinendickichte.

Digitized by Google



Guiangakrieger. (Nach einer Photographie Montano's.)

Digitized by Google

Thiere hinüber fämen, als mitten im Tumpel plötzlich der stärkste der Büffel zusammenbrach und verendend immer tiefer in den Schlamm sank, trotz allem Rütteln und Schreien der Treiber. Während Montano zwei der Muchachos nach dem nächsten Orte vorausschickte, ließ er den verunglückten Büffel abladen; mit einem Male kam wieder Leben in das todt geglaubte Thier, so daß man es endlich wieder glücklich ans Land bringen konnte. Seine Last, die durch das eingedrungene Wasser doppeltes Gewicht erlangt hatte, wurde verringert und bald konnte man Quinablangan erreichen, von wo aus auf die Nachricht von dem Unfalle der Missionar P. Perunga einige Bisayas dem Reisenden entgegengeschickt hatte.

Von hier aus marschirte Montano nach der Bisayaniederlassung Tapnan (8. Februar), die er in einer großen Aufregung antraf; denn vor zwei Tagen hatten Mandayakrieger einige zu dem Orte gehörige Hütten überfallen, sechs Bisayas niedergemetzelt und mit mehreren Gefangenen das Weite gesucht, ohne mehr als drei ihrer Leute verloren zu haben. Es lag hier ein Akt der Blutrache vor. Am Abend desselben Tages wurde in Baganga Halt gemacht, einem von „Altchristen" bewohnten Orte; die Ansassen (1500 an der Zahl) sind größtentheils Mischlinge von Bisayas und Mandayas. Von dem hier stationirten Missionspfarrer ließ sich Montano ein Pferd, das ihm sehr zu statten kam, denn der Weg wurde von Tag zu Tag schlimmer. Die Ostküste von Mindanao wird nämlich von einer von Nord nach Süd streichenden Gebirgskette durchzogen, von welcher sich eine Reihe von Aesten gegen Ost abzweigen. Von der Punta Bagoso an werden diese Nebenketten immer schroffer und steiler und greifen immer mehr ins Meer hinaus. Dadurch entsteht eine Reihe von Buchten und Baien, von einander getrennt durch schroffe Höhenzüge, über welche elende Pfade führen, wo es beständig gilt, über Bäche zu setzen, Schluchten zu erklettern, Schlammlöcher zu durchwaten oder zu umgehen und die Lianen zu durchhauen, welche den Weg im Walde versperren. Unter solchen Schwierigkeiten ging es nun weiter; man pries sich nur glücklich, daß von Manoligao und Santa Fé an der Regen aufhörte.

Bei Caraga erblickte Montano seit langer Zeit wieder einmal eine Cogon-Prärie, aus welcher Bäume hervorragten. Hier wurde zwei Tage gerastet. Es war nicht allein die Ermüdung, welche den Reisenden verhinderte, die an hohen Wasserfällen reiche Umgebung der alten Stadt zu durchstreifen; ein heftiger zwischen den Caraguenos (Bewohnern von Caraga) und den Mandayas entbrannter Krieg lud zur Vorsicht ein; in Caraga sprach man von nichts Anderem, als niedergebrannten Hütten und abgeschlagenen Köpfen.

Am 12. Februar wurde wieder aufgebrochen; Santa Maria und Zaragoza[1]) sowie Manay boten nichts Interessantes: die Niederlassungen der unterworfenen Mandayas gewährten einen traurigen Anblick, denn Nachlässigkeit und Trägheit trat überall zu Tage. In Mampanon (14. Februar) miethete sich Montano einen neuen Gaul, mußte ihn aber ebenfalls durch einen Büffel ziehen lassen. Die Leute des Franzosen bewegten sich nur mit Mühe vorwärts, denn ihre Füße waren wund und zu allem Ueberfluß begann es wieder zu regnen. Auch mit den Lebensmitteln sah es schlecht aus, denn da die Eingeborenen sehr genügsam sind und nur für den eigenen Konsum bauen, so war in den Dörfern, die man bisher passirte, nur wenig zu bekommen. So langte man ermüdet am Rio Bagnan an (14. Februar), einem durch seine Wasserfülle sehr ansehnlichen Flusse. Der Versuch, mit schnell zusammengefügten Flößen hinüber zu setzen, mißlang und so blieb bei der Erschöpfung der Leute nichts Anderes übrig, als am nördlichen Ufer des Bagnan im Freien zu kampiren. Am anderen Morgen kam die Gesellschaft glücklich über den Fluß. In der Wildniß stieß man auf einige Mauren, welche eben auf der Hirschjagd begriffen waren. Sie geleiteten Montano nach ihrem Dorfe Lucatan, das auf ihn wegen der Munterkeit und des lebhaften Treibens seiner Bewohner einen besseren Eindruck machte, als die stillen und öden Niederlassungen der unterworfenen Mandayas. Der Datto von Lucatan suchte dem Reisenden den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen; er setzte ihm sogar einen durch den Koran verpönten Wildschweinsbraten vor, dem Montano aber zu seinem eigenen Bedauern nicht zusprechen konnte, da ihn wieder ein heftiger Fieberanfall packte.

Der schmale Isthmus, welcher die Ensenada de Mayo von der Bucht von Pujaga trennt, bot den Wanderern keine Schwierigkeiten dar; dennoch bewirkte die Erschöpfung der Leute, daß man nur langsam vorwärts kam. In Mati wurde trotz der Ermüdung aller Mitglieder der Expedition kein längerer Aufenthalt genommen. Man setzte über die Wasser der herrlichen Ensenada de Pujaga hinüber nach dem Puerto Balete, der vortrefflich zur Anlage von Docks und Docks geeignet wäre, die bei der natürlichen Beschaffenheit des Platzes nicht viel Kosten erfordern würden. Von hieraus marschirten die Reisenden über den schmalen Landrücken, welcher die Bai von Pujaga von dem Golf von Davao trennt. In Sumlug, an den Ufern des letztgenannten Meerbusens, stieß Montano auf flüchtige Mauren vom Rio Hijo, welche hier vor den Nachstellungen der Mandayas Schutz zu finden hofften. Etwas weiter von diesem Orte begegnete er anderen Emigranten; es waren Guiangas, welche, verdrängt von feindlichen Nachbarn, hier ein Asyl suchten. Am 22. Februar endlich erreichte die Expedition den Ausgangspunkt ihrer Kreuz- und Querfahrten durch das östliche Mindanao, die Stadt Davao. Damit war die eigentliche Forschungsreise Montano's beendet. Ueber Polloc, Basilan, Zamboanga, Ilo-ilo begab sich der französische Gelehrte nach Manila, wo er sich im April 1881 einschiffte, um in sein Vaterland zurückzukehren.

[1]) Seither ist Zaragoza südlicher verlegt worden.

Digitized by Google

Musik und Gesang bei den Chinesen.

Von **Emil Metzger.**

Wenn man von den Wanderversammlungen der Gelehrten und Künstler, der Kaufleute und Gewerbetreibenden absieht, sind wohl die Ausstellungen, die in den verschiedensten Ländern unter den verschiedensten Namen gehalten werden, eins der charakteristischsten Zeichen unserer Zeit. Wiewohl scheinbar den verschiedensten Zwecken dienend, ist doch allen, besonders in neuerer Zeit, ein gemeinschaftlicher Stempel aufgeprägt: welchem speciellen Zweige des menschlichen Gewerbefleißes, der menschlichen Kunst, des menschlichen Wissens sie auch dem Namen nach gewidmet sein mögen, in Wirklichkeit dürfte es schwer sein, irgend einen Gegenstand zu erfinnen, dem die Schraufen irgend welcher beliebigen Ausstellung verschlossen blieben.

So kann man sich auch nicht wundern, daß die erste Anregung zu diesem Anstoß durch die Health Exhibition zu London gegeben wurde, wo man Gelegenheit hatte, chinesische Musik zu hören, während auch der Katalog der chinesischen Abtheilung manche interessante Belehrung über Chinesen und Chinesisches gab[1]). Dieses kleine, vom Generalinspektor der chinesischen Zollbehörde, Sir R. Hart, herausgegebene Buch darf warm empfohlen werden.

Vierzig und einige Instrumente sind auf der Ausstellung vertreten gewesen; eine Aufzählung derselben ohne nähere, durch Abbildungen erläuterte Beschreibung kommt mir ziemlich zwecklos vor, weshalb ich mich begnüge, einzelne Bemerkungen über dieselben mitzutheilen. Beinahe die Hälfte der ausgestellten Instrumente gehörte zur Klasse der Schlaginstrumente, die wieder in vier Abtheilungen[2]), Trommeln (6), Holzinstrumente (4), Steininstrumente (1) und Metallinstrumente (6) zerfallen. Die Trommeln kommen in den verschiedensten Abmessungen und Formen vor, von der kleinen, wenige Zoll im Durchmesser haltenden Trommel der Hausirer, welche damit das eigenthümliche Erkennungszeichen ihrer Kaste geben, bis zur großen Orchestertrommel, dem Tamburin und der blumengeschmückten Trommel des fahrenden Sängers. Von den Holzinstrumenten sind nur die Kastagnetten bei der weltlichen Musik im Gebrauch, der Tschu dagegen, ein viereckiger Kasten, auf dem das Zeichen zum Anfang, sowie der „kriechende Tiger" (Wu), auf dem das Zeichen zum Aufhören gegeben wird, der kaiserlichen Musik, der „hölzerne Fisch" (Mu Yu), endlich den Bonzen zum Angeben des Taktes bei dem Hersagen ihrer Gebete vorbehalten. Eigenthümlich sind die Te Tsching, tönende Steine, über die einige Worte eine Stelle finden mögen. Die Chinesen waren die ersten, welche entdeckten, daß gewisse Steine das Vermögen haben, musikalische Töne hervorzubringen und so bearbeitet werden können, daß sie die Töne der Oktave wiedergeben. Einige alte Instrumente wurden von Nephrit gemacht und für den kaiserlichen Gebrauch reservirt; jetzt werden dieselben von einem schwarzen Kalkstein verfertigt. Steininstrumente sind ungemein selten, werden vom Volke als Heiligthümer betrachtet und nur bei kaiserlichen Ceremonien gebraucht. Die hierher gehörigen Metallinstrumente bestehen aus Gongs (Lo) und den verschiedenartigsten Glocken und Glockenspielen, die je nach der Bestimmung verschiedene Formen und Namen haben.

An die Schlaginstrumente reihen sich die Blasinstrumente, die entweder aus Bambu, Rohr und Holz (6), aus Stein (3), Metall (4) und Holz und Metall (2) verfertigt sind. Unter ihnen findet man ebensalls Instrumente, welche ausdrücklich für den Gebrauch bei kaiserlichen und religiösen Festlichkeiten vorbehalten werden. Auch die Saiteninstrumente, die entweder mit der Hand oder einem Plektrum angeschlagen oder mit einem Bogen gestrichen werden, sind in großer Anzahl und mannigfachen Formen vertreten; auf der Ausstellung zählte man von den ersteren acht, von den letzteren zwei Arten. Unter ihnen verdienen besonders erwähnt zu werden die Pi-Pa, eine ballonförmige Guitarre, welche in den volksthümlichen Kapellen unentbehrlich, und die mondförmige Guitarre, welche ein Lieblingsinstrument des schönen Geschlechtes ist; ferner zwei Arten von Violinen, die Hu Tsch'in und Erh-Hsien, erstere vier-, letztere zweisaitig, welche ebensalls sehr verbreitet sind.

Noch ein eigenthümliches Instrument möge hier erwähnt sein, wenn es auch streng genommen nicht hierher gehört: die Taubenpfeife zum Verscheuchen von Raubvögeln. Diese Instrumente werden je einer Taube von jedem Schlage an den Schwanz gebunden; wenn sie herumfliegen, pfeift der Wind durch die Röhre, welche die Form einer Orgelpfeife hat und bringt einen traurigen, klagenden Ton hervor, der, wenn das Ohr sich etwas an denselben gewöhnt hat, durchaus nicht unangenehm klingt.

Nachdem wir zunächst die gebrauchten Instrumente im allgemeinen kennen gelernt haben, gehen wir auf die mit denselben ausgeführte Musik etwas näher ein. Die Chinesen nehmen für dieselbe ein sehr hohes Alter in Anspruch; nach ihren Annalen hat sie Kaiser Fusi, etwa 3000 Jahre vor unserer Zeitrechnung, erfunden, doch erst unter Huang-Ti (2700 v. Chr.) kam man zu einer gewissen Theorie der Musik, die sogar mit Maß, Gewicht und Münze im Zusammenhang stand, wie Dr. Wagener in einem vor einigen Jahren in der deutsch-asiatischen Gesellschaft gehaltenen Vortrage auseinandergesetzt hat. Da neulich noch an diesen Zusammenhang erinnert worden ist[1]), möge derselbe hier angedeutet sein.

Der Gelehrte Lyng-lun, vom Kaiser mit der Feststellung eines musikalischen Systems beauftragt, begab sich nach Sipung, wo eine für Blasinstrumente besonders geeignete Bambusrohr wächst; er verfertigte ein Instrument und als er es versuchte, gab es einen Ton, dem seiner eigenen Stimme gleich, wenn er nicht aufgeregt war, und auch die Wellen des Hoang-Ho murmelten im gleichen Tone. Während der Gelehrte sich seiner Erfindung freute, erschien der fabelhafte Vogel Fung Hiang, ließ sich, von seinem Weibchen begleitet, auf einem Zweige in der Nähe Lyng-lun's nieder und beide ließen je sechs Noten ertönen; die tiefste,

[1]) Chine. Imperial Maritime Customs. Illustrated Catalogue of the Chinese Collection of Exhibits for the International Health Exhibition. London 1884.

[2]) Die eingeklammerten Ziffern geben die Zahl der auf der Ausstellung vertretenen Instrumente an.

[1]) „Nature" vom 9. Oktober 1884.

Digitized by Google

welche das Männchen sang, war genau derjenigen gleich, welche das Instrument gab; der Gelehrte bildete nun die elf anderen Töne auf Bambus von verschiedener Länge nach, und nun kam es darauf an, die Länge derselben zu fixiren, um den Ton zurückfinden zu können.

Hierzu benutzte Lyng-lun das Korn einer Gerstenart (Sorghum rubrum). Die Länge des Rohres, welches den Grundton gab, wurde gleich der Breite von 100 oder der Länge von 81 Körnern gefunden (9 × 9 und 10 × 10); daraus ergaben sich die Maße: 1 feu (die Breite des Korns), 10 feu = 1 tsun, 10 tsun = 1 tsche, 10 tsche = 1 tschang, 10 tschang = 1 m. Der innere Umfang des Rohres wurde auf neun Längen des Korns festgestellt; dabei betrug der Inhalt 1200 Körner, und diese in zwölf Theile für die zwölf Noten getheilt, gaben für jede 100 Körner. Das Gewicht dieser 100 Körner bildete die Einheit (wurde jedoch noch in 10 × 10 Theile, ein Theil gleich dem Gewichte des einzelnen Korns, getheilt). Später wurde auch das Münzsystem hiermit in Zusammenhang gebracht; der Leang, der etwa der englischen Unze entspricht, gab das Metallgewicht an, welches für ein Tael verbraucht wurde. Die Musik gelangte nun zu großem Ansehen; doch als später Tsin-shih Hoangti (246 v. Chr.) die Zerstörung aller Bücher und Musikinstrumente dekretirte, schien sie ihrem Verfall entgegenzugehen. Späteren Kaiser, namentlich Hwentsung und Kanghi (720 und 1721 n. Chr.), suchten ihr zwar ihren früheren Glanz zurückzugeben; einander widersprechende Ansichten der Gelehrten jedoch scheinen eine bedenkliche Verwirrung in das System gebracht zu haben. Die zwölf Töne des Lyng-lun, die in zwölf Halbtöne vertheilte Oktave, waren einfach zwölf große Quinten, die in den Raum einer Oktave zusammengelegt waren, c, d, e, fis, g, a, h, c; übrigens wurden bis zur Yin-Dynastie nur die Töne c, d, e, g, a, gebraucht. Später wurde durch Hublai-Chan, den Schwiegersohn von Tschingis-Chan, f anstatt fis in die Skala eingeführt, so daß dieselbe mit der unserigen ganz identisch war. Es würde zu weit führen, alle die Modifikationen hier mitzutheilen, die einander folgende kunstsinnige Herrscher eingeführt haben; es genüge die Mittheilung, daß die jetzt gebräuchliche Skala aus den Noten Ho (c), Sje (d), Yi (e), Shang (f), Tsche (g), Kung (a), Fan (h), Lui (e) zusammengesetzt ist.

Namentlich durch den Gebrauch des f ist die Stellung der halben Töne im Vergleich mit der klassischen Musik verändert, doch muß bemerkt werden, daß die Chinesen es nur ausnahmsweise verstehen, von den halben Tönen den richtigen Gebrauch zu machen; thatsächlich gebrauchen auch sie nur fünf Töne: c, d, f, g, h, c, als auch eine von der alten Skala abweichende Folge. Die Musik wird wie die gewöhnliche Schrift in Vertikalreihen von rechts nach links geschrieben, kann aber, wie sich aus folgendem ergiebt, nicht vom Blatte gelesen werden. Man kann nämlich den Werth der einzelnen Note nicht andeuten, da man keine unterscheidende Zeichen für halbe, viertel ꝛc. Noten hat. Hier und da wird wohl der Versuch gemacht, eine Note von längerer Dauer etwas breiter zu schreiben, doch gelingt dies nur ausnahmsweise und ziemlich willkürlich. Dazu kommt, daß Ruhepunkte, Pausen, Eintheilung in Takte beinahe ganz unbekannte Dinge sind; ein kleiner Winkelhaken, der gelegentlich angewendet wird, kann für jedes Intervall gebraucht werden und hat keinen bestimmten Werth. Endlich gebrauchen die Chinesen keine chromatische Tonleiter und haben nichts, was unserem ♯ und ♭ gleicht, d. h. Zeichen, die in einem Musikstück gewisse Noten erhöhen oder erniedrigen, wodurch unserer Musik ein so eigenthümlicher Reiz verliehen wird. Daß der chinesische Musiker bei dem Lesen eines ihm unbekannten Stückes häufig in Verlegenheit kommen muß, kann man sich nach obigem leicht erklären; auch der geübteste Dirigent kann die Form eines neuen Stückes nur muthmaßen, die Bedeutung der geschriebenen Noten aber vermag er erst zu entziffern, wenn er das Stück spielen hört. Man lernt daher alle Melodien nur mit Hilfe der Ueberlieferung, äußerdem aber werden sie fortwährend nach dem persönlichen Geschmack des Vortragenden verändert, so daß nach Verlauf einiger Zeit die Weise manchmal eine ganz andere geworden ist. Kann wird man zwei Musiker finden, welche bei Ausführung desselben Stückes genau dieselben Noten spielen. Im allgemeinen scheint man jedoch auf genaue Einhaltung der Tonstufe und der Intonation keinen besonders hohen Werth zu legen; man ist mit einer gewissen Annäherung zufrieden und in dem Umfange von zehn oder zwölf unveränderten Noten finden die Musiker eine unendliche Zahl von Melodien, welche den Anforderungen des beschiedenen Geschmacks vollkommen genügen.

Ein großer Unterschied besteht zwischen der kirchlichen und volksthümlichen Musik. Erstere begreift alle Musik, die am Hofe oder bei den religiösen Ceremonien der Inschios, der Religion der Literaten, deren oberstes Haupt der Kaiser ist, aufgeführt wird, in sich; diese Festlichkeiten werden an bestimmten Tagen zur Verehrung der verschiedenen Geister begangen und finden meistens in den frühen Morgenstunden statt, so daß sie mit Sonnenaufgang beendet sind. Der Kaiser erscheint bei solchen Gelegenheiten selbst oder sendet einen Prinzen, auch wohl einen hohen Beamten als Stellvertreter. Alles dis zu den kleinsten Einzelheiten, die Zahl der Musikanten und Tänzer, der Instrumente, der Geräthschaften aller Art, der Bewegungen, der Kniebeugungen, sogar die Worte, die gesprochen werden, ist genau bestimmt. Die bei solchen Gelegenheiten ausgeführte Musik besteht gewöhnlich aus Hymnen, welche unisono von sechs Vorsängern gesungen werden; die Begleitung, auch unisono oder in der Oktave, wird vom ganzen Orchester exekutirt. Die Noten der Hymnen sind alle von gleicher Länge, die Bewegung ist äußerst langsam. Die Tänzer sind würdige Leute, welche durch ihre Haltung und Bewegungen dem Auge die Gefühle der Anbetung und Verehrung, welche durch die Hymne ausgedrückt werden, ebenfalls zur Anschauung bringen sollen.

Die bei diesen Ceremonien gebrauchten Instrumente werden vom Volke mit ehrfurchtsvoller Scheu betrachtet; man würde es als eine Profanation ansehen, wenn man dieselben bei der volksthümlichen Musik verwenden wollte. Die Kirchenmusik wird von Musikanten, die zu dem an der Spitze des Gottesdienstes stehenden Kollegium gehören, ausgeführt. Die wichtigsten bei diesen Ausführungen gebräuchlichen Instrumente sind folgende:

Steinernes Glockenspiel, bestehend aus an einem Gestell aufgehängten steinernen Platten; gewöhnliches, ebenfalls an einem Gestell aufgehängtes Glockenspiel; siebensaitige Laute, eine solche mit 25 Saiten; Panflöte, bestehend aus 16, in einem Gestell befestigten Bambusröhren; Mundharmonikum bestehend aus 17 in einem Flaschenkürbis befestigten Bambus; eine Flöte, die am oberen Ende gepfeift wird, ferner eine Querflöte und die oben schon erwähnte Tschu, eine viereckige Holzkiste, welche nur am Anfange jeder Strophe angeschlagen wird, und Pu, der auf einer Holzkiste liegende Tiger. Dazu gehören noch Trommeln in verschiedener Größe, theilweise in einem Gestell aufgehängt, theilweise auf einem Tische ruhend; andere wieder werden in der Hand gehalten; alle sind reich bemalt und verziert.

Digitized by Google

Mit sehr viel weniger giebt sich die volksthümliche Musik zufrieden, unter welcher Bezeichnung wir alle auf dem Theater, bei Aufzügen und auf der Straße gesungenen Musikstücke und Balladen zusammenfassen wollen. Theateraufführungen sind vielleicht das Lieblingsvergnügen der Chinesen. Das Theater trat in China unter der Tang-Dynastie an die Stelle des Tanzes, welche Kaiser Yuen Tsung (720 n. Chr.) verbot, da er zu zügellos geworden war. Der genannte Kaiser widmete der Leitung des Theaters und der Musik die größte Sorge, er versammelte Künstler jeder Art um sich, richtete Schulen für den Unterricht der Sänger und Schauspieler ein und wählte mehrere hundert Mädchen aus, denen er selbst Unterricht im Gesang gab.

Chinesische Dramen und Stücke von einer gewissen Länge sind gewöhnlich in Akte (che) getheilt; häufig geht ihnen ein Prolog voraus, in dem die verschiedenen handelnden Personen auf die Bühne kommen und ihre Namen, Eigenschaften und die Rolle, welche sie im Stück haben, bekannt machen. Der Gesang ist das Privilegium der Hauptperson des Stückes. Gewöhnlich hat dieselbe eine überaus tugendhafte Rolle; sie trägt in ihrem Liede pomphafte Lobeserhebungen auf alles, was gut und lobenswerth ist, vor. Häufig ist der Gesang eine Art Recitativ und die Art, wie das Orchester in gebrochenen, kurzen Akkorden oder in langen getragenen Tönen denselben begleitet, ist dem sogenannten Recitativstyl des Abendlandes sehr ähnlich. Im allgemeinen besteht der Grundgedanke der chinesischen Stücke darin, daß den Schuldigen früher oder später die gerechte Strafe treffen wird, und daß Ehrlichkeit, kindliche Ehrfurcht und Fleiß ganz gewiß durch Reichthum, Ansehen und Ehre ihren Lohn finden werden; mit einem Worte, die Tugend triumphirt, das Laster wird bestraft.

Da die chinesische Sprache zu Wortspielen sehr geeignet ist und die chinesischen Schauspieler es nie unterlassen, ihre Rolle mit derartigen Verzierungen zu schmücken, so spielen namentlich die unglaublichen Fehler eine große Rolle, welche durch die verschiedene Betonung ähnlicher Worte hervorgebracht werden. Diese Wortspiele sind manchmal von der kindischsten Art, doch das Vergnügen, welches sie dem chinesischen Zuschauer verschaffen, zeigt sich deutlich in dem lauten herzlichen Lachen derselben; für den Fremden sowie in der Uebersetzung gehen sie natürlich zum größten Theil verloren.

Chinesische Gesänge und Balladen gleichen in mancher Beziehung den unsrigen; wie diese sind sie in Strophen eingetheilt und auch die in denselben behandelten Gegenstände sind so ziemlich dieselben wie in unseren Gesängen; bald sind sie sentimental oder erzählen traurige Ereignisse, bald sind sie komischen Inhalts; viele sind bedeutungslos und schmeichelnd dem Ohre nur durch den Rhythmus. In den meisten Städten bestehen Konzerthallen, wo es dem Publikum für wenige Kasch (ein Kasch etwa gleich einem Pfennig) erlaubt ist, ein Lied oder eine Ballade anzuhören; man überzeugt sich da leicht, daß Musik eine der beliebtesten Unterhaltungen der Chinesen ist; der anhaltende Zulauf der Zuschauer, der ausdauernde Muth, den sie beweisen, indem sie stundenlang in einem peinlich ungemüthlichen Raume aushalten, die gespannte Aufmerksamkeit, mit der sie dem Sänger durch jede Phase eines aufregenden Abenteuers folgen, die große Bewegung, die sie bei der rührenden Darstellung des Schmerzes zeigen, die kindliche Fröhlichkeit, der sie sich hingeben, wenn der Gegenstand lustiger Natur ist, beweisen es deutlich.

Das Orchester ist gewöhnlich ziemlich einfach; es besteht aus einem Sänger, einer Guitarre oder Pip'a Pip'a, einer dreisaitigen Guitarre, einer Violine, einer Flöte, Trommeln und Kastagnetten. Alle diese Instrumente spielen unisono mit der Stimme.

Es ist anfänglich schwer, chinesische Melodien aufzufassen; sie hinterlassen keinen bleibenden Eindruck, da sie sich fortwährend von Dur in Moll und umgekehrt bewegen, so daß sie keine entschiedene Klangfarbe zeigen. Eine natürliche Folge dieser Unsicherheit ist der Mangel an Kraft, an Majestät, an Lebhaftigkeit der Dur-Tonarten, aber in Folge der fortwährenden Abwechselung fehlen auch die klagende Trauer, die sanfte Melancholie der Moll-Tonarten; außerdem aber der Wechsel des Hochdrucks und der Bewegung und aus allen diesen Gründen muß, von unserem Standpunkte aus, die Musik monoton erscheinen.

Dem oben erwähnten Kataloge sind verschiedene Musikbeilagen beigefügt, deren erste die Nationalhymne mit vollständiger Begleitung (in b-dur) enthielt; vielleicht interessirt es den Leser, die Worte derselben kennen zu lernen, die wir in möglichst treuer Uebersetzung folgen lassen.

„Großer Sohn des Himmels! Der Abglanz Deiner Herrlichkeit scheine in Deinem göttlichen Lande! Durch der Welten weite Räume ist Deine Stimme bekannt und wird gehört, erscheint Deine Macht. Weise Gesetze, unverfälschte Gerechtigkeit — seltene Segnungen — mögen durch Dich Deinem Lande zu Theil werden. Möge das Glück lächelnd Deine Regierung segnen mit dem Segen der reichsten Ernte! Es sei Dir beschieden, die Tugenden zu entfalten, welche die Patriarchen in den ältesten Zeiten zierten, indem Du durch Gesetze und weisen Rath Dich hoch über die Monarchen der früheren Zeit erhebst, während ferne Nationen Tribut bringen als ein Versprechen und eine Gabe des Friedens."

Die anderen beigegebenen Lieder sind alle einstimmig in C-dur gesetzt, entweder im $^3/_4$ oder im $^4/_4$ Takt; ob die Melodien sich viele Freunde erwerben werden, dürfte fraglich sein. Die Sänger selbst, die sich auf der Health Exhibition produciren, schienen auch einigermaßen daran zu zweifeln; ihre Aufforderung zum Eintritt in das Konzert schloß mit dem Refrain:

„Und wollt Ihr nun hören, so macht's Euch bequem
Und wenn Ihr nicht wollt, nicht übel ich's nehm!"

Worauf sie allerdings folgen ließen: „Wenn Euch dieses Lied nicht gefällt, werde ich ein anderes anstimmen, bis es Euch gefällt." Von besonderem Interesse sind die kurzen Inhaltsangaben der gesungenen Lieder, von denen wir einige hier folgen lassen, da dieselben einen schätzenswerthen Beitrag zur Kenntniß des Geisteslebens der Chinesen bilden.

Den Reigen eröffnet das Lied: Chin lan Fang, Allein zu Hause; es entspricht den fünf Nachtwachen und enthält die zarten Klagen und kummervollen Gedanken einer jungen Frau, deren Mann sich im Kriege befindet. Unerwartet kehrt er zurück, und ihre Freude könnte, wie sie sagt, nicht mit einer Tonne Goldes erkauft werden.

Ganz anderen Inhalts ist ein zweites Lied: Wang Ta Niang, Frau Wang genannt. Eine junge Dame, die krank ist, wird von ihrer Nachbarin, Frau Wang, besucht. Letztere will um Hilfe schicken, sie schlägt erst einen Doktor, dann einen buddhistischen, dann einen taoistischen, hierauf einen Lama-Priester, endlich eine Zauberin vor; die junge Dame hat für diese Vorschläge kein offenes Ohr: Der Doktor mit aller Medicin, der Buddhist mit seinen Gebeten, der Taoist mit seinen Beschwörungen, der Lama mit seinen Gesängen, die Zauberin mit ihrem Zauberwesen, sie alle können ihr nicht helfen. Sie ist von der

Digitized by Google

Liebe Pfeil schwer getroffen; dies ist die Wahrheit und Frau Wang soll die nöthigen Schritte thun, um eine Heirath zu Stande zu bringen. Wenn sie sich weigert oder wenn dieser Wunsch nicht erfüllt werden kann, will die Schöne gebrochenen Herzens sterben. Hierauf folgt „Der Wittwe Klage“, welche die traurige Stellung, in der sich eine Wittwe in China befindet, schildert; ferner „Fächermalen“, ein Lied von einer Fächermalerin in Tien-tsin, deren Zustand zunächst beschrieben wird, worauf sich eine Schilderung der auf den Fächern vorgestellten Scenen anreiht, und „Der Spiegel“, dessen Inhalt ziemlich naiv ist.

Eine junge Schöne befindet sich allein, ihr Mann hat sich nach der Hauptstadt begeben, um das litterarische Examen abzulegen; seit sechs Jahren hat er nichts von sich hören lassen und die ganze Zeit hindurch hat die untröstliche Strohwittwe nicht aufgehört, das Haus mit ihren Klagen zu erfüllen. Der anhaltende Kummer hat sie endlich im höchsten Maße reizbar gemacht; einmal, als sie ihr Gesicht im Spiegel sah, forderte sie denselben auf, ihr des Gatten Bild zu zeigen, was natürlich unterblieb. Sie glaubt, daß vielleicht der Spiegel der Reinigung bedarf. Auf ihren Befehl reibt ihre Dienerin denselben sorgfältig ab, aber alles ist vergebens. Endlich wird die Dame über den widerspenstigen Spiegel so zornig, daß sie ihn mit aller Kraft gegen die Mauer wirft, worauf derselbe in tausend Stücke bricht.

Wenn auch in vielen Liedern die Liebe eine Rolle spielt, so kommen doch auch in anderen ganz andere Sachen vor; wir finden unter den mitgetheilten Proben eine Geschichte von der Entdeckung eines verbotenen Opiumhauses; von der sterbenden Heuschrecke, zu deren prächtigem Begräbniß sich viele ihrer Stammesgenossen versammelten, die jedoch von einem großen Vogel verschlungen wurden; von einem Knaben, dem die Wahrsager einen frühzeitigen Tod prophezeit haben; die tiefbetrübten Eltern wenden sich an den südlichen und nördlichen Stern; diese, durch die rührenden Bitten erweicht, verändern das Schicksal und schenken dem Knaben eine Lebensdauer von hundert Jahren.

Andere Gesänge enthalten Anklänge an auch in Europa allgemein bekannte Legenden. Eine z. B., welche „Die verliebte Schlange“, Pien Kuan T'ino heißt, hat folgenden Inhalt: Herr Hsu-hsüan, ein junger Student, befindet sich auf dem Wege, um sein Staatsexamen zu machen; unterwegs wird er von einer jungen Dame angeredet; da es regnet, bittet dieselbe sich unter den Schirm seines aufgespannten Regenschirmes begeben zu dürfen. Beide verlieben sich in einander und verheirathen sich. Zufällig erfährt der Jüngling, daß seine Gattin eine Schlange in Menschengestalt ist und, um ihren Verfolgungen zu entgehen, zieht er sich in ein Buddhistenkloster zurück. Ebenfalls einen bekannten Stoff behandelt ein Lied: Erh Tsen Tsai Yao, die zwei Kräuter sammelnden Geister. Zwei Bettern gingen zu den Bergen, um Kräuter zu pflücken, doch während ihres Ausfluges wurden sie durch eine Fee in den Himmel geführt. Als sie nach Hause zurückkamen, fanden sie alles verändert; kein Mensch war da, den sie erkannt hätten. Als sie ihre Namen nannten, hörten sie mit Erstaunen und Schrecken, daß die Träger derselben vor vierhundert Jahren verschwunden seien. Unter solchen Umständen fassen sie den Entschluß, in die Berge zurückzukehren, von wo sie wieder in den Himmel geführt werden.

Auch die Ironie ist vertreten: Ein Ehemann bittet auf dem Todtenbett seine bessere Hälfte, sich nicht wieder zu verheirathen, bis die Erde auf seinem Grabe ganz trocken geworden ist. Die Frau verspracb es; kaum aber war die Leiche des Gatten der Erde übergeben, als sie fand, daß die Erde zu langsam trocknete. Jeden Tag nun besuchte sie das Grab und half mit ihrem Fächer der Natur nach, so sehr wünschte sie wieder zu heirathen. Der Inhalt einiger musikalisch-theatralischen Aufführungen wird ebenfalls mitgetheilt; einige derselben mögen hier folgen. Am Tage seiner Hochzeit muß ein junger Mann sich der Armee anschließen, um gegen die Feinde seines Landes zu fechten. Nach zehn Jahren (und während dieser langen zehn Jahre ist seine Frau, trotz aller Versuchung, ihm treu geblieben) kommt er mit den Abzeichen eines Generals zurück. Er begegnet seiner Frau, die er jedoch nicht erkennt und findet sie so siebenswürdig, daß er nicht unterlassen kann, seine Bewunderung zu äußern; als er einige Minuten später diesebe Dame in seinem eigenen Hause trifft und vernimmt, daß dies seine jungfräuliche Gattin ist, da überwältigt ihn die Freude und er eilt sie zu umarmen. Doch ehe sie ihm dies erlaubt, muß er eine lange Predigt über seine Untreue und seinen Wankelmuth anhören, weil er ja dem ersten besten hübschen Gesicht, dem er begegnet ist, Aufmerksamkeit geschenkt hat. Ebenso wie dieser behandeln auch die meisten anderen Texte mit Vorliebe lächerliche Scenen des ehelichen Lebens und der Vorbereitungen zu demselben. Zwei verheirathete Freunde beschuldigen einander, unter dem Pantoffel zu stehen; beide leugnen es und es kommt zu einer Wette. Jeder von ihnen geht im Geheimen seine Frau ins Vertrauen und, um die Wette zu gewinnen, stimmen beide Frauen, sich eine Zeit lang zum Scheine feindselig behandeln zu lassen. Soweit geht alles gut; beide Männer sind überzeugt, daß der andere seine Frau nicht fürchtet; da aber das erwartete Geld nicht eingeht, prügeln beide Gattinnen ihre respektiven Ehemänner und werfen sie zur Thür hinaus, nachdem sie ihnen ein Plakat auf dem Rücken befestigt haben, worauf geschrieben steht, daß sie ihre Frauen in Wirklichkeit doch fürchten. Ist in diesem Stücke die Frau von der schlimmen Seite aufgefaßt, so wird sie in einem anderen „Der Wurf des Apfels“ in günstigerem Lichte gezeigt. Die Tochter eines reichen Beamten hat öffentlich ihre Absicht ausgesprochen, sich in die Ehe zu begeben, und zu diesem Zwecke sind alle jungen Männer des Distriktes aufgefordert, sich in ihrem Hause einzufinden, um sie in Stand zu setzen, eine Wahl zu treffen. Der bestimmte Tag ist gekommen, die jungen Männer sind erschienen und erwarten ängstlich die Entscheidung, denn die Dame ist nicht nur schön wie ein Engel, sondern auch ungeheuer reich. Zur bestimmten Stunde erscheint sie auf dem Balkon, vor dem die Freier sich versammelt haben. Der Blick der Schönen überfliegt die Reihen der jungen Adeligen und der übrigen Bewerber, die im schönsten Putz da vor ihr stehen; plötzlich sieht sie unter ihnen einen Jugendfreund, den Sohn eines früheren Staatsministers, der ärmlich in Kattun gekleidet ist. Ihm wirft sie den Apfel zu und trotz des Widerspruchs ihrer Familie und ihrer Freunde beharrt sie auf ihrem Entschlusß und heirathet ihn.

Diese Proben dürften genügen, um nachzuweisen, daß sich in dem Gedankengang selbst durchaus keine besonderen Eigenthümlichkeiten zeigen, und da, wo solche vielleicht angedeutet sind, wie z. B. in der Nationalhymne, sie dem Geiste des Volkes nicht zur Unehre gereichen; dabei muß man berücksichtigen, daß der Katalog, der den vorliegenden Zeilen als Grundlage dient, durch europäische Autoren zusammengestellt ist, die einestheils mit chinesischen Zuständen sehr gut bekannt, andererseits aber über den Verdacht erhaben sind, mit zu günstigen Farben gemalt zu haben; abgesehen von allen anderen Gründen schließt sie schon der trockene, geschäftsmäßige Ton ihres Berichtes vor

Digitized by Google

demselben. Wenn aber das eben Gesagte richtig ist, müssen wir in mancher Beziehung das landläufige Urtheil über die Chinesen modificiren, wozu allerdings vor kurzem schon eine Anregung durch die zuerst in der „Revue de deux Mondes“ erschienene Arbeit [1]) des Kolonel Tscheng-Ki-Tong gegeben wurde, die trotz allem, was gegen dieselbe gesagt werden kann und auch gesagt worden ist, jedenfalls Beachtung verdient und vielleicht noch gelegentlich einmal besprochen werden soll, die ich mir aber vorläufig der Aufmerksamkeit bei sich für Chinesisches interessirenden Leser zu empfehlen erlaube. Der Verfasser hat sein Buch geschrieben, um sein Vaterland dem Europäer im besten Lichte erscheinen zu lassen, vielleicht auch, um dem europäischen Hochmuth hier und da eine nicht ganz unverdiente Lektion zu geben. Einerseits sucht er die Verhältnisse und Zustände in seiner Heimath in ein sehr günstiges Licht zu setzen, und dies ist doppelt gefährlich, da er sich als guten Kenner europäischer Verhältnisse und europäischer Ansichten zeigt, der es sehr gut versteht, seine Farben für den europäischen Leser zu wählen; andrerseits aber ist er zu genau mit chinesischen Verhältnissen bekannt, als daß man nicht, wenn man mit Rücksicht auf das eben Gesagte einen, meinetwegen sehr starken, Uebertreibungskoefficienten auf seine Mittheilungen anwendet, doch noch recht brauchbares Material bei ihm finden könnte.

[1]) In Buchform Les Chinois Peints par eux mêmes Calmann Lévy 1884.

Der jetzige Stand der Sklavenfrage in Brasilien.

Von Dr. Wilhelm Breitenbach.

Seit etwa zwei Jahren geht durch das brasilianische Volk eine immer riesiger anschwellende sociale Bewegung, welche es wohl verdient, auch bei uns beachtet zu werden, schon deshalb, weil sie darauf hinzielt, einen Akt der Humanität zu verwirklichen oder doch beschleunigen zu helfen. Es handelt sich um die möglichst baldige Beseitigung der Sklaverei. Der erste wirksame gesetzliche Anstoß zur Aufhebung der Sklaverei geschah am 28. September 1878 durch das Gesetz Rio Branco's; dieses weise Gesetz besagt, daß von genanntem Tage an im Kaiserreiche kein Sklave mehr geboren wird: also die Kinder der noch vorhandenen Sklaven sind frei, d. h. von dem Tage ihrer Volljährigkeit an. Durch dieses Gesetz war die Sklaverei auf den Aussterbe-Etat gesetzt, und es ließ sich ja leicht berechnen, daß am Anfang des nächsten Jahrhunderts die Sklaverei gänzlich oder doch bis auf minimale Reste verschwunden sein würde. Damit war der Forderung der Humanität vollkommen Genüge geleistet und zugleich ein großes Uebel, wenn nicht ein Bürgerkrieg, dem Lande erspart. Wieso? Wenn die Sklaverei plötzlich mit einem Male aufgehoben worden wäre, so würden nothwendigerweise, namentlich in den Nordprovinzen des Reiches, die größten Schädigungen hervorgebracht worden sein. Die Besitzer der großen Kaffee-, Zucker-, Tabak- oder Baumwollplantagen, die oft mehrere Tausende von Sklaven besitzen, hätten zunächst einmal einen enormen Verlust erlitten an Kapital, denn jeder Sklave repräsentirt doch eine gewisse Summe, zwischen 1000 bis 2000 Mark oder auch noch mehr. Allein diesen Verlust hätten die Leute wohl noch allenfalls ertragen, zumal dann, wenn die Regierung sich zu einer angemessenen Entschädigung verstanden hätte. Viel schlimmer war jedenfalls der Umstand, daß den Plantagen die meisten Arbeitskräfte entzogen wurden; denn es ist sicher, daß die meisten der freigelassenen Sklaven nun nicht mehr auf den Plantagen arbeiten würden. In der That würde die plötzliche Aufhebung der Sklaverei mit einem Ruin der großen Produktion des Landes (Kaffee, Zucker, Tabak etc.) verbunden gewesen sein, und darum müssen wir das Gesetz vom 28. September 1878 als ein sehr weises bezeichnen.

Was die Zahl der Sklaven Brasiliens anbelangt, so verhalten sich die einzelnen Provinzen sehr verschieden. Die folgende Tabelle, die ich einer neueren Nummer von „Koseriz' Deutschen Zeitung“ von Porto Alegre entnehme, giebt über den Bestand im Jahre 1873 und den im Jahre 1882 Auskunft:

Provinzen	Zahl d. Sklaven 1873	Zahl d. Sklaven 1882
Amazonas	1 515	1 716
Para	31 537	25 393
Maranhão	74 598	99 059
Piauhy	24 434	18 691
Ceará	33 449	19 588
Rio Grande do Norte	13 634	10 051
Parahyba	28 817	20 809
Pernambuco	106 231	84 700
Alagôas	36 124	29 439
Sergipe	33 054	16 173
Espirito Santo	22 297	20 717
Bahia	165 403	132 200
Rio de Janeiro (Stadt)	47 484	35 568
Rio de Janeiro	301 352	268 831
S. Paulo	174 622	139 509
Paraná	11 249	7 668
S. Catharina	15 250	11 049
Rio Grande do Sul	98 450	68 705
Minas Geraes	311 934	279 013
Goyaz	8 809	6 869
Matto Grosso	7 051	5 600
Total	1 542 230	1 272 355

Wie der Leser sieht, hat seit 1873 die Zahl der Sklaven nicht gerade sehr bedeutend abgenommen; aber das Gesetz Rio Branco's hat doch seine heilsame Wirkung gehabt. Seit dem Jahre 1882 ist nun aber diese Emancipationsangelegenheit in ein anderes Stadium getreten. Der Kaiser wünschte aus irgend welchen Gründen damals die gänzliche Beseitigung der Sklaverei bis zum Jahre 1890. Es wurde auch ein diesbezügliches Gesetz entworfen, welches aber (mit Recht) nicht in Kraft getreten ist. Allein wenn auch dieser Plan des Kaisers gescheitert ist, so ist doch seit zwei Jahren die Abschaffung der Sklaverei mit Riesenschritten vorwärts gegangen und es ist im ganzen Lande eine diesbezügliche Bewegung entstanden, die namentlich in der jüngsten Zeit geradezu großartige Dimensionen angenommen hat. Diese Bewegung geht von Privatkreisen aus. Zeitungen, junge Schriftsteller, Redner, die sich schnell einen Namen machen oder die Deputirte werden wollen, preisen die große Emancipation, die sofortige Abschaffung der Sklaverei als ein

Digitized by Google

höchst verdienstvolles, humanes Werk, stellen es als Schmach und Schande für Brasilien hin, daß es noch Sklaven besitze, daß noch Menschen, die doch unsere Brüder seien, nicht das herrliche Gut der Freiheit besäßen. Mit einem Worte, man schwelgt im Humanitätsdusel, ohne an die wirthschaftlichen und socialen Folgen zu denken, welche die schnelle Befreiigung der Sklaverei mit sich bringt. Ueberall im Lande haben sich Emancipationsvereine gebildet, die Geld zum Loskaufen von Sklaven sammeln oder deren Mitglieder sich verpflichten, ihre Sklaven freizulassen. Dieses freiwillige Freikaufen von Sklaven ist aber meistens ein bedingtes; nämlich die Neger erhalten unter der Bedingung ihre Freiheit, daß sie noch etwa vier Jahre bei ihren Herren, natürlich gegen Lohn, arbeiten. Sie treten also aus der Sklaverei zunächst in ein mehrjähriges Dienstverhältniß zu ihrem Herrn über und erst nachher gelangen sie in den Besitz ihrer vollen Unabhängigkeit. Diese Bestimmung oder dieser Brauch ist sehr gut, denn dadurch wird einem plötzlichen Mangel an Arbeitskräften vorgebeugt und die Sklaven selbst gewöhnen sich weit eher an ihr neues Leben, so daß gegründete Aussicht vorhanden ist, daß sie auch nach Ablauf ihrer Miethzeit bei ihren Herren oder selbständig weiter arbeiten werden. Zu Rio Grande do Sul, wo bekanntlich etwa 120 000 Deutsche wohnen, ist in den letzten Monaten der Enthusiasmus in Sachen der Sklavenbefreiung geradezu großartig geworden. Ich setze eine Stelle aus einer der letzten mir zugegangenen Nummern von „Koseriz' Deutschen Zeitung" aus Porto Alegre hierher: „Ein großer Theil der Hauptstraßen der Stadt ist schon ganz frei und Maueranschläge verkünden dem Publikum das freudige Ereigniß. Am 14. August wurden abermals viele Straßen und Plätze frei erklärt und die Beamten der verschiedenen öffentlichen Büreaux gaben alle ihre Sklaven frei. Die Zahl der in acht Tagen ausgefertigten Freibriefe belänft sich auf mehr als 600 und die Bewegung ist in stetigem Fortschreiten. Jeden Abend finden Freudendemonstrationen statt und die ganze Stadt scheint von einem wahren Abolitionsfieber ergriffen zu sein.

Jeder Widerstand gegen den Strudel ist unmöglich und es ist fast sicher anzunehmen, daß am 28. September kein einziger Sklave mehr in der Stadt Porto Alegre existiren wird. Der Werth des Sklaven ist auf ein Minimum gesunken, es sind in den letzten Tagen viele Sklaven gerichtlicherweise auf 40, 60 bis 100 Mark avalnirt und dann befreit worden. Die 57 Sklaven der Erbschaft des Herrn João Porto, die noch vor acht Tagen einen Werth von ca. 100 000 Mark repräsentirten, sind am 14. allesammt zu niedrig avalnirt worden, daß sie keine 6000 Mark brachten. Alle wurden sogleich vor Gericht freigemacht, da die meisten das Geld hatten und es den anderen von Anwesenden vorgeschossen wurde. Der Wille des Volkes feiert da einen glänzenden Triumph. Manches Mal steigen in uns sehr ernste Bedenken wirthschaftlicher Art auf, aber — die Sache ist einmal im Gange und an Einhalt ist jetzt nicht mehr zu denken."

Am 7. September fand in Porto Alegre ein überaus großartiger Bazar statt zum Besten der Sklaven. Die vornehmsten Damen der Stadt hatten in eleganten zahlreichen Verkaufspavillons, die auf einem großen Platze gegenüber der Präsidentur aufgestellt waren, den Verkauf der sehr zahlreich eingegangenen Geschenke übernommen. Es wird eben alles gethan, um die Provinz in möglichst kurzer Zeit sklavenfrei zu machen und dieses Ziel dürfte, was Rio Grande do Sul betrifft, in der That innerhalb Jahresfrist gelingen. Hier im Süden Brasiliens hat die schnelle Befreiung von der Sklaverei kaum nachtheilige Folgen; hier hat, namentlich durch die deutsche Einwanderung, die Arbeit des freien Mannes längst Bürgerrecht erworben, hier galt es schon längst nicht mehr für schimpflich, Arbeiten zu verrichten, die in den Nordprovinzen nur von Sklaven ausgeführt werden. In Folge dessen wird auch die Bevölkerung des Südens beim gänzlichen Aufhören der Sklaverei viel weniger unter einem Mangel an Arbeitskräften zu leiden haben wie die des Nordens. Dazu kommt dann noch, daß die freigelassenen Sklaven im Süden wenigstens in den meisten Fällen weiter arbeiten werden. Das Klima zwingt sie schon dazu, denn die Natur ist doch nicht in dem Maße verschwenderisch wie im Norden, wo der Boden auch ohne Arbeit stets so viel Nahrungsmittel hervorbringt, wie die nichtsthuenden Neger brauchen. In Rio Grande giebt es schon jetzt Hunderte, ja wohl Tausende von Negern, welche sich an stetige Arbeit gewöhnt haben; sie arbeiten in Fabriken, lernen ein Handwerk ꝛc.; kurz sie sind zu ganz brauchbaren Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft geworden. Freilich ein großer Theil gefällt sich lieber im Nichtsthun und sucht durch Betteln sich seinen Unterhalt zu verschaffen.

Ganz anders wie im Süden, wo man den kommenden Ereignissen immerhin ruhig und unbesorgt entgegensehen kann, liegen die Verhältnisse in den Nordprovinzen, in denen die Sklaven bisher das einzige Arbeitsmaterial waren und in denen dieses Material durch Weiße wenigstens niemals ersetzt werden kann. Es ist kaum anzunehmen, daß die freigelassenen Neger in großen Mengen bei der Arbeit bleiben werden; es stellt sich also ein höchst bedenklicher Mangel an Arbeitskräften ein, unter dem die große Produktion des Landes unfehlbar bedeutend leiden muß. Daß ein solcher Mangel an Arbeitskräften eintreten wird, kann nicht bezweifelt werden, und einige Plantagenbesitzer haben schon jetzt versucht, durch Einführung von Kulis sich einen billigen Ersatz der Negerkräfte zu verschaffen.

Das ist im allgemeinen der gegenwärtige Stand der Sklavenfrage in Brasilien, die gerade jetzt die Gemüther so gewaltig erregt. Wir wollen nun zum Schluß auf einige bemerkenswerthe Uebelstände aufmerksam machen, welche die Abschaffung der Sklaverei mit sich bringt. Da die Kinder der Sklaven, falls sie nach dem 28. September 1871 geboren wurden, frei sind, nur bis zu einem gewissen Alter im Hause des Herrn ihrer Mutter verbleiben, dann aber thun und lassen können, was ihnen beliebt, so werden sich die allermeisten Sklavenbesitzer um diese Kinder selbstredend gar nicht kümmern; sie nützen ihnen ja wenig oder gar nicht, sind ihnen vielmehr nur eine unbequeme Last. So wächst denn nun in Brasilien eine ganze Generation von Negern auf wie das liebe Vieh. Die Kinder lernen nichts; sie stellen erwachsen nur eine Rotte von Strolchen dar, die Leben und Eigenthum anderer Staatsbürger gefährden.

Um dieses Uebel abzuwenden oder doch nach Möglichkeit zu vermindern, haben einige Zeitungen Vorschläge gemacht, von denen mir namentlich einer in hohem Grade beherzigenswerth erscheint, der in Brasilien aber natürlich spurlos verhallen wird. Der Vorschlag geht dahin: man solle die Gelder, die man jetzt sammelt, um Sklaven loszukaufen, vielmehr zur Gründung von Negerschulen verwenden; man solle die Sklavenkinder gesetzlich zwingen, diese Schulen zu besuchen und nachher solle man die Kinder irgend ein Handwerk lernen lassen oder sonstwie zu geregelter Beschäftigung anhalten. Allein um solche Dinge kümmert man sich in Brasilien nicht, alles geht seinen Schlendrian weiter, bis eines Tages das Ungewitter über dieses von der Natur so überaus reich gesegnete Land hereinbricht, das auf allen

Digitized by Google

Seiten durch die verschiedensten Anzeichen sich nur zu deutlich bemerkbar macht.

Für eine gewisse Klasse von Brasilianern ist die Aufhebung der Sklaverei sehr schlimm oder sehr gut, ganz wie man es nehmen will. Es giebt nämlich zahlreiche Familien oder einzelstehende Personen, welche im wahren Sinne des Wortes von ihren Sklaven ernährt werden, während sie selbst irgend welche Arbeit gar nicht zu kennen scheinen. Die Sklaven arbeiten als Handwerker, Tagelöhner, Wäscherinnen ꝛc. außer dem Hause und das auf diese Weise verdiente Geld fließt in die Tasche des Herrn. Ja, es kommt sogar häufiger vor, als man vielleicht glauben sollte, daß Sklaven für ihre Herren betteln. In Porto Alegre sind uns mehrere Brasilianer bekannt, deren Sklaven bei Tage betteln gehen, und diese müssen jeden Abend eine bestimmte Summe Geldes abliefern, von der die Herren dann ein ganz gutes Leben führen. Diese Leute werden jetzt natürlich vor eine böse Alternative gestellt: entweder verkommen oder selbst arbeiten! Wer weiß, ob es für das Land nicht besser wäre, wenn das erstere einträte? Andere arbeitsfreudige Menschen würden ihren Platz doch doppelt und dreifach besser ausfüllen.

Auch für die Brasilianerin dürfte mit der Aufhebung der Sklaverei eine neue Zeit beginnen. Sehr viele kleine Leute besitzen heute noch einen Sklaven oder eine Sklavin; Frau und Töchter kümmern sich selbstverständlich nicht um den Haushalt, Arbeit ist für sie ein unbekanntes Ding. Wie viele dieser Leute aber werden sich nach Verlust ihrer Sklaven bezahlte Dienstboten halten können, die schon jetzt sehr theuer sind? Den meisten brasilianischen Frauen und Mädchen, die heute sorgenlos ihre Toilette machen und den langen lieben Tag im Schaukelstuhl verträumen oder zwecklos zum Fenster hinausschauen, wird dann weiter nichts übrig bleiben, als auf manche heute noch selbstverständliche Bequemlichkeit zu verzichten und selbst zu arbeiten. Viele Familien werden tief, tief hinuntersinken, wie man es schon jetzt nicht nur in den Städten sieht, sondern auch im Innern des Landes, wo sie ein Stück Land nach dem anderen verkaufen, zumeist an deutsche Kolonisten, die es mit ihrer Hände Arbeit fester zu halten vermögen.

Ob nun die jetzt so mächtig in Fluß gekommene Emancipationsbewegung in gleichem Maße weitergeht, oder ob eine Ernüchterung bald eintritt, jedenfalls bereitet sich ein Umgriff in das innerste Leben der Brasilianer vor, der manches umgestalten wird im socialen Leben. Möge die Bewegung und Wandlung nicht Unheilliches im Gefolge haben wie in Nordamerika; Brasilien würde sich von einem solchen Schlage nicht sobald wieder erholen.

Kürzere Mittheilungen.

Fundstatistik der vorrömischen Metallzeit im Rheingebiete. Von E. Frhrn. von Tröltsch.

(Mit zahlreichen Abbildungen und 6 Karten in Farbendruck. Stuttgart, Enke, 1884.)

Daß die Prähistorie mit der induktiven Methode bereitz zu einer exakten Wissenschaft herangereift ist, mag man aus dem vorliegenden Werke erkennen, welches den württembergischen Major von Tröltsch zum Verfasser hat, der bereits mehrfach durch die Anfertigung prähistorischer Karten sich verdient machte. Es ist ein Werk echt deutschen Fleißes, in dem Tausende von zerstreuten Daten mühsam gesammelt und unter den verschiedensten Gesichtspunkten rubricirt sind. Der Verfasser hat alle Museen des Rheingebietes und der Nachbargebiete studirt, massenhaft Fragebogen versandt und schließlich über 1000 Fundorte in seine Karten eingetragen. Die Fundobjekte der vorrömischen Metallzeit zeigen vier streng von einander getrennte Typen: 1) eine reine Bronzezeit mit wenig Eisen in den Terramaren der Poebene, in den Pfahlbauten der Westschweiz und verschiedenen Gegenden des Rheingebietes; 2) die ältere Eisenzeit (Hallstätter Periode); 3) jüngere Eisenzeit mit vorherrschendem Eisen (la Tène-Periode) und 4) italische Fabrikate. An der Basis des deutschen Rheingebietes gelegen verbreiten sich die Erzeugnisse dieser vier Hauptgruppen nach allen Richtungen über dasselbe, besonders über den südlichen Theil.

Tröltsch ordnet die Fülle des vorhandenen Materials in Tabellen nach zwei Gesichtspunkten, einmal geographisch und dann nach den Objekten, in einer Weise, die neu und originell genannt werden muß. Jeder Rubrik steht die typische Abbildung des Gegenstandes voran, so daß man — klar wie in einer Bilderfibel — gleich übersehaut, um was es sich handelt. Sorgfältig faßt Tröltsch die Ergebnisse seiner mühseligen Arbeit in sechs Karten zusammen, welche (immer auf das Rheingebiet und seine Nachbarländer beschränkt) die Verbreitung der Kupfergeräthe und der Funde aus der Bronzezeit, die Verbreitung der Hallstätter Funde, der la Tène-Funde, der altitalischen Funde, die Verbreitung der nachgewiesenen Gußstätten und der vorrömischen Münzen (Regenbogenschüsselchen ꝛc.) zur Anschauung bringen. Wenn über andere Gebiete und auch anderen prähistorischen Perioden erst ähnliche Arbeiten von der Vollkommenheit und der Uebersichtlichkeit jener des Freiherrn von Tröltsch vorliegen, dann werden sich noch mehr, als schon jetzt, interessante Aufschlüsse über kulturhistorische wie ethnographische Verhältnisse längst vergangener Völker ergeben.

Adrianow's Forschungsreise im Altai.

In der ethnographischen Abtheilung der Kaiserl. Russischen Geographischen Gesellschaft hat vor kurzem Jadrintsew, der Herausgeber und Redakteur der „Oestlichen Revue“, einen Vortrag über die im Jahre 1881 von dem russischen Gelehrten Adrianow nach dem Altai- und sajanischen Gebirge unternommene Forschungsreise gehalten. Die Reise ist unter nichts weniger als günstigen Bedingungen ausgeführt worden; da Adrianow nur geringe Geldmittel zur Verfügung standen, so konnte er nicht mehr als einen Begleiter mitnehmen. Trotzdem gelang es ihm Reisenden, überraschende Resultate zu erzielen und bis in Gegenden vorzudringen, die bislang gänzlich unbekannt waren. Obgleich die südlichen Abhänge des Altaigebirges schon früher von verschiedenen Koryphäen der Wissenschaft, wie Pallas, Ledebur, Humboldt ꝛc. zum Gegenstande der Forschung gemacht worden sind, so ist doch der östliche Theil dieses Gebietes, die großen Länderstrecken zwischen dem Flusse Tom und dem Gouvernement Jenisei, bisher so ziemlich eine terra incognita geblieben. Die Expedition Adrianow's nahm ihren Anfang von der Stadt Kusnetzk aus, passirte den Fluß Lebed, untersuchte den See Teletzk, berührte Tschuischman, Jan und Agalau, überschritt den Schapschatpaß, drang bis zum Flusse Kemtschik vor, suchte und fand die Quellen des Jenisei und

Digitized by Google

durchwanderte das ganze Gebiet dieses Flusses bis zur Stadt Jenisseisk, wo die Expedition ihr Ende erreichte. Auf dieser langen Wanderung traf Abrianow überall Völkerschaften an, die nur durch Einwanderung in diese Gegenden gekommen sein konnten. Wirkliche Russen fand man nur im Quellgebiet des Jenisei und am Flusse Usg. Die Bevölkerung des Altaigebirges und jenseits des sajanischen Gebirges ist im vorigen Jahrhundert eingewandert und besteht aus Sektirern. Ihre Existenz blieb bis zum Jahre 1858 gänzlich unbekannt und wurde erst durch einen russischen Beamten, der in jenen Gegenden Vermessungen ausführte, ermittelt. Aehnliche Kolonien, wie in den eben erwähnten Gegenden, hat Abrianow bei Tobut am Kuku-Nor angetroffen. Wie die von ihm erworbenen Dokumente nachweisen, sind dieselben im Jahre 1800 gegründet worden. Die Kolonisten sind überaus wild und räuberisch; dieselben haben unzählige Male die Magazine überfallen und ausgeplündert, welche russische Kaufleute in ihren Gebieten anlegten; auch Abrianow wurde von ihnen angegriffen. Außer diesen Kolonisten besuchte der Reisende auch die sogenannten schwarzen Tataren an den Flüssen Koubona und Luiba, einen Stamm, der bis dahin nur von Radloff besucht und beschrieben worden ist. Die schwarzen Tataren werden für Abkömmlinge der großen finnischen und turanischen Stämme gehalten. Ihre Lebensweise bietet verschiedene interessante Eigenthümlichkeiten dar. Es macht sich z. B. bei ihnen ein unverkennbares Bestreben geltend, das nomadisirende Leben durch den Aufenthalt in festen Wohnstzen zu ersetzen; ihre Wohnungen sind viereckig gebaut und den russischen Bauernhäusern ähnlich, man findet thönerne Oefen, sowie mancherlei sonstige Zeichen einer gewissen Kultur bei ihnen. — Von Jadrintsow, welcher über die Kulturstufe dieser eingewanderten Völkerschaften eingehende Untersuchungen angestellt hat, wurde darauf aufmerksam gemacht, daß das oben erwähnte kulturhistorische Moment gerade den finnischen und turanischen Stämmen eigenthümlich sei, und man außerdem bei ihnen die Anfänge der Gewerbe des Ackerbaues, der Spinnerei und Weberei vorfinde. Diese bisher in anthropologischer Beziehung fast gänzlich unerforschten Volksstämme führen gleich den die Abhänge des sajanischen Gebirges bewohnenden Sajanen den gemeinschaftlichen Namen „Tuba“, der wahrscheinlich mongolischen Ursprunges ist, da man denselben als „Duba“ bei den Volksstämmen der nördlichen Mongolei, sowie bei Stämmen am Kossogollee wiederfindet. Jadrintsow machte weiter auf die bemerkenswerthe Vermischung aufmerksam, welche zwischen den verschiedenen sibirischen Volksstämmen und dem russischen Elemente stattfindet; die Assimilation vollzieht sich am leichtesten zwischen Russen einer- und Finnen oder Turanieru andererseits, am schwersten dagegen zwischen Russen und Mongolen. Man hat zu konstatiren vermocht, daß bei der Vermischung von Russen und Finnen oder Turanieru jeder charakteristische oder bestimmt ausgeprägte Typus sehr rasch verschwindet, wogegen sich derselbe bei Mischung der Russen mit Mongolen merkwürdig lange erhält. Außer sonstigen Forschungen hat Abrianow auch solche auf archäologischem Gebiete ausgeführt und eine bedeutende Anzahl Abbildungen von Steinarbeiten und Felsmälern, die er bei den Sajanen und in der Mongolei vorgefunden, angefertigt. Sehr interessant sind die Abbildungen von Grabdenkmälern, von denen einige nur aus konischen Steinhaufen bestehen, während andere ganz flach angelegt und von einem Kreise größerer Steine umgeben sind, noch andere eine primitive Steinmetzarbeit aufweisen und zwar derart behauen sind, daß sie eine entfernte Aehnlichkeit mit einem menschlichen Körper besitzen. Sehr häufig fand man auf den Grabstätten Knochen und andere Ueberreste von Pferden, welche als Todtenopfer dargebracht waren. Auch hat man Runeninschriften vorgefunden, die eine gewisse Aehnlichkeit mit dem altnordischen (?) besitzen sollen. Herr Jadrintsow wird demnächst ein umfangreiches Werk über die uralo-altaischen und ugro-turanischen Stämme Sibiriens beendet haben, das wahrscheinlich in russischer und deutscher Sprache erscheinen und von den Ethnographen ohne Zweifel mit Freude begrüßt werden wird. H. Bay.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Im Oktober 1884 ist die Vermessung Bosniens vollkommen beendet worden, wie Minister von Kallay im Budgetausschuß der österreichischen Delegation anfangs November mittheilte, und bis zum Juni sollen auch die auf die Vermessung basirten Katasterkarten fertig gestellt werden. Die Vermessung, an welche sich nun unmittelbar die Anlegung von Grundbüchern anschließen soll, hat eine Zeit von vier bis fünf Jahren in Anspruch genommen und hat 3 Millionen Gulden gekostet, welche aus den Mitteln des Landes selbst bestritten wurden. Ueber die Kolonisation machte derselbe folgende Mittheilung. Es sind von Südtirolern an drei Punkten Kolonien etablirt worden, und zwar bei Banjaluka, Priedor und Konjica. Die ersten Kolonisten, nämlich jene bei Banjaluka, haben einen Waldboden zur Ausrodung überantwortet bekommen, und hier ist natürlich eine entsprechende Zeit nothwendig, bis diese Kolonie sich kräftig entwickeln kann. Es geht ihr jedoch auch jetzt nicht schlecht. Bei Priedor haben die eingewanderten Kolonisten von Seite der Begs Ländereien angewiesen erhalten, und diese Kolonie hat sich auf das vortheilhafteste entwickelt. In Konjica sind jedoch zwei Drittel der Eingewanderten nicht Landleute, sondern Handwerker oder Tagelöhner gewesen, die mit dem Landbau gar nicht vertraut waren und denselben erst von den Einwohnern lernen wollten. Daß diese sich unter solchen Verhältnissen in einem fremden Lande nicht behaupten konnten, ist wohl an sich selbst leicht verständlich, und es blieb der Mehrzahl derselben daher auch nichts übrig, als nach der Heimath zurückzukehren, wobei sie von der Regierung nachhaltig unterstützt worden sind. Die Zurückgebliebenen aber, welche dann in den Besitz des von der Regierung beigestellten Viehes auch der Zurückkehrenden gelangt sind, haben sich allmählich eingewöhnt, und es geht ihnen ganz erträglich. Es wäre daher nur zu wünschen, daß bei weiteren Kolonisirungsversuchen schon in der Heimath eine geeignete Auswahl unter den Leuten getroffen werde, damit dieselben die für eine gedeihliche Kolonisation nothwendige Vorbedingung mitbringen.

— Auf S. 240 dieses Bandes brachten wir die Angabe, daß das dänische Kanonenboot „Fylla“ Ende August die bei Kap Reykjanes neu entstandene Insel nicht gefunden habe. Ebenso erging es einem französischen Kriegsschiffe, und trotzdem war die Insel vorhanden, denn bald darauf hat sie der englische Konsul in Reykjavik, Mr. Spence Paterson, durch ein Teleskop gesehen (f. „Nature“, 13. November 1884). Bei trübem Wetter ist sie von dem Leuchtthurme auf Kap Reykianes auch einem bewaffneten Auge nicht sichtbar, während der Wächter sie bei hellem Wetter wiederholt ohne Teleskop erblickt hat. Seit dem 29. Juli, wo er sie zuerst

Digitized by Google

sah, hat sie durch Einsturz der Südseite ihre Gestalt wesentlich verändert; vielleicht ist sie schon früher entstanden und ruhig und ohne Geräusch aus dem Meere aufgetaucht, denn keine der üblichen vulkanischen Erscheinungen, wie Erdbeben, Rauch, Feuer u. s. w. begleiteten ihre Entstehung. Bis Ende September hat sie noch niemand besucht, weil stets stürmisches Wetter herrschte und die See dort sehr gefährlich ist.

Afrika.

— Am 6. August ist Kapitän Hanssens von einer Fahrt nach dem oberen Kongo, welche 136 Tage in Anspruch nahm, nach Leopoldville am Stanley-Pool zurückgekehrt. Mit zwei Dampfern und zahlreicher Begleitung hat er die entfernteste Station an den Stanley Falls verproviantirt und mit zwei Beamten, den Schweden Wester und dem Belgier Amelot, versehen. Ueberall wurde er von der Bevölkerung gut aufgenommen, hat mit den Häuptlingen zahlreiche Verträge abgeschlossen und an der Mündung des Aruwimi eine Station errichtet. (Uebrigens soll dieser Strom von seinen Anwohnern Ubingi genannt werden und ersterer Name sich auf einen Theil des Kongo selbst beziehen.) Auch mehrere Nebenflüsse des Kongo hat Hanssens untersucht. Leider verlor er unterwegs am 26. Juni den Apotheker Ernest Counois am Gallenfieber; derselbe hatte Europa im August 1883 verlassen und war im März zum Chef der Station an den Stanley-Fällen ernannt worden —; es ist der zweite Todesfall binnen kurzer Zeit, der für die Schädlichkeit des Klimas am Kongo Zeugniß ablegt.

— Der italienische Marinelieutenant Massari, welcher in Matteucci's Begleitung 1880 bis 1881 Nordafrika von Aegypten über Dar-Fur, Wadai und Bornu bis zum Niger und der Küste von Oberguinea durchzogen hat, trat später in die Dienste der „Association internationale“ und erhielt den Befehl über die Station Manianga am unteren Kongo. Kürzlich wurde er nun von dem Generalverwalter de Winton beauftragt, an der Spitze einer Expedition das Kongoflußbett, der oberhalb des Stanley-Pool von Süden in den Kongo mündet, zu erforschen. De Winton selbst hat bereits den Unterlauf des Kwango einige Tagereisen weit befahren und mit seinen Anwohnern freundschaftliche Beziehungen angeknüpft; Massari soll dieses Werk fortsetzen, den Strom soweit aufwärts befahren, als dies für seinen Dampfer möglich sein wird und vielleicht eine oder mehrere neue Stationen errichten. Bekanntlich hat Major A. von Mechow den Kwango von Süden her bis etwa 5° 6′ südl. Br. befahren, wo die Steinbarre Kinguichi etwa auf der Grenze der Stämme Maiakalla und Makunde seinem Vordringen ein Ende bereitete. Von der Mündung des Kwango bei Kumouth bis zu dieser Steinbarre beträgt die Entfernung in der Luftlinie etwas über 200 km. (Hierbei sei erwähnt, daß A. von Mechow's „Karte der Kwango-Expedition“ soeben in 26 Blättern von eleganter Ausführung, freilich zu dem enormen Preise von 60 Mark bei Asher u. Co. in Berlin erschienen ist.)

— Ein sehr vielseitiges und vollständiges „Handbuch für Madeira“ hat der seit Jahren auf der Insel lebende Professor Dr. V. P. Langerhans unlängst auf Grund des besten englischen Handbuchs, desjenigen von James Yate Johnson veröffentlicht (Berlin 1884). Neben allen nur wünschenswerthen praktischen Angaben enthält es Kapitel über Geographie, Geschichte, Bevölkerung, Verwaltung, den Wein, Zoologie, Botanik, Geologie u. s. w., besonders aber zwei eingehende Abschnitte über Meteorologie und Aerztliches, in welchen der Verfasser viel Neues nach seinen eigenen Beobachtungen bietet. Literatur-Verzeichniß, Index, Uebersichtskarte der Insel und Plan von Funchal, nichts fehlt, um das Buch in jeder Hinsicht zu einem äußerst brauchbaren zu machen, und das nicht nur für den kranken Besucher der herrlichen Insel.

— Die „Association Internationale“ erfährt jetzt selbst von belgischer Seite einen heftigen Angriff. Das Brüsseler Blatt „La Réforme“ veröffentlicht nämlich aus dem Briefe eines Belgiers, datirt Stanley Falls (Pool?), 18. September, folgendes: „Ich höre soeben, daß wir uns mit den Eingeborenen zwischen Lutib (Lutete?) und Mwanga in offenem Kriege befinden. (Dieser Angabe, aber nur dieser allein, wird in No. 19 von „Le Mouvement Géographique“ widersprochen.) Oberst Sir F. de Winton, der die Truppen befehligt, soll mehrere Dörfer niedergebrannt und zahlreiche Gefangene gemacht haben. Wir befinden uns in Afrika auf einem Vulkane, der stets ausbrechen kann. Unser Leben hängt an einem Faden; denn wenn die Eingeborenen entschlossen sind, bleibt kein einziger Weißer hier noch drei Tage lang am Leben. Vor einigen Tagen wurde ein Plan, sämmtliche Weißen in Leopoldville zu vergiften und dann die Station zu plündern und zu verbrennen, entdeckt. Früher oder später wird dergleichen bestimmt vorkommen. Eingeborene, die von Boloko kommen, berichten, daß die Schwarzen die Station angegriffen und einen Mann, wahrscheinlich einen Zanzibarer, getödtet haben. — Veröffentlichen Sie diesen Brief nicht oder thun Sie es wenigstens so, daß mein Name nicht bekannt wird. Denn die Association versteht sich an denen, welche die Wahrheit sagen, zu rächen. Verschiedenen Belgiern sind Träger verweigert worden, mit deren Hilfe sie nach Europa oder wenigstens an die Küste zurückkehren wollten; dieselben waren krank und wünschten den Dienst der Association zu quittiren.“

Da diese Enthüllung nicht von portugiesischer oder französischer Seite kommt, die der Parteilichkeit geziehen werden könnte, sondern von einem Belgier und aus dem eigenen Lager der Association, so muß man ihr eine erhöhte Bedeutung beimessen, zumal in Verbindung mit den Anklagen, welche die Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik“ nach dem Tagebuche A. Schaumann's gegen die Association erhoben hat (s. „Globus“, Bd. 46, S. 256) und die bisher unwidersagt geblieben sind. Aber zu bedauern wäre es, wenn die Association, welche durch Convention vom 8. November vom Deutschen Reiche anerkannt worden ist, und welcher die Berliner Konferenz so bedeutende Rechte einzuräumen im Begriffe steht, wirklich nicht auf festeren Füßen stände, als wie obiges Schreiben andeutet.

Australien.

— Nach amtlicher Angabe stand die Bevölkerung der australischen Kolonien am 30. Juni 1884 in runder Zahl auf folgender Höhe: Viktoria 980000; Neu-Süd-Wales 880000; Queensland 260000; Südaustralien 313000; Westaustralien 35000 und Tasmanien 125000; zusammen 2553000.

Inhalt: Aus Dr. J. Montano's Reise auf den Philippinen. VIII. (Schluß.) (Mit sechs Abbildungen.) — Emil Meyger: Musik und Gesang bei den Chinesen. — Wilhelm Breitenbach: Der jetzige Stand der Slaverei-Frage in Brasilien. — Kürzere Mittheilungen: Fundstatistik der vorrömischen Metallzeit im Rheingebiete. Von E. Frhrn. v. Tröltsch. — Adrianow's Forschungsreise im Altai. Von H. Bay. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — Afrika. — Australien. — (Schluß der Redaktion: 21. November 1884.)

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Digitized by Google

14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED

LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or on the date to which renewed. Renewals only: Tel. No. 642-3405
Renewals may be made 4 days prior to date due.
Renewed books are subject to immediate recall.

JUL 27 1972 44

REC'D LD JUL 13 '72 -3 PM 5 9

LD21A-60m-8,'70
(N8837s10)476—A-32

General Library
University of California
Berkeley

590036
Globus.
G1
G5
v.46

590036
G1
G5
v.46
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

Digitized by Google